This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

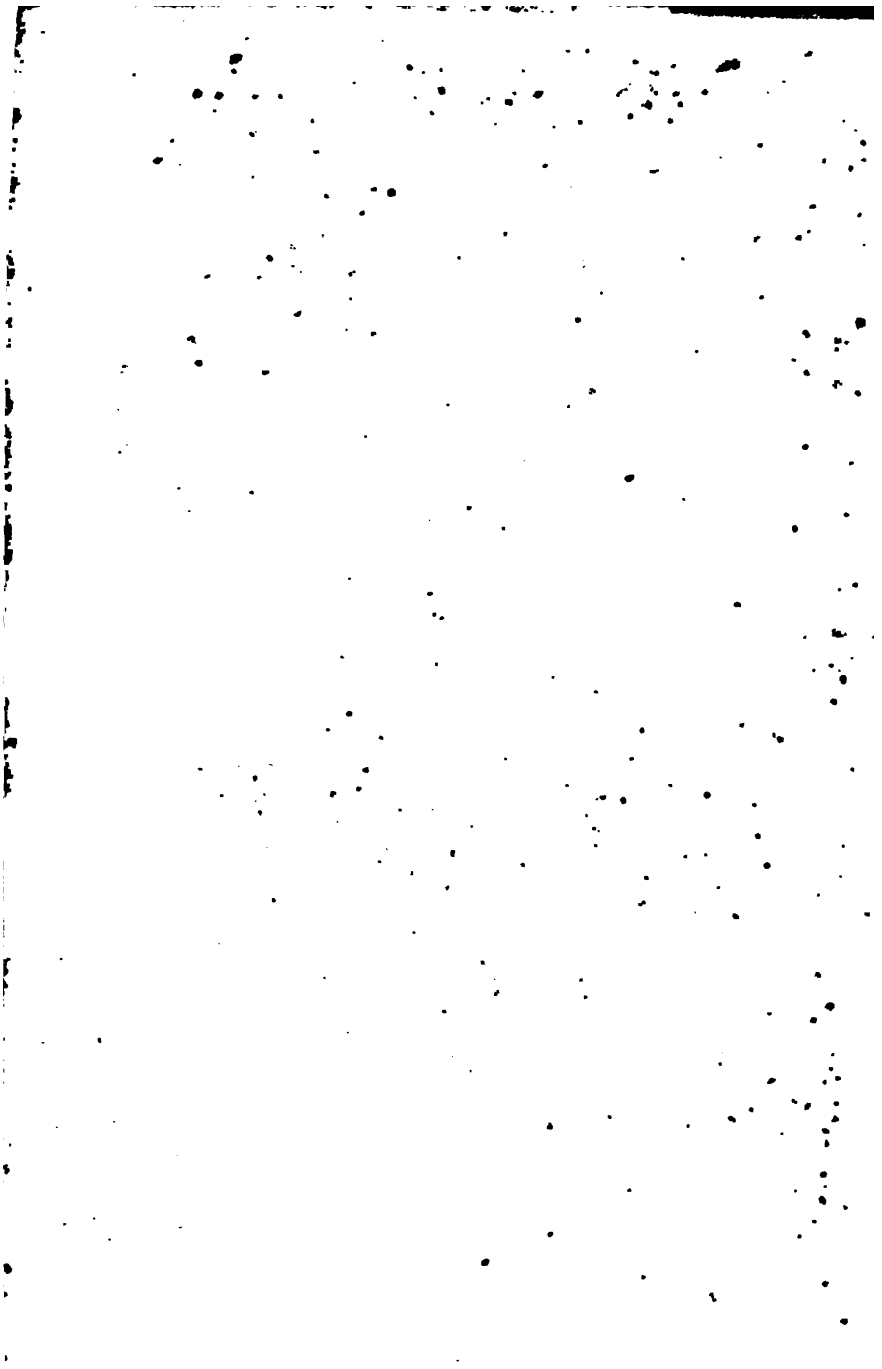
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Odysseeische Landschaften

von

Alexander Freiherr von Warsberg.

Erster Band.

Das Reich des Alkinoos.

Wien
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn
1878.

2860 e. 2.

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

An meinen Verleger.

Geehrter Herr!

Sie erinnern sich vielleicht noch, daß Sie im Jahre 1869 ein Buch von mir in Druck legten. Sie haben damals den „Sommer im Oriente", meine erste größere literarische Arbeit, sofort sehr freundlich aufgenommen und dem zu jener Zeit beinahe noch jugendlichen Autor sogar einiges aufmunternde Lob gespendet. Dadurch fühle ich mich verpflichtet, Ihrem Verlage auch dieses andere Werk anzubieten, das gleich nach der Vollendung des ersteren auf meinen fortgesetzten Reisen seinen Anfang nahm. Es entstand auch wie jenes in der Hauptsache, namentlich in Allem was Naturschilderung, Wiedergabe des Augenblickes ist, auf der Reise selbst. Zu Pferde, zu Wagen, wandernd und schiffend schrieb ich und schreibe ich. Es ist das eine Gewohnheit, die ich nicht überwinden könnte, auch wenn ich es anders machen wollte. Ein unwiderstehlicher Drang treibt dazu, der mich nur dann befriedigt und beruhigt, mit mir selbst wieder im Gleichgewichte sein läßt, wenn ich dem Papiere und Bleistifte ihre geforderten Rechte gewährt habe. Andere brauchen einen Begleiter um angenehm zu reisen, dem sie sich aussprechen können. Ich meide solche Geselligkeit sogar als mich störend, aber ich muß mich ausschreiben.

*

Ich arbeite dabei nicht anders als der Maler und Photograph, welche Landschaftsskizzen einsammeln. Vielleicht bin ich sogar ein noch getreuerer Biograph der Reiseerfahrung, indem Jene doch nur an hervorragende und auffällige Augenblicke ihre Thätigkeit knüpfen, ich die meine mich unablässig auf Schritt und Tritt begleiten lasse.

So habe ich Corfu gesehen und beschrieben, so Ithaka und so — wie Sie lesen werden — noch manches Andere. Und dafür beanspruche ich das Verdienst, als ein Photograph zu gelten und ein Skizzenzeichner nach der Natur, aber auch nur mit diesem bescheidenen Maßstabe gemessen zu werden.

Auf der Reise selbst, in einem Segelboote während der Ueberfahrt von Kephallonia nach Ithaka kam mir auch der Gedanke, diese also skizzirten landschaftlichen Bilder in einem Gesammtwerke zu vereinigen und heraus zu geben. Ebenso bildete sich in jener Stunde der Titel dazu, „Odysseeische Landschaften". Nur der Plan und Umfang des Buches hat sich in der redactionellen Ueberarbeitung erweitert, vertieft und verdichtet. Diese vollzog sich zufälligerweise zum größten Theile hier am Comersee, wo ich sie im Herbste des Jahres 1872 begann, damals nur oben in den Gärten auf dem Vorlandshügel der Villa Serbelloni, und heute schließe in den vielleicht noch bezaubernderen Gründen der Villa Giulia.

Fertig ist eine Beschreibung der Insel Corfu, welche ich Ihnen hiermit unter dem Namen das Reich des Alkinoos biete. Ebenso ein zweiter Band, der die Colonialländer der Korkyräer umfaßt und ein dritter, welcher das Reich des Odysseus, das ist Zante Kephallonia Ithaka und Leukadien, schildert. Trojanische Landschaften, welche die Ilias berühren, sind sogar im vorigen Jahre schon in den Bruchstücken eines großen Tagblattes (der „Neuen Freien Presse") veröffentlicht worden. Diese erweitert und ergänzt wollen in der neuen körperhafteren Gestalt folgen und ebenso noch vieles Andere zu Homeros

gehörige. So die Fabellande der Odyssee, das sind der Acheron und die Unterwelt, das Cap der Circe, die Lästrigonenstadt Gaëta, Skylla und Charybdis, die Sirenen- und Cyklopenfelsen und das sonnenvolle Land der Rinder des Helios. Auch den Telemachos von Pylos nach Sparta zu begleiten gelüstet es mich, und selbst den Weg so weit und beschwerlich zum himmelentsprossenen Strome Aegyptos gedenke ich die Leser zu führen, weil ich ihn zu dreien Malen schon gemacht habe und doch eigentlich das ganze Mittelmeer in den Bereich homerischer Landschaftsbilder gehört. Denn es ist beinahe kein ansehnlicher Ort, kein bedeutender Name der Geographie und Geschichte dieser eingeklemmten See, der in den beiden Bänden des Gedichtes, der Ilias und der Odyssee, nicht mit irgend einem bezeichnungsvollen Beiworte genannt wäre. Das homerische Werk ist wirklich ein poetischer Murray, ein in's Dichterische übertragener Bädecker dieser schönsten und denkwürdigsten Gegend unserer Culturgeschichte.

Und hiermit stehe ich und stelle ich Sie vor den Zweck meiner Arbeit. Er ist der einfache, das bescheidene Sprüchlein zu bewahrheiten, daß wer den Dichter verstehen wolle, in des Dichters Lande gehen müsse, und dem Unglücklichen, der dieses nicht selbst auf eigenen Füßen thun kann, wenigstens einigermaßen Ersatz zu verschaffen, indem ich dem edelsten und vollendetsten Gedichte, welches die Zungen aller Völker und Zeiten haben, in möglichst breiter und deutlich ersichtlicher Ausführung den landschaftlichen Hintergrund und dadurch manche Erläuterung und Abwehr von stubengelehrten Vorurtheilen gebe. Ich bin in dieser thatsächlichen Weise den Homer zu studiren so weit gekommen, daß ich Ihnen gestehe, Jeden zu bezweifeln und zu belächeln, der mir behauptet, anderswo den ganzen Homer verstanden zu haben als in diesen mittelmeerischen Landen. Das Bild wenigstens, das unsere deutsche Schulgelehrsamkeit mit dieser Prätension nach und nach typisch

davon aufgebaut hat, ist dieser von mir auf den Stätten des Gedichtes angeschauten Wahrheit ungefähr gleich nahe, wie die höchst klägliche Comödie und der höchst grausame Tod des Pyramus und der Thisbe in Shakespeare's Sommernachtstraum einer Tragödie des Aeschylos. Nur indem man alle diese Fälschungen unserer Schulstudien vergißt, was sich aber leider nur sehr schwer auf friedlichem Wege bewerkstelligen läßt, denn tabula rasa zu machen glückt doch eigentlich nur den gewaltthätigsten Revolutionen, und indem man dann nichts mehr in's Auge faßt als die roheste, nackteste Wirklichkeit der levantinischen Lebensformen, kann man sich die Iliade und Odyssee wieder beleben und vergegenwärtigen, commentiren und erläutern. Selbst die heutigen Kleider des Orientes stehen den Gedichten näher als die steifleinene sogenannte antike Gewandung unserer Illustrationen; der Typus der Menschen, das Haus, der Ackerbau, die Städteanlage, die Seefahrt, die Eintheilungen des Tages, die Gewohnheiten sogar beinahe gänzlich, und auch von den religiösen Anschauungen immer noch ein großer Theil.

Aus dem Oriente kömmt eben nicht nur das Licht, aber dort ist auch die Ruhe und Beharrlichkeit und der ewig unveränderliche Born eines ursprünglicheren und gesunderen Geistes, der die Menschheit immer wieder umtauft, wenn sie sich drüben im Occidente an materialistischer Ueberfeinerung zu Grunde gerichtet hat.

Sollten Sie nun, geehrter Herr, diesen angestrebten Zweck einer größeren Verdeutlichung der homerischen Gedichte durch diese landschaftlichen Schilderungen auch für Andere, wenn auch nicht erreicht, so doch das Mühen in dieser Richtung nicht ganz erfolglos und also dieses Werk würdig der Ehre Ihres Verlages erkennen, so bitte ich Sie, dem Buche diesen Brief als Vorrede vordrucken zu lassen und durch denselben in meinem Namen allen deutschen Professoren die Bitte um

Vergebung vorzutragen, falls sie sich durch manches hitzige Wort dieser Schrift beleidigt fühlen sollten. Es ist nicht immer so gemeint als es klingt, und ich erkenne hiermit bescheiden an, daß ich mir die Herren auf anderen Gebieten homerischer Wissenschaften hundertfältig überlegen weiß, und daß dieses auch nur in dem Rausche der Freude geschrieben wurde, die homerischen Gedichte sur les lieux lebendig erkannt zu haben. Betrunkene aber sind, wie bekannt, gleich den Wahnsinnigen nicht zurechnungsfähig. Es kömmt auf den Wein, der sie trunken machte, zu ihrer Entschuldbarkeit nicht an. Und ich erhebe in keiner Weise den Anspruch in die Zunft der deutschen Büchergelehrten, der Philologen, Archäologen, Mineralogen, Botaniker, Philosophen und Historiker eingereiht zu werden. Im Gegentheile, ich bin und bleibe Dilettant mit der Feder, freue mich dieses Zustandes und seiner Freiheiten, will aber auch, wo ich das Minus der ehrenvollen Stellung trage, keine strengeren und härteren Gesetze auf mich angewendet sehen. Meine Pairs sollen mich richten.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung und Verehrung, womit ich im Geiste und in der Wahrheit bin und bleibe

ein Bürger von Ithaka.

Comersee, Villa Giulia, Dienstag den 27. März 1877.

Einleitung.

Auf der Fahrt.

Dear Nature is the kindest mother still,
Though always changing, in her aspect mild;
From her bare bosom let me take my fill,
Her never-weaned, though not her favoured child.
Oh! she is fairest in her features wild,
Where nothing polished dares pollute her path:
To me by day or night she ever smiled,
Though I have marked her when none other hath,
And sought her more and more, and loved her best in wrath.

Byron, Childe Harold.

Triest, Hôtel de la ville.

Donnerstag, den 10. November 1870.

Wien verließ ich vor mehreren Tagen schon im unfreundlichsten kältesten Wetter, das dort früher noch als sonst den Winter begonnen. Heute aber, bald nach der Abfahrt von Graz, leuchtete die Sonne und wurde so warm, daß der Mantel belästigte. Indeß auch in Untersteiermark haftete kein Laub mehr auf den Wäldern, nicht einmal das abgeblühte gelbe, das in Graz noch die Gärten melancholisch zierte. Die ganze Farbe der Landschaft durch diese schönen Berggegenden war eine völlig täuschend winterliche, auch Feld und Wiesen, als sei der Schnee nur eben abgeschmolzen, schon traurig todtgrau. Schneegepanzertes Gebirge starrte bei Cilli im Westen aus beglänzten Nebeln. Dann ward es wolkig und dadurch bald — noch ehe der Tag in Wahrheit geschieden — undurchsichtig dunkel.

Auf dem Karste starb eine Bora aus. Seine weiten Hochflächen lagen wie ein versteinertes Meer, ihm unsagbar ähnlich. Wer es nicht besser wußte konnte kaum begreifen, daß dieses etwas Anderes sein solle. Wolkenbündel wogten darüber, und noch höher im reinen Dunkelblau leuchtete der Vollmond. Die ziehenden Schatten und Wolken rangen wie die Geister der Hunnenschlacht, die Kaulbach so glücklich gemalt, hinauf- und hinabsteigend, sich mischend und um-

armend und in weiten dünnen Streifen entfliehend. Es ist nur ein Gottesacker hier oben der ausgestorbenen steinernen Natur wie der Geschichte. Denn jene Hunnen und Gothen, welche von den klugen Römern zu der gespenstigen Völkerschlacht von Chalons verhetzt wurden, sind oftmals über diese Uferberge gezogen. In classischen, antiken Zeiten — wie wir denn überall und immer in Allem wieder die alten Wege gehen — führte hier vorbei die via Aemilia, welche Italien mit dem Oriente verband. Und jene unglücklichen nordischen Barbaren liebten schon diese zwei Südländer mit derselben Sehnsucht, welche auch mich alljährlich dorthin zieht.

Rechts im Westen, aber unten am Meere, von woher das geisterhafte Gewölke kam, steht die Falkenburg Monfalcone. Auch eine Erinnerung aus den Völkerwanderungen. Sie zerstörte 452 Attila nach grausam blutigem Sturme. Daneben kriecht der kleine Timavo in das adriatische Meer. Er aber schon mit homerischer Sage, daß der Diomedes der Ilias ihn beschiffte. So nahe unserer prosaischen Heimat beginnt die homerische Landschaft und darum leitete ich mit diesem Karstbilde ihre Schilderung ein. Wie Alles zusammenstimmte, diese Erinnerungen und das Licht, der Wolkenzug und das weite Steinfeld, wurde es mir eines der großartigsten Landschaftsbilder das ich je gesehen, nicht gesucht und nicht erwartet, wie so oft das Beste des Lebens zufällig gegeben wird. So thaut ein Gewitterregen plötzlich auf das dürre Land herab.

In Triest fand ich die Witterung in einen lauen Sciroccoregen geschmolzen und so warm, daß ich jetzt um Mitternacht das Fenster bei einer Temperatur von 16 Graden Réaumur offen halte. Nach dem Essen machte ich trotz dem Regen einen Spaziergang zum Meere auf die beiden Moli di San Carlo und Giuseppino. Es ist mir wieder völlig wohl und heiter im Körper wie im Gemüthe, seitdem ich

dieſe Luft athme, die See rieche und den Geſtank der Schiffe, der aufgeſtappelten Waaren einſauge. Das wird jedesmal meine Umtaufe zum Südländer. Auch eine Weiſe der Sehnſucht Mignon's genug zu thun. Ganz Trieſt riecht als ſei es ein einziges großes Gewürzkrämergewölbe. Wer aber hat je die Märchen von Tauſend und einer Nacht geleſen und glaubt ſich dann nicht beim Eintritte in einen Specereiladen nach Bagdad verſetzt? In Wahrheit ſteht man auch in jeder europäiſchen Hafenſtadt des mittelländiſchen Meeres ſchon mit einem Fuße im Orient.

An Bord des Lloyd-Dampfers Vesta.

Samstag, den 12. November 1870.

Gestern in Triest füllten Vorbereitungen zur Reise den Tag, Abends Spaziergänge auf den Moli zwischen den schwankenden Schiffen. Regnerisches Sciroccowetter erhielt sich, doch wurde kein Feuer in den Zimmern nothwendig. Heute stießen wir erst um 4 Uhr statt um 2 Uhr vom Hafendamme ab. Die Einschiffungsarbeiten waren wie gewöhnlich nicht rechtzeitig fertig geworden.

Es ist immer wie der Beginn eines neuen Lebens wenn man eine Seereise antritt. Meine diesmalige Neugeburt nahm ihren Anfang mit einem gräulichen Sturme, der fortwährend auch als Bora drohte, doch im hauptsächlichen sich aus dem Südwesten gegen uns erhielt. Alles lag schmutzig grau und die Welt war enge begrenzt. Abends umdonnerten Gewitter den ganzen Gesichtskreis, die mit senkrechten Feuerzungen in die See griffen. Erst jetzt, Nachts 9 Uhr, klärt der Mond den Himmel, wenigstens die oberste Wölbung. Aber der Sturm steigert sich noch und der große Dampfer rollt noch fürchterlicher von rechts nach links. Das ist eine ganz odyssеeische Seefahrt und ein homerisches Schifflein würde diesem Wellensturme und Wolkendrange nicht widerstanden haben. Ino Leukothea hätte mir mit ihrem Schleiergürtel schon längst zu Hilfe kommen müssen.

An Bord der Vesta.

Sonntag, den 13. November 1870.

Klarer Tag; derselbe Wind steht ununterbrochen gegen uns. Ein homerisches Segelschiff, wie hoch geschnäbelt es auch gewesen wäre, hätte mit solchem Wetter Wochen der Fahrt gebraucht um die kurze Strecke nach Scheria zu überwinden.

Wir passiren schon um halb zwei Uhr die Straße zwischen Lissa und Busi. Das Gebirge von Lesina und die dinarischen Alpen dahinter ragen weiß und grau in ihrer angebornen Kalkfarbe auf; Busi aber und das höhere St. Andrea, der Scoglio von Pomo, diese hohe wirklich apfelförmig auf der See schwimmende Masse, und Kammik liegen in schönen dunkelgesättigten Düften des Südens. Auf Lissa, dem alten Issa der Griechen, ist noch alles grün, einige Sträucher sogar junggrün ihrer Färbung nach. Es mögen Myrthen sein im dunkleren Laube der Oliven. Durch das Glas sehe ich viel Volk auf dem Strande von Comisa stehen, das unserem Dampfer nachstaunt. Es ist der Sonntag der sie müßig sein läßt und uns dadurch auch bemerkbar wird. Die Kirche des Ortes, ansehnlich in gelbem Steine mit zwei ungleich hohen Thürmen, steht abseits einige Stufen höher als die Häuser, vom Oelwald umschlossen. Heinrich Noe in seinem frischen Buche über Dalmatien und dessen Inselwelt, das ich eben lese, läßt Issa in alter Zeit berühmt sein durch die Gewandtheit seiner Seeleute und die Schnelligkeit seiner Barken. Wie verändert die Zeit nicht blos die Menschen auch die Gegenden! Vielleicht erhalten sich sogar die ersteren noch mehr von ihrem ursprünglich eingebornen Typus als Berg und Thal. Nur das Meer ist das ewig unveränderliche. Kahl und nackt liegen heute diese Inselhäupter, die doch nach dem Zeugnisse ihrer Namen einmal schwarz vom Walde waren. Curzola, das sich schon hinter uns zeigt, hieß ehemals — ein zweites Corfu — Corcyra, die schwarze, um des Baumhaares seiner Pinien-

und Fichtenwälder wegen. Es sind seitdem wahre Stiefkinder des Schicksales geworden diese Inseln und Küsten der östlichen Hälfte des adriatischen Meeres. Obwohl durch Jahrtausende die nächsten Nachbaren, das unmittelbare Gegenüber der glänzendsten Civilisation der Menschheit, steigen sie kaum je über die erste Stufe der Wissenschaft, des Reichthumes und der Künste hinauf. Es ist als liege ein altverdienter, erbsündlicher Fluch auf ihnen, vielleicht derjenige, welchen Medea mit sich trug, die diese Straße herabgekommen. Keine Stelle der Erde scheint bleibend übler vom Verhängniß bedacht. Jede andere hatte doch einmal für einen Augenblick wenigstens ein Aufblühen der Körperkraft und des Geistes. Hier dorrt ewig Alles seit der Geburt der Erde und blieb in fleischloser, chaotischer Klippe liegen. Und das einzige weltgeschichtliche Leben, das den Muth fand sich auf diesen Steinen anzusiedeln war ein müder Kaiser und der hl. Hieronymus, welche Rom und das Leben flohen, und in jüngster Zeit ein junger Prinz, der unzufrieden mit sich und seinem Vaterlande in trotziger Einsamkeit den Plan sich ersann zum tragischesten Fürstentode der Gegenwart. Also nur Sterben und Verderben in der Gegenwart wie in der Vergangenheit ist das Schicksal dieses dalmatinischen Landes. Ob auch in der Zukunft? Ich wünschte der Mann zu sein der daraus Oesterreichs Weltmacht im Mittelmeere und Orient erschüfe. Denn die besten See- und Handelsleute dazu sind vorhanden und Stammestreue zum Hause Habsburg, aber nur nicht in Wien die Einsicht und das Verständniß und nicht die Kenntniß des Landes und der Leute, daß dieses möglich und daß dieses die einzige angeborene Aufgabe Oesterreichs und dieser seiner küstenreichsten Provinz sei.

Unsere Aemter haben sich die Entschuldigung für ihr Uebersehen, ihr Vergessen und Nichtsthun zurecht gelegt, daß Dalmatien ohne Hinterland sei und ihm deshalb keine Ent-

wickelung gegeben werden könne. Das ist eine Lüge wie die meisten allgemein giltigen Phrasen. Die Wahrheit ist, daß die Herzegowina zu ihrer Entwickelung Dalmatien brauchte, nicht aber Dalmatien sie. Dalmatien hat kein Hinterland und wird niemals reich werden durch den Bedarf der armen Berge hinter ihm. Aber es hat die ganze Welt vor sich. Dorthin aber, nach dem Meere durch klug unterstützte Handelsdampfschiffs- und Segelschiffahrts-Gesellschaften ihm die Wege zu bahnen hat man unterlassen. Zuletzt freilich muß Gott selbst die Geduld mit uns verlieren, wenn er solche Verschwendung mit seinen Gaben ein Jahrhundert um das andere fortüben sieht. So verliert man auch die anderen Provinzen, wie wir Venedig und die Lombardie schon verloren. Kein Volk wie kein Individuum erträgt auf die Dauer die Nichtverwendung seiner angeborenen Kräfte. Es vermodert oder revolutionirt*).

An Bord der Vesta.

Montag, den 14. November 1870.

Weißer Schaum fegte Morgens über die blaue erregte See. Der Wind heulte wieder mit beinahe nicht zu widerstehender Kraft aus dem Süden. Das Schiff jedoch, schwer geladen, steht trefflich in der See, daß mir die eigene Erfahrung das homerische „gleichschwebend" in die Feder dictirt. Möven, die Sturm künden, folgen uns unablässig. Man kann den seltsamen Flug dieser doppelartigen Bewohner des Meeres nicht naturgetreuer schildern als dieses Homer thut in den

*) Ich bemerke hier ausdrücklich allen denjenigen säumigen cis- und transleithanischen Ministern gegenüber, welche Oesterreich regieren oder regiert haben und diese Kritik als eine oberflächliche der Vogelperspective bemängeln wollen, daß ich auf anderen Reisen Dalmatien und die Inseln nicht nur betreten, sondern auch das Land und die Leute studirt habe.

drei Verſen der Odyſſee, wo er den Gang des rüſtigen Argosbeſiegers, des Gottes mit dem Goldſtabe ihm vergleicht:

„wie die Möve,
Die um furchtbare Buſen des ungebändigten Meeres
Fiſche fängt und ſich oft die flüchtigen Fittige netzet;
Alſo beſchwebte Hermeias die weithinwallende Fläche."

So trat ich nie in die homeriſche Welt ein ohne nicht gleich auch durch das Leben ſelbſt, durch irgend eine Naturerſcheinung an den Dichter und ſein Gedicht erinnert zu werden. Er ſah beſonders, und dieſes iſt eben das Schwierigſte aber dann in der Dichtung auch das Geſtaltungsvolle, die Kleinigkeiten deutlich und knüpfte an ſie ſeine Bilder und Vergleiche. Solch ein richtig gemalter Mövenflug gibt dem Leſer, der das fern von der See lieſt, aber ſelbſt einmal ſo geſehen hat, die ganze Wahrhaftigkeit eines mittelmeeriſchen Sturmtages wieder. Die Worte legen ihm den ſchrillen Pfiff der breitflügeligen Vögel und das ängſtliche Zittern der Segeltaue in das Ohr; den friſchſalzigen Geruch und Geſchmack der hochaufgewehten Schaumwellen in die Naſe und auf die Zunge; in das Gefühl nicht allzukalte Luft und vor die Augen eine hohle See mit eilig gerollten weißen Wogen auf tiefblauem Unterfutter; einen kornblumenblauen Himmel mit dünnen, heftig gedrängten und getriebenen Streifenwolken über das Haupt und überallhin und überallher große, unendliche Einſamkeit, die aber nicht leer iſt, die das Gefühl begeiſtert, erhebt und ſtählt, und Gedanken gibt, wie ſie auf der Erde nirgends, auch nicht auf der Gletſcherhöhe der Alpen entſtehen. Und laſſe ich dann zu Hauſe die Erinnerung nur noch etwas weiter arbeiten, ſo ſehe ich auch den Hermes wieder, denn merkwürdig genug begleiteten uns die Möven bis zu dem Augenblicke, da wir der Inſel der Kalypſo nahe waren, wo er zu Homer's Zeiten ſich erſt entzauberte:

Als er die ferne Inſel Ogygia jetzo erreichte,
Stieg er aus dem Gewäſſer des dunklen Meeres an's Ufer.

In aller Frühe schon fand ich uns auf dem Ausgange des adriatischen Meeres, also an der Schwelle odysseeischer Lande angelangt. Einzelne Gipfel, sonnengetroffen, ragten weiß aus dem entfernten illirischen Continente über die noch schneelosen Küstengebirge empor. Tief in das Land hinein sichtbar that sich die Bucht von Avlona auf, den doppelhöckerigen Felsen Saseno als Sperre davor. Er ist noch zugeschoben dem Riegel, welchen schon das akrokerauniſche Gebirge mit dem Capo Glossa, auch Capo Linguetta genannt, vor dem weiten und sicheren Busen wie vor dem adriatischen Meere überhaupt bildet.

Um halb zwölf Uhr Mittags passirten wir das Cap und traten in die jonische See. Manche Landesgrenze ist weniger merkbar als diese hier zweier Meere. Es war nun die Luft schon so erwärmt, daß ich dem Sturme zum Trotze doch den ganzen Tag ohne Mantel auf dem Verdecke bestehen konnte.

Die akrokerauniſchen Berge sind wüste, grau, kahl, finster wie ihre Namen und ihre Sagen. Immer sah ich sie so, aber doch nie ihrem Rufe zustimmender als heute. Es ist eine lange beinahe überall gleichmäßig hohe Mauer mit steilem Absturze unmittelbar in die See, eine wahre Eisenküste wie Murray sie nennt. Unten bemerkte ich zwei hohe Höhlen, wahre Höllenthore, in den Kalk eingewaschen, vielleicht auch wirklich einmal in der Phantasie der Griechen Pforten der Unterwelt, die ja ein antiker Aberglaube hieher verlegte, wie er auch in urältester Zeit einen Tempel der finsteren Eumeniden an dieses unfreundliche Gestade gestellt hatte. Nur der Tsikaberg, der höchste Gipfel, hebt sich mit einem merklicheren Horne aus der gleichgestreckten Reihe. Erst das folgende Gebirge, das die Alten Chimera nannten und das nach seiner heutigen Hauptortschaft, die auch auf dem alten Flecke blieb, immer noch Chimara heißt, ist mannigfaltiger gestaltet durch die Profile seiner Gipfel wie durch die tiefer eingefalteten Thalungen

seiner Abhänge. Ein weißer Sandstrom kommt jäh in einer derselben unmittelbar in die See hinab. Ortschaften kleben hoch oben.

Zwei Trabakeln, kecke Segler in solchem Sturme, fuhren uns dort in den Weg. Wir ließen sie rechts hin ausweichen nach dem freien Meere zu. Sonst blieben wir den ganzen Tag allein mit hermeischen Möven.

Fano, die ogygische Insel, dieser erste liebliche Bote des schönen Corfu zeigte heute nichts als seine unverwüstlich erhabenen Formen. Die Farben waren ihm umnebelt, verdüstert. Nur Capri ist noch reizvoller gemeißelt. Sonst aber hat die Natur nirgendswo ein classischeres Sculpturbild. Man kann solche herrliche Gestalt kaum für das Product roher zufälliger, unbedachter Kräfte nehmen. Dann könnte es ja die Sistinische Madonna und die Venus von Milo auch sein. Ich glaube an längst vergangene Zeiten und an Götter, die sich solche Lieblingssitze der Schönheit erschufen, wie sich Fürsten mit Bedacht und Geschmack ihre Landhäuser und Paläste bauen. Auch solchen Architekturwerken sind ja gar oft die Autornamen verloren gegangen und wer die Villa Madama gebaut scheint heute schon beinahe unbestimmbar wie der Ursprung dieses ogygischen Eilandes.

Rauh ist die Insel von Wald und der Göttinnen eine bewohnt sie:
Atlas Tochter, des allerforschenden, welcher des Meeres
Tiefen umher durchschaut und selbst die erhabenen Säulen
Aufhebt, welche die Erd' und den wölbenden Himmel sondern.

Auch die „schöngebildete Grotte" fehlt nicht auf der Westseite der Insel zur erzwungenen Umarmung des liebelosen Odysseus mit der liebevollen Göttin. So groß ist die gewölbte Kammer, daß sie im byzantinischen Mittelalter den Seeräubern als gemächlicher Versteck dienen konnte. Doch hat sich der Name Ogygia erst spät an dieses Eiland geheftet, wahrscheinlich durch das Werk des Prokop als sie im Volksmunde Othronos

hieß. Mir gaben diese bildlichen Zeilen der Odyssee immer den Eindruck, daß man zuverlässiger dem Sinne des alten Epos „die umflutete Insel" der Tochter des Atlas nahe der spanischen Küste, also auch den Säulen des Herkules, der hier wohl als Atlas gemeint ist, suchen müsse. Warum nicht Majorca, das leicht „rauh von Wald" in so alter Zeit zu denken ist? Auf Fano lebt jetzt eine Bevölkerung von tausend Seelen und mit ihnen die Sage, daß in den Felsen große Schätze verborgen seien, welche eine Prinzessin mit sich dorthin geflüchtet habe gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Vielleicht ist das auch eine Erinnerung an die Beute der Räuber, welche in der Grotte der Kalypso versteckt wurde. Sie zu entheben und die wachehaltende Göttin zu entzaubern ist die einzige Hoffnung, welche den armen Fischern auf dieser schöngestalteten Klippe zu fassen möglich ist. Die Leute haben sonst nur das unfruchtbare Meer und den dürren Fels und wenige duftende Kräuter und Sträuche.

Corfu lag trübe, wirklich „wie ein Schild im dunkelwogenden Meere". Es ist diese sprechende Aehnlichkeit mit dem homerischen Vergleiche das erste, durch keine philologische Theorie wegzuleugnende Zeugniß welches dem Kommenden wird für die Identität Scheria's mit dem historischen Korkyra und Corfu. Besonders bei trübem Wetter oder wenn die Nacht die Ferne schon dunkelt und die Einzelheiten im Bilde auslöschen und nur der äußere schwarze Schattenriß bleibt und am meisten für den aus dem Norden Herabsteigenden meldet es sich mit dieser Täuschung an. Und Odysseus kam ja ziemlich mit mir denselben Weg und auch das Licht, in welchem er die Insel zuerst sah, war wie heute nächtlich dunkel.

Es war schon völlige Nacht als wir zwischen das Festland und die Insel eintraten, verdüstert noch durch Gewitter und Regenschauer.

Siehe, da naht er sich schon dem phäakischen Lande, dem großen
Heiligen Ziele der Leiden, die ihm das Schicksal bestimmt hat!
Aber ich meine, er soll mir noch Jammer die Fülle bestehen!
Also sprach er, versammelte Wolken und regte das Meer auf
Mit dem erhobenen Dreizack; rief jetzt allen Orkanen
Aller Enden zu toben, verhüllt' in dicke Gewölke
Meer und Erde zugleich; und dem düstern Himmel entsank Nacht.
Unter sich stürmten der Ost- und der Süd- und der sausende West-
wind,
Auch der hellwehende Nord und wälzte gewaltige Wogen.
Und dem edlen Odysseus erzitterten Herz und Knie.

Ganz so machte es mir Poseidon noch in der letzten Stunde der Reise und bei der Ausschiffung, die ich mit vielem und großem Gepäcke weit vom Lande in einer kleinen Barke zu bewerkstelligen hatte, daß mir wirklich Augenblicke kamen, wo ich mit Odysseus aufseufzen konnte:

Ha! wie fürchterlich Zeus den ganzen Himmel in Wolken
Hüllt und das Meer aufregt! Wie sausen die wüthenden Stürme
Aller Enden daher! Nun ist mein Verderben entschieden!

und ich die Gefahr sah, daß mein großer Kleiderkoffer oder das Bücherreservoir krachend hinab vor der Wuth der fürchterlich sausenden Windsbraut stürze und mich selbst „mit einmal die rollende Wog' an das Gestade werfe" zu ganz odysseeischer Landung auf Scheria.

Erst nach einem stundenlangen Kampfe dieser Barke mit „dem steilen schrecklichen Wassergebirge" landeten wir völlig durchnäßt an der Dogana. In der Stadt, auf den Gassen, in meinem Zimmer fand ich milde, weiche, jonische Luft, daß ich alles Unwetter vergaß wie Odysseus da er sich unter den gastlichen Olivenbäumen gebettet und im „unendlichen Abfalle der Blätter verborgen hatte gleich dem Samen der Glut in dunkler Asche". Und wie ihm „goß auch mir Athene Schlaf auf die Augen, damit sie schnell mich erquicke von der zerquälenden Arbeit, die Wimpern sanft mir verschließend".

Erſtes Buch.

Die Stadt und ihre nächſte Umgebung.

Schweigend beug' ich das Haupt; unendliches Bangen und Ehrfurcht
Preßt mir im Buſen das Herz und die männlich drängenden Pulſe.
Zwiefach ragende Burg, die hinausſchaut weit in die Meerbucht,
Dich begrüß' ich zuerſt, wo Alkinoos heilige Stärke
Spendete glänzendes Mal dem großen Dulder Odyſſeus!
Heilige Höh'n dann euch, die mit weitgebreiteten Armen
Gürten den mächtigen Port, von felſiger Klippe beſchirmet;
Dich dann Iſthome auch, der fern aus dem Herzen des Eilands
Schaut über Hügel und Stadt nach ſtolzem Gebirg der Theſproten;
Stille Fluth dich zunächſt, in die der zitternde Mondſtrahl
Schimmernde Kreiſe verwebt, ein Bild der Sterblichen Leben!
Euch, Geſtirne, zuletzt, geheimnißbergende Wächter!
Erde, Himmel und Meer, — euch Geiſtern nun verſunkener Helden,
Und euch Göttern zumal, Bewandlern dieſer Geſtade,
Allen künd' ich mich an, ein Sohn entlegenen Landes.
..... Nur du, Verganzenheit, weile,
Hülle täuſchend mich ein und gib mir Wachenden Träume
Wie Homeros ſie ſang und wie ſie geben die Götter! —

Proteſch.

1. Capitel.

La Fortezza vecchia.

Hôtel St. George, Montag, den 15. November 1870.

Als nun die Morgenröthe des andern Tages emporstieg,
Siehe, da ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels
Glänzte die stille See.

Und wirklich auch so, ganz odysseeisch zu gleicher Vergeltung für die gestrigen Leiden der See brach heute mein erster Tag auf Scheria an. Durch Cypressen, über die Felsabstürze und an den Thürmen der Festung vorbei sehe ich meinen Fenstern gegenüber das blaue Meer und die rothen Berge Albaniens. Ich nahm gleich diese Uebereinstimmung mit der Dichtung für ein Vorzeichen, daß auch mir phäakische Tage hier bestimmt seien, wie man im Mittelalter den Virgil aufschlug um aus der zufällig gewählten Stelle sein Schicksal zu lesen. Schon um zehn Uhr Morgens und im Schatten meines Zimmers zeigte das Thermometer siebzehn Grade Réaumur. Wie nur am Genfer See und dort im Sommer konnte ich mich bei offenen Fenstern ankleiden.

Schon in einem früher erschienenen Buche*) habe ich die von Norden gegen Süden zugespitzte Gestalt der Insel einer Keule verglichen. Ich kann auch heute nur an diesem Bilde festhalten und es weiter ausführend sagen, daß wie

*) Ein Sommer im Oriente. Wien 1869, bei Gerold.

ein Knorpel auf dieser Keule das Vorgebirge sitzt, welches aus dem festen Körper der Insel auffallend merklich gegen Osten vortritt. Es ist steinig, nackt, steil und hoch, nur schmal mit dem Lande verbunden, und spitzt sich in einen gothischen Thurmfelsen zu. Ischia und die Nordküste von Sicilien haben solche eigenthümliche Vorposten. Auf beiden Seiten im Norden und Süden daneben runden sich zwei Buchten ein. Die südliche, der schöne, weiche, friedliche Golf von Castrades, ist heute bis auf wenige Fischerbarken immer leer und unbenutzt, eine Wüstenei nach den Handwerksbegriffen der Marinaji. Die glatte, ebene via Marina, eine der schönsten Fahrstraßen der Welt, umzieht ihn auf ihrem Wege zu den Luxusgärten der Corfioten. Die Straße selbst auf ihrer Landseite ist von den weißen Häusern zweier dörflichen Vorstädte begrenzt, Antimomilo und Garitza wie sie die Griechen, Molino veneto und Castrades wie sie die vielen hier einheimischen Italiener und Malteser nennen und so auch die vorletzten Herren der Insel, die Engländer, auf ihren Karten nannten. Die andere nordwärts geöffnete Bucht aber, der die Wasserstraße vom adriatischen Meere her gerade in die Arme fällt, dient heute als Hafen der Hauptstadt. In ihr ankern und zwar ziemlich nahe dem Ufer die großen Postdampfer und die Kriegsschiffe; dort schiffte auch ich mich gestern Abend aus, und liegen manchmal Segelboote sogar in gedrängter Fülle. Bewegung ist auf diesem Wasser, ein Hin und Her von Kähnen beinahe immerwährend sichtbar. Und von ihm herauf und auch gegen Norden gekehrt steigen die Häuser der Stadt, die ärmsten und geschäftigsten zu unterst mit vielem Gassenlärm, die reichen, stillen, vornehmen oben, um sich auf der kleinen Hochfläche des Vorgebirges einigermassen bequemer ausbreiten zu können. Aber bis zu einem Garten brachte es auch dort keines. Das ließen die Gesetze und die Enge einer immer sehr strengen Festung nicht zu. Denn Mauern und Gräben

umspannten und umspannen zum Theile noch immer die Stadt, und rechts und links von ihrem gegen Norden gekehrten Gesichte, auf dem östlichen Thurmfelsen, wie auf einem andern Vorhügel im Westen ragen Castelle auf, und hinter ihr im Rücken, um sie auch gegen das Innenland zu schützen, reichten sich drei andere Forts die Hände.

Nur auf dem ehemaligen Glacis der Festung, zwischen der letzten Häuserzeile der Stadt und dem Thurmfelsen erfrischt Grün das Auge. Man hat Wiesen darauf gelegt und Alleen von schattigen Ulmen und Cypressen gezogen, die mit Unterholz von mächtigen Geraniumstauden gefüllt sind, und nennt jetzt den langen, ovalen, nur gegen Süden etwas gehobenen sonst völlig ebenen Platz la Spianata. Auf alten Karten findet sich dort ein Kirchlein und eine Windmühle verzeichnet und in Chroniken lesen wir, daß noch im Jahre 1599 ein Turnier auf diesem Felde stattfand. Es endigte mit dem Tode des Ritters Romanello da Viterbo, eines Condottiere im Dienste Venedigs, der eben die Fortezza nuova befestigte. Er hatte die Ausforderung ergehen lassen, welche die Nobili Niccolo Scliri und Niccolo Luciani von Corfu annahmen. Der erstere erstach ihn am zweiten Tage des Waffenspieles. Heute ist die Spianata dem ungefährlicheren Paradedienste der Garnison, den Spaziergängern und den Kindermägden überlassen.

Vom Süden über Felsensturz und Klippengewirre leuchtet das Meer, das immer Sehnsucht gibt, herauf mit warmen Buchten, den strengeren Bergen des Festlandes und milden grünen Uferhügeln der Insel. Im Westen zäunen den Platz die letzten Häuser der Stadt mit Arkaden und den besten Gasthöfen. Im Norden schlossen ihn die Engländer durch den beinahe griechisch-antiken Palastbau der Regierung, dem rechts und links Säulengänge und Triumphpforten anhängen, durch welche auch hier das Blau des Meeres und der Berge herauf-

schimmert. Vor der Fronte des Palastes liegt ein Gärtchen in den Platz hinein, das ganz tropisch duftet von immerblühenden Rosen, von dunkeln Garuben, goldleuchtenden Orangen und zitterigen Palmen. Eine Statue steht mitten darin in diesem Blumenstrauß. Gleich daneben auf der Kante des Vorgebirges, und dieses ist die Ostseite der Spianata, sieht man zunächst eine malerische Kapelle mit durchbrochenem Glockenthurme, dann gethürmter noch als den Thurmfelsen des Caps und mit ihm jäh in die See hinabfallend, der Stadt nur durch eine Zugbrücke zugeheftet, die Fortezza vecchia. Für das malerische Auge ist sie eines der kühnsten Gebäude der Welt, beinahe wie von der Natur geformt, so übermenschlich keck. Das Zuthun der Menschenhand hat hier die wilden Formen des Steines nur noch mehr ausgeprägt. Von drei Seiten völlig unersteiglich umspült sie die See. Auch auf die vierte ist sie ihr geleitet worden. Wo das Cap mit einem schmalen Erdkeile an das Hinterland gewachsen war, stießen die Venetianer einen tiefen Graben durch, in den nun von rechts und links die freien Fluthen der See einschlagen. Er dient kleinen Barken als ein besonders geborgener Landungsplatz und Hafen.

So ist der Burgfelsen für sich eine andere Insel geworden, und man darf sich fragen, ob hier Menschen oder Gott der kühnere Baumeister war. Eine einzige Brücke, die auf hohen Mauerpfeilern ruht, führt von dem Glacis der Stadt in die Festung, welche keinen andern menschenmöglichen Zugang hat als durch dieses Brückenthor. Wo rings herum die Felsabstürze nicht immer senkrecht von der Natur gebrochen waren, dort wurden aufrechte Mauern um den Berg in die See gestellt. Das Meer spült nur an glatte Wände und nicht der zollbreite Raum blieb, wo der Fuß eine Stufe finden könnte, um die Ersteigung dieses Castells zu versuchen. Selbst das Auge, das sonst immer so bereit zu solchen Wagnissen ist,

entdeckt hier nicht die Basis für sein Unternehmen. All diese Bauten sind aus schönen Quadern und sorgsam aufgeführt. Die Venetianer nahmen dieses Material von den Ruinen der Palaeopolis, der alten Stadt des Alkinoos, die unten auf der Landzunge von Castrades lag. Die Engländer bauten im selben Sinne weiter. Die Oertlichkeit läßt keine andere Bildung zu und die Menschen haben hier, was selten geschieht, durch einen bloßen Nutzbau das Werk der Natur nicht entstellt, seinen Eindruck nur gefördert, noch verstärkt. Der Absturz der Felsen hat sich durch die zugelegten Grundmauern steiler, die Hebung der beiden Felsgipfel durch die Mauerkronen stolzer ausgesprochen und das Schneidige der Verbindungslinie zwischen den zwei Felsenhörnern markirt heute der lange weiße Mauerzug der englischen Baracken noch deutlicher. In der gegen Norden gekehrten Ansicht stehen Reihen von dunklen Cypressen auf den Wällen; auch sie streben aufwärts. Es ist dieses Bild zustimmend den gewaltigen akrokeraunischen Bergmassen, denen es gegenüber steht, ernster, feierlicher als das südwärts gewendete. Dort ist der Berg heiterer ausgeschmückt. Cactusgewürm fällt zwischen dunklem stachligem Sparti und rothstengeligem Stino wie Wasserfälle die Felsenklüfte hinab. Auch ein Tempel erscheint dorthin. Der Bau, in der Nähe gesehen mißlungen, wirkt schön in die Ferne und durch seine Lage. Er war die Garnisonskirche der Engländer; heute turnt die Besatzung darin. Ueberrascht ist man im Innern der Festung so viel freien Raum und so große Baulichkeiten zu finden. Auch diese nimmt zum größten Theile der Marmorstempel des Markuslöwen für Venedig in Anspruch und ebenso einen schlanken Campanile, welcher dem Burgfelsen nachstrebt. Er ist als sei er von Belluno oder einem andern kleinen Orte der venetianischen Terra ferma hierher übertragen worden. Soweit kann die Kirchthurmsmode greifen, um nicht gleich Kirchthurmspolitik zu sagen.

Es gab eine lange Zeit, da die ganze Hauptstadt der Insel sich auf diesen engen, eingesperrten, felsigen Raum zwischen die zwei schützenden Thurmfelsen zurückgezogen hatte. Das scheint schon im achten Jahrhundert geschehen zu sein unter der überall zerbröckelnden byzantinischen Herrschaft, als die Bevölkerung auch hier zu kraft- und muthlos geworden war um sich unten in der offeneren griechischen Altstadt der fränkischen und saracenischen Seeräuber zu erwehren. Wenigstens wird im zehnten Jahrhundert der Hauptstadt bereits als hier oben gedacht mit einer Basilika der Apostel Petrus und Paulus und stand die Citadelle schon vor dem neunten Jahrhundert, was doch Alles zu bauen einige Zeit gebraucht haben muß. Die Kirche, welche byzantinischen Styles war, brannte ab und wurde später nur kleiner wieder aufgebaut. Jener venetianische Glockenthurm setzt die uralte Stiftung nur fort und ist zugleich eine Denksäule für jene traurige Zeit des Auszuges aus den Palästen und Gärten des Alkinoos. Damals auch scheint durch die absonderliche Form dieses Burgfelsens zum ersten Male der Name Corfu aufgekommen und der Stadt und der Insel geworden zu sein. Palaeopolis blieb armen Fischern überlassen, welche ihr Leben keiner besonderen Vertheidigung werth erachteten, zerfiel und wurde Ruine, bis auch diese unter Blumen und Fruchtgärten verschwanden. Noch die Venetianer fanden auf das enge Vorgebirge der Burg die Stadt beschränkt und dort wo sie heute steht, das galt ihnen, bis ihre sichere Herrschaft wieder Behagen und Gedeihen auf die Insel eingeführt hatte, als suburba, als Vorstadt, wo man immer noch mit einiger Gefahr wohnte, Haus und Hof jeden Augenblick den Zwecken der Vertheidigung oder dem Feinde selbst opfern zu müssen. Spon in seinem Reisewerke von 1675 sagt, daß es nicht mehr als ein Jahrhundert sei, daß die Stadt Corfu nur aus der alten Festung und einigen Häuserresten auf der Stelle des heutigen Castrades bestanden habe.

Aus dem Jahre 1550 sind die ältesten Bestandtheile der heutigen Festung. Auf einer Karte aus dem Jahre 1672 wird sie Castel da Mare und das Vorgebirge unter ihr Capo Sidero genannt. Dieser ältere Bau war es, den der deutsche Graf Schulenburg so heldenmüthig gegen die Türken vertheidigte. Das Jahr danach am 21. September 1718 fiel ein Blitz in ihre Pulverkammer und mit 300 Menschen flog ein großer Theil der Baulichkeiten und auch der Capitano di mare, Pisano, in die Luft. Ihr Wiederaufbau, wie sie heute ist, schön und malerisch weithin zu sehen, ein wahrer Schmuck für das Meer und das Land, wurde dann von Schulenburg berathen und so darf sie als ein Denkmal dieses Helden gelten, würdiger sogar als das etwas zopfige, welches ihm der Senat der dankbaren Republik auf der Spianata errichtete. Die einzig ebenbürtigen Standbilder haben sich überhaupt in der Regel die großen Männer unwillkürlich selbst durch ihre Thaten gesetzt. Ich kenne keine glücklicher aufgestellte und ausgeschmückte Burg, so daß sie wie absichtlich im Accorde mit der antiken Geschichte des Ortes und wie ein lebendiges Ueberbleibsel des Alterthums erscheint, und kein Monument, das großartiger und sprechender von den Thaten seines Helden Zeugniß abgäbe.

Und unvergleichlich wie diese äußere Ansicht ist auch ihre Aussicht. Der höhere der zwei Felsenkegel ist der, welcher der Stadt näher liegt. Auf ihm ist das Observatorium, welches die ankommenden Schiffe signalisirt und auch die Laterne, welche diesen Gästen Stadt und Hafen kündet. Von ihrer Altane übersieht man die Stadt, ihre Häfen, die Thäler der Insel, das Gebirge des Festlandes und das dazwischen liegende trennende und verbindende Meer. Zwei leicht geschwellte Bogen, ein wachsender und ein fallender Halbmond, beide wie um den Kreis zu schließen mit der Höhlung gegen einander gekehrt, liegen sich Corfu und die Küste Albaniens gegenüber. Im Norden für das Auge treffen sie sich und schließen den Kreis;

im Süden bleibt eine breite Pforte offen, die in das jonische Meer führt. Dort fließen See und Himmel wieder zusammen, während die Canalpforte des Nordens für diesen Aussichtspunkt der alten Festung durch riesige Berge geschlossen erscheint. Corfu steht westlich, Albanien im Osten von diesem eingeengten Meere. Das eine, die Insel, ist grün, fruchtbar mit dem Silbersegen der Oliven und dem Goldstaube der Orangenwälder bestreut, mild, lau und südlich in seinen Farben und Formen; Albanien starrt von Gebirgen, die wie im willkürlichen Würfelspiele eines übermüthigen Weltschöpfers gehäuft, durch und über einander liegen, kahl, nackt und wenn der Winter sich meldet, auf seinen höchsten Gipfeln mit Schnee bedeckt. Es sind ihrer darunter die bis über 2200 Meter aufsteigen und selbst die Uferberge der Chimara, die unmittelbar aus der See wachsen, ragen höher als 1300 Meter hinauf.

Es ist eine günstigere Fügung der Natur zu unserem Behagen nicht zu denken als der Contrast dieser beiden Gesichtspunkte. Die warme Lieblichkeit Corfu's ward mir noch lieber, wenn ich lange auf den kalten Ernst der albanesischen Gebirgskette geschaut hatte, und Albanien lernte ich noch mehr achten, wenn mich Corfu eben verwöhnen, sybaritisch verweichlichen wollte. Im Norden, wo es sich an Albanien anschließt, hebt sich die Insel rasch zu ihrer höchsten Höhe, dem Monte di San Salvatore. Er ist ein Zwillingsberg, d. h. rechts und links ragen ihm zwei auffällige pyramidale Hörner auf, die ein langer, ebener, scharfer, horizontaler Grat aneinander schließt. Im Großen wiederholt sich dort die Gestaltung des Festungsberges und selbst das Land, auf welchem die heutige Stadt angesiedelt ist, mit den zwei Akropolen, rechts und links von ihr erhöht, ist ähnlich geformt. Und es ist dieses gerade eine der schönsten charakteristischen Gestaltungen wie sie dem Süden zum Entzücken jedes Malerauges eigenthümlich sind: langer, glatter, ebener Linienzug und dann plötzlich kühnes, keckes, verwegenes,

beinahe senkrechtes Aufsteigen der Berge nach oben; also gerade und lange Linien, die sich in Winkeln treffen, und wo sie aus der Richtung brechen nie klein und höckerig werden, immer breit und weit geschweift bleiben wie die Umrisse der größten und edelsten Bauten. Auch die Profilbilder der Vasen und aller antiken Reliefsculpturen sind mit diesem Zuge gezeichnet, und ebenso finde ich die Menschen im Süden geformt. Es ist als habe der liebe Herrgott hier für die ganze Welterschaffung einen andern Pinsel und Griffel gehabt oder sei er eben Mitglied einer anderen Künstlerschule gewesen und es also geschehen, daß die gerade, die senkrechte Linie der Stützpunkt, der Zauberstab gerade der besten und edelsten Kunstübung wurde, so daß wir sie, vielleicht weil sie folgerichtig ist, nun überall, wenn wir nur näher zusehen und das Auge classisch gebildet und erfahren haben, als das letzte und eigentliche Geheimniß jeder künstlerischen Wirkung erkennen. Auf ihr ruht und in ihr beruht in allen Künsten Alles. Wo sie fehlt ist Diformität, Aberglaube, Vorurtheil, Unwahrheit und wird man des Anschauens, Hörens, Lesens und Bewunderns bald satt.

Von dem Grate des Salvatore fließen vier breite, klaffende Schluchten senkrecht in einem Falle von oben nach unten gerade in die See. Wenn es Abend wird und die Sonne schon hinter den Berg zu treten beginnt, dann sind diese Schluchten am erkenntlichsten. Statt der Wasserfälle, deren ausgestorbene Betten aus sündflutlicher Zeit man sie zu glauben versucht wird, füllen sie blauschwarze Schatten, die ein wundervolles Farbenspiel in die Landschaft bringen. Auch in Neapel auf dem Vesuv sah ich so tief gesättigte Töne nicht. Dann gewinnen überhaupt die Berge der Insel die charakteristischen Beiworte, womit sie Homer immer wieder zeichnet. „Schattig" wird das Wort, das sich jedem sofort in den beschreibenden Sinn drängt:

Siebzehn Tage befuhr ich die ungeheuren Gewässer;
Am achtzehnten erblickt' ich die hohen schattigen Berge
Eures Landes von fern und freute mich herzlich des Anblicks;

schmeichelt Odysseus den Phäaken.

Das nördliche der zwei Hörner des Salvatore ist der eigentlich höchste Berg der Insel und auch der eigentliche Erlöser. Das südliche heißt von einem Dorfe, das weiß glänzend auf halber Höhe seiner waldesgrünen Bergwand steht, Monte Spartilla. Wie der ganze Zug plötzlich im Norden aufragt, so fällt er auch jähe im Süden ab und weil er auch auf den Flanken keine Hügel vor sich hat, sondern unmittelbar, eine eben vollzogene Schaumgeburt, aus dem Meere von Corfu auftaucht, steht er wie eine Mauer da, die nur an ihren beiden Enden von zwei Zinnen bethürmt ist. Diese Isolirung und die Unmittelbarkeit seiner Geburt machen ihn auch höher erscheinen als er in Wirklichkeit ist.

Vom Salvatore südwärts setzt sich dann die Insel mit tiefer gesunkenen Stufen fort. Es liegt dieses Gebirge wie eine Rückenmarkswirbelsäule in dem Lande, den Stamm von Norden nach Süden gestreckt und nebenausgreifende Rippen mit Thälern dazwischen nach Osten und Westen. Die nächste tiefere, aber auch lang gezogene Stufe vor dem Salvatore ist der Monte San Pantaleone. Von der Fortezza vecchia erkennt man deutlich auf seinem Passe den weißen Zug der Fahrstraße, welche die Engländer von dem Osten nach dem Westen der Insel und zu den Uferbatterien, die sie dort anlegten, gebaut haben. Ein Werk, das an unsere Alpenübergänge erinnert. Und so immer mehr abfallend, wahrhaft „gestreckt", wie sie Odysseus schildert, senkt sich die Insel zum südlichsten Endpunkte, dem Cap Leukimno. Es ist von der Festung kaum noch sichtbar, so weit liegt es schon und so wenig ragt es nur mehr empor. Manchmal, wenn die Beleuchtung nicht deutlich, Südluft weht oder stetiges grau-

färbiges Regengewölke den Himmel deckt, schwebt es nur wie ein Wolkenschatten über der See. Wie milder, runder Wellenschlag, der leise murmelnd auf dem Kiese erstirbt, so hebt und senkt sich einer dieser Hügel der Insel neben dem andern bis hinab zu jenem weißen Vorgebirge. Besonders wenn des Abends Dunkel auf der Insel liegt und die Körper im blauen Schatten einförmig werden, mahnt der Eindruck lebhaft an diesen Vergleich. Es ist, wenn man diesen Blick von dem Festungsberge Corfu's hinab in die südliche Ferne thut, als ob der Süden überhaupt den Ernst und die Wildheit der Erde bändige. Auch was man von Albanien dort sieht, erscheint weniger mächtig und abweisend als das Horn des Tsikaberges, das von Norden her, alles übrige Gebirge überragend, auf die Insel und den Canal von Corfu herabdroht. Das ganze Bild dorthinab ist still und friedlich, nicht erregend, und hat den Reiz und den Ausdruck der vollendetsten Harmonie, einen Gleichklang aller Farben und Stimmungen; man sieht sich wirklich und nicht blos im Traume in „einem Lande der Seeligen", wie die Alten manchmal auch Korkyra nannten.

An Tagen aber da „hellwehender" Nord die Luft klärt, taucht über der Südspitze von Corfu auch Paxos auf und noch weiter die Liebesinsel Leukadia, auch langgestreckt und auch im Norden klotzig und massig gehoben, im Süden zum sapphischen Cap gesenkt. Die Mittagssonne hat alle diese Inseln zu humaneren Formen gebändigt. Es ist als hätten sie sich nur gegen den hier überall gefürchteten Nordwind stärkere Mauern, Schutzwände aufgebaut. Den Anschluß der sapphischen Insel an das Festland unterscheidet man nicht. Epirus, das Festland par excellence, wie sein Wesen schon in diesem alten Namen ausgesprochen wird, liegt hinter dem Vorgebirge von Parga, dem letzten südlichsten Ausläufer Albaniens, nach Osten zurückgezogen und der Aussicht von dem Mittellande Corfu's verborgen. Die Insel, die man sich näher zu vor

diesem massigen Walle von Parga, noch innerhalb des Canales von Corfu schwimmen sieht, ist die alte Sybota, berühmt durch die ersten Schlachten des peloponnesischen Krieges, heute der Scoglio von Murto genannt. Die Bai von Murto beugt sich daneben in die albanesische Gebirgsküste ein und nun, immer im Rückschritte gegen Norden die Bucht von Plataria, dann die größere von Gomenizza. Tief eingesenkt und immer voll des wärmsten Sonnenduftes erscheint sie. Die kleine Insel, die im Süden ihrer Oeffnung steht, ist der Felsen von Ajonissi; breiter liegt ihr nordwärts das Eiland Prasudi vor. Auf allen diesen Inseln und in den Golfen könnte sich jeden Tag eine neue Robinsonade abspielen, so einsam sind sie heute. Im September des Jahres 1571 aber sammelte sich dort lärmend die Flotte der Verbündeten, des heiligen Vaters, des katholischen Spaniens, der erlauchten Republik Venedig um vierzehn Tage darauf den Seesieg von Lepanto zu erkämpfen.

Im breiten Halbrunde, aber weniger tief eingeschnitten, zieht sich von der Bucht von Gomenizza die albanische Küste nordwärts zu dem Capo Stilo, das nun schon ganz der Festung gegenüber weit in den Canal hinausgreift, wie zum Versuche ihn durch einen Engpaß zu sperren. Andere, kleinere Buchten, schwer zugänglich, mit engen Pforten, aber auch völlig geborgenem Wasser, wohin keine Welle eindringt, liegen in dem Halbrunde dieser größeren Bucht eingeschnitten. So der Golf von Ftelia, Castrades gegenüber, und etwas weiter südlich der von Pagagna. Wo ein solcher besonders begünstigter Landungsplatz, dort steht auch gewöhnlich ein Ort, dem er dient, nur hoch auf dem Gebirge, selten niederiger als auf halber Höhe desselben. Das mag aus der Zeit herrühren da es noch Werth hatte sich in Sicherheit vor den Seeräubern zu bergen. Alle diese Ortschaften sind anders als die auf Corfu eng angebauten, weit zerstreut, Gehöfte, die ihre Felder und Pflanzungen unmittelbar neben sich haben und sich nur näher zu einer Gemeinde zu-

sammenstellten. Conispoli, das man von der Festung sich gegenüber sieht, deckt so den Umfang einer Stadt.

Das Gebirge dieser Küste ist nicht wie die Akrokeraunien oben vor dem Eingange in den Canal von Corfu mauerartig gebaut. Nichts steht in Reihe und Glied, gleichmäßig hoch und hart neben einander. Längen- und Querthäler öffnen und theilen es. Gewürfelt scheint das Ganze. Etwas östlich vom Tsikaberge und beinahe gerade so hoch hebt sich eine Sägeform wie sie Manzoni zu Anfange der Promessi sposi von dem Monte Legno am Comersee schildert. Es ist das Ergenikgebirge, über tausend Meter hoch, im Winter ganz, soweit man die Schneide der Säge von Corfu aus sieht, mit Schnee bedeckt. Weit ausgestreut klebt auf seiner westlichen Flanke die uralte Ortschaft von Delvino, nach der von Butrinto ein Saumpfad sich windet, um über den Ergenik nach den grünen Thälern von Argyro Kastro zu steigen und von dort weiter nach Avlona, Durazzo und Skutari zu führen. Ein anderer albanischer Berg, der in einem großen Rundthale höherer Genossen ganz einsam steht, ziemlich hinter der tiefen Bucht von Gomenizza, ist flach und breit wie mit einem Messer abgeschnitten, ein wahrer Tafelberg. Ich konnte ihn nie sehen ohne gleich auch das Gelüste zu empfinden, darauf spazieren zu gehen. Seine Abstürze fallen steil und senkrecht herunter; es ist nackter, kantiger Fels. Er hat etwas das ihn Menschenwerk ähnlich macht, daß man die Bildung dieser Form ohne Nachhilfe unmöglich glaubt. Die verlassenen Stadtterrassen im trojanischen Königreiche sehen heute alle so aus, der Hissarlik mit den Ruinen des neuen und alten Ilion, Cap Sigaeon, der Balli Dag mit den neuerdings ausgeschälten Fundamenten der lydischen Gergis und so auch das vortrojanische Dardanos mit seinen Burg- und Gräberhügeln in der Dardanellenstraße. Die auffallende Aehnlichkeit läßt mich die Vermuthung an diesen albanischen Ta-

felberg knüpfen, daß er die Stätte des jüngsten Ilion gewesen, welches Aeneas auf der Flucht gegen Rom sinnvoll genug gerade Scheria gegenüber gegründet haben soll. So verband er auch räumlich an einem Orte die beiden Sagen, welche seitdem deutsche Gelehrte nicht mehr einem Dichter lassen wollen. Ihnen zum Trotze weht der Westwind an Tagen, da ihn Zephir nur etwas kräftig beflügelt, die Orangendüfte von Corfu nach dem Festlande hinüber, und beseeligt auch die Helden des Virgil noch mit den weicheren phäakischen Lüften der Odyssee.

In dritter Reihe hinter diesen Uferbergen stehen dann Pfeiler auf, welche den Himmel zu tragen scheinen. Das sind schon Hochgebirge des Pindus, welcher weiter hinab von Nord nach Süd das ganze gewaltige Epirus durchzieht, es eigentlich bildet und mit dem Orakel zu Dodona zugleich die Quelle der griechischen Religionen und bis in die jüngste Zeit die Geburtsstätte der vielen Völkerschaften bewahrt, die dem an Menschen geschwächten Griechenland immer wieder neues Blut und auch neue Kräfte des Geistes brachten. Denn dort wurden zuerst die beiden successiven Namen des griechischen Volkes geboren, die Hellenen und darauf die Graeci, und begann also eigentlich die Geschichte Griechenlands. Und von dort tönte die erste Kunde des griechischen Volkes der Welt herüber und aus jenen Bergen herab drangen die Hellenen und dann die Griechen und ganz kürzlich erst die Albanesen, sie alle südwärts, südwärts wie die Deutschen immer Italien erobern wollten, aber glücklicher als wir mit ihrer Sehnsucht, derselben, die auch den Einzelnen nicht im Norden zufrieden sein läßt und welche die Geschichtschreibung in ihrem überall und immer die Welt bewegenden Zuge noch lange nicht genug gewürdigt und studirt hat. Denn sie stellt im Allgemeinen die Seelen unwiderstehlich nach Süden hin, wie der Magnet die Körper zum Norden wendet. Ein immerwährendes Magazin, ein Reservoir an

Völkerkräften für Griechenland ist also dieses Land Corfu gegenüber, das auch die Heimat des Pyrrhus und des Scanderbey und Ali Pascha's gewesen. Aber es hat auch Mauern von solcher Höhe, daß sich aus dem bloßen Anblicke begreift, wie sich so lange rein und unvermischt von den Giften so vieler Civilisationen die heiligen Wasser des Glaubens und das Blut eines Volkes erhalten konnten. Wenn im December die ersten Gewitter Corfu den Regen und die zeugende Frische bringen, dann legt sich auf jene geheimnißvollen dodonischen Berge Schnee, der nicht mehr weicht bis in die stärkste Wärme des Frühlings. Urquhart in seinem Spirit of the East nennt sie sublimed with snow, erhaben, himmlisch durch den Schnee geworden, um nicht zu sagen in den Himmel erhoben.

Ich konnte dieses ganze albanisch-epirotische Gebirge nie sehen ohne an Byron zu denken. Es war mir, als liege ein Hauch seiner Seele darauf und als hörte ich ihn. Er hat es so viel angeschaut, so heiß geliebt und so schön besungen; warum sollte eine solche Einkörperung der heimgegangenen Seele nicht möglich sein?

Kein schönerer Blick als der von dem Geländer der Spianata oder hier oben von der Festung auf diese dichterisch gesegneten Küsten des Childe Harold und der Odyssee. Die Landschaft ist zugleich groß und ernst durch ihre Massen und Formen, und lieblich und lachend durch ihre Farben. Liegt Scirocco in der Luft, dann ist das Gebirge tiefblau, Abends leuchtet es im Purpur, und kehrt Nord die Luft, daß man jeden Strauch auf dem felsigen Gestein unterscheiden kann, dann gibt es eine silberne Farbe und seine Thäler einen beruhigenden dunkelblauen Schatten. Oft ging ich auf der Spianata in Gedanken versunken unter den Hängen der Festung in den immergrünen Alleen und wenn ich dann hinaustrat ins Freie, wo sich über das Säulengeländer der Blick hinab auf die getigerte Flut, aus welcher einzelne Scoglien aufragen,

hinaus auf den weiten Spiegel der See, auf einzelne Fischersegel, die darüber zogen, auf die freundlichen Vorländer von Corfu und die ernsten Berge der albanischen Küste warf, die in blauen Dunst geheimnißvoll versenkt zur Fahrt und zur Erforschung in die durchwärmten Buchten lockte; dann schwand mir alles Denk- und Besinnungsvermögen und das Buch, das ich für den freien Nachmittag mitgenommen, ruhte stundenlang ungelesen in meinen Händen. Das nenne ich auch einen Hochgenuß, der das Leben des Lebens werth macht, wie es Andern die Freuden der Tafel, der Liebe, des Spieles und Feinfühlenderen die Augenweide eines kostbaren Kunstwerkes oder das Hören guter Musik ist. Und wie vom sträflich übertriebenen Genusse zurück mußte ich mich rufen und mahnen in die Kasteiung des Lesens und Denkens hinein. Man möchte hier nur immer ruhen und schauen und nichts thun als schauen und das Leben genießen. Den würde ich einen wahren Genußmenschen preisen und beneiden, der dieses zu Stande brächte. Aber wer darf es und wer erlaubt es sich mit dem Hetztriebe unseres neunzehnten Jahrhunderts und unseres Europa's im Busen? Wie man sich aber in Corfu langweilen kann, das ist mir unbegreiflich. Wer der Zeit, der Weile zu viel hat, der gehe hin auf die Spianata und schaue und schaue und wenn er nicht ein fühl- und sinnloser Kopf ist, wird es ihm nicht zu lange werden. Dann aber, wenn er sich langweilt, wird mir auch um seine Seligkeit im Paradiese bange.

2. Capitel.

La Fortezza nuova.

Auf einem andern Felsenhügel, der nur nicht so gethürmt und malerisch zerklüftet ist, steht wie im Osten der Stadt auch westlich sie begrenzend und deckend die Fortezza

nuova. Ein Thor, nicht unedel, im Style des ersten Rococo und als gehöre es zum Palazzo Rezzonico in Venedig, führt bei dem Hafen aus dem Innern der Stadt hinauf. Stadtpläne aus dem siebzehnten Jahrhundert nannten es damals porta Spilea. Ein Markuslöwe auf seiner Stirne legitimirt es noch immer als einen venetianischen Bau und so die ganze Festung, die 1574 von den Ingenieuren Giulio Sauorgnano, Morato Calabrese und Ferdinando Vitelli, den berühmtesten ihrer Zeit, begonnen wurde. Wie viele Spuren, selbst durch die weite Welt zerstreut, ein Volk zurückläßt, das einmal groß gewesen! Und wer das sieht und sich daran erfreut, mag sich tröstend sagen, daß man es nicht umsonst wird und sich darum müht; denn Eines bleibt sogar über die Sterblichkeit der wirklichen Macht hinaus: das Ansehen und die Achtung der Nachwelt. Und sie sind oft stärker, wirken mehr als es selbst jene gefürchtete Gegenwart war, so wie die Erinnerung an einen kräftigen Charakter in ihrer Bedeutung für die Erziehung der Menschheit manchmal den Eindruck überwiegt, den er auf seine Zeitgenossen machte. Sonderbar genug ist es, daß in diesen Castellen die Engländer die Erben der venetianischen Macht wurden, die durch die seemännische Natur ihres Inselandes, wie durch die Elemente ihrer Größe, welche der Handel, die Unterwürfigkeit und der Ordnungssinn ihrer Bürger sind, in Allem so sehr den Venetianern gleichen und die mit ähnlichen Mitteln und beinahe in denselben Himmelsstrichen sich die gleiche Stellung erwarben und auch im Verfalle von denselben Motiven beeinflußt scheinen, die den Markuslöwen zu Grunde richteten: die Concurrenz anderer Handelsvölker, welche früher sich nicht in den weiteren Weltraum wagten. Auch darin wird man die beiden Staaten sich einmal vergleichbar finden, daß beide schon auf dem Rückwege waren, als man sie eben am reichsten, am mächtigsten, am entscheidendsten für die Weltherrschaft glaubte.

Die Engländer haben die Fortezza nuova mehrfach ausgebessert, umgebaut. Ueberall liest man noch die englischen Batterienamen und auf der Kaserne, die den schönen Blick nach dem heutigen Hafen von Corfu hat, an dem einen Flügel officers, an dem andern soldiers aufgeschrieben. Und auch die Cypressen, der kleine Orangengarten, die Feigenbäume, welche so malerisch in den Felsen hängen, daß sie jeder Reisende von dem Verdecke seines Dampfers gerne als Boten des Südens begrüßt, sind ihr ausschmückendes Werk. Ein venetianischer Glockenthurm der Zopfzeit blieb mitten darin.

Die Griechen lassen das alles unberührt. Die Festung steht offen, jeder geht darin spazieren und findet keine Besatzung, nirgends eine Abwehr. Sonst ist wohl in Märchen die Rede von ausgestorbenen Schlössern und Palästen, in welchen sich manches Feenhafte begibt; hier fände der Dichter auch eine Festung um Gespenster Wache halten und die Kanonen laden, Türken- und Piratenschiffe in den Grund bohren zu lassen.

Man steigt frei aus der Festung wie aus Ruinen unmittelbar auf die Wälle, welche die Stadt auf der Landseite zur andern Akropole hinüber in weitem Halbkreise umziehen. Dort ist die nächste Umgebung jetzt kahles, nacktes Erdreich, beinahe wie die Steppen um Pera und Stambul. Vielleicht wurde sie einmal so zu Vertheidigungszwecken rasirt, vielleicht aber auch der Gesundheit wegen ausgejätet, daß sich in dem üppigen Unkraute des Südens keine Fieberluft, kein Feuchtigkeitskeim festsetze. Ein paar dürftige Cypressen und mächtige Cactuszäune sind das einzige, was ich dort fand. Es war die beiden Male, da ich diese Wanderung machte, am 16. und am 21. November, ein trüber Tag, der keine Sonne sehen ließ. Der Südwind trieb Gewölke über das jonische Meer herauf. Es stand unabläßig fest und warf tief dunkelblaue Schatten auf die Stadt und die Insel. Mit der völligen Ein-

samkeit dieser ruinenvollen Landschaft gaben sie ein gar ernstes Bild. Es ist manchmal wie wenn sich Himmel und Erde bewußt würden, daß sie einem sinnvollen Wanderer etwas von der Geschichte des Ortes zu erzählen hätten. Dann legen sie besondere Gewandungen an und der, welcher sie so sieht, darf sich ein Glückskind der Natur nennen.

Unterhalb der Wälle führt eine Straße nach der Ufervorstadt Manduchio und jenseits dieser Straße hebt sich wieder ein anderes Fort, der Monte Abram mit steilen, ganz leblosen Felsen, die gelb und roth, nicht wie von dem Regen verwittert, sondern von der Sonne ganz ausgebrannt sind. Der Weg ist ein völliger Hohlweg. Durch seine Mündung sieht man das Meer, die nordwärts sich öffnende Bucht Corfu's, sein heutiger Hafen, die kahle Insel Vido, die diesen deckt, die Dampfer und Segelschiffe, die vor der Dogana ankern, und im Hintergrunde das höher steigende nördliche Gebirge der Insel, den Monte San Salvatore und die grimmigen Berge Albaniens.

Manduchio birgt heute die englische Gasanstalt. Es ist wie alle Vorstädte in die Länge gezogen, ein einziger Gassendarm, und windet sich in der Richtung der Bucht. Das Fort Abram hinter dem Orte war in dem venetianischen Befestigungssysteme der letzte nach Westen zu geschobene Vorposten. Die Engländer sprengten schon 1843 seine Werke. Heute ist ein kleines Spital auf seine oberste Höhe gestellt. Man hat von dort einen bequemen und weiten Umblick besonders nach dem Innern der Insel zu, in die Gärten und Felder. Das Gebiet der Stadt des Alkinoos läßt sich vielleicht von nirgends aus besser übersehen und berechnen.

Dorthin, ich möchte sagen nach dem Festlande der Insel, geht der gewöhnliche Weg aus der Stadt durch die porta reale, ihr südliches, das Landthor, wie im Norden das entgegengesetzte zum Hafen hinab führt. Die porta reale steht jetzt mehr wie eine Triumpfpforte, die man zum Schmucke

übrig gelassen, als wie ein Schutzmittel. Die Verbindung zu den anstoßenden Festungswällen ist abgebrochen und man kann eben so gut rechts und links durch die Breschen als in der Mitte durch die Pforte die Stadt verlassen und in sie eintreten. Auch das ist ein Bau der Venetianer und auch im Style des Palazzo Rezzonico, begonnen wie die Fortezza nuova und die anderen Befestigungen von demselben Architekten und zu gleicher Zeit. Ueber dem äußeren Thorbogen hält ein gewaltiger Markuslöwe das pax tibi dem Fremdlinge entgegen. Eines der schönsten, der sinnigsten Wappen, das es jemals für eine Stadt und ein Reich gab.

Immer beherbergt das Thor viel Volk. Morgens Obst- und Gemüsehändler vom Lande, Nachmittags fand ich obdachlose arme Griechenweiber darin gelagert, die aus Albanien kommen sich zum Einsammeln der Oliven für einen Schilling zur Tagesarbeit an die Grundeigenthümer der Insel zu verdingen. Der Thorweg wird dann förmlich der Marktplatz für dieses arme Menschenfleisch. Sie spannen, den weiß umhangenen Rocken aufrecht vor sich haltend, bis ihnen dieser werthvollere Verdienst zukam. Nur graue schmutzige Hemden bedeckten sie. Aber Alles an ihnen war malerisch, großartig und stylvoll in der Zeichnung wie in der Farbe. So die Körper, ihre Haltung und der Wurf ihrer Lumpen. Aus den engen Aermeln der Jacken fiel in reichen Falten das Hemd hervor. Um den Kopf trugen sie weiße Tücher geschlungen. Das gab ihnen etwas Stolzes und das längliche Oval des Gesichtes erschien darin wie in einem Rahmen. Die Nase ist gerade und lang gezogen, das schwarze Haar tief die Wangen herab gescheitelt. Selbst die alten Weiber wurden durch diese Tracht zu völligen Schönheiten und zu plastischen Modellen. Guido Reni hat solche Köpfe geahnt und auch den reichen breiten Faltenwurf dazu. Der melancholische Ausdruck ihrer Gesichter vermehrte noch den künstlerischen Werth dieser Gestalten. Nur tscherkessische

Weiber sah ich in den Moscheenhöfen zu Constantinopel so traurig und so schön und so stumpf gleichgiltig ganze Tage lang gelagert.

Später, als dann der Winter vorschritt, fand ich sie — denn mich zogen diese räthselhaften Gestalten gar oft dorthin — in Pelze verkrochen, weil ihnen die Feuchte des Regens zu kalt wurde. Sie trugen den langzottigen Schafspelz nach innen gekehrt, nach außen nichts als den ungegerbten Balg, an welchem oft noch verdorrte Fleischreste des Thieres hingen. Die Pelzstücke sind lose aneinander geheftet, so auch die Aermel. Es sind nicht Mäntel, sondern enge Ueberröcke, aus denen wulstig unten die groben wollenen Unterkleider hervorhängen. Man glaubt nicht, wenn man nur Frankreich und Deutschland kennt, daß es so nahe ihren Culturen und Moden noch solche Kleider und solche Menschen gebe. Andere Vorräthe von Pelzen, gegen noch schlimmere Unbill der Witterung, wie sie ihre albanesische Bergheimat oft hat, lagen hinter ihnen zu Hügeln aufgeschichtet. Das waren ihre Throne, auf die sie sich lehnten. Eine Frau, sie war nicht mehr jung, aber die Züge ihres Gesichtes immer noch edel, saß so wie in einem gemächlichen Sessel. Den linken Arm mit dem Ellbogen auf einen Wulst von Pelzen gestützt. Die umgeschlagene äußere Handfläche gegen die Wange gelegt und den Kopf schief nach links hinüber auf diese Stütze gesenkt, glich sie völlig einer der mystischen Gestalten aus dem Kreise der Vorfahren Maria's, der Frau des Jesse, welche Michel Angelo in den Deckzwickeln der Sistinischen Capelle auf den verheißenen Erlöser warten läßt. Auch der Ernst der Miene war ganz derselbe. Alle hatten ihre Kinder mit. Einige sah ich unbefangen, was hier übrigens überall öffentlich geschieht, den jüngst Geborenen die starke Brust reichen; Andere lausten eben die kleinern oder zankten die größeren Knaben. Einer dieser letzteren hatte kirschrothe Backen, immer lachende, äußerst kluge kohlschwarze Augen.

Ein weißleinener Kittel hing ihm um die Beine, die Waden steckten in weißtuchenen Gamaschen, den Beinschienen κνημίς, des Homer; seine Füße waren nackt, die Brust deckte ihm nur wenig ein offenes Hemd. Der Junge war immer beweglich, neckte, folterte alle übrigen Gespielen. Mit unwiderstehlichen Augen bettelte er mich an. Ich habe das Leben nie heiterer verkörpert gesehen als hier in diesem Kinde bitterster Armuth. Der melancholische Ernst der Mutter daneben wurde zu einem großartigen Gegensatze und daß er unverwüstlich war, erhob ihn zuletzt zu einem tragischen Eindrucke. Abends setzten sich Alle familienweise im Kreise um das spärliche Mahl, während gegenüber von den grauen Wänden der Halle ein paar Votivlampen, die vor einem grellfärbigen griechischen Heiligenbilde angezündet wurden, das Licht gaben und in einer andern Ecke hausirende Weinhändler ihre Tische aufschlugen, um den letzten Ausreitenden noch einen Trunk von dem starken rothen Weine der Insel für die Nacht und die Reise zu bieten. So waren die Menschen, welche Herodot und Homer in Dodona sahen und so die Königstöchter, die in den albanesischen Märchen den Geliebten laufen. Es ist immer noch dieselbe Einfalt und Art, welche es nicht begreifen, daß überhaupt eine andere Sitte in der Welt besteht als die, welche auch diejenige des niedrigst Geborenen und Gestellten ist. Weil diese armen albanesischen Bauernweiber den Anstand und die Würde von Königinnen haben, können in ihren Begriffen Königstöchter mit ihnen dieselben Dienste thun. So kam es, daß Nausika Wäsche reinigte und die Tochter des Lästrigonenkönigs vor der Stadt das Trinkwasser holt. Und mit diesen Gestalten im Auge lese ich den Homer.

Das Glacis vor der porta reale ist noch immer völlig nackt als sei die Festung nicht gesprengt und solle sich eben vertheidigen. Wo ein Paar verkrüppelte Cypressen stehen, theilen sich fünf Straßen zum Weitergang in die Insel. Der Punkt

heißt auch cinque stradi. Auf ihm findet man stets reges Leben, besonders Morgens und Abends, wenn die Landleute in die Stadt oder zurück auf das Land ziehen. Dort lassen sie die Maulthiere, die Esel und die Pferde, welche die Lasten zur Stadt brachten und das was nicht verkauft oder eingekauft wurde zurück. Es ist dieses Lagerhalten vor den Thoren eine Gewohnheit, die aus dem Alterthume erübrigt. Friedländer schildert in einem lebendigen Bilde seiner Sittengeschichte Roms, wie es dort gerade so gewesen. An Pflöcken, welche in die Erde geschlagen sind, werden die müßigen Thiere festgebunden. Brütend und oft durch Stunden regungslos steht der Esel gesenkten Hauptes. Hoher Mist häuft sich um sie auf. Aus Latten gezimmert trägt jedes Thier einen Lastsattel auf dem Rücken. Je nach der Waare, die es schleppen soll, werden ihm nun noch Körbe oder Decken oder Säcke übergelegt. Das hat der Miether zu thun, wenn er für irgend eine Wanderung solch eines der preiswürdigen Geschöpfe ersteht. Auch der Reiter bedient sich dieses Sattels, welcher auf der ganzen Insel für die gemeinen Leute das einzig übliche Reitzeug ist. Die Männer sitzen der Quere darauf wie bei uns nur die Frauen. Nie kömmt es vor, daß man auf der Insel einem Bauersmanne begegnete, der das Pferd zwischen den Beinen hätte. Und wer es einmal versuchte, wenn nur die Decken, die auf das Lattengerüst gehören, dicht genug waren, wird mir zustimmen, wenn ich behaupte, daß besonders zu länger währenden Ritten diese seitwärts gerichtete Lage der Füße die bequemere sei.

Ein kleiner ärmlicher Alter kam aus der Stadt. Er konnte ein Türke sein, so sah er aus. Ein grauer Stoppelbart säumte ihm das Kinn ein. Weite blaue Pumphosen schlotterten ihm um die Knie. Er zog die Füße und die ganze Gestalt zitterte vom Alter, das ihn beugte; eine Gattung Philemon, der zu seiner Baucis heimkehrte. Bei cinque stradi fand er seinen Esel wieder, ein elendes, struppiges,

kleines Thier, in Allem dem Herrn ähnlich. Er lud ihm auf was er in der Stadt eingekauft. Der Esel nahm dieses gleichgiltig wie früher das stundenlange Warten. Da er ihn schon vor sich hertrieb, fiel dem Alten ein aus einem der umstehenden Gemüsekörbe noch ein paar Salatköpfe zu erwerben. Er hatte sie schon in den Sack des Esels gesteckt, der Handel über deren Werth dauerte aber noch fort, da er und der Esel schon wieder in Bewegung waren. Der Verkäufer lief nebenher, drohte die Köpfe wieder heraus zu ziehen. Der Alte gab einen Obolus zu und schließlich schloß mit der Differenz zweier Obolen, die der Händler mehr verlangt hatte, das Geschäft ab. Der Alte wackelte mit dem Kopfe und wackelte hinter dem wackeligen Esel drein die Straße nach Platiterra zu, die in das Hochland der Insel hinauf führt. Ich dachte an Plautus und Terenz und sah das Ganze als eine antike Lustspielscene an.

Andere frische, schöne junge Burschen kommen Morgens von dort herab der Stadt zu. Sie tragen die Waden in blendend weißen Strümpfen, offene ausgeschnittene, bebänderte Schuhe an den Füßen, weite blaue Pumphosen um die Schenkel und — was sonderbar klingt aber nicht häßlich aussieht — eine Tuchjacke, die ganz in unseren Formen geschnitten ist. Auf dem Kopfe haben sie das Fez, nur höher geformt als man es in der Türkei trägt. Und ich möchte fragen: ist diese Kopfbedeckung nicht noch ein Rest der überall einmal im Oriente giltigen phrygischen Mütze? Auf dem originellen Fresco zu Pompeji, wo Paris mit übereinander geschlagenen Beinen, die Hände auf einen Krückenstock gelehnt,. auf dem Ida sitzt und sein Urtheil spricht, trägt er sie wie diese hübschen corfiotischen Bauernburschen und die Perser haben sie in dem Mosaik der Alexanderschlacht wie ihre Nachfolger im Reiche, die Türken. So dürfen wir es auch auf Corfu für dieses alte orientalische Erbstück nehmen. Keinem fehlt ein schwarzer Schnurrbart, Keinem dichte Locken die schwarz wie Ebenholz

ſind und Keinem Augen die wie Kohlen leuchten. Jeder hält ſich gut, iſt ſchlank und aufrecht gebaut. Der Oberkörper wiegt ſich förmlich elaſtiſch auf den Hüften. Es iſt als gehöre er nicht feſt zu den Beinen, ſo frei und abgetrennt, ſelbſtſtändig iſt jeder Theil in ſeinen Bewegungen. Was Taille iſt bei einem Manne, natürliche, nicht eingeſchnürte, das ſieht man erſt bei den Griechen und doch auch drüben ſchon bei den kleinen, zierlichen Neapolitanern, die ihre Blutsverwandten ſind. Niemals, wenn ich bei cinque stradi ſtand oder die Gaſſe von Platiterra hinaufging und mir das Landvolk entgegen kam, wandelte mich jene Angſt an, die mich ſo oft in Mitte der gemeinen Leute unſerer Länder befällt, den Menſchen in das Geſicht zu ſehen, weil mich die angeſchaute Gemeinheit und Häßlichkeit aus der Stimmung reißen würde, in die ich mich durch Betrachtung der Landſchaft verſetzt habe.

Die kahlen Grashänge des Feſtungswalles herab kam ein Pope. Ein grauer Bart floß ihm vom Geſicht. Mit den weiten ſchwarzen Gewändern ſpielte der Wind. Die linke Hand hielt er ſchützend gegen die Sonne an das Barett, mit der rechten geſticulirte er lebhaft ſeinen drei Begleitern, welche ſonnenverbrannte Schiffsleute waren, eine Ermahnung, der ſie andächtig lauſchten. Es liegen in dieſer Gegend, wo die Friedhöfe ſind, eine Menge von Klöſtern und nie ging ich dieſe Fußwege auf den Feſtungswällen, ohne dort nicht einigen griechiſchen Geiſtlichen zu begegnen. Eine beſonders ſchöne Erſcheinung war der Biſchof, der in Wien ſtudirt hatte und ſehr gut deutſch ſprach.

Ein Venetianer-Brunnen aus rothem Marmor, eine Ciſterne, iſt auf cinque stradi bei dem Haltplatze der Laſtthiere. Wappen ſind ringsum in ſeinen Feldern, in dem mittleren der Löwe von San Marco mit dem Evangelium in den Tatzen. Alles, was dieſes Volk hier zurückgelaſſen, iſt maſſig, feſt, von künſtleriſcher Bedeutung. Der Borgo di San Rocco,

der sich anschließt, hat seinen Namen von einer Kirche, welche aber der General Gildas im Jahre 1644 mit fünfhundert Häusern, die dort standen, den neuen Festungswerken opferte. Damals lagen dorthinaus die Landhäuser der Städter. Jetzt ist es nur eine breite, lange, schmutzige Gasse niederiger, einstöckiger, schmaler Hütten, ein dörflicher Bazar aller Gewerbe, welche dem zur Stadt kommenden Landmanne nothwendig sein können. Vor dem Erdgeschoße eines jeden Hauses steht ein breiter Porticus, der mit seinen Nachbarn rechts und links auf beiden Seiten der Straße zwei rohe Laubgänge bildet. Aber es ist dieses gewiß so das Bild des antiken Vorstadthauses und auch der Gassen wie sie zu den Thoren der alten Städte führten. Und auch das Leben darunter ist gewiß noch ganz antik. Die Hämmel werden öffentlich gebraten und verspeist; der dunkelrothe Wein aus großen thönernen Amphoren geschenkt und getrunken; daneben Pferde beschlagen, die hohen zweiräderigen Karren, das Fuhrwerk der ganzen Insel, angefertigt und ausgebessert; Wachskerzlein gezogen und verkauft, die zum Weiheopfer in den nahen Kirchen oder als gelobte Reisegabe für den Heiligen des Heimatsdorfes nothwendig sind. Und Abends, wenn man vom Spaziergange heimkehrt, sieht man dieses ganze laute, geschäftige Handwerkstreiben immer noch auf der Gasse unter den Laubgängen, nur nun bei rauchigen offenen Schnabellampen, und das Bild ist dann noch heiterer, noch vergnüglicher. Es ist auch dieses wie Alles auf Corfu, wie der Gemüse- und Fischmarkt unten bei dem Hafen nur klein, mesquin wenn man will, wie die Stadt und Insel selbst, aber gerade deshalb erfaßt man jedes Einzelne besser, und auch so verlumpt und schmutzig thut man am besten sich die städtischen Bilder des classischen Alterthums wieder aufzubauen, nicht geschminkt und gepaucht wie sie unsere Schulbücher und Schaubühnen fälschen. In solcher steifleinenen Toga hielt sich nie der Südländer, und so unbequem konnte und kann sich sein

unbändiger Sinn nicht gewöhnen. Je weniger man zu- oder abschneidet von dem heutigen Volksleben der südlichen Länder, desto näher kommen unsere Vorstellungen der antiken Weltordnung.

3. Capitel.

Die Stadt und ihre Bewohner.

Professor Romano, der hier an der Hochschule lehrt, gab mir die Einwohnerzahl der Insel mit 80.000 Menschen, die Bevölkerung der Stadt Corfu mit 25.000 Seelen an, darunter seien 6000 Juden, 3 bis 4000 Katholiken und von dem Reste immer noch die Hälfte Epiroten, Italiener, Malteser und andere Fremde. Durch die porta reale in die Stadt zurückkehrend, hat man zunächst zur Linken, angebaut an die Stadtmauer und unmittelbar unter dem Süden der Fortezza nuova, das Quartier dieser unverhältnißmäßig zahlreichen jüdischen Bevölkerung, den Ghetto Corfu's. Hier sind die Gassen noch enger, das Leben darin aber auch noch treibender und die Häuser schmutzig, zerbrochen. Beinahe keines aus dessen Erdgeschoß nicht irgend ein Fetzen, eine alte Uniform zum Verkaufe heraushinge. Mit einem kleinen Umwege führt das Gewinkel in das Centrum der Stadt und gleich in die ansehnlichste ihrer Gassen, den Odos Eugenini, die zwischen der porta reale und der Spianata die kürzeste Verbindung bildet. Wo sie sich am meisten weitet, beinahe eine Piazzetta wird, steht alt, dunkel und verwittert Santa Maria Annunziata, eine venetianische Kirche. Flankirt ist diese von einem festen, massiven Campanile, der auch in Venedig noch schön wäre und auffiele. Unten war sein Fuß einmal mit einer Quadernachahmung bemalt, oben hängen die Glocken in einer offenen Loggia, die nach jeder Seite von zwei hohen, schmalen, durchsichtigen Rund-

bogen gebildet wird, welche je eine Mittelsäule trennen und stützen. Darüber im Frieße erscheint zuerst auf einem Schilde das Schiff von Corfu, dann ein mächtig ausladendes Gesimse und als letzte Bekrönung jene Stirnziegel, wie man sie an den Vertheidigungsbauten Verona's bemerkt und ich sie im letzten Sommer auch auf dem Skalinger Schlosse der Catullischen Halbinsel Sirmio des Gardasees sah. Daß die daneben den Berg hinaufsteigende Gasse Mocenigo heißt, weist vielleicht auf den Stifter dieses interessanten Baues. Diese Kirche der Verkündigung und die Cisterne hinter dem jetzigen Theater, das aber die venetianische Regierung als Börse gebaut hatte, sind die schönsten Architekturwerke, welche sie auf der Insel zurückließ.

Der Kirche gegenüber in dem Erdgeschoße eines alten Hauses hält ein Messerschleifer seine Bude offen, die malerischste von all den vielen eigenthümlichen hier. Sie verdiente die Auferstehung eines Teniers oder Ostade. Ueber eine Treppe von vier Stufen steigt man hinauf zu der Plattform, wo der alte, runzelige Meister unter dem Rundbogen der offenen Loge des schmalen Hauses Tag und Abend ein mächtiges Rad dreht; neben ihm ein Geselle ein kleineres. Rebenmesser, Baumscheeren, Ackergeräthe behängen um ihn alle Wände und die Wölbungen. Auf der Stiege hat er aber auch zugleich einen Handel mit den zierlichen flachen Tellerkörben und den gehenkelten ausgestellt, wie sie hier üblich sind um Alles, Orangen, Obst, Gemüse und Fische zur Stadt zu bringen.

Den Scheerenschleifer und seine lustige Bude, den engen Platz und gegenüber die alte ehrwürdige Venetianerkirche mit dem hohen Glockenthurme und den verwitterten Farben habe ich mir oft angesehen. Alles zusammen mit dem rechten Sonnenlichte und den ausdrucksvollen Schatten gäbe ein hübsches Aquarell, das dann eine charakteristische Erinnerung an die Stadt Corfu wäre.

Links durch die Gasse Dikasterion tritt man in das Herz der kleinen Stadt. Dort fühlt man ihren Puls. Alles was Leben und Nahrung gibt, ist hier rechts und links in kleinen Buden gesammelt. Es sind eigentlich die Hallen der Stadt. Bäcker, Käsehändler, Weinverkäufer haben die Schüsseln, die Fässer, die Flaschen und Gläser mit Lorbeerzweigen umwunden. In außerordentlicher Menge sind die Fleischhauer vorhanden. Sie verkaufen auch Würste und kleine Vögel, die sie vor den Augen des Käufers im Fette schmoren. Noch zahlreicher sind die Garküchen. Einmal des Weihnachtsfestes wegen wurden dort nur Fische, Crevetten und Sardellen, aber in größten Massen zubereitet. Das geschah hinten im dunklen Raume der Bude und ganz noch wie nach homerischem Küchenrecepte:

„Brätelnd noch an den Spießen, mit weißem Mehl es bestreuend."

Vorne in der offenen Auslage hat der Verkäufer Hügel kleiner Seefrüchte vor sich aufgeschichtet. Die Kunden suchen sich daraus das Bessere aus. Er schichtet fortwährend wieder neu und sucht die Ordnung gefällig wieder herzustellen. Sterne, Kränze und andere ornamentale Figuren werden dabei ausgelegt. Ein Pariser Boulevardboutiquier versteht das Geschäft der lockenden Auslage nicht besser. Dazu summt der hiesige eine griechische Melodie. Der Käufer besieht, befühlt die Fische, prüft sie in jeder Weise als handle es sich um ein Geschmeide. Die kleinste Sardelle wird nur mit Ueberlegung gekauft. Endlich wird was gewählt worden in eine Wage gelegt und nun beginnt darüber erst der eigentliche Handel um den Preis. Dieser währt noch länger. Hinten im Gewölbe brodelt und siedet es inzwischen, daß die ganze Gasse Abends, wenn die späte Speisestunde des Südländers geschlagen, keine andere Atmosphäre mehr hat als Wohlgerüche von Oel und flüssigem Fette. Dann werden die offenen Auslagen dieser Buden hell beleuchtet durch Lampen, welche völlig noch die antiken sind.

Ein Docht schwimmt in der Oelschale und ist mit seinem Endzipfel an einer der Ecken in den Schnabel gelegt und dort angezündet. Die vornehmeren Buden haben auch Lampen mit drei Dochten und drei Schnäbeln. Vier kommen nie vor. So hängen sie an Stricken und Drähten von der Decke, dem Fensterbalken herab, und beleuchten auf das grellste die grellrothen Aepfel, die schreiend gelben Orangen, die grünen Citronen, die Paradiesäpfel und die Fische, die blau und silbern schimmern wie der Schuppenpanzer irgend eines Lohengrinischen Märchenprinzen. Und auch in der bescheidensten Bude ist all das mit einem gewissen Sinne für das Schöne, Gefällige, Anziehende geschichtet, aufgestappelt, auseinander gelegt, und nirgends, wo es anzubringen war, fehlt ein Busch Grün von wohlriechendem Lorbeer. Das blos Materialistische genügt dem Südländer nicht. Er will überall etwas Kunst und Schönheit mit in den Kauf haben.

So klein die Stadt, in diesen Abendstunden wälzen sich immer Mengen von Menschen durch diese beleuchteten Gassen. Das ist eine Eigenthümlichkeit aller südländischen Ortschaften, daß auch die kleinste Abends ein Paris und London der Volksbewegung wird. Man erwacht dort, lebt und kauft, wenn bei uns Alles an den Schlaf oder im besten Falle an ein kurzes Vergnügen in abgeschlossenen Räumen denkt.

Das andere Ende der kleinen Dikasterionstraße mündet in die Gasse Nikephoros. Diese ist der Hauptweg vom Hafen herauf zur Spianata und zur Georgsgasse, wo die besten Gasthöfe stehen, das Hôtel St. George, die bella Venezia und Carter's Club Hôtel. Odos Nikephoros schneidet Corfu in seiner ganzen Länge. Diese Hauptstraße gehört den Bedürfnissen der See- und Handelsleute, den Reisenden. Denn Corfu, auf der Grenzscheide zweier Meere, zwischen Orient und Occident und auf dem Wege von Europa nach Egypten und Indien gelegen, ist eine besuchte Station für viel Volk und manche

Handelswaare. Insbesondere Alles was nach den Bergländern des illyrischen Continentes will und von dort kömmt, muß hier aus- und übersteigen. Das gibt der kleinen Stadt mehr Farbe und Bewegung, auch mehr zu verdienen als es die einheimische Bevölkerung vermöchte. Zeugniß von diesem Fremdenverkehre legt auch die absonderliche Mannigfaltigkeit der umlaufenden Münzen ab. Selbst im reicheren, weiteren Oriente, in Syrien und Egypten sah ich diese Münzmischung nirgends abenteuerlicher. So erhielt ich hier beim Geldwechseln im gewöhnlichen gewerblichen Verkehre einen Thaler der Republik Venedig mit der Umschrift Ludovico Manin duce 1789 und dem Marcus-Löwen in der Mitte, auf der Rückseite mit dem Bildnisse einer stolzen Frau, wie sie Palma vecchio malte, und dem kurzen respublica veneta darum; spanische Colonaden von 1797 und 1800 mit dem Bilde Carl III.; andere von Ferdinand III.; ungarische Maria Theresienthaler von 1780; einen österreichischen Zwanziger Franz I. von 1815; einen Thaler der Republica Peruana von 1839, einen anderen der Republica Boliviana von 1834 mit dem Bildnisse des Bolivar, einen der mexikanischen Republik von 1863 und daneben mehrere des unglücklichen Kaiser Ferdinand Max. Die türkischen Medschidjie's, die kupfernen Piaster, die russischen größeren und kleineren Kopeken, die Liren des Königs Victor Emanuels, die Sixpences der Königin Victoria, die belgischen, schweizerischen, französischen und österreichischen Gold- und Silberstücke waren daneben nicht zu zählen und beinahe häufiger als die griechischen Leptas. Dieser polyglotte Zustand des Geldwesens macht auch den Einkauf und die Preisbestimmung schwierig und unzuverlässig. Man fordert zu gleicher Zeit ein englisches Pfund und so und so viel griechische Leptas oder einen Schilling und 7 Lepta, und so geht die Verwirrung und der maskirte Betrug fort, ohne daß der Fremde dagegen irgend eine Abwehr fände. Es ist als habe Corfu durch Jahrhunderte als

eine Sparbüchse der ganzen Welt Münzen gesammelt und gebe sie jetzt erst aus.

Am ersichtlichsten wird dieser internationale Charakter der Stadt Corfu in dem äußeren Ansehen der Straße Nikephoros zunächst dem Hafenthore. Dort, ehe sie ihr erstes Knie nach links macht, gibt sie ein Miniaturbild der Galatagasse in Constantinopel. Jede Hafenstadt des Mittelmeeres hat solch einen Winkel des völligen Orients. In den Buden stapelt Alles was zum Meere, was für Schiffer und Fischer, für See- und Landreisen gehörig: dichte Lodenjacken mit dem zottigen Haare ihres Gewebes nach außen, braune und mehr noch weiße Tücher um den Hals zu schlingen, rothe Leibbinden, Taue, Quersäcke für die Pferde und Esel im Gebirge, von jenen festen, gestreiften, buntfarbigen Stoffen, die nur der Orient so stark und ausdauernd, so gefällig jedem Farbe und Licht liebenden Auge erfand. Dazwischen anderes, welches die See gebracht hat: Fische, gedörrte und frische, Specereien, Datteln, Feigen, Alkohole und auch hier Eßwaaren aus den Wäldern und Feldern der Insel selbst, in bergigen Massen goldene Orangen und kleine Mandarinen, rothe Paradeisäpfel, grüne Citronen, gelbe Mispeln; Kartoffeln und Topinamburs, die diesen ähnlich, Lauch, Birnen, Aepfel, Oel und Oliven, und Garküchen, die dampfen und brodeln. In anderen Läden hausen Flanellhemden, rothe griechische Seemannsmützen, die bekannte hydriotische Kappe, höher und weiter als das türkische Fez; Hosenträger, Rockstoffe und fertige Kleider: das Alles aus Europa gekommen. Die Fenster aller Waarenlager sind ausgehoben oder richtiger existirten nie, denn Winter und Sommer kann dieses gleich offen bleiben. Ein Schutz ist vielleicht nur mit einem alten Vorhange nothwendig gegen die Strahlen der Sonne. Wo bei uns Auslagekästen, Spiegelscheiben und hinter diesen die Waaren wären, sind sie hier, und viel verlockender, in offene Rundbogen eingestellt und

aufgethürmt und der Käufer greift ſofort von der Gaſſe aus, wonach ihn die Luſt anwandelt, beſieht und befühlt es im vollen freien Sonnenlichte und handelt dann, wenn es ihm gefällt, von der Gaſſe in die Bude hinein über die Auslage weg mit dem Verkäufer. Noch öffentlicher, noch bequemer, noch verlockender machen es den Kaufluſtigen die Hauſirer, Ausrufer und auch dieſe ganz wie in der Galataſtraße ſich in der Mitte der Straße den ganzen Tag bis in die ſpäte Nacht drängend. Meiſtens ſind es Italiener, Malteſer, geriebene Leute, ſpitzbübiſch ſchon ihrem Geſichte nach, und die Betrogenen, Albaneſen, Montenegriner, die hier auf der Durchreiſe nach ihrer noch unciviliſirteren Heimat von einem Dampfer zum andern ſtationiren. Für ſie iſt das uns ärmlich dünkende Corfu ein kleines Paris und bildet ſeine Leute. Wer hier geweſen iſt, ſpreizt ſich drüben in den illyriſchen Bergen. Beſonders geſucht und auch jedesmal ausgeboten, wenn ich dieſen Theil der Nikephorosgaſſe paſſirte, ſah ich Hemden, weiße und bunte aus Schirting. Sie wurden beim Kaufe auseinander gefaltet, von allen Seiten unterſucht, befühlt, beſehen, an den beiden Aermeln weit ausgeſpreizt, und dann, wenn ſie ſo frei in der Luft hingen, wurde die Verſuchung, das Gelüſte nach dieſem erſten Bedürfniſſe der europäiſchen Civiliſation in den Augen der buntgekleideten Bergbewohner unverkennbar eine leuchtende, eine unwiderſtehliche. Während ſie goldgeſtickte dunkelblaue Kamaſchen, kurze reich verbrämte Bruſtjacken, Pumphoſen, ſchwarze langhaarige Schafpelze oder einen weiten ſtarrenden zottigen Wollmantel desſelben Stoffes, welchen Homer in der Odyſſee XIII. 73 erwähnt, umgeſchlagen tragen, Piſtolen und Dolche im Gürtel hatten, die alle unſere Neugierde und unſern Neid erregen, haben ſie keinen andern Wunſch als für einige Obolen mehr oder weniger über oder unter einer ſpaniſchen Colonade ſich zum erſten Male das zu erwerben, was auch in der Vorſtellung unſerer Bettler als unentbehrlich gilt.

Unten links neben dieser Gasse, noch auf dem Ufer des Hafens, ist der Fischmarkt, eine Halle die im Innern einen freien etwas länglichen, viereckigen, unbedeckten Hof hat und um denselben einen etwas höher gestellten Säulengang; ganz das antike Forum einer kleinen römischen Stadt, wie man es zu Pompeji sieht. In dem Porticus sind die größeren Händler mit ihrer kostbareren Waare, auch die Fleischhauer eingewohnt. In dem Hofe tummeln sich die Fischer, welche das kleine Gewürme, das sie gefangen, selbst ausbieten. In den Nachmittagsstunden geschieht dieses mit sinkenden Preisen und das Geschrei wächst, je näher der Abend rückt und je „länger die Schatten werden". Es ist ohrenbetäubend diese Fischhändler von Corfu um vier oder fünf Uhr des Nachmittags ihre Sardellen ausrufen zu hören. Tant de bruit pour une sardine würde der Franzose sagen, hätte er nicht schon die Omelette in seinem Sprichwort. Nur der Lärm der Pariser Börse bietet einen Vergleich; aber dort schreien Tausende und handelt es sich um Hunderte von Millionen, während sich hier der Umsatz weniger Dutzende um ein paar Franken dreht.

Hinter dem Fischmarkte ist auf einem kleinen Raume der Standplatz der Gemüse- und Obsthändler,

> Voll der balsamischen Birne, der süßen Feig' und Granate,
> Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel.

Ueberhaupt, die frischen Feld- und Gartenfrüchte haben in der Nahrung der Corfioten noch immer das Uebergewicht wie zur Zeit der Königin Arete, die ihre Tochter Nausika nicht einmal zum Waschen ohne eine Wegzehrung von Gemüse entließ.

Dieses ganze gewerbliche Treiben Corfu's hier auf den Fisch- und Gemüsemärkten, in den Gassen Nikephoros und Dikasterion und im Ghetto ist nur klein, beinahe wie Kinderspielzeug. Und lustig auch, wie zum Vergnügen nur treibt jeder sein Handwerk. Nicht ein zürnendes Gesicht, keinen Streit sah ich dort. Alles schreit und lacht und lacht noch mehr, wenn

der Nachbar sich müht durch Schreien ihn zu überbieten und die Kunden an sich zu locken. Es ist dieselbe Idylle der Friedfertigkeit, ein freundliches Vertragen aller Elemente, das ich durch die schöne Landschaft der Insel und durch die Einfachheit ihrer bäuerlichen Bevölkerung in alle Zustände gelegt glaube. Mit den offenen kleinen Buden, den engen Gassen mahnt die Stadt zunächst an Venedig. So aber sah auch unser Mittelalter aus, so zusammengedrängt in den niederen Raum kleiner Auslagen arbeitete, verkaufte damals jedes Gewerbe zu Nürnberg und Augsburg. Das ist es, was selbst gedankenlosen Reisenden Gefallen an dem Oriente gibt, weil er unsere eigene Vergangenheit greifbar und sichtbar überliefert. Jeder achtet doch einigermaßen das Mittelalter unserer Geschichte und wäre es nur als poetische Fundgrube der Ritter- und Legendenbücher, die unsere Jugend erfreuten. Erinnerungen daran werden hier aufgeweckt und man vergnügt sich Dinge sogar lebendig zu sehen, welche man früher nur in der Vorstellung kannte. Wer aber sorgsamer die Einzelheiten des Geschauten studirt, der findet noch weiter zurückgreifende Verwandtschaften mit der Vergangenheit. Es ist nicht nur der Fischmarkt dem pompejanischen Forum ähnlich, auch die Fleisch- und Fischbuden und die Garküchen der Straße Dikasterion sind ganz den breiten gemauerten Ladentischen und den offenen Auslagen gleich, die man drüben am saronischen Golfe ausgegraben. Namentlich wer dieses lebendige Leben hier zuerst gesehen, wie es mir ergangen, und die Augen und die Erinnerung vollgesogen hat mit seinen Bildern, wird drüben dann in Pompeji überrascht sein und das Todte sich rasch beleben können. Aus dem Aristophanes wissen wir, daß im classischen Athen das Fleisch und Gemüse gerade so wie hier auf der Straße gekocht und feilgeboten, in den kleinsten Portionen von den armen Leuten und Soldaten gekauft werden konnte. Die Männer handelten wie hier um die Lebensmittel und die Fische und feilschten

dabei eben ſo laut und gierig um jeden Obolus, und obwohl Theophraſt es als unanſtändig tadelte, tragen ſie noch immer wie damals hier und in Conſtantinopel das rohe Fleiſch und den Salat ſelbſt vom Markte nach Hauſe. So iſt es beinahe mit dem ganzen Leben des Orientes, es ſetzt lebendig fort, was wir in Pompeji todt ſehen. Die Betten dort, ſelbſt daß ihre Geſtelle gemauert ſind, finden ſich in jedem Hauſe des Orientes ſüdlich von Trieſt in den Divans wieder und der Dreifuß, den unſere Gelehrten zu einem ceremoniös ſteifen Opferaltar gemacht haben, iſt nichts als der Mangal „ein dreifüßiges Geſchirr von Kupfer“ (Odyſſee XV. 83), das kohlengefüllt in jedes orientaliſche Zimmer getragen wird, ſobald der erſte Nordſturm einen kalten Wintertag gibt. Ich kann alſo nur immer wiederholen: man verſteht das claſſiſche Alterthum nicht, wenn man nicht heimiſch im Oriente geworden iſt. Da iſt die einzige Archäologie, die ganze Wahrheit auszugraben.

Die anderen Wege der Stadt ſind nur Fußſteige, Salite wie man in Genua ſagt. Nur einer noch, kaum eine Gaſſe, mehr eine Promenade zu nennen, auf den Wällen der Hafenbefeſtigung, Odos Arſenioy, iſt fahrbar. Auf einer Seite ſtehen dort abgeſchloſſene, vornehme, hohe Häuſer ohne jeden Handelsverkehr; auf der anderen ſchützt die Brüſtung der Feſtungsmauer und läßt den Blick frei auf die See, auf die ruhenden Schiffe im Hafen und weiter hinaus auf das nördliche Becken des Canals von Corfu, auf den Monte San Salvatore der Inſel, der links zweihörnig ſteht, und rechts auf das albaniſche Feſtland, wo der Monte Tſika, das Ergenikgebirge und die Chimara gar wild und ernſt erſcheinen, die Bucht von Butrinto zwiſchen den zwei Caps von Stilo und Scala aber warm, ruhig und verführeriſch lockt. Bis Santa Quaranta, dem Hafen Onchesmos der Alten, wo auch Römer und Griechen zur Reiſe in das innere Bergland des Continentes landeten, reicht dieſe

Aussicht. Aber dort schließt sich das Gebirge des Festlandes an das der Insel und gibt die Täuschung, einen See der Südalpen vor sich zu sehen, nur daß auch dieser nördliche Golf von Corfu noch viel milder und farbenprächtiger ist als selbst die üppigen Seen von Como und der borromäischen Inseln.

Ganz nahe unter der hohen Mauer, mitten im Hafen, von Schiffen umankert, sieht man die dürre rothgelbe Felsenklippe Vido. Den Engländern war sie ein festes Fort. Vor ihrem Wegzuge sprengten sie die schönen Werke und lieferten den Griechen nur eine Ruine aus. Ich war gerade hier als dieses geschah und donnernd eine Schanze um die andere in die Luft flog. Der Stein ist eisenhältig und daher hat die Scholle die grellen schönen Farben. In der antiken Geographie hieß sie Ptychia, im italienischen Mittelalter Isola della pace und damals heftete sich die Sage daran, es hätten auf ihr die zwei Glaubensapostel der Corfioten, Jason und Sosipathros, die erste Kirche gebaut.

Wenige Schritte führen von der Spianata und dem Hôtel St. George in der Georgsgasse, wo ich wohnte, nach diesem Basteiwege der Straße Arsenioy. Besonders an Tagen da Südwind wehte, wählte ich ihn zu meinen Nachmittagsgängen. Dorthin dringt dieser Lufthauch nicht, die Gasse ist völlig gedeckt und nur gegen Norden offen. Im Winter kommen aber eben von dort nur selten Stürme. Wenn dann Abends sich Alles in weichen violetten Purpur tauchte, konnte ich mir kaum vorstellen, daß jetzt Winterkälte und Schnee die Landschaften in anderen Himmelsstrichen entstellte. Der Salvatore besonders wurde erhaben und doch milde, daß man vor ihm niederknien und ihn anbeten mochte, wie vor einem guten, freundlichen Gottesbildnisse. Und warum auch soll nicht Gott, wie es doch so viele Künstler thun, Selbstporträte von sich angefertigt haben? In solchen Stunden begriff ich auch die Naturreligionen barbarischer Völker.

4. Capitel.

Vogelschau auf die Stadt des Alkinoos.

Wo die heutige Stadt steht, bis dort hinauf mögen sich in allerältester griechischer Zeit die Landhäuser, die Vorstädte der alten korinthischen Korkyra gezogen haben. Haine und Tempel umgaben sie und reichten bis zum heutigen Haupthafen der Insel. Er war der dritte der Häfen, womit der Periplus des Scilax diese alte Stadt umgibt. Die Insel Vido, die ihn schließt, wird öfters in den Schriftstellern als Ptychia erwähnt. Aber Korkyra selbst füllte ein viel größeres Land und muß prächtiger und reicher, mächtiger und tempelgeschmückter gedacht werden als das, was Venetianer, Franzosen und Engländer seitdem aufgebaut haben. Es deckte die lange Landzunge, welche unter dem Höhenrücken der heutigen Stadt zwischen zwei Golfen von Norden nach dem Süden hinauswächst. In der Mitte flach und durch die Buchten etwas zusammengeschrumpft breitet sich die Halbinsel dann wieder aus und steigt stufenförmig zu einem hohen malerischen Cap auf, das nach der anderen Seite, dem offenen Meere zu, steil und senkrecht und hoch abfällt, eine herrliche Unterlage für die Burg und die Tempel formend. So liegt mancher Sphinx die Ferne hinauf- und hinabsehend vorgestreckt auf dem Ufer des Nils.

Von den heutigen Festungswällen der Landseite der Stadt hat man dieses ganze Gebiet mit den zwei anderen Häfen zur Rechten und zur Linken wie auf einer Karte vor sich ausgebreitet und es hält nicht schwer, trotz dem bezaubernden Wirrsale seiner reizenden Gärten und Landhäuser ihm die alten Mauern, die Burg- und Wallthürme, den Landgraben und die Hafendämme, die weite Wasserleitung bis tief in's Hügelland der Insel hinein, das Forum und das Schloß, das Arsenal und die Optimatenpaläste und die weiß schimmernden Marmortempel des Zeus und der Hera,

des Poseidon und Asklepios, des Dyonisios und der Dioskuren, des Alkinoos und Appollo Nomii wiederzugeben, wie uns deren Gedächtniß Thukidides und inschriftliche Denksteine bewahrten. Wir werden die Stadt weiter mit Brunnen und Statuen, mit Theater und Gymnasien für Körper und Geistesübungen, mit Bäder und Säulengängen durch alle Gassen bebauen, daß man Regen und Sonnenschein nicht spürte und Xenophon Recht geben muß sie so über alles Maß zu loben. Ein Schriftsteller, Marmora, der um 1672 schrieb, hat sogar mit diesen Spuren einen panoramaartigen Stadtplan angefertigt. Wollen wir seiner Phantasie auch nicht wörtlich glauben, so ist es unklug seine Schilderung gänzlich zu vernachlässigen, weil er noch manche Reste der alten Stadt aufrecht sah. Jedenfalls dürfen wir sie uns im Großen und Ganzen der Anlage gleich vorstellen, welche Thukidides im siebenten Capitel des ersten Buches seines peloponnesischen Krieges von den Ansiedlungen der schon civilisirteren Zeit des griechischen Volkes gezeichnet hat: „Die Städte, welche in der jüngsten Zeit und schon durch die leichtere Schifffahrt reich geworden sind, stehen von Mauern umgeben auf den Ufern des Meeres und besetzten die Landzungen um dem Handel zugänglicher zu sein und leichter über ihre Nachbarn gebieten zu können."

Wie die Städte früher aussahen, da sie vor den Seeräubern auf die Berge flüchten mußten, sieht man auf Ithaka und Kephalonia. Uebrigens auch auf Corfu mußten ja die Städter später wieder zu solcher bergigen Flucht greifen, hinauf nach dem engen Raume zwischen die zwei steilen Thurmfelsen der Festung, wo sie sechshundert lange Jahre mehr nisteten als wohnten, bis sich darüber sogar der Name ihrer Insel, der Stadt und selbst ihr eigener umwandelte, wie sich früher vielleicht durch eine ähnliche Orts- und Sittenveränderung das Phäakenthum verloren und das homerische Scheria in das historischere Korkyra eingetauscht hatte. Und als dann wieder

bessere, auch muthigere und reichere Zeiten kamen, baute man auch hier nicht, wie nicht in Rom und Byzanz und nicht in Memphis und Fostat, die Neustadt unmittelbar auf sondern neben den alten Grund. Man achtet zuerst noch das Grab der früheren Größe, fürchtet die Fieber und Geister, die rasch in allen Ruinen des Südens sich ansiedeln, und will auch nicht den bequemen Steinbruch schönster fertiger Marmorquadern verlieren.

So ging es der prangenden Stadt von Alkinoos heiliger Stärke. Sie wurde zuerst Ruine, ein Hort der Seeräuber und des Verbrechens, dann wuchsen Blumen darüber und die Eidechsen und Schlangen hausten in dem sonnigen Gestein. Heute haben sie die Gärten und Villen, die Cactushecken und Agavenzäune, die Olivenwälder und Orangenhaine tief versenkt und begraben und reizender Vogelsang nistet darin, und nur ab und zu ragt wie gebleichtes weißes Gebein ein gebrochener marmorner canellirter Säulenstumpf, ein verletztes reiches korinthisches Capitäl oder ein abgeschliffener Architrav aus der schwarzen gesunden Gartenerde auf, ein Zeuge gesunkener Pracht, auf den ich einen müden Ackerknecht oder einen flötenden Hirten niedergelassen fand, indessen ringsum auf den fettgrünen, buntbeblumten, scholligen Hügelweiden malerische Schafherden blöckend ihr Fressen suchten. Wie sich auf unseren Bühnen Verwandlungen der Decorationen manchmal absichtlich langsam und mit melodischen Uebergängen abspielen, so ist hier die Stadt zu den Gärten des Alkinoos geworden, sachte und allmälig durch viele Jahrhunderte, wirklich melodramatisch. Armidens Zauberstab hat nirgends zaubervoller gewirkt.

In unzähligen Wanderungen habe ich diese Blumenstadt so gesehen, mich eingebürgert in ihre Gartenfelder und Olivenwälder, und bin dann wohl selbst in Gedanken und müde auf einen alten Marmorstein der Stadt des Alkinoos hingesunken, las den Homer und sah wie dieses Alles so stolz und

prächtig aufrecht gewesen, und wurde voll des Gottesglaubens und der Gottesverehrung im ersichtlichen Erkennen des alten Religionssatzes, daß was die Menschen schaffen, untergehe, daß aber Gottes Werke ewig wieder auferstehen. Und wir sind ein Werk Gottes. Dieser Trost bleibt uns hoffnungsvoll und erhebend über all den Jammeranblick solcher irdischen Ruinen und des Menschenschicksals, das darunter begraben worden ist. So wie dieser Gedanke geht in schrecklich drohender Sturmnacht dem Schiffer plötzlich der Mond auf, und rettet ihn und läßt ihn den Hafen finden.

5. Capitel.

Der Hafen des Alkinoos.

Den aussichtsvollsten und bequemsten Weg nach dem Blumenacker der alten Korkyra hinab nimmt man heute auf der breiten Fahrstraße, welche die Engländer von dem Hochfelde der Spianata im Süden, wo sie steil in das Meer abstürzt, hart neben diesem felsigen Ufer in die Befestigungen der Venetianer gebrochen haben. Zur Linken hat man das Meer mit seinen weiten Aussichten bis nach Paxos und Leukadien und dem Cap von Parga, zur Rechten die Durchschnitte der alten Wälle. Es ist als sei man hier durch Felsen gegangen und schon der Gedanke solchen gewaltigen Bau zu wagen ist schön. Die Mauern waren steil und von der See gebadet. Undurchdringlich lag eine Kette von der Fortezza vecchia zum Fort San Salvatore auf der Landseite der Stadt in ihrem Rücken. Man hatte damals nur den einzigen Ausgang ins Innere der Insel durch die porta reale und den vorliegenden Borgo San Rocco. Das Alles wurde im October des Jahres 1843 umgewandelt, hier der Wall gesprengt und hinabgeworfen, die Gräben dadurch gefüllt und die See zurückgedrängt und eine seichte Hügellehne auf dem Schutte gebahnt, die man nun gemächlich zur Bucht

von Castrades, dem alten Hafen des Alkinoos, bis auf das Niveau des Meeres selbst herabfährt. Auch dort vor dem Orte, der damals hart am Wasser stand, verbreiterten sie das Land und legten darauf die via marina, einen der schönsten Spaziergänge der Welt. Man muß ihn in stillen Abendstunden gemacht haben, wenn die Sonne im Westen hinter den Bergen der Insel sinkt, der Burgfelsen glühendes Gold, die Berge von Albanien ihre erste unterste Schichte schon tiefblau von der Nacht, ihre obere höhere rosig vom Wiederschein des westlichen Himmels ist, die Fischer ihre Barken zum nächtlichen Sardellenfange richten und eine, die schon fertig, mit geblähten Segeln durch die purpurflüssige Flut des leise schwellenden Golfes fährt: um dieses Wort nicht übertrieben zu finden. Alles in der Welt, auch die Natur und die Landschaft, nicht blos die Menschen, hat seine besonders gestimmten Stunden und will in solchen gekannt sein, um nicht unbillig beurtheilt zu werden. Wir sind nicht fortwährend, auch die Natur nicht, für den Genuß und die Anschauung und für die Geselligkeit hergerichtet und aufgeputzt. In allzugrauen und allzulichten Augenblicken, „zur Stunde, da der Markt leer wird" zum Beispiele, muß man auch die Natur allein lassen. Dann ruht sie und sammelt Kräfte. Aber wenn die rosenfingerige Eos aufsteigt oder Abends „wenn die Schatten länger werden", bemüht sie sich nur um unser und der Götter Vergnügen und Genießen.

Wenn Nordwind geht und die Formen der Berge am reinsten zu erkennen sind, ist die via marina ein völlig geschützter Weg. Wie scharf es dann drüben in der Straße Arsenioy auf den Wällen der Stadt über dem Hafen bläst, hier ist kein belästigender Hauch. So hat Corfu den seltenen Vortheil in unmittelbarster Nähe der Stadt Spaziergänge für alle Launen des Himmels und immer ein „windfreies Gestade" zu besitzen. Doch auch wenn Süd weht und die Wolken von

Paxos herauf sich ballten und drängten, und ab und zu Regenschauer peitschten, war mir die via marina ein vergnüglicher Gang. Großartig war es zu sehen, wie dann die empörten Meereswogen gegen die niedere Brüstung des Quais stürmten, diese beleckten, überstürzten und sich mit weißem Schaum über die ganze Breite des Weges wälzten. So, dachte ich mir, möge auf die Straße von Troezene nach Mykenae der Drache gehoben worden sein, der den Mutterliebe flüchtigen Hyppolit aus seiner verlogenen Situation erlöste:

Cependant sur le dos de la plaine liquide
S'élève à gros bouillons une montagne humide;
L'onde approche, se brise, et vomit à nos yeux,
Parmi des flots d'écume un monstre furieux.

Und ich freute mich, wieder eine Illustration zur Erläuterung eines großen poetischen Werkes erhalten zu haben. Wenn man nur lange genug lebt und sich fleißig umsieht, erhält man so allmälig vom Leben selbst auch für die scheinbar unmöglichsten Vorstellungen unserer Dichter lebendige Bilder geliefert. Und es erscheint schließlich keine Ausgeburt der menschlichen Phantasie so toll, daß sie nicht durch das Abenteuerliche der Natur und des Schicksals noch überboten würde. Auch verliert diese Uebereinstimmung alles Befremdliche und Unglaubliche, wenn man ihr nur etwas tiefer ins Wesen schaut. Denn da es nicht dem Menschen gegeben ist aus Nichts eine Welt zu erschaffen, auch nicht die kleinste und unbedeutendste, werden mehr oder weniger alle seine Vorstellungen an irgend etwas Wirkliches und Erlebtes gebunden und dadurch bedungen sein. Ueber dieses Schöpfungsgesetz kann kein Göthe und kein Homer, nicht einmal der Erzähler der Tausend und einen Nacht hinaus, und so ist, war und wird immer die Natur der beste Lehrmeister sein, trotz aller Classiker und Akademien.

In diese und ähnliche Betrachtungen verloren, empfing ich gar manches überraschende Seebad über mich ausgegossen.

Lustig schüttelte ich es ab und ließ mich kaum dadurch ernüchtern. Das Salzwasser thut nichts Uebles, besonders dann nicht, wenn man das Meer so sehr liebt wie ich.

Diese Zubauten der Engländer haben die Bucht von Castrades beinahe makellos regelmäßig zu einem oblongen Halbrunde gemacht, ähnlich einem altgriechischen Stadium, einem byzantinischen Hippodrome. Wo dort die Wagenlenker, die Wettläufer, die Kämpfer und Spieler, flutet hier das Meer. Einzelne schwarze Felsen stehen aus seiner Fläche auf, wie dort die Denksäulen, die Dreifüße und Statuen auf der theilenden Spina. Die gestuften Sitzesreihen sind die grünen Hügelwände von Castrades und die Felsen und die Mauern des Festungsberges. Ueber sie wie dort der Logenumgang, auf dem das Zeltdach ruhte, hier der Himmel, ragen im Norden der Monte San Salvatore, daneben der langgestreckte Pantaleone auf und im Süden das freundlichere Gebirge von Gasturi und Benizze und die würdevolle Domkuppel des zehnheiligen Berges mit ihrem weitleuchtenden Schmuckstücke, der weißen Ortschaft von Santa Decca. Sie ist noch effectvoller als Rocca di Papa, das auch so auf halber Höhe des Monte Cavo klebt. Auf der andern Seite gegen Osten, wo die Loge des Kaisers hingehört und darunter das Thor, das die Gespanne ausspie, stehen mächtiger als alles Corfiotische die Alpengebirge Albaniens, jenes alten Epirus, das im namentlichen Gegensatze zu Ackte, der daran haftenden Halbinsel des Leukas, diese griechische Bezeichnung des „Festlandes" aus ältester Zeit ererbt hat. Und gerade so diesem Epirus nahe und ihm gegenüber beschrieb Thukidides in seiner grauenvollen Geschichte der Revolution auf Korkyra den einen Hafen, welchen uns dann die Ueberlieferung des Eustathius als den des Alkinoos benennt. Er war das Emporium der schönen Handelsstadt, ihr eigentlicher Handelshafen. Hier, in der heute versandeten und idyllisch vereinsamten Bucht von Castrades,

wo ich das Ungeheuer des Hyppolit entstehen sah, war damals geschäftiges Treiben und ankerten Kauffahrer von Korinth und Athen, vom fernen Pontus und Phönizien. Denn Korkyra war eine der reichsten Colonien des griechischen Alterthums, üppig und unternehmungslustig beinahe wie die benachbarten sicilianischen. Und man wird sich daher dieses altcorfiotische Leben hier viel lauter und bewegter als das heutige der kleinen Stadt vorstellen müssen.

Ganz nahe dem Ufer zu denken ist das Forum, auf welchem sich jener antike Verkehr hauptsächlich tummelte. So sah es auch Homeros in jener Stadt, die ihm das Vorbild zu seiner Schilderung des phäakischen Reiches gab:

„Und die heilige Macht Alkinoos führte den Helden
Zu der Phäaken Markte, der bei den Schiffen erbaut war."

Und so ist es ja heute immer noch, nur nicht gerade hier an derselben Uferstelle wieder, sondern drüben an der andern Bucht, aber unverändert knapp an dem Meere steht auch dort der Markt. Und diese Sitte des seenachbarlichen Marktplatzes hat sich in allen Städten des Mittelmeeres erhalten. Die vollständige Gegenwart eines solchen antiken Forums einer Seehandelsstadt gibt aber Venedig mit seinem Markusplatze. Nur so groß nicht war das von Korkyra und von Gemäuer auch gegen die See zu begrenzt. Seine Lage wird ziemlich dort gewesen sein, wo heute die zwei Ortschaften, das stattlichere Landstädtchen Castrades und das arme, schon ganz auf die Uferspitze gebaute Fischerdorf Molino veneto zusammenstoßen. Die Optimaten-Paläste kämen dann auf den Boden von Castrades zu stehen, daß es sich anschaulich darstellt, wie die Herren von diesen aus in ihren Vernichtungskämpfen mit den Demokraten die Herrschaft über den Hafen des Alkinoos behaupten konnten.

So kann man sich hier leicht mit nur einiger Forschung und Berücksichtigung des Terrains das Bild der alten Zeit

selbst bis in Einzelheiten wieder aufbauen und sich die Geschichte und Dichtung dadurch um gar vieles verständlicher machen. Man interessirt sich erst dann mit ganzer Liebe und Seele für eine Schilderung historischer Ereignisse, wenn man die Stätte, wo sie sich begaben, betreten hat. Es ist als wehe dort noch etwas von dem Odem jener Zeit und nähme man seinen Hauch in sich auf, daß man in ganz materieller Weise Fleisch und Blut mit jenem Lande und Volke und Zeitgenosse ihrer Geschichte wird. Und ebenso die Geographie und selbst ihre deutlichsten Beschreibungen versteht man nur von jenen Gegenden, wo man selbst stand. Dann aber auch kann die Vergangenheit manchmal geradezu wieder zur angeschauten Gegenwart werden, wenn die Phantasie dem einen und andern Ereignisse noch besondere Theilnahme zubringt. So erging es mir nach einiger Umschau und Gewöhnung, und so auch mag es dem Homeros hier ergangen sein:

Wundernd sah er die Häfen und gleichgezimmerten Schiffe,
Und die Versammlungsplätze des Volks und die thürmenden Mauern,
Lang und hoch, mit Pfählen umringt, ein Wunder zu schauen.

Castrades sagen die Italiener, und nach ihrem Gebrauche ist der Name allgemein giltig geworden. Die Griechen aber nennen den Ort Garitza. Er zählt als Vorstadt von Corfu wie Manduchio, das drüben vor der Fortezza nuova am heutigen Hafen, und wie San Rocco, das Handwerkerdorf, das vor der porta reale an den in das Innere der Insel führenden Landstraßen liegt. Castrades ist aber eigentlich mehr ein Sommeraufenthalt der in der Stadt beengten wohlhabenderen Bürger. Auch steht es völlig abgetrennt von dieser. Die Wälle und das alte Glacis breiten sich zwischen beiden. Seine Häuser halten im Winter beinahe alle die Laden geschlossen und nur die wenigsten sind ohne Garten. Er trennt entweder die Villen oder ragt dahinter mit Orangen und japanischen Mispelbäumen auf. Was nicht weiß geblieben ist mit grünen

Laden von diesen Casini, das haben die farbebedürftigen Südländer roth angestrichen. So gibt sich der Ort schon weithin als eine für das Vergnügen beabsichtigte Stätte kund, und selbst ein paar Palmen grüßen über seine flachen rothen Dächer. Die, welche zunächst dem Meere steht, als die schönste.

Im Osten, wo dieses südliche Ufer der Bucht des Alkinoos in die See sich verflacht, hat sich das Landstädtchen allmälig dem Fischerdorfe Animomilo, italienisch Molino veneto, zugebaut, daß beide nur eins für das Auge erscheinen. Dieses hat nichts als ebenerdige Häuser, eigentlich nur Hütten, klein, die Thüre in Mitte von zwei Fenstern wie Kinderspielzeug. Der Name kömmt ihm von einer venetianischen Windmühle, die — beinahe schon abgetrennt vom Lande — auf dem Reste eines felsigen Hafendammes noch immer mit der malerischen Ruine eines runden Thurmes erkenntlich ist. Sie müßte im Wappen des kleinen Ortes erscheinen, so charakteristisch ist sie für das ganze Bild der Gegend.

Aber dieser Name ist jung und erst aufgekommen als die Stadt der phäakischen Männer, die gerade hier am Fuße ihrer Akropole den ältesten Kernpunkt, ihre City hatte, selbst bis auf die Spur der Erinnerung im Volksbewußtsein ausgelöscht war. So lange auch nur Ruinen noch standen, nannte die geschichtliche Ueberlieferung den Ort wenigstens noch Palaeopolis, die Altstadt. Und in angstfreien Momenten, wenn die Saracenen und Franken für einige Zeit ihre Ueberfälle einstellten, wagten sich auch die wohlhabenderen Bürger, die sich auf die Citadelle geflüchtet hatten, wieder herab zu den armen Fischern, um in der alten Palaeopolis gemächlicher und geräumiger zu leben. So hat sie selbst in die venetianische Zeit noch herüber gereicht und ist erst ganz aufgegeben, ausgelöscht und umgewandelt worden, als oben die jetzige Neustadt zwischen den zwei Festungen mit sichern Wällen und Gräben am neuen großen Hafen fertig stand.

Nur zwei Zeugen sind noch übrig von dieser mittelalterlichen Korkyra, byzantinische Kirchen, hier in Molino veneto versteckt und schwer zugänglich. Santa Maria Palaeopolis glaube ich die ältere, wenigstens in ihren Grundmauern und auch durch manchen Rest, der in den Oberbau aufgenommen wurde. Sie steht außerhalb des Ortes, dort wo sich der Hügel der Ascensione zu heben beginnt, also nahe der Stelle, welche ich für das antike Forum ausersah. Vier Straßen, die von Corfu, von Animomilo kommenden und nach dem Hügel der Ascensione und zum Aussichtspunkte der un canone führenden kreuzen sich hinter ihr. Gemüsefelder liegen um sie und Gärten mit japanischen Mispelbäumen, mit Orangen und Citronenlaub in reichster Fülle. Das erste Thor zum Garten der königlichen Villa steht ihr gegenüber. Es ist ein Basilikenbau der einfachsten Gattung, lang und schmal, einschiffig, durch eine runde Abside geschlossen. Die Kirche ist genau orientirt, von Westen mit dem Altare gegen Osten gestellt. Um ihrem Eingange zuzukommen muß man heute über Schotteraufwürfe voll von Akanthus und den noch stacheligeren Blättern der Notobasis syriaca steigen, durch Felder von Artischocken waten und schließlich Hecken durchbrechen. Nicht einmal ein Wiesenpfad führt ihr mehr zu. Auch hat sie ihre Dienste eingestellt. Das Portal repräsentirt im engsten Raume die ganze Geschichte Corfus. Ein paar canellirte Säulen mit reichen korinthischen Laubcapitälen der spätern griechischen Zeit sind rechts und links von der Thüre eingemauert; ein Triglyphengesims ältester Ordnung liegt quer über ihnen, und in den byzantinischen Rundbogen, der darauf gestellt, ist der venetianische Markuslöwe eingelassen. Auf dem antiken Querbalken aber steht in schlechter byzantinischer Schrift, ein gewisser Jovian habe die Kirche mit königlicher Munificenz erbauen lassen. Doch dann kann was Könige damals thaten nur karg und arm gewesen sein.

Im Jahre 1846 veranstaltete ein Gutsbesitzer der Insel, Sig. Belisario Pieri einige Nachgrabungen bei dieser Kirchenruine der Palaeopolis. Man fand ein Marmorfragment mit der griechischen Inschrift: dem Serapis und der Isis, und darf es vielleicht jetzt zweifellos betrachten, daß auch auf Korkyra dieser egyptische Glaube, als er die ganze verfallende römische Heidenwelt überzog, seine Stätte gefunden hatte. Für die Behauptung, daß der Isisglaube geholfen den Cultus unserer Muttergottes einzuführen, ist es ein starker Beleg, daß sich hier eine der ältesten Marienkirchen, eine Basilika, unmittelbar auf die Stätte eines Isistempels gestellt findet.

Die andere Kirche sieht man von St. Maria Palaeopolis etwas tiefer, näher dem Meere und in mitten der Häuser von Animomilo. Sie ist noch kleiner, aber mit einer achtseitigen Kuppel hebt sie sich höher. Palmen streben neben ihr auf, ihnen nach ein Lorberbaum, dunkles Orangengrün, blühende Rosenbüsche, Mandeln, Mispeln und Geraniumstauden von außerordentlichem Wuchse und seltener Ueppigkeit in Blüthen- und Fruchtfülle, so daß sie hoch hinauf schön geschmückt ist, wie in einem Strauße steht. Es sieht manchmal aus als rege sich wirklich neben Mauern, Thürmen und Kuppeln in Pflanzen und Bäumen ein bewußter Ehrgeiz, ein Streben, dem Menschenwerke gleich, wenn nicht zuvor zu kommen. Wie weit überhaupt in der ganzen Natur das selbstbewußte und willensvolle Schaffen und Treiben geht, wer darf hochmüthig und vorschnell darüber urtheilen? Erkennen wir es nicht heute schon, daß sich gar manches Thier wie der Mensch durch äußerlich gegebene Vorbilder spornen und reizen läßt? Also Schweigen ist einstweilen alles, das solchen ahnungsvollen Vermuthungen der Dichter gegenüber zusteht.

So unbedeutend das Kirchlein von Animomilo ist, mit seiner kleinen Kuppel überragt es doch weithin sichtbar die dörfliche Umgebung. Cäsars Wunsch, lieber in einem Dorfe der

Erste als in Rom der Zweite zu sein, scheint hier wie in einem symbolischen Bilde erfüllt.

Durch schmale ruinenvolle Gäßchen kömmt man der Pforte zu. Wein rankt sich auf dem engen Platze davor um die dachlosen Pfeiler eines Porticus, dessen Haus verfallen ist, und Schafe weideten in den Akanthusstauden. Ein Rundbogen späterer Bauzeit, aber aus guten Quadern der alten griechischen Stadt gefügt, bildet wie ein einführendes Triumphthor zu dem dahinter stehenden Christentempel. Mit seinem ernsten Orangengrün, seinen Palmen und dem Lorbeer und diesem ruinenhaft stillen Platze wäre das Ganze eine gar sinnige Vorlage für den Pinsel eines poetischen Aquarellisten.

Drei Absiden schließen die Kirche. Das Innere ist ähnlich der Aja Sofia, auch die Säulen aus verde antico fehlen nicht, nur noch um zwei Drittel kleiner als selbst Kutschük (die kleine) Aja Sofia; so ungefähr in den Größenverhältnissen wie die byzantinischen Kirchen zu Athen. Das zeigt, wie geschwunden die Größe der Stadt des Alkinoos war zu Zeiten der Byzantiner, damals schon Corfu ein liebliches, freundliches Miniatur von Allem, was man größer, prächtiger anderswo, aber nirgends heiterer und erfreuenderer sieht. Die Kirche so wie sie heute steht, gilt als die älteste der Insel, als ein Blutzeuge der Einführung des Christenthums auf dieselbe durch die Heiligen Jason und Sosipathros. Die Meinung der Corfioten ist, daß dieses schon dreißig Jahre nach Christi Tode durch die zwei Jünger geschehen sei, mit deren Namen der heilige Paulus die Römer begrüßte. Sosipathros sei hier Märtyrer seines Glaubens geworden neben der heiligen Corcira, der Tochter des römischen Präsidenten der Insel; Jason aber, weil nach diesem Wunder jener grausame Präsident und das ganze Volk der Insel das Christenthum annahmen, ruhig nach seinem sechzigsten Jahre verschieden. Damals hätten diese zwei Apostel des corfiotischen Christenthums die Kirche dem hei-

ligen Andreas geweiht; später wurde sie ihnen selbst gegeben, weil ihre Gebeine hier ruhen. Das Alles ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, doch zu beweisen ist nur, daß sie eine Stiftskirche der Petretini wurde, einer alten Familie Corfus, deren Wappen, ein Adlerflügel, sich in der Kirche findet. Doch weil fabelhaft, sind dieses alles nebensächliche Erinnerungen im Vergleiche zu einer anderen dieser selben Ruine. Die Kirche ist auch ein Reliquarium für jeden echten Legitimisten, denn in ihr wurde die letzte palaeologische Kaiserin von Byzanz beerdigt, und man kann sagen, ein Stück des römischen Kaiserthums liege auf Corfu begraben. Was will nun der Reisende mehr an Merkwürdigkeiten, das Grab der letzten römisch-griechischen Kaiserin im Ruinenacker der Stadt des Alkinoos! Nicht Rom und nicht Athen bieten ihm Denkwürdigeres. Und doch hat vielleicht noch nie ein Tourist hier gelandet, der dieses Kuppelkirchlein von Animomilo und seine Reliquien unserer Renaissancezeit besuchte.

Dieses verhält sich also: Als Kaiser Manuel II. am 21. Juli 1425 vom Schlage gerührt 77 Jahre alt in Constantinopel starb, da eben wieder eine dreimonatliche Belagerung von der Hauptstadt abgewehrt worden war, blieben seine sechs Söhne als Erben des palaeologischen Reiches. Johannes, der älteste, der schon neben dem Vater mitregiert hatte, wurde byzantinischer Kaiser und zählte sich als der achte seines Namens. Ihm folgte Constantin XI. am 6. Januar 1449 auf diesem ehrwürdigen Throne, nachdem Theodoros im Juli 1448 an der Pest in Silimbria gestorben war und der vierte Bruder Andronikos, der ursprünglich Salonick beherrschte, als Mönch in einem Kloster schon am 4. März 1429 geendet hatte. Der jüngste der Brüder, Demetrios, machte sich durch eine Mißheirat des Thrones unwürdig, so daß unbestritten, als Constantin bei der Einnahme Constantinopels durch die Türken am 29. Mai 1453 fiel, Thomas Palaeologos der

Stammhalter der kaiserlichen Familie wurde. Und ließen ihn auch die Umstände sein Recht nie ausüben, so trug er es doch in der Tasche und müssen es die consequenten Gläubigen der Legitimität bis in sein und der Seinigen Gräber hinein respectiren. So hielt es auch wirklich der heilige Vater und die Republik Venedig, die ihn immer als Erben von Byzanz behandelte, noch in einem Schriftstücke vom 12. August 1462, drei Jahre vor seinem Tode, da er Italien flüchtig durchirrte. Seine Gattin war Katharina Centurione, Tochter eines Asan Zaccaria Centurione, der ein mächtiger Herr in der Morea gewesen war, und einer Gräfin Tocco, deren Vater Kephalonia beherrschte, und diese ist es, welche in San Jasone und Sosipathro auf Corfu begraben liegt. Mit seinem nichtsnutzigen Bruder Demetrios hatte sich Thomas Palaeologos lange Zeit in die Despotien des Peloponnes getheilt. 1460 erlagen auch sie dem Angriffe Mohamed II. Demetrios ergab sich am 30. Mai zu Misithra dem Sultan und endigte auf türkischem Gebiete zu Adrianopel im Herbste 1470 sein Leben. Seine Tochter Helena war die Gemahlin des Sultans geworden. Dem Vater waren dafür die Hälfte aller Einnahmen der thrakischen Hafenstadt Aenos und der benachbarten ägäischen Inseln Samothrake, Imbros und Lemnos zugewiesen, die er in einem sorgenlosen Leben verpraßte. Nur die Jagd und das Vergnügen wußten ihn zu beschäftigen, wie früher der unedelste Streit mit seinen fürstlichen Brüdern.

Thomas widerstand dem Sultan länger. Bis in den äußersten Südwestwinkel des Peloponnes, nach Navarin, mußten ihn die Türken drängen und erst da er nichts mehr sein sah von der letzten Halbinsel des alten Byzantinerreiches, schiffte er sich am 28. Juli 1460 nach Corfu ein, unter der Tatze des Löwen von San Marco Schutz zu suchen. Eine Menge Flüchtlinge dieser letzten Katastrophe des byzantinischen Reiches kamen mit ihm, darunter Niccolo Marmoran, der Vorfahre

des späteren italienischen Historiographen von Corfu, die beiden Barone von Arkadien, Joannes und Georgios Raul, der junge Nicolaos Melissenos und sein Schwiegervater Phrantzes, alle aus edlen griechischen Geschlechtern, welche wir die Diplomaten und Intriguanten dieser letzten byzantinischen Geschichten nennen dürfen.

Corfu war immer eine Insel der Flüchtlinge. So hatte Themistokles hier geweilt, so nun wieder in diesem fünfzehnten Jahrhundert alle Griechen, die in der Morea oder auf den Inseln gegen die Türken gekämpft und ihrem Schwerte oder der Sklaverei entronnen waren. Und die, welche nicht hier blieben, gingen doch über diese Brücke nach Italien. Diese Griechenflucht von Osten nach dem Westen hinüber kann beinahe in ihrer geschichtlichen Bedeutung als eine Völkerwanderung gelten. Nur war es im Vergleiche zu jener anderen ersten unserer mittelalterlichen Geschichte eine im umgekehrten Sinne, eine civilisatorische statt eine der Barbarei. Denn diese vertriebenen Griechen, die nach Neapel, Florenz, Rom, Venedig und Ferrara kamen, von wißbegierigen Freunden dorthin auch gerufen, sind für Europa die Erwecker der Künste und Wissenschaften, die Väter unserer Renaissance geworden. Gar manchen Trieb und manches Handwerk pflanzten sie erst in unseren Boden ein. Vermächtnisse der uralten antiken Weltbildung, die unser Volk noch nie gekannt, die aber der Orient unablässig, wenn auch unter mannigfaltig veränderter Gestalt gepflegt hatte. Was dort ein furchtbarer Schlag gewesen war, die Einnahme von Constantinopel am 29. Mai 1453 und diese türkische Eroberung des Peloponnes vom Sommer 1460, des letzten Bollwerkes der bedrängten Griechen, wurde unser Glück. Damals, kann man sagen, erlosch erst unsere Barbarei, mit der die germanischen und fränkischen Stämme das weströmische Kaiserreich überzogen und zerstört hatten, und demjenigen, der wie ich die antike Kunst über jede andere Bildung stellt, haben

diese flüchtigen Griechen nicht eine Wiedergeburt, wie es gewöhnlich heißt, sondern die Geburt zum freien vollendeten Leben erst gegeben. So ist es immer: des Einen Leid ist des Anderen Freud.

Mir ist es wahrscheinlich, daß auch die Sage, welche auf Fano lebt, der Insel am nördlichen Eingange des Canales von Corfu, von der Prinzessin, welche dort gestorben und ihre Schätze verborgen habe, nichts als die letzte Spur ist von solch einer türkenflüchtigen edlen Griechin. Denn all dieses Land war voll von ausgestoßenen, heimatslosen Unglücklichen, welche das Heimweh und die Hoffnung aber doch noch so nahe als möglich der griechischen Küste sich an den ersten sicheren Fleck Erde klammern machten: „das Land der Griechen mit der Seele suchend".

Thomas Palaeologos hatte ehrenvoller als sein Bruder Demetrios, es abgelehnt seinen Rechtstitel an Mahomed II. gegen thracische Apanagen abzutreten. Er war Pensionair des Papstes und der Republik Venedig geworden. Schon am 16. November 1460 hatte er sich von Corfu nach Ancona hinüber geschifft und ohne seine Frau und seine Schicksalsgenossen wieder gesehen zu haben, starb er am 12. Mai 1465 zu Rom. Seine Gattin Katharina Centurione Zaccaria war schon am 16. August 1462, siebzig Jahre alt, eben da sie sich einschiffen wollte dem Gemahle nach Italien zu folgen, auf Corfu gestorben. Um sie hatten sich die Flüchtlinge dort gruppirt und dann in dem altheiligen Kirchlein sie begraben.

Das legitime Geschlecht der Palaeologen, ausgestreut durch die Welt, vegetirte noch eine Weile fort in den Kindern dieses letzten Kaiserpaares. Ihre älteste Tochter Helena, die ehemalige Königin von Serbien, war nach dem Vernichtungsschlage, der ihr Haus, ihre Familie und ihre Heimat betroffen, 1463 in das kephalonische Reich gekommen. Ihre Tochter Melissa heiratete nämlich den Grafen Tocco, den letzten Regenten dieses Stam-

mes in jenem Inselreiche. Nur ein Jahr nach dieser Vermählung hatte die Mutter auch den grausamen Schmerz dieses Kind sterben zu sehen. Nun wandelte sie ihren Namen in den der heiligen Hypomene um und trat auf Leukadien in ein Kloster. Hypomene war die Mutter der Geduld. Sie brauchte viel um all diese Prüfungen gottergeben zu ertragen. Vielleicht wollte sie wirklich, indem sie sich mit diesem neuen Namen rufen ließ, sich eine fortwährende Mahnung dazu in das Ohr legen. So starb sie am 7. November 1474 eine geduldige Nonne in diesem Kloster auf St. Maura. Hätte sie sich aber nur etwas länger noch im Leben zu gedulden verstanden, so würde sie auch noch die Flucht ihres Schwiegersohnes, des Grafen Tocco, vor den Türken, die Verwüstung und Einnahme St. Maura's und der anderen odyssëeischen Inseln erlebt haben. Es gibt lange Epochen in der Weltgeschichte, wo das Leben nur Dornenkronen hat und die Sonne fortwährend blutig auf- und untergeht. Wehe dann besonders den alten Geschlechtern. Nichts glückt dann mehr ihren Erben und diese büßen zusammengedrängt in die grausamsten Schicksale weniger Stunden, oft nur einer Spanne Zeit, die lange Vergangenheit ihrer glücklicheren Vorfahren ab. Denn das Naturgesetz, welches überall die Wasser ins Gleichgewicht stellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moralischen Dinge, so daß sich fortwährend und in allem ein sicherer Ausgleich vollzieht und man nie ganz schuldlos ist, wenn man Ahnen hat. Deshalb vielleicht pries auch Göthe schon Amerika glücklich, weil es ohne Burgen und Erinnerungen ist.

Zoë, die jüngste Tochter der Katharina und des Thomas Palaeologos, heiratete erst nach dem Tode der Eltern 1472 in zweiter Ehe einen russischen Großfürsten, eine Ehe, welcher aber auch nur eine Tochter entsproß, deren Nachkommen in der polnischen Familie der Jagellonen verschwanden. Von den Söhnen heiratete der Aeltere, Andreas, in Rom eine Gassendirne und starb dort 1502 kinderlos; der jüngere, Manuel, warf sich

wie sein Oheim Demetrios dem Mohamed II. in die Arme, der ihm zwei Diener und zwei schöne Sklavinnen und die Verköstigung gab. Der älteste der zwei Bastarde dieses wilden Verhältnisses, Johannes, starb noch als Christ und wurde in der Kirche des Patriarchen begraben; der jüngere, Andreas, aber trat zum Islam über und nannte sich Mohamed. Nur fünfzig Jahre nach dem Tode des letzten byzantinischen Kaisers war also auch seine Familie von der Welt verschwunden. Sie fallen schnell die alten Geschlechter, wenn sie nur einmal in's Fallen gekommen sind. Nicht der Heldentod Constantin XI. bei Top Kapu am 29. Mai des Jahres 1453 ist das Ende der palaeologischen Cäsarenfamilie, nein, dieses Ausleben in den muselmännischen Glauben und Gnadengehalt hinein. Der vorletzte Palaeologe, ein Pensionair der Sultane von Stambul und der letzte ein Muselmann selbst! Unter dieser Erinnerung liegt nun aller Ruhm des hl. Constantin begraben, und so endigt schließlich jedes Menschenwerk. Aber ganz so kläglich und würdelos, unter den Händen ihrer eigenen Feinde ist doch kein anderes Königs- und Heldengeschlecht ausgestorben. Dieses Schicksal gab Byzanz. So war es immer dort und so wird es immer dort sein. Die Hügel des Bosporus sind wohl mit Pracht und Glanz und der üppigsten Blumenschönheit von Gott gesegnet worden, aber das Ehrgefühl hat Er nicht als Stoff des Wachsthums und Gedeihens in die dortige weiche Erde gelegt.

Diese beinahe melodramatischen Geschicke der letzten Palaeologen sind uns von ihrem Exminister Georg Phranzes überliefert worden. Im stillen Klosterfrieden von Corfu ist er ihr Chronist geworden. Besonders ergeben schon Constantin XI. hat er von der Einnahme Constantinopels an alle Scenen des letzten Actes dieses großen historischen Trauerspieles als Augenzeuge mitgemacht. Seine Kinder waren ihm in der Sklaverei der Eroberung verschwunden, wenn es auch nicht erwiesen ist, daß

die Söhne im Harem des Sultans untergingen. So gebrochen hatten ihn diese Erfahrungen, daß er und seine Frau bald nach der Landung auf Corfu, am 2. August 1460, in Klöster eintraten und er Mönch wurde. Auf Verlangen einiger edler Corfioten schrieb er dann in dem Frieden seiner Zelle, was wir die erste Geschichte von dem Falle und Untergange des oströmischen Kaiserreiches — History of the decline and fall of the roman empire — nennen dürfen. Er war 77 Jahre alt, da er sie am 29. März 1478 vollendete.

Das Leben dieses vielgeprüften Mannes, der so schicksalsmüde ist, daß er selbst die Trennung von seiner Frau, also die völlige Einsamkeit sucht, wäre auch als ein wahres Drama zu beschreiben. Ueberhaupt diese byzantinische Geschichte und besonders ihr melancholisches Ausklingen in die wilde Türkenherrschaft hinüber ist von den Dichtern und Romantikern noch gar nicht entdeckt und benützt worden. Eine Fülle an ergiebigen Stoffen liegt dort ungehoben, kaum geahnt und mancher spannende Roman ließe sich damit füllen. Gerade um das Leben dieses letzten Diplomaten und ersten Geschichtschreibers des Falles und Unterganges des römischen Reiches ließe er sich gliedern. Corfu als das Endcapitel müßte darin die Versöhnung durch das Tröstliche, den Frieden seiner Naturschönheit geben und dieses morsche Kirchlein der Heiligen Jason und Sosipathros mit der kaiserlichen Gruft der letzten Palaeologin und der zerzausten Palme, die sich daneben hebt, dem Lorbeer vor der Thüre, könnte als bezeichnungsvolle Titelvignette dienen.

Neben der Kirche steht die Ruine eines kleinen Klosters. Das hat wohl auch in jenen Zeiten schon mitgelebt. Ein Feigenbaum ist jetzt sein einziger Bewohner. Aus den leeren Fensterhöhlen streckt er Licht verlangend seine Aeste. Gesimse, Fensterstöcke, der Fries unter dem Dache documentiren durch ihre feine Steinmetzarbeit, daß auch dieser Bau ein Werk der Byzan-

tiner sei. Wenn auch der Geist der Kunst schon im Verfalle war, die Uebung der Schule bestand noch.

Eine elegante junge Französin zeigte mir die Kirche. Die Frau hat ein merkwürdiges Schicksal, wie copirt aus einem modernen englischen Frauenromane und scheint mir noch merkwürdiger durch ihre geduldige Schmiegsamkeit in dessen Widerwärtigkeiten. Sie ist eine Pariserin. Dort lernte sie der Sohn des griechischen Geistlichen dieser altbyzantinischen Kirche kennen, heiratete sie und brachte sie hieher. Kaum hier, stirbt der junge Mann. Sie bleibt bei den alten, völlig griechisch gearteten Schwiegereltern, weil ihre ganze Liebe zu dem Verstorbenen sich in Neigung zu diesen armen alten Leuten wandelt. Sie wird deren Segen, ohne auch nur ihre Sprache zu verstehen. Dabei sah sie immer noch wohl- und reingehalten aus, als sei sie gestern von Paris abgereist. Der Pope konnte sie mir nicht genug rühmen, wie geduldig, fügsam und zufrieden sie sei. Das Haus, in welchem sie alle drei leben, ist klein und arm. Aber hier ist der Herr mit eingezogen und hat in die Herzen das beinahe christliche Trostwort des göttlichen Sauhirten Eumaeos gelegt:

Gott gibt uns dieses und jenes versagt er,
Wie es seinem Herzen gefällt; denn er herrschet mit Allmacht.

Auch die niederigen Fischerwohnungen von Animomilo kehren ihre Thüren und Fenster der See zu wie die stattlichen Häuser von Castrades. Es ist ein großer weiß leuchtender Halbkreis, den sie mit diesen von der Spitze des Caps bis zu den Festungswällen der heutigen Stadt um den alten Hafen des Alkinoos bilden. Das Ufer davor ist überall breit. Vor Castrades decken es breitspurige Bäume und auf den grünen Wiesen darunter sind die Tische und Stühle der vielen Kaffeewirthschaften aufgestellt. Vor Molino veneto aber ist der Rasen ungeschattet. Die vielen Bedürfnisse des Fischerhandwerkes brauchen einen großen, freien, sonnengetroffenen Raum.

Vor den Häusern von Castrades liegt selten eine Barke. Nur wenn Wein in irgend eine der Gastwirthschaften einzuführen ist, trifft man ein, zwei Boote an den Quai gebunden, Bretter vom Ufer auf ihr Verdeck gelegt, über welche die Matrosen aus- und einsteigen, mächtige Schläuche über die rechte Schulter gehängt, welche dunkel vom inneren Naß sind und aus denen den Weg färbend mancher rothe Tropfen fließt. Aber unten vor Animomilo, mehr gegen die Spitze der Landzunge zu, fehlt nie reges Seemanns- und Fischerleben:

Die Leute hier . . . . . .
Sie bekümmern sich nur um schnelle hurtige Schiffe,
Ueber die Meere zu fliegen; denn dies gab ihnen Poseidon;
Ihre Schiffe sind hurtig wie Flügel und schnell wie Gedanken.

Auf den breiten Wiesen zwischen den Hütten des Dorfes und der See trocknen dreieckige Segel und Netze, welche so groß sind, daß es die Vermuthung gibt, es müsse darin auf einen Zug die Nahrung für eine ganze Stadt zu fischen sein. Gereiht um das Netz, wo es schadhaft geworden ist, sitzen Fischersleute, kräftige Gestalten, und flicken es mit Holznadeln, welche den Weberschiffchen gleichen. Dabei spannen sie es mit der großen Zehe, damit die Faden welche sie einschlingen sich fester knüpfen. Das Werk geht rasch, emsig; Jeder müht sich ersichtlich, weil alle wie mit Theilung der Mühe so auch des Lohnes arbeiten. Die Leute sehen ernst darein, sind es wohl auch durch die Prüfungen der See geworden. Alle schweigen, kein müßiges Geplauder lähmt das Schaffen ihrer Hände, ein einziger summt manchmal dem ganzen Kreise die Melodie eines griechischen Liedes vor.

An einer anderen Stelle, mehr im Busen der Bucht, wo vor dem Gemäuer des Quais noch ein kleiner Strandsaum blieb, landen sie die Netze. Es ist das eine lange Arbeit, die Alles in Allem wohl zwei Stunden währt. Aber man sieht soviel Schönes dabei, daß ich einen ganzen Winter über nicht

ermüdete ihr immer wieder nochmals zuzusehen. Zuerst kehren die Barken zurück, welche das eben geflickte Netz in die freie See geführt, dort ausgeworfen und überwacht haben. Dann beginnt man die Stricke, an denen es schwimmt einzuziehen. Dazu sind fünf bis zehn Männer erforderlich, welche mit aller Körperkraft sich anzustrengen haben. Das gibt die allerschönsten und ganz natürlichen Stellungen zu sehen. Die Leute müssen dabei bis weit in die Brandung hinaus oder waten auf den feuchten Algen, welche der letzte Südsturm dort zu Hügeln aufgewälzt hat. Deshalb haben Alle nur kurze Kniehosen aus leichter, blauer Leinwand, welche sie noch kürzer bis über die Schenkel hinauf zusammenrollen daß das Bein sichtbar wird, die schöne Bildung und starke Muskulatur. In der Röthung, welche ihnen die Kühlung des Seewassers gibt, sehen sie aus als seien sie aus dem schönsten Rosengranite gebildet und schon Statuen geworden, noch ehe ein Bildhauer sie auch nur gesehen und an ihnen Begeisterung geschöpft. Auf der Brust tragen sie nur ein leichtes offenes Hemd. Jede andere Kleidung ist der schweren Arbeit wegen seitab geworfen und auf dem Kopfe haben gar viele, die keinen Lederhut oder einen Strohhut tragen, die enge niedere Mütze, welche Odysseus auf den Münzen von Ithaka trägt. Die Seile, zuletzt das Netz mit den daran hängenden Korkscheiben werden hinten auf dem Strande zu immer höher wachsenden Spiralen aufgeschichtet. Kömmt der eigentliche Beutel des Netzes näher, dann müssen Alle in das Wasser, dann wird es sorgsam ringsum gehoben und werden die Silberfische, die im braunen Gespinste hängen, immer mehr und mehr der Mitte zu geworfen, wo sie sich in einer Dichtigkeit sammeln, daß die Hand nur hinein zu greifen braucht um eine Fülle auf einmal zu schöpfen. Viele hundert Sardellen bringt solch ein einziger Netzzug an das Land und es ist ein prächtiger Anblick das Geglitzer der blausilbernen Fische auf dem dunkeln Grunde des Netzes. Wie die

Kleider, welche sich die Prinzessinnen in den neugriechischen Märchen ähnlich der See mit ihren Wellen wünschen, so sieht es aus oder wie eine Börse die mit Silberlingen gespickt ist. Auf Körbe, die flach wie Teller sind, werden die Fische geladen und so zum Markte beim Hafenthor und in die Garküchen der Gassen Dikasterion und Nikephoros getragen. Ich sah aber auch schon auf dem Strande selbst den Verkauf sich begeben. Weniger als zwei Thaler, das sind nicht ganz vier österreichische Gulden, war der Lohn für einen mit vielen Hunderten gefüllten Korb.

Gleichzeitig, während von einem Boote die Ernte gesammelt wird, rüsten sich andere zur Ausfahrt. Das Netz, das getrocknet und geflickt worden ist, wird sorgsam, damit es sich nicht verknüpfe und verwickle, in das Schiff zurück getragen. Man hängt es, um seine Fülle zu bemeistern, wie Kranzgewinde über den hohen Bord, daß das Boot wie geschmückt, geziert erscheint. Der Padrone steht in der Mitte des Schiffes, Alles leitend, damit nichts vergessen werde von dem vielen nebensächlichen aber draußen auf der See hochwichtigen Bedarfe des Handwerkes. Es werden die Kübel gereicht, die Maste, schön geglättete Ruder, „mit welchen sich Schiffe beflügeln", Taue, die Segel und endlich auch Proviant für die Mannschaft in das Boot gelegt, immer noch ganz so wie sich die Rüstung eines Schiffes zu den Zeiten des Odysseus begab:

Als sie jetzo das Schiff am Strande des Meeres erreichten,
Zogen sie eilig das schwärzliche Schiff in's tiefe Gewässer,
Trugen den Mast hinein und die Segel des schwärzlichen Schiffes,
Hängten darauf die Ruder in ihre ledernen Wirbel,
Alles, wie sich's gehört und spannten die schimmernden Segel.
Und sie stellten das Schiff im hohen Wasser des Hafens.

Eine Menge Hände, nicht blos bedienstete, auch befreundete, lustige Kinder sind dabei behilflich, denn es scheint ein Fest für das ganze Dorf, jede Barke die auf den Fischfang auszieht.

Wie ein Waidmannsheil liegt in allen glückwünschenden und verheißenden Augen. Und daß auch der liebe Herrgott seinen Segen dazu gebe, steht auf dem hohen Schnabel des Schiffes ein Kreuz, um das sie Kränze schlingen und rechs und links Blumenbüsche in den Bord des Schiffes stecken.

Der Padrone ist ein kleiner, grauköpfiger Alter, breitschulterig und stark. Ein struppiger Schnauzbart sitzt ihm auf der Oberlippe. Um die Beine schlottern ihm ein Paar mächtige Pluderhosen, eine rothe jonische Mütze mit blauer Quaste deckt ihm den Kopf und ein dicker brauner Lodenrock den Leib. Er macht die Fahrt nicht selbst mit. Wenn Alles geordnet, dann verläßt er die Barke, steigt auch wohl auf einen Esel, der ihm aus dem Dorfe zugeführt wurde, und reitet heim zu einem der stattlicheren Häuser Animomilo's, wo ihn die Frau und die mit rothen Bänderschleifen geschmückten Töchter an der Pforte empfangen. Das Gedränge vor der Barke verliert sich und „da die Sonne nunmehr hinsank und das Dunkel heraufzog", stärkten sich die Fischersknechte an einem „schnellgerüsteten Gastmahl". Denn es dauert immer noch im beharrlichen, sittensteifen Oriente die Gewohnheit, wie sie Homer gibt, daß man Abends vor der Ruhestunde erst das Mahl zu sich nimmt. Zuerst die Arbeit, dann die Atzung und endlich, sie und des Tages Lust und Mühe zu verdauen, der Schlaf und die Ruhe. So gilt es in den südlichen Ländern für Vornehm wie Gering und wir in unserem Gasthofe aßen auch erst wie die Fischer von Animomilo „da die Sonne tauchte und Dunkel sich erhub".

Zum Herde dient der Boden der Barke. Aus kleinem Rebholze wird dort auf einem untergeschobenen Bleche das Feuer gemacht. Eine quer über die beiden Borde gelegte Ruderstange hält den Kessel schwebend über der Glut. Ein Anderer hat inzwischen den Lauch geschnitten und in der See rein gewaschen, der nun in das schon brodelnde Wasser zu den Tinten-

fischen geworfen wird, welche der Dritte herrichtete. Das und einige kräftige Schnitte weißen Brotes ist die ganze Kost, „das lecker bereitete Mahl" dieser frugalen Südländer. Einem kleinen Buben, der verlangend der ganzen Operation oben auf dem Mauerrande liegend zugesehen hat und nun eine bescheidene Bitte wagte, werfen sie schließlich noch einige abgesottene Sepien und Gemüsestengel zu. Und doch sehen die Leute alle herkulisch aus. Auch diese trugen die leichte Leinwandhose, zerfetzt und vielfach geflickt, weit über das Knie bis zu den Schenkeln hinaufgerollt. Nur da die Abendkühle kam und als einzige Bergung zur nächtlichen Fahrt zogen sie langhaarige Lodenjacken an. Wie der letzte Wiederschein der Sonne die kräftigen, schönen, beinahe durchaus edlen Köpfe, denen runde schwarze Bärte um das Kinn und volles Lockenhaar um die Stirne hängen, röthete, ordentlich in Flammen setzte, fiel mir bei jeder dieser Gestalten Masaniello ein. Es wurde mir sogar als höre ich die kräftigen Freiheitsmelodien, welche Auber ihm und seinen Landesgenossen in den Mund gelegt hat, so vollständig war die Mahnung. Wirklich sind viele dieser Fischer von Animomilo eingewandert von drüben aus dem südlichen Italien, von Neapel und aus Sicilien, und wenn nicht sie selbst so doch oft deren Väter und Großväter. Denn es scheint der alte Zug der Colonisation, der schon die phäakischen Einwanderer aus jenen sikanischen Ländern hieher brachte, immer noch fort zu wirken, wie ja auch schon die homerischen Vorfahren dieser Corfioten hauptsächlich mit der See beschäftigt waren. Denn Homer nennt sie „segelberühmte Phäaken" und Alkinoos rühmt dem Odysseus:

> Lernen sollst du es selber, wie sehr sie vor allen geübt sind,
> Meine Jünglinge und Schiffe, mit Rudern das Meer zu durchfliegen.

Eine Seemannstüchtigkeit, welche auch ihre Namen beweisen. Nausikaa, Nausithoos, Echeneos und der Herold Pontoneos

wurzeln alle mehr oder weniger im Zugehörigen der See, der Schiffahrt und des Fischfanges und ebenso die vielen anderen im Kataloge der Wettstreiter beim Kampfspiele des achten Gesanges:

Da erhuben sich viele der Edlen; zum Wettkampf
Stand Akroneos auf, Okyalos dann und Elatreos,
Nauteos dann und Prymneos, Anchialos dann und Eretmeos,
Anabesineos dann und Ponteos, Proreos und Thaon,
Auch Amphialos, Sohn von Tektons Sohn Polyneos,
Und Euryalos, gleich dem menschenvertilgenden Kriegsgott;
Auch Naubolides kam, an Wuchs und Bildung der schönste
Aller schönen Phäaken; Laodamas einzig war schöner.
Darauf erhuben sich drei von Alkinoos trefflichen Söhnen,
Erst Laodamas, Halios dann und der Held Klytoneos.

Hinten, den Häusern von Castrades entlang, auf der Straße der Heiligen Jasone und Sosipathros fehlt selten um diese späte Zeit ein Leichenzug, denn hier heraus liegen auch Friedhöfe und auf Corfu begräbt man wie an so vielen Orten im Süden die Todten lieber im melancholischen Dämmerlichte des Abends. Griechische Popen und Mönche in bunten, großen, langen Mänteln, lichtgrün, violett und gelb mit Gold und Silber gestickt und verbrämt, das Kreuz, einige brennende Lichter, Kerzen und Fackeln ziehen dem Sarge voran, in welchem die Leiche offen, im besten Falle mit einem Schleier zugedeckt liegt. Von Jasone und Sosipathros herüber und all den vielen kleinen Kirchleins und Kapellen, welche Garitza und Animomilo heiligen, klingen dann mit scharfen, raschen Tönen die Glocken, welche hier angeschlagen, nicht gezogen werden. Gleichgiltig bewegt sich daneben auf dem Borde des Quais, nur durch schmalen Raum vom Begräbnisse getrennt, die Menge der eleganten Leute, welche auf der via marina allabendlich den städtischen Corso hält. Sie ist, nur bescheidener, die Chiaja Corfu's.

Ich ging dann hinunter zum Molino veneto, wo es einsam auf der weit hinausreichenden Landzunge ist, einsam beinahe wie auf einem „gedankenschnellen Schiffe der segel-

berühmten Phäaken" und wo die Wellen leiſe um meine Füße in den ausgewaſchenen Felſen des Molos ſpielten. Dort war kein anderer Laut, kein Eingriff in mein Fühlen und nur unbegrenztes Schauen und Denken. Der Mond kam langſam aus den epirotiſchen Bergen herauf, die noch einmal, ganz wie man es in den Alpen ſieht, nachdem der Purpurreflex des Sonnenunterganges auf dem Weiß der Schneegipfel erſtorben war, mild violett wie mit innerem eigenem Lichte geglüht hatten. Es iſt das wie die Ruhe, das Lächeln auf der Miene eines ſelig Geſtorbenen, das auch erſt nach dem Tode kommt und das ich die Ahnung, vielleicht ſchon die Sprache, die Verkündigung einer beſſeren, jenſeitigen Welt glaube, ein Herüberragen von dort hierher. Jetzt lagen ſie in todtem Grau und ſprachen nichts mehr. Selbſt als die Mondeshelle ſie taufte, blieben ſie ſtumm wie die dort auch geſtorbenen und begrabenen Orakel von Dodona. Nichts ſteht ſchwerer auf als todte Religionen. Aber die See, dieſes immer lebensluſtige Element, nahm den Wiederſchein auf und wo eben noch Purpur und Gold gefloſſen waren, dort wellte jetzt rund und geſchwollen, ſich leiſe wölbend und eben ſo träge furchend reiner Silberglanz auf tiefblauem Atlasgrunde.

Zurückblickend auf die Stadt da das Silberlicht gegen die Ufer der Bucht anſpülte und als ich dort Lichter ſchon in den Fenſtern ſah und die Fiſcher bemüht um die hochbordigen Schiffe, fiel mir ein Bild Oswald Achenbachs ein, „Abend auf dem Strande bei Neapel", welches mir einmal in einer Wanderausſtellung begegnet war. Auch dort rundete ſich eine Bucht und hoben ſich Berghörner im Hintergrunde wie hier die des Monte San Salvatore und ſpielte die See blauroth auf den Strand, leuchtete der Mond und aus den entfernten Scheiben der Stadt ſchon das Kerzenlicht und füllten den Vordergrund hochgeſchnäbelte, dunkle Meeresſchiffe und antikes Fiſchervolk. Ich ſchrieb damals in mein Tagebuch und es war im winterlichen

Norden und mir der Süden noch unbekannt: „ein Bild, das sich sieht wie eine Illustration zur Odyssee" und habe es nie vergessen, so daß es mir hier im Phäakenlande, an der Stelle selbst vielleicht wo Odysseus sich eingeschifft zur ersehnten Heimkehr nach der lieben Heimat der Väter und wo sich eben in ganz den gleichen antiken Formen wieder eine Einschiffung begab, sofort einfiel. Ich weiß dem Künstler keinen besseren Dank und keine würdigere Auszeichnung für das Werthvolle und Erfreuliche seiner Darstellung zu geben als diese Erinnerung an ihn auf homerischem Boden und die Bestätigung seiner Wahrhaftigkeit, die mir nun hier geworden. Gewisse Dinge fallen uns auf und prägen sich ein mit der Vorahnung der Zukunft.

6. Capitel.

Ruinen Korkyra's und seines Friedhofes.

Wir sehen es heute noch im ganzen Oriente wie es im ältesten griechischen Alterthume war: die Zugänge zu einer Stadt, zur kleinsten wie zur größten, nach Ilion und Athen, Rom und Pompeji hinein gingen durch Friedhöfe. Sie schloßen unmittelbar an die Thore und Mauern sich an zu beiden Seiten der Heerstraßen. Hat man daher, wo man Stadtruinen vermuthet, antike Gräber aufgegraben, so kann man auf Grund dieser Markzeichen auch ziemlich genau die Grenzen der Stadt, die Wälle und Thore bezeichnen. Als aber die Engländer im Jahre 1843 die Befestigungen der Venetianer und Franzosen theilweise wegräumten, da fanden sie auch auf Corfu solche Gräber der alten Korkyra und zwar am Hafen des Alkinoos, auf dem Gestade der Bucht von Castrades ziemlich in seiner Mitte, wo es sich am tiefsten in das Land rundet. Dort und gerade gegen die Oeffnung der Bucht gekehrt stand das Fort Pantokrator, gegen Osten der vorgeschobenste

Punkt im venetianischen Festungsplane. Dieses wurde gesprengt, daß es heute ein mächtiger Ruinenhügel ist, aber mit festem natürlichem Erdkerne. Darauf bauten die Engländer ein Gefängniß, das ihn nur noch unfreundlicher, kahler erscheinen läßt. Die See liegt dem düsteren Hügel heute auf viele Schritte fern. Einmal bespülte sie die Grundmauern dieses Castells. Die runde Bucht von Castrades war damals noch runder, noch tiefer eingesenkt, geborgener und stiller. Unter einer Bastion dieses Forts und zwar der See zugewendet entdeckte man den antiken Friedhof. Er scheint aber schon vor dem Festungsbau durch natürlich herabgerutschtes Erdreich des Hügels verschüttet worden zu sein. Heute wieder sind Friedhöfe in derselben Gegend angesiedelt, derjenige der englischen Garnison ganz nahebei.

Man fand eigentlich ihrer zwei, einen über den anderen gestellt, den unteren schon einmal begraben, als man den oberen jüngeren anlegte. Die Gräber des oberen waren mit Ziegeln ausgemauerte Todtenbetten, θῆκαι, wie sie die Türken heute noch haben. Die unteren noch einfacher und ärmlicher, aber zwischen diesen auch den festen runden Quaderbau, der heute von einem Gitter umschlossen mehrere Fuß tief ausgeschält, völlig erhalten, rechts von der Straße nach Castrades sichtbar ist.

Schon der obere Friedhof ist durch den Styl der dort gefundenen Vasen und Bronzen als sehr alter Zeit angehörig bewiesen; der untere wird durch die Umschrift dieses Denkmals als einer der ältesten Reste der Griechen dargethan, und hat dem entsprechend auch Aufsehen und Streit unter den Gelehrten veranlaßt. Ludwig Roß vermuthete, und ihm schließe ich mich am liebsten an, daß hier der Begräbnißplatz ausgegraben worden sei, dessen Xenophon (Hell. VI. 2, 20) bei Korkyra gedenkt. Er wird die Stadtmauer auf der ganzen Landseite von einem Hafen zum anderen umzingelt haben,

wie heute die türkischen Friedhöfe um die Landmauer Constantinopels liegen.

Was von diesem zeitbestimmenden, beschriebenen Rundbaue heute zu Tage getreten ist, hat die Höhe von fünf Fuß. Ich glaube ihn noch nicht ganz ausgegraben und darum das Denkmal ursprünglich höher, so daß es sich ähnlich dem Tempel der Winde und dem Monumente des Lysikrates in Athen darstellte. Das Dach mit einem niedrigen stumpfen Kegel von roher unregelmäßiger Steinfügung, war gewiß nicht bestimmt, wie es heute der Fall ist, von oben herab gesehen zu werden. Es sollte in den Lüften verschwinden, vielleicht von einer plastischen Blume oder einem Dreifuße überragt. Zu dieser Vermuthung stimmt, daß oben in der Mitte eine flache viereckige Platte liegt, die doch so ausnahmsweise zu dem anderen unregelmäßigen polygonalen Gemäuer nur mit einem bestimmten Zwecke eingefügt worden sein kann. Der untere Körper des Thurmes ist aus ungeglätteten aber regelmäßigen Kalksteinquadern ohne Mörtel mit dem Durchmesser von 5·3 Meter sehr schön gebaut. Aber was diesem Thurme und seiner Aufdeckung die weithin klingende Bedeutung gab, war die Umschrift auf dem Gesimse unter dem Dachvorsprunge, welche in einer Länge von 9·60 Meter und von rechts nach links laufend, mit den ältesten Zeichen und in den ältesten Idiomen der griechischen Sprache geschrieben, entziffert worden ist. Es sind sechs Hexameter:

□ Υἱοῦ Τλασίαϛο Μενεκράτεος τόδε σᾶμα,
οἰανθέος γενεάν· τόδε δ'αὐτῷ δάμος ἐποίει
ἧς γάρ προξενζος δάμου φίλος ἀλλ'ἑνί πόντῳ
ὤλετο· δαμοσιον δεκα . . . . . .
πραξιμένης δάὐτῷ ν(αια)ς ἀπό πατρίδος ἐνθὼν
σὺν δάμῳ τόδε σᾶμα κασιγνήτοιο πονήθη

Das erste Zeichen □ soll nach Roß nur den Anfang der Inschrift bedeuten, ein signum inchoativum sein; dann

folgte der Name des Menekrates und daß er ein Sohn des Τλασιας gewesen. Der zweite Vers nennt als seinen Geburts- und Wohnort Oeanthe, die Stadt der ozolischen Lokrer an der Westseite des krissäischen Busens, das Οιάνθη bei Thukidides (III, 101), Οιανθεια bei Pausanias (X, 38), also das heutige Galaxidi; die beiden nächsten, daß die Korkyräer ihm dieses Denkmal errichteten, weil er deren Gastfreund, proxenos, war und auf dem Meere umkam; die zwei letzten, daß Praximenes aus der Heimat erschien und mit dem Volke dem Bruder dieses Zeichen der Erinnerung weihte. Man fand in dem Grabe nur eine bronzene Schale, einige kleine Thongefäße, keine Gebeine und keine Asche. Es war also ein Kenotaph, vielleicht weil der Leichnam nicht aus dem Schiffbruche gerettet worden ist. Der Schrift nach glaubt Roß das Denkmal sieben- oder achthundert Jahre v. Chr. gebaut. Es ist also so alt, als man die Lebenszeit des Homer gewöhnlich setzt, und dieses Grab könnte vom Dichter der Odyssee gesehen worden sein, als er sich hier sein lebendiges Bild für die Stadt und die Gärten des Alkinoos holte. Das gibt dem grauen, niedrigen, versenkten Thurme des Menekrates eine außerordentliche Bedeutung, einen wahrhaft heiligen Werth. Er wird zugleich zur Reliquie für alle Dichter und Künstler, nicht blos für Alterthumsforscher, Archäologen und Philologen, die ihn sich bisher ausschließlich anzueignen suchten. Und so wenig poesievoll die Inschrift ist, sie wird zu einem der kostbarsten Schätze der menschlichen Sprachkunst.

Gewiß weil Menekrates auf dem Meere und durch dasselbe getödtet worden ist, errichtete man ihm das Grab so nahe der See mit dem Ausblicke auf die Bucht und den alten Hafen des Alkinoos. Es sollte der Seele des Todten dorthin wie den Schiffern „die sind und die nachkommen" zur Ehre und Tröstung sichtbar sein. Und bis auf die heutigen Nachkommen herab, die des neunzehnten christlichen Jahrhunderts, erkennt

man es nun wieder, dieses heidnisch homerische Grabmal. Dem andern, welches sich Elpenor, „der jüngste der Schaar," in der Unterwelt so kläglich von Odysseus erbat und ganz so ähnlich gestellt und sichtbar erhielt, ist nicht gleich lange ehrenvolle Dauer geworden. Es fielen mir indeß jedesmal beim Vorübergehen die bezeichnungsvollen Verse ein und wie eine zweite Aufschrift neben der anderen steinernen, altgriechischen las ich sie:

Doch nun fleh' ich Dich an bei Deinen verlassenen Lieben,
Laß nicht unbeweinet und unbegraben mich liegen,
Sondern verbrenne mich, sammt meiner gewöhnlichen Rüstung,
Häufe mir dann am Gestade des grauen Meeres ein Grabmal,
Daß die Enkel noch hören von mir unglücklichem Manne!
Dieses richte mir aus und pflanz' auf den Hügel das Ruder,
Welches ich lebend geführt, in meiner Freunde Gesellschaft.
Also sprach er, und ich antwortete wieder und sagte:
Dies, unglücklicher Freund, will ich Dir alles vollenden.

Homer hat gewiß von einem solchen Grabmale das Muster zu diesen Zeilen genommen und ebenso nahm ich mir von hier ein anderes Landschaftsbild, eine lebendige Illustration der Odyssee mit.

Uebrigens hat auch noch ein heutiges italienisches Volkslied, Il Marinaro, das ich in diesen mittelländischen Meeren wiederholt singen hörte, diese selbe rührende Bitte eines Schiffers nach einem Menekrates-Denkmal in seinen letzten Strophen lebendig:

Capitano, ti scongiuro,
Non depor nel cimitero
Il mio corpo, o nella chiesa
Del vicino monastero.

Ma ti prego a seppelirmi
Nella sabbia in riva al mar
Perch' io senta i lieti gridi
Quando torna il marinar.

Addio tutti, o voi compagni,
Capitano, addio, addio;
Giù si chiudono i miei occhi,
Già s' annebbia il guardo mio.

Addio dolce cantilena,
„Su, su l' áncora" al salpar,
E tu pure assai più dolce
„Giù, giù l' áncora" al tornar.

Das ganze Gedicht ist sehr schön, aber nicht zu übersetzen, denn der größte Theil seines Werthes liegt im Wohlklange der Silben. Vorne auf einem Schiffe ausgestreckt in einer Mondnacht hörten sich diese wirklich zaubervoll von einem schwachen, etwas kranken Tenor gesungen. Es war als sei er selbst der sterbende Schiffer, der so wie dieser Gastfreund der Korkyräer am Strande des Meeres begraben zu sein wünsche.

Was sonst noch auf diesem Friedhofe des Menekrates oder jenseits der Grenze der antiken Stadtmauer in den Fruchtgärten von Castrades ausgegraben und nicht nach Venedig, Verona und neuerlich nach England entführt worden ist, findet man oben in der Stadt im Museum der Universität und auf dem Municipium aufgehäuft. Bewahrt oder ausgestellt zu sagen wäre ein Euphemismus, denn es ist nicht genug zu tadeln, in welcher grausamen Weise dort jene Schätze vernachlässigt werden. Das meiste ist hier in der Umgebung des Menekrates-Denkmals aus andern Gräbern genommen; namentlich die vielen Terracotten, Lampen und Krüge, welche roh und primitiv sind. Dieser rohe Charakter ist aber gerade ein Beweis, daß in allerältesten Zeiten diese Production hier üblich war, eingeführt wohl von den korinthischen Colonisten. Und diese Industrie erhielt sich lange so hier. Der Boden scheint ihr zugesagt zu haben. Immer wieder nahm er solche Anpflanzungen auf. So kam im Jahre 1530 die Töpferfamilie Gatti von Castel Durante und führte nach Corfu

die Kunst der italienischen Faiencen ein, und noch später ließ sich hier sogar die Manufactur des Fälschers Pietro Fondi nieder, der täuschend antike Vasen nachmachte.

Die zwei werthvollsten Stücke aller Ausgrabungen scheinen mir ein Bronze-Helm, der einen Schirm über den Augen hat wie unsere Kappen, und die Statue eines liegenden Löwen, der bei dem Menekrates-Denkmal gefunden wurde und der deshalb ebenso alt und ihm zugehörig geglaubt wird. Ich bezweifle das letztere, nicht das erstere. Er ist in Sandstein gemeißelt, strengen Styles, ganz monumental. Man hat ihn im heute königlichen, einmal englischen Residenzschloße im ersten Stocke des Treppenhauses aufgestellt.

Geht man vom Menekrates-Denkmal durch die hintern Häuser von Castrades weiter und biegt von der Straße nach dem Aussichtspunkte der un canone, gleich wo sie beginnt noch ehe das Land steigt, rechts in einen Feldweg, der zu den Niederungen des andern antiken Hafens, des Hyllaeischen, zum heutigen versumpften Chalichiopulo-See führt, so steht man bald auf dem Lande, das die andern Marmorreste, Inschriften, namentlich gestempelte Ziegel und auch einige Statuen gegeben hat. Man glaubt die Namen dieser Ziegel den Pritanen Korkyra's angehörig, unter deren Verwaltung jene gebrannt wurden. So vermachten uns auf kleinen blaßrothen oder gelblichen Scherben mit wenig schönen und regelmäßigen Schriftzügen ihr wohllautendes und pomphaftes Gedächtniß ein Spatos, Statronos, Sosandros, Terias, Erimnaseas, Erasonos, Philoxenos, Sotionos, Sostratos, Philonidas, Skulakos, Panesios, Nikomedes, Nikandros, Nausikrates, Amometos, Archias, Aristomenos, Aristokles von Eupolemos, Dionisios, Damonos, Damostratos, Aristeas, Apollodoros, Beibas, Damophilos, Boïskos, Asklepiodoros, Alkaios, Aischuliskos, Alexikleos, Agesandros und Alexikiskos. Ein altgriechischer Namens-Kalen-

der wäre damit beinahe herzustellen, und schon in dieser Hinsicht hat der Acker viel producirt.

Wichtiger aber als diese übrigens immer noch fortwährenden Ziegelfunde sind fünf Decrete der korkyräischen Gastfreundschaft, welche auch diesen Feldern entstammen. Nur eines, und das wohl weil es bedeutend älter ist, hat Verschiedenheiten im Texte; die vier anderen sind wörtlich gleichlautend, also wohl nach einem bestimmten Paßmuster der städtischen Kanzleien angefertigt. Das älteste, das der Zeit anzugehören scheint, da Athen und Korkyra in besonders freundschaftlichen Beziehungen verbunden waren, ernennt am vierzehnten des Monats Psidreos, da Straton Pritane der Stadt war, den Dionisios von Frunikos, einen Athener, ihn und alle seine Nachkommen zum Proxenos, was man mit Gastfreund übersetzt hat; gibt ihm und diesen das Recht, Haus und Grund zu besitzen. Die anderen geben dem Pausanias von Attalus, einem Ambrakioten, dem Luciskon und Echesdenes, Söhnen des Demopeidos von Priene, dem Philistionas, Sohn des Theudoros, einem Lokrer, und dem Boiskos von Lukophronos, einem Dodonäer, dieselben Rechte, aber darüber auch noch alle die anderen Ehren, welche sonst den anderen Gastfreunden und Wohlthätern zukommen. Dieser erweiternde Zusatz ist also erst später allgemein geworden. Ich möchte ihn der gewissen Clausel der meistbegünstigten Nation in unseren Handelsverträgen ähnlich erklären. Darunter wiederholt sich auf allen in einer letzten Zeile mit auffällig größeren Schriftzügen der Name des Begünstigten und seiner Nationalität, so daß das Decret, das man suchte, leichter zu erkennen war. Oben über der Schrift findet sich manchmal noch als anderes Erkennungszeichen das Heimatswappen des Proxenos, so über dem Decrete des Dionisios von Frunikos, das in einer englischen Sammlung bewahrt wird, die Eule von Athen. Ringsum sind gewöhnlich Löcher, in welchen Nägel die Stele festhielten. Denn während die

mehr als hundert Proxenitätspässe, die man im anderen Griechenland bis jetzt gesammelt hat, in Marmor geschrieben sind, sind diese fünf korkyräischen in Bronze gegraben und wird dieses, merkwürdig genug, im Texte der Schrift ausdrücklich so angeordnet. Das war sonst nur in Syrakus der Fall. Vielleicht ein anderer Hilfsbeweis für meine Behauptung, daß die alten Phäaken als Phönikier zu denken sind, die von Sikanien aus eine dort schon reicher gewordene Cultur hierher einführten.

Absonderlich und roh, ganz ungriechisch ist der Name des einen der Gastfreunde, Boïskos, der sich übrigens auch auf Ziegelscherben findet. Sein Beisatz hier, daß er aus der Landschaft Dodona, läßt ihn mich als einen Barbarennamen fassen.

Die Schrift all dieser corfiotischen Freundschaftsbriefe ist roh, nachlässig; man sieht ihr an, daß die Bronzetafel rein praktisch gedacht, ohne jeden Zweck der künstlerischen Wirkung beabsichtigt war.

Man hat in Deutschland viel geschrieben, gestritten und gedeutelt über die richtigste Uebersetzung dieser Würde der Proxenoi und daraus eine Gattung von Consulen, um nicht zu sagen ein diplomatisches Corps der verschiedenen griechischen Städte gemacht. Mir scheint solche Verirrung nur bei der unbewanderten Studirlampe möglich. Der Text dieser Decrete sagt davon nichts. Er erwähnt nicht einmal, daß die Proxenoi überhaupt Pflichten für Corfu haben. Er sagt nur, daß ihnen dort das Recht des unbeweglichen Eigenthumes zugestanden sei. Und das war ebenso bis vor Kurzem noch in der Türkei für jeden Fremden nothwendig, weil durch die Verträge zwischen den europäischen Staaten mit der Pforte die türkische Gastfreundschaft dahin verpflichtet war, den Fremden unter keiner Bedingung zur Steuer heran zu ziehen. Er mußte also auch vom Rechte des Haus- und Grundeigenthumes ausgeschlossen

werden, weil sich sonst aller unbewegliche Besitz hinter Ausländern steuerfrei gemacht haben würde. Was nicht hinderte, daß wer besondere Wohlthaten dem türkischen Reiche erwiesen und den Grundbesitz dort wünschte, als Proxenos erklärt und eigenthumsberechtigt werden konnte. Ich möchte also diese Proxenitätstafeln die ersten Aufenthaltspässe nennen. Diese Deutung legt wenigstens dem Wortlaute der Rechtsbriefe nichts zu, ist die einfachere und das Einfache hat immer mehr Aussicht der Wahrheit näher zu stehen.

Andere Inschriften betreffen die Religion und machen uns ebenso mit manchem merkwürdigen Gebrauche bekannt. Wir sehen, daß man sich damals schon an irgend einen Gott verlobte und Denkzeichen zur Bitte oder zur Danksagung in die Tempel stiftete, wie heute die wächsernen und silbernen Herzen, Beine, Arme, Füße und Hände vor die wunderthätigen Heiligenbilder der Wallfahrtskirchen gehängt werden. Auch eine Stiftung findet sich ganz ähnlich unseren Bruderschaften. Die Formen des Volkslebens bleiben eben immer mehr oder weniger dieselben, denn alle Ausdrucksmittel, auch die wortreichste Sprache, sind in leicht erschöpfliche Grenzen eingeengt.

Zum Kriege gehörig wurden eine Menge Schleudereicheln gefunden, die man sich damals mit dem Namen anfertigen ließ, wie heute die Visitenkarten, nur allerdings mit weniger freundschaftlicher Absicht. Aber es wußte dann Jeder, der einen Schuß erhielt, daß er ihn dem Pausonos oder dem Xenokleos, dem Lakritos, Orobis, Ermos, Korindos, Asklepiodoros, Telenias, Phalakros, Kallistratos verdanke und zu erwidern habe. Es stammen diese griechischen wohl aus der Belagerung des Jahres 373 v. Ch., da Mnasippos, der Feldherr der Lakedemonier, die Stadt so ernstlich bedrohte.

Bis heute hat man so nahe an zweihundert Inschriften gesammelt. Auch die Statue des Germanicus, die man im sieb-

zehnten Jahrhundert nach Venedig gebracht hatte, und das schöne dorische Capitäl, das jetzt oben im Municipium bewahrt wird, gingen aus diesen Gartenfeldern von Castrades hervor. Wie vieles Andere daneben zerschlagen, vernichtet, verloren worden ist, zeigen die Säulen, die Architrave, die Basen und Capitäle, welche man hier in diesen Gründen in Gartenmauern, in Häuser eingelassen, zu Schwellen, zu Thürpfosten, zu Pfeilern der Weinlauben, zu Gartentischen und Bänken verwendet sieht. Auf jeder meiner vielen Wanderungen in diesen malerischen Gegenden fand ich Neues von solch entwürdigtem antiken Marmor. Das legt eine tiefe Schwermuth in's Gemüth, wenn man Größe von ehemals, die wir als das Edelste und Schönste zu feiern gewöhnt wurden, so gestürzt und vergessen sieht, und die poesievollsten Stimmungen ergeben sich wie bei dem Lesen eines Dichters. Denn Ruinenzauber ist der stärkste von allen. Den schönsten dieser Zaubergärten fand ich von Goldorangenbäumen dicht überschattet und von blühenden Rosenbüschen erleuchtet, als sei er der Ort, der Göthe das Sehnsuchtslied seiner Mignon in das Herz preßte. Der ist mit antiken Resten förmlich möblirt. Der Brunnen ist ein korinthisches Capitäl. Man sitzt auf Bänken, die mit Triglyphen geschmückte Architrave waren. Die Tische sind colossale umgestürzte Säulenbasen, und wo ein Mispulus japonicus zu schwer von Frucht und Alter ist, ist ihm ein canellirter Säulenschaft unter die müden Aeste geschoben, und andere tragen die Lauben der Rosen und Reben und der blauen Glyceria. Man ließ mich zum Andenken dort junge Knospen pflücken, und auf den Architraven ausruhend, aß ich kleine Mandarinen, die ich mir selbst aus dem dunkeln schwarzen Laube der Bäume geholt. Auch den fünften Gesang der Odyssee las ich einmal auf diesen Bänken. Die Hausleute ahnten nicht, welche unbezahlbare Freude sie mir machten. Kein König und Kaiser könnte mir Genußvolleres bieten als jene Stunden waren.

Und gegenüber jenem Garten, auf der anderen Seite des hohl liegenden Feldweges, steht die undurchdringlichste Agavenhecke, die ich auf Corfu sah. Rechts und links zäunt sie einen Pfad ein, der seitab nach sumpfigen Wiesen führt, und auf beiden Seiten ragten eben vier mächtige Blüthenstengel auf, die palmenartig hohen stolzen Schäfte mit den Blumen geschmückt, die den Pinienkronen ähnlich sind. Keine wilde Blume der südlichen Landschaften scheint mir für die Bilder charakteristischer und ihrem Linienzauber günstiger. Sie haben zuerst etwas Mächtiges, sehnsuchtsvoll Aufstrebendes diese hundertjährigen Blüthen, die auch die ganze Kraft der Pflanze aufzehren und mit dem eigenen Verblühen der Wurzel den Tod geben, und oben etwas schattenvoll sich Verbreitendes, dann Ruhiges und gnädig Segnendes. So liegt der Himmel über uns. Hier hatten mir die Agavenstengel noch die andere Bedeutung, daß sie wie zum absichtlichen Vergleiche neben diese abgestorbenen Säulenschäfte des ruinenvollen Gartens gestellt erschienen. Es war als seien die griechischen Kunstseelen jener todten Pfeiler in diese lebendigen Träger der Blumen und der Luft übergegangen. Auch das ist eine Seelenwanderung vom vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in unser neunzehntes.

Ich schritt durch den lebendigen Säulengang und dann kömmt man in einen alten Oelwald, der sich von der Niederung zum Cap über den grünen Wiesenhang auf vielfach gebrochenem Terrain die Höhe hinaufzieht. Die Wurzeln der Oliven haben wie Göthe eine Liebe zum Licht. Es duldet sie nicht in der Tiefe. Keine greift in die Erde, alle streben sich darüber zu legen. Dort fand ich gewöhnlich Hirten und weidende Schafherden und wieder weiße Marmorreste, nur weiter ausgestreut, vereinsamter, von den Menschen nicht zum Gebrauche zusammengelesen, an der Stelle wo sie untergingen und versanken, halb vom jungen Grün der Wiesen, von Salbei und von blühenden Cistusrosen begraben, auch größere, mächtigere Blöcke. Ich kenne

kein anderes Land, welches den Bildern des Claude Lorrain ähnlicher ist. Dem Walde folgt wieder eine Gasse weißer Campagnen, besonders reichlich bewässert, die Gärten daher auch in selbst für Corfu außergewöhnlich strotzender Fülle von Orangen. Mispeln, Pfirsich- und Mandelbäumen, von Artischocken, Carden, Kohl- und Salatköpfen. Zwischen diesen Häusern windet sich der Weg zum See. Dort ist ein großes einsames Ufer. Waldbestand von Oliven reicht bis an seinen Rand. Die Küste links baumig bekleidet steigt steil zur Caphöhe hinauf, wo die Akropole der alten Korkyra horstete, die zur Rechten zieht sich weit in die Ebene der Insel hinein. Hier sind nicht einmal Hirten. Man ist immer mit seinen Erinnerungen und Gedanken und einem und dem anderen Wasservogel, einem aufspringenden Fische des großen todten Salzsees ganz allein. Ein kleiner Bach kömmt von den Campagnen her, aber auch er wird schweigsam und seine Mündung versumpft im Schilfe und zwischen hohen blühenden gelben Irislilien und unter den breiten, saftig dunkeln, schöngefleckten Blättern der Zehrwurz, des Arum maculatum. Die weiteren Grenzen des ernsten Bildes sind die hohen Berge des San Salvatore im Norden, des Pantaleone im Westen und die Hügelwellen von Gasturi und Benizze im Süden, alle waldbedeckt und im Kreise gestellt. Und dieses ist — der stumpfe See, der vor uns liegt, auf dem sich gar nichts rührt — der andere, der zweite Hafen der Stadt des Alkinoos, der des Hyllaïs, dessen auch Thukidides Erwähnung thut und der hauptsächlich dem Kriege und seiner Ausrüstung diente, und das Feld, das wir bis dorthin durchwandelt haben, ist der antike Stadtplan in seiner ganzen Breite, dem hier mächtig und beherrschend das Cap der Landzunge anliegt und überragt, das die Burg trug und die ansehnlichsten Tempel, zugleich eine Drohung über die Stadt und die zwei Häfen und auf die weite See hinaus.

7. Capitel.

Die Akropole Korkyra's.

Dieſes Vorgebirge der antiken Bergſtadt, das der Spitze der Landzunge von Caſtrades aufliegt und unter ſich in ſeinem Rücken den blumigen Plan der alten Korkyra, zu ſeinen Seiten die zwei Häfen, den des Alkinoos und den anderen des Hyllaïs, vor ſich unter ſteilen Abſtürzen das freie Meer hat, nennen ſie heute das Cap des hl. Elias. St. Elia iſt beinahe überall in dieſen griechiſchen Meeren auf die Spur des alten Zeus geſtellt worden und dieſes könnte vielleicht beweiſen helfen, daß hier oben das Heiligthum des griechiſchen Göttervaters oder wahrſcheinlicher noch das der Mutter Hera geſtanden habe, welches Thukidides mehrmals in ſeiner Revolutionsgeſchichte erwähnt. Beſonders Heratempel waren durch die ganze griechiſche Welt auf ähnliche ſchöne, weitſchauende und weitgeſehene Punkte gebaut. Das Heraeon von Byzanz z. B. ſtand auf einem ganz ähnlichen, nur nicht ſo hohen, aber ebenſo weit hinausgreifenden Vorgebirge. In einem Mauerzaun bei dem Kirchlein St. Elia fand ich wirklich zwei antike achtſeitige Säulen, die Schäfte mit den Capitälen aus einem Stücke gehauen, jener Art, wie ich ſie in den Gräbern von Beni Haſſan am Nil geſehen und wie dieſes Glied der Architektur von Aegypten in die griechiſche Kunſt eingeführt worden iſt. Sie bezeugen alſo dieſen wahrſcheinlichen Heratempel als eine uralte Anlage, der als Schutzgeiſt über der Stadt leuchtete und auch dem heimkehrenden Schiffer ſchon in der Ferne erſchien, wie wir dieſen Gottesdienſt noch lebendig von der atheniſchen Akropolis und ihren aufrecht gebliebenen antiken Heiligthümern ausgeübt ſehen.

Noch ein anderer Reſt gibt Zeugniß von dem hohen Alter, welches die Bauten auf der Akropole von Korkyra gehabt haben

müssen. Wenn man von der Höhe von St. Elia nordwärts durch den dichten Olivenwald hinabsteigt, so stößt man ganz plötzlich auf eine dorische Tempelruine. Wie eingesackt in ein kleinwinziges Thal, das nur nach der See hin offen, steht sie verborgen. Man sieht die Trümmer zuerst unter sich in einem Kessel und kömmt nur mühsam zu ihnen hinab. Es bot sich ihm wohl eine natürliche Mulde, aber um dem Tempel einen Standpunkt zu geben, mußte doch eine Terrasse für ihn ausgeschnitten werden und mußten die steilen Hügellehnen zurückgedrängt und gegen das Abrutschen mit starkem Mauerwerke verkleidet werden. Wie in einer Höhle, einer Loge, einem Graben stand er, die Aussicht frei auf die See und ringsherum von Wänden geheim gehalten. Wie das Rund eines Amphitheaters liegt der Hügelwall um ihn. Oelbäume stehen statt der Zuschauer darauf. Der Halbkreis ist nicht groß und der Tempel der darinnen stand und die Ruine, die noch darin steht, ist nur klein. Die wahrscheinliche Länge des Tempels, die von Osten nach Westen reichte, war nur 20 Meter und seine Breite 15. Aber nur die Hälfte seiner Länge ist noch vorhanden. Was zur See hin lag, ist hinabgestürzt. Die Klippen unter ihm spülte der Wellenschlag weg und er selbst wird dann später die unterwaschene Erdschichte hinabgedrückt haben. „Halb zog's ihn hin, halb sank er hin, bald war's um ihn geschehen!" Und es ist nur natürlich, daß man solcher Sehnsucht folgt, wenn man zweitausend Jahre auf das schönste aller Elemente, die südliche See, unablässig gesehen. Wie viel und wie oft, nicht anders als die Sirenen den edlen Odysseus versuchten, mag sie lockend zu diesen verlassenen Säulen hinauf gelispelt haben, die sich einsam und verwaist, trostlos in barbarischer Vergessenheit und stiefmütterlich vom neuen Kirchenglauben behandelt wußten. Ungefähr 34 Meter liegt die Tempelterrasse über dem Meere, 22 über einer Süßwasserquelle, die unter ihr aus dem dunklen Boden entspringt und in die See rieselt.

Der Tempel ist gewiß einmal mit dieser Quelle von Cardachis in einem Cultuszusammenhange gewesen.

Der Tempel war ein längliches Viereck. Ueber seinen beiden Schmalseiten standen Giebelfelder. Das hintere, völlig erhalten, liegt unter den Trümmern. Die Höhe seines Mittelsteines ist 1·80 Meter. Statuen scheinen keines derselben gefüllt zu haben. Man fand in dem Erdreiche, wie in den Ruinen und auf dem Grunde der See auch nicht einen Splitter davon. Die Giebelfelder waren also leer. Unter dem östlichen, welches der See zu stand, muß der einzige Zugang in das Tempelheiligthum gewesen sein. Ein Säulengang, den man auf dreißig Säulen berechnen kann, umgab die Mauern; sechs Säulen vor jeder Schmalseite, deren Spuren vor der hinteren man heute noch findet; neun vermuthet man für jede der Langseiten. Es sind von diesen jedoch nur mehr sieben vorhanden, zwei auf der Nord-, fünf auf der Südseite. Zwanzig Canellirungen ritzen die Schäfte. Sie hatten die Höhe von 3·09 Meter; ihr oberer Durchmesser war 0·50 Meter, der untere 0·64 Meter. Die Capitäle, die man noch reichlich ausgestreut findet, haben den Abacus 0·15 Meter und den Echinus 0·16 Meter hoch. Die Säulen standen in Zwischenräumen von 1·76 Meter neben einander. Doch ist dieses Maß nicht beharrlich, wechselt auf den Lang- wie auf den Schmalseiten mehrfach. Die Architrave, welche den Säulengang deckten, haben die Höhe von 0·50 Meter. Der Porticus stand auf der Basis zweier Stufen. Die ganze Fundamentirung des Tempels ist nur schwach und niedrig. Die Mauern der Cella haben eine Grundlage von nur 0·92 Meter und diese dünne Stütze ist einfach auf den geglätteten Grund gelegt, eine Bauweise, die in Erstaunen versetzen mag, wenn man nicht bedenkt, daß auch wir kleine, bescheidene Wallfahrtskirchen nicht immer mit herkulischen Anstrengungen errichten. Mehr darf es überraschen, daß der Bau auch nur als Ruine so lange widerstand. Seiner Demuth

kam das Schicksal zu Hilfe. Das Material ist nur grauer Sandstein.

Die Engländer entdeckten die Ruine im September 1822, als der Ingenieur Lieutenant W. Worsley die Ursache finden sollte, warum die Quelle von Cardachio, welche die englische Marine mit Wasser versorgte, plötzlich sparsamer floß. Oberst Whitmore leitete dann die weiteren Ausgrabungen. 1825 mußten diese wiederholt werden, weil ihn neue Zerstörungen des Wassers nochmals verschüttet hatten. Bei den ersten Ausgrabungen hatte man mit einer Menge nichtssagender Ziegel, welche den Tempel gedeckt zu haben scheinen, auch solche gefunden, von denen jeder mit einem anderen Namen gestempelt war. Der eine verewigte den Aristomenes, ein anderer den Damonos, ein dritter den Aristeas, Aristokleos, Eupolemos, Panes u. s. w. Das verwirrt diese Ziegelfrage bedeutend, daß nicht alle oder doch wenigstens ein größerer Theil der Scherben einen Namen ausspricht. Alle haben den Beisatz: Oberer. Es können also nicht die Arbeitsleute sein, die den Ziegeln, welche sie eben anfertigten, auch ihre Namen einschrieben. War es vielleicht der eben regierende Senat von Korkyra, der diesen Tempel bauen und sich ihm so einprägen ließ? Wahrscheinlicher ist mir, daß sich die Stifter in dieser Weise dem Gotte im Gedächtnisse zu erhalten suchten, wie man deshalb auf unsere Altarbilder im Mittelalter fürbittend sein Bild malen ließ und heute die Gründer eines wohlthätigen Werkes durch die Zeitungen veröffentlicht. Diese altgriechische Mode war, wie man hier sieht, für die Befriedigung solcher Einbildung und Eitelkeit die praktischste.

Man glaubt den Tempel, weil er mit dem des Theseus zu Athen manches Aehnliche hat, 500 Jahre vor Christi entstanden. Seine genaue Orientirung ist übrigens Ost-Süd-Ost und wenn nur seine Lage in Frage kam, konnte er mit den stolzesten Attika's wetteifern. Jedem Schiffer war er sichtbar und

alle sehend, welche die Straße von Corfu gingen und kamen. Knapp unter sich zu seinen Füßen hatte er das Meer, rosig aufrauschend mit milden Gluten, wenn die Sonne ihm gegenüber aufstieg und auch ihn selbst licht belebte. Und von den verschiedenen Gottesverehrungsformen des Alterthums muß man sich dann einen Sonnenpriester der Pythagoräer hierher denken, welcher das neue Licht empfangend, es in die ausgebreiteten Arme schloß und seinen Glanz und seine Wärme förmlich einsog, als wäre es erstes, neues Leben, welches dem Menschen werde. Denn jeder Sonnenaufgang hier herauf nimmt die Formen und die Farben, die Feierlichkeit und die Stimmung einer neuen Weltschöpfung an und mit dem Lichte legt sich auch der Geist Gottes über diese Wasser. Ich sah einmal das Bild eines Russen, Theodor Bronnikoff, welches diesen Morgendienst der Jünger des Pythagoras darstellte. Ich habe den Inhalt dieses Gemäldes, welches ein Gedicht ohne Worte war und das ich ob seiner hohen Empfindung nie vergesse, in meinen Gedanken immer auf die kleine Tempelterrasse von Corfu gestellt und mir den Bau dadurch zu einem Sonnentempel der Pythagoräer gestempelt.

War dann der Tag in seiner vollen Helle ausgebreitet, so überschaute der kleine Tempel jenseits des Meeres das Gebirge von Epirus in seiner ganzen langen Küstenentwickelung von der wilden hochgethürmten Chimara bis zu dem freundlicheren Hügelabsturze in dem Cap von Parga, dem alten Cheimerischen Vorgebirge. Auf dieser Alpenkette sah er Mittags die „schattigen Wolken" sich bilden und hörte daraus in den Donnerschlägen der furchtbaren akrokeraunischen Gewitter die Orakelsprüche Dodona's, das dort in den Thälern eingesenkt liegt, Worte der urältesten Götter einer Religion, deren Epigonen schon nur mehr ihren Cult in seinen Mauern betrieben. Bis Abends der stillste Friede, wie ihn allen Götterdrohungen und jedem Menschenwirken zum Trotze die Natur

immer wieder der Welt gibt, mit den Oelbäumen der steilen Thalhügel auf das Heiligthum herabschattete und nur noch einzelne Sonnenstrahlen zwischen den Stämmen und zitterigen Zweigen durch auf die Säulen glitten, daß sie wie mit einem letzten inneren eigenen Lichte glühten. Das Meer aber, das lange noch voll Pupur schwamm, und die Berge der terra ferma, die unten dunkelblau, oben vulcanisch roth flammten, gaben ihm mit solchen unerschöpflichen Feuermassen bis in seinen Schlaf und seine Träume hinein doch immer noch einen anderen Tag zu hoffen. Und sie haben ihr lichtes trostvolles Wort gehalten, denn auch die Ruinen noch sehen die Sonnenaufgänge hier oben ebenso weltschöpferisch, den Mittagszauber ebenso ahnungs- und geheimnißvoll und den Abend voll gleicher Pracht und Glut immer wieder.

Der Tempel ist für die Gelehrten namenlos, ein Findelkind des Glaubens und der Kunst. Man hat ihn mit albernen Gründen dem Aeskulap und dann auch dem Apollo taufen wollen. Der Volksmund spricht ihn der Religion ganz ab und läßt ihn ein Bad sein. Ganz zu überhören dürfte solche Ueberlieferung nicht sein, weil sie allein die sonderbare und dem Bestande des Baues nicht förderliche Verbindung mit der Quelle Cardachis berücksichtigt. Abwärts steigend an dem sehr steilen Ufer stößt man auf halber Höhe auf einen unterirdischen gewölbten Gang, der keine andere Bestimmung als Sammlung und Ableitung der überflüssigen Wasser gehabt haben kann. Die Quelle hieß damals Pythia. Von ihr herauf und zum Meere weiter herab mag ein Stufenbau geführt haben, wie er heute vor der Regensburger Walhalla aufsteigt, nur bescheidener. Klettert man tiefer bis zur See selbst hinab, so findet man dort Unterbauten ältester Art, jene großen viereckigen oblongen weißen Kalksteinblöcke, die wie polirtes Elfenbein geworden sind, die eine Fläche rundlich, rauh, unbehauen nach außen gekehrt. Die Venetianer haben an einer Stelle den

Markuslöwen eingefügt und dadurch die Quelle Pythia zu einem vollständigen steinernen Geschichtsbilde der Insel gemacht. Denn der feste Quaderbau unten im Meere gibt die goldene griechische Zeit; das Löwenwappen die lange Türkennoth und den Christenmuth wieder; die Ruinen oben aber erzählen von dem was das Schicksal alles Alten in unserer Zeit ist. So enthüllt auch diese Pythia Geheimnisse, nur daß sie nicht wie die andere, die delphische, der Zukunft ein zweifelhaftes Wort leiht, sondern die Vergangenheit beredt macht, welche aber auch oft nicht leserlicher als jene ist.

Als ich diesen pythischen Quell und das Tempelthal zum erstenmale besuchte, weideten Schafe in den Ruinen. Mit dem Oelwalde ringsum und dem Blicke auf die See war es ein ganz Poussin'sches Gemälde. Als ich schied, ließ ich das Dunkel schon dort; nur oben auf den Hügeln zitterte noch das Abendlicht durch die leicht bewegten Zweige der Oliven. Das war Matthissonische Stimmung. So sieht man die Bilder aller Dichter und Maler in diesen Landen lebendig und so wahr zeigt es sich immer wieder, daß die menschliche Phantasie nichts erzeugen kann, was die Natur nicht schon hat. Nun denke man sich aber wie schön, wie ausdrucksvoll das ausgesehen haben müsse, als aufsteigend über der reichen glänzenden Stadt des Alkinoos aus dichten Olivenhainen all diese Tempel noch leuchteten, bunt mit vielen Farben bemalt, und weiße Ringmauern und hohe Burgthürme darum und darüber. Man sehe das heutige Cap der Citadelle und man wird einen leisen Begriff von dieser königlichen Krönung der alten Korkyra erhalten.

Eine kleine Ortschaft mit einer Kirche der Himmelfahrt des Heilandes besetzt heute die oberste Höhe dieses Vorgebirges der alten Akropolis. Diese Kirche hat dem Hügel seinen neuen Namen, l'ascensione, gegeben und der ganzen Insel Corfu ihr schönstes Volksfest. Sie feiern es am griechischen Tage der Himmelfahrt Christi durch eine Sagra, zu welcher man aus

allen Theilen der Insel der kleinen Wallfahrtskirche zuströmt. Vielleicht setzt diese Sagra nur die letzte große Herafeier fort, die damals auch hier oben im Walle der Burg als allgemeinstes Nationalfest der Insel begangen wurde. Denn hier in diesen orientalischen Landen ist alles Tradition, fest und beharrlich, und ebenso wurden auf der Akropolis von Athen die Panathenäen gefeiert. Am 18. Mai 1871 habe ich diese Kirchweihe von altclassischer Abstammung mitgemacht.

Schon den Tag vorher, Abends, beginnt das Fest bei Lampen- und Kerzenschein, welche durch die Oelbäume vertheilt hängen. Lauben sind geflochten und Rosen in das Grün gebunden. Corfu ist dann durch den Lärm der bis zum späten Morgen erst zurückkehrenden Wagen eine lebhafte Stadt geworden. Aber am lebhaftesten ist der Nachmittag der Kirchweihe selbst. Da ziehen aus der Bucht von Castrades Barke an Barke, Ruder- und Segelschiffe, alle frisch angestrichen, hoch geschnäbelt, mit Laub und Blumen ausstaffirt, eine nimmer unterbrochene lustige Procession nach den steilen Ufern des Elias-Vorgebirges hinaus. Von den meisten klingt Gesang über das Meer. Denn sie

Lieben nur immer den Schmaus, den Reigentanz und die Laute,
Oft veränderten Schmuck und warme Bäder und Ruhe.

Der Landweg hinauf über die via marina, durch die Häuser von Castrades und Animomilo, an den Gärten, Oliven und Orangenhainen vorbei, ist ein wirrer Knäuel von Reitern, von Pferden, Eseln und Maulthieren, von hochräderigen Wagen und sich schiebenden und drängenden Menschen. Alles ist heiter und kindlichster Laune voll. Zu beiden Seiten des Weges stehen Zuckerbuden. Man verkauft scheußlichen Marzipan und er findet reißenden Absatz. Einige bieten ihn auch als Einsatz aus in kindlichen Hazardspielen. Vom Hügel herunter, wo die kleine Himmelfahrtskirche grell weiß angestrichen steht, klingen den ganzen Tag unabläßig angeschlagen die gellenden

Glockentöne. Die Glocken, weil hier nicht gezogen, sie also auch nicht austönen können, haben keine Melodie. Sie pfeifen förmlich.

Oben bei dem Dorfe lagert man unter Oelbäumen. Die Wiesen blühten eben in der bunten Pracht der Cystusrosen (Cistus salviaefolius), der gelbblumigen Calendula arvensis bicolor, des weißsternigen Bellidiastrum und vieler tausende violenfarbigen Anemonen (Anemone coronaria), daß es ein Leuchten und Glühen des Bodens wurde, wie das der atlasschimmerigen See selbst. Aus allen Schluchten und Falten des Berges duftete betäubend der Thimian und die würzige Thymbra spicata und dort, wo es besonders wohlriechend war, sind die üppigsten Ruheplätze bereitet. Keine Thalung blieb ungenutzt. Die Feuer sind auf der bloßen Erde angezündet, viele und oft ein halbes Dutzend neben einander. „Und es rüsteten Freunde emsig das Mahl, hier bratend das Fleisch, dort anderes spießend" und völlig homerisch waren das ganze Ferkel, selbst Schafe auf geschälten und geglätteten Oelzweigen. Die Portionen, welche etwas vornehmer und kostspieliger waren, wurden mit allerhand Ingredienzen und Delicatessen umwickelt. Es war ein gar lebendiges, dabei heiteres und harmloses, ganz idyllisches Bild und wie eigens gestellt zur Erläuterung der odysseeischen Verse:

Die Anderen schlachteten, sengten
Und zerstückten es schnell. Das Fett bedeckte der Sauhirt
Mit dem blutigen Fleische, von allen Gliedern geschnitten;
Dieses warf er in's Feuer, mit feinem Mehle bestreuet.
Und sie schnitten das Ueberige klein und steckten's an Spieße,
Brieten's mit Vorsicht über der Gluth und zogen's herunter;
Legten dann Alles zusammen auf runde Borde.

Auch diese runde Borde, Ελεοι, finden sich und sie sind so noch durch den ganzen Orient üblich. Das Essen tischt man darauf an und die wandernden Malebi, die Rahm- und Milch-, die Confect- und Brodverkäufer bieten auf solchen

großen, runden Holzscheiben, die einen niederen Bord ringsum haben und auf tragbare leichte hölzerne Dreifüße gelegt werden, in den Gassen von Constantinopel alle Bestandtheile eines lecker bereiteten Mahles aus.

Ueberall tanzt man. In den versteckteſten Thalrinnen und im abgelegenſten Waldwinkel noch fand ich einen Fiedler und Kreiſe von Tänzerinnen um ihn. Aber der vornehmſte Tanzplatz iſt und der, welcher auch die meiſten Zuſchauer immer um ſich geſammelt hält, wo die Kuppe des Hügels frei liegt und über den ſteilen Abſturz des Caps die weite Ausſicht gibt gegenüber auf die ſchwellenden Buchten Albaniens und auf ſeine dreifach geſtuften Gebirgswellen und wenn man ſich zurück gewendet, auf die Gärten der Ascenſione, auf die Bai von Caſtrades, deren via marina, die Doppelgipfel der Burg, die Häuſer von Corfu, den Ausgang in das adriatiſche Meer, den gewaltigen Bergklotz des Nordendes der Inſel, und über all dieſes erhöht auf den langen Linienzug und die beiden ihn endenden Hörner des Monte San Salvatore. Das iſt ein Saal, ſo herrlich und groß, wie ihn kein Fürſtenſchloß der Welt je hatte und wie ihn nur die Feenmärchen der Kinder ausmalen können.

Die Zuſchauer bilden einen weiten Kreis. In der Mitte ſteht ein Fiedler, der, weil er ſelbſt immer die Bewegungen mitmacht, nie aus dem Tacte kömmt. Er führt nicht nur die Muſik, auch den Tanz. Wir ſehen dieſes ſchon als älteſten Brauch der griechiſchen Tanzkunſt ebenſo auf allen Vaſengemälden dargeſtellt. Der Muſiker iſt in der Regel auch dort Tänzer. Ueberhaupt an jene alten Darſtellungen der Tanzkunſt mahnt durchaus Alles was man bei dieſem Volksfeſte ſieht, beſonders die kühnen Sprünge der Männer, die ganz wie aus bacchiſchen Feſtzügen entnommen ſcheinen, während die Frauen mehr, auch wie es dort abgebildet iſt, nur geleitete, begleitende Proceſſionen formirten. Man tanzt auf dem bloßen Raſen,

Männer und Frauen gesondert. Man kann sagen, die Männer sind eigentliche Vortänzer. Ihrer sind immer weniger, oft nur drei, nie sah ich mehr denn fünf. Die Frauen ketten sich hinter ihnen zu einem Zuge, den ich bis zu dreißig und vierzig Tänzerinnen anwachsen sah. Drei, vier stehen nebeneinander, bilden die Stirne des Zuges; die anderen, wie sie zuströmen, schließen sich dahinter an. Im Nebeneinander halten sie sich gar nicht, im Hintereinander nur durch bunte seidene Taschentücher. Der Zug ist dadurch nirgends gedrängt und immer in seinen Bewegungen, in seinen leisesten Windungen auch schön rund und weich geschlungen. Die Hände halten sie dabei in die Hüften gestemmt. So geht der Tanz vier Schritte vor, zwei langsamere zurück. Es ist ein immerwährendes Auf und Nieder, Vor und Zurück, ein Anstürmen und Zusammenfallen, beinahe wie der Wellenschlag nicht sehr heftig bewegter See. Es hat durchaus nichts Berauschendes, nichts Begeisterndes; es ist mehr wie irgend eine der immerwährenden Regungen der Natur. In Wahrheit dauert denn auch der Schritt für unsere Begriffe unendlich lange. Denn dieses geht Stunden so fort, immer vor und zurück, auf demselben verhältnißmäßig engen Raume und die Musik dabei stets in demselben Tacte mit derselben Melodie. Nie sah ich eine der Tänzerinnen den Vortänzer oder die Umstehenden anschauen. Sie sind wie versenkt in sich selbst mit züchtig und ernst zu Boden geschlagenem Blicke. Niemand lächelte auch nur, auch der Vortänzer nicht. Es ist völlig wie Cult der sich dort begibt. Schließt sich der Vortänzer an die Kette der Frauen an, so geschieht es durch eines der seidenen Schnupftücher. Die Hand wird nie gegeben, nie gefaßt. Es hat dieses etwas außerordentlich Züchtiges. Ich kenne keinen anderen Volkstanz, der sich in gleich anständigen und so zierlichen Formen hielte. Nicht eine unter den vielen Frauen war plump. Die Hauptsache des Tanzes liegt in den schmiegsamen, biegsamen Bewegungen des Oberkörpers, der

jede Schwenkung des Zuges leise folgend mitmachen muß. Ueberhaupt der Tanz der Südländer, besonders für die Frauen, ist mehr ein Ruhen der Füße und ein Bewegen des Oberkörpers nur von der Hüfte auf. Den eigentlichen Tanz, was uns nämlich als solches gilt, das Excessive der Schritte und Füße üben auch auf Corfu nur die Männer. Ihr Tanz wird dann in einzelnen Momenten, wenn dieses Vor und Zurück der Procession lange gedauert, Alle erwärmt und die immerwährende Musik sie begeistert hat, nicht unähnlich dem Verwegensten was wir in unseren Balleten sehen. Sprünge, Entrechats folgen und mischen sich und das mit einer Kunstfertigkeit, welche die beste Schule unserer Hoftheater übertrifft. So

Tanzten sie schwebend dahin auf der allernährenden Erde,
Mit oft wechselnder Stellung;

daß man mit Odysseus, dem „weltgepriesenen Helden Alkinoos, dem mächtigsten Könige" nur zurufen konnte:

Siehe, Du rühmst Dich der trefflichsten Tänzer auf Erden,
Und Du behauptest den Ruhm! Mit Staunen erfüllt mich der Anblick.

Sie machen diese Kunststücke in den Strümpfen. Sobald Einer solches zum besten geben will', streift er die ausgeschnittenen Schuhe, die hier alle Männer tragen, ab und stellt sie in die Mitte des Kreises. Ihre Tracht, die hohen weißen Strümpfe, die blauen kurzen Pumphosen, der schwere rothgelbe Seidenshawl als Gürtel gebunden, manchmal auch kokett malerisch in reichen Falten nachlässig herabhängend, ein blendend weißes Hemd, dunkelblaue Tuchjacke, kleiner bebänderter Strohhut, kleidet sie dabei wie eigens vom Theaterschneider dazu erfunden.

Die Kleidung der Frauen wechselt mit jedem Inseltheile. Am reichsten ist die von Leftimo, der Südspitze der Insel: rothe, goldgestickte Sammetjacke, ein silberner Küraß darunter als Mieder, große Silberkugeln an Ketten darauf hängend; dunkel-

violetter, auch dunkelblauer und dunkelpurpurrother Seidenrock, fein gefältelt, gouffrirt, so wie es auf manchen alten Vasenbildern vorkommt, also diese classische Mode auch noch fortlebend; rothe Sammetschuhe, silbergestickt, ungeheure Schnallen darauf; gelbe Schleier, ganz wie Nausikaa (Odyssee VI. 100) auf dem Haare, von reichen Spitzen eingefaßt; rothes Tuchband in den Zöpfen und auf der rechten Seite neben der Stirne mächtige goldene Zitternadeln darein gesteckt; die Finger voll breiter Goldringe. Andere, welche den sonderbaren Silberküraß nicht tragen, haben die Brust mit goldenen Ketten und daranhängenden Heiligenbildern gepanzert. Einfacher ist die Tracht, welche ein dunkles Wollkleid vorschreibt und einen Musketierrock, bald roth und gelb verschnürt und mit solchen Aufschlägen, bald roth und weiß verbrämt; auf dem Kopfe dazu weiße Tücher. Sie kommt aus dem Westen der Insel und so aus jedem Bezirke eine andere, und ihrer zusammen eine große Fülle. Auch die mit dem hohen griechischen Fez der kykladischen Inseln ist darunter, der kokett auf der einen Seite mit der blauen Quaste über das schwarze Haar herabfällt, und die kurze, bunte, überaus reich gestickte Jacke von Smyrna und Mytilene, und von Leukadien ein schwarzes Kleid mit langem schwarzem, zurückgenesteltem Männerrocke und wehenden langen schwarzen Schleiern unter einer schwarzen steifen Haube, das ganz einer Witwentracht der Königinnen in Richard III. gleichkommt. Jede wird mit einem ersichtlichen Bewußtsein des Schönen, jedoch ohne Gefallsucht getragen, mehr so als sei das Individuum nur da um das Gewand zu Ehren zu bringen.

Ich kann den ganzen Wohlanstand, die Schönheit und Anmuth dieses Volkes, auch der Männer nicht blos der Weiber, durch nichts besser zur Anschauung bringen als durch die Citation einer Stelle aus einem wenig bekannten italienischen Büchlein: Guida istorica delle isole jonie; Compilata da Giuseppe Pericciuoli Borzesi da Siena. Corfu 1835, das

ich hier bei einem Trödler fand, und die ich abſichtlich in den Text italieniſch einſchalte, weil ich der Anſicht bin, daß nur auch mit der Melodik dieſer Sprache das Bild ganz ſo wiedergegeben wird, wie mir dieſe Bevölkerung bei jeder Gelegenheit einer Berührung mit ihr erſchienen iſt.

Pag. 26 u. folg.:

E assai raro che scorgansi negli uomini de'tratti indecisi, grossolani o irregolari; al contrario tutto ciò che li caratterizza è nobile e dign'itoso. I loro lineamenti presentano un non so che di vantaggioso e precioso: tutte le parti si accordano e sono in armonia col tutto. Capelli castagni, o neri, pelle bruna chiara, carnagione colorita, occhi neri, sguardo penetrante: fisionomia di un interesse attraente. Spirite vivo, fino, imperioso; penetrazione immediata, desiderio ardentissimo pel meraviglioso; e quel dolce pendio alla melanconia che racchiude in se tutto i germi del genio.

Le donne sono belle, vaghe e leggiadre. Il loro portamento è svelto, nobile e vantaggioso. Carnagione ordinariamente brunetta chiara, fronte aperta, naso profilato e delicato, guancie animate, capelli castagni dorati o neri, corpo dritto, agile e ben fatto. Il tuono della voce appassionato flessibile chiaro e piacevole: franche, semplici, sobrie e riservate. Dotate di un' intelligenza delicata ed abile, e di una vivacità che s' irrita facilmente; ma pronte a commoversi ed a placarsi.

Amano profondamente, fortemente e costantemente. Spose tenere, appassionate, prudenti e fedeli, e madri in tutta l'estensione del termine, incomparabili.*)

*) Ueberſetzung: Selten nur zeigen ſich bei den Männern unbeſtimmte, grobe oder unregelmäßige Züge; im Gegentheile, Alles was ſie charakteriſirt iſt edel und anſtändig. Ihre ganze Geſichtsbildung hat

Alle Frauen und Mädchen, die nicht tanzten, gingen unter der Führung ihres Popen herum. Diese geleiten sie ebenso in gesammelten Truppen aus den Dörfern hierher. Auch unter diesen Geistlichen waren köstliche Bildervorlagen. Einer mit grauem Knebelbarte, weit vorgestrecktem, über den Gürtel hängendem Bauche, in dem langen faltenreichen Gewande gab ganz das behagliche Bild eines Dogen von Paul Veronese gemalt. Auch die vierhörnige Mütze fehlte ihm nicht. So hatte nicht blos der Tanz, das ganze Fest etwas völlig Religiöses. Sittsamkeit wäre zu wenig, um den weihevollen Eindruck dieser Kirchweihe wieder zu geben. Fremdartiger selbst als die Natur erschien mir der Charakter dieses Festes im Vergleiche zu den unserigen und ich gehe wohl darum nicht fehl, wenn ich behaupte, daß dieses noch dieselbe Sprache der Gottesverehrung ist, womit man in antiker Zeit die Panegyrien der Athene, des Zeus, Dyonisios und der Demeter feierte. Auch die seidenen Tücher,

---

etwas Bestimmtes und Bestechendes und alle Theile vertragen sich und sind in voller Uebereinstimmung. Die Haare haben sie dunkelbraun oder schwarz, die Haut gebräunt, die Wangen geröthet, die Augen schwarz, den Blick durchdringend und die ganze Physiognomie äußerst fesselnd. Ihr Geist ist lebendig, fein, etwas gebieterisch, von raschem Verständnisse und begierig nach dem Wunderbaren, voll von jener süßen Neigung zur Melancholie, welche so oft alle Keime des Genius in sich birgt.

Die Frauen sind schön, leichtherzig und anmuthig. Ihre Haltung ist flink, edel und einnehmend. Ihre Gesichtsfärbung ist gewöhnlich leicht bräunlich, ihre Stirne offen, die Nase entschieden und doch fein gebildet, die Wangen sehen belebt aus, das Haar ist goldig oder schwarz, ihr Körper aufrecht gerade, beweglich und äußerst wohlgebildet in allen seinen Theilen. Der Klang ihrer Stimme ist laut, leidenschaftlich, schmiegsam und angenehm, aufrichtig und natürlich. Sie sind geistig begabt, von gewandter und rascher Auffassung, von einer Lebendigkeit, die sich leicht erregt, aber ebenso bereit auch sich wieder zu beruhigen und zu versöhnen.

Sie lieben tief, fest und beständig, sind treue Gattinnen, zärtlich und klug und unvergleichliche Mütter in der weitesten Bedeutung dieses kostbaren Wortes.

womit sich die Tänzerinnen an einander knüpften und welche die der ersten Reihe wehend schwangen, sind antik. Ich habe sie auf Vasengemälden und auf einem Sarkophage der Gallerie Corsini zu Rom so wiedergefunden. Zugleich also durch classische Mahnung, durch fromm heitere Stimmung, durch die schöne Scenerie und die buntfärbige Staffage gibt dieses Volksfest den angenehmsten Genuß.

Ich ging mit einem schwer brustkranken Freunde, dem Fürsten Paul Sangusco, herum, der zu seiner Pflege von einer Barmherzigen Schwester begleitet war, einer Französin von bester Bildung und Erziehung. Nun war es rührend zu sehen, wie dieser Schwester, nicht nur mir, dem schon durch langen Aufenthalt allgemeiner bekannten Gastfreunde, die Menge achtungsvoll auswich; wie die angesehensten Männer sich beeiferten ihr ihm Kreise der Zuschauer den besten Platz zu finden, damit sie möglichst bequem und gut dem Tanze zuschaue und wie Alle sie und ihren geistlichen Stand, obgleich einer anderen Kirche angehörig, berücksichtigten und auszeichneten. In Wien, einige Wochen später, konnte die Dame allein nicht ausgehen ohne insultirt zu werden; bei einem Volksfeste, wenn sie es gewagt hätte zu erscheinen, würde man sie mit Schimpfnamen und Sarkasmen gesteinigt und diesen Empfang als einen Beweis des echten Liberalismus und Humanismus, in dem sich eben das glückliche Oesterreich befinde, gerühmt haben.

Ich bitte, laßt mir dagegen den Süden mit seiner Barbarei, mit seiner zurückgebliebenen Cultur; ich lasse und gönne Euch den ganzen Norden mit all' seinem Parlamentarismus, seinem Unglauben und auch seinen Besoffenen. So glühend der Wein dieser jonischen Inseln ist und so spottwohlfeil er sich verkauft, ich sah bei dieser Kirchweih auf dem Hügel der Ascensione auch nicht einen Betrunkenen, nicht einen der schwankend heimging, ja kaum ein Glas Wein. Das meiste was ausgeschenkt wurde, waren die verschiedenst gefärbten Limo-

naden. Das ganze Feſt hatte im Vergleiche zu denen unſeres Volkes etwas Kindliches, nicht Kindiſches und noch ein Theil des Eindruckes war, daß man ſich in die älteſten Zeiten zurückverſetzt glaubte. Dadurch muthete es mich ganz ideal, wie fremd unſerer Welt an. Auch habe ich ſo lange ich reiſe nichts Aehnliches mitgemacht. Kein Hoffeſt hat mehr Würde und Etiquette, und keine Kirchweih iſt doch heiterer und luſtiger. Es war geradezu als hätten alle dieſe Menſchen, die dort vergnügt ſchmauſten, ſangen und tanzten ein völlig ſündenfreies, ſchuldloſes Gewiſſen und deshalb auch wie Kinder dieſelbe Unſchuld des Genuſſes und die gleiche Achtung Einer für den Anderen.

8. Capitel.

Die Gärten des Alkinoos.

Wo ſich die beiden Dörfer von Caſtrades und Animomilo grenzen, zwiſchen ihren freundlichen weißen Häuſern hindurch biegt die Bergſtraße von der via marina und dem Hafen des Alkinoos ab nach dieſen Tempelhöhen der Himmelfahrt Chriſti hinauf. Ein anderer Fahrweg zweigt ſich bald von dieſer nach den Gärten und dem Landhauſe, welches die Engländer als Sommeraufenthalt für ihren Lordobercommiſſär der joniſchen Inſeln auf dem ſchönſten Ausſichtspunkte dieſes Vorgebirges der ehemaligen Akropole angelegt haben. Sie vererbten es dem Könige. Auch die Kaiſerin von Oeſterreich wohnte auf dieſem circeiſchen Cap.

Gleich jenſeits der Häuſer von Caſtrades ſteigt die Straße. Alle Felder daneben ſind Gärten, die Gärtner beinahe alle eingewanderte Malteſer. Blumenkohl, Artiſchocken, Melenſanen, kleine ſchmackhafte Kürbiſſe, Lauch, Zwiebeln, Gurken, gelbe Rüben, Salat, Melonen, große Erdbeeren, Paradies-

äpfel, Rettiche und vieles Andere fand ich das ganze Jahr stets grünend, in Blüthe und Frucht tragend, aber am überschwänglichsten zur Zeit unserer kalten Wintermonate. Darüber, in denselben Feldern wie man bei uns rohe Zwetschken- und Apfelbäume pflanzt, breiten sich hier Orangen und Citronen, welche ich bei meiner Ankunft am fünfzehnten November schon mit stark vergoldeten Früchten im dunkeln dichtschattigen Laube sah, und der großblätterige Mispelus japonicus mit nicht zu erschöpfender duftreicher weißer Blüthenfülle. Im weiten Kreise ist die Luft um einen solchen Baum mit Zaubertränken eines berauschenden Wohlgeruches geschwängert. Noch einen Schritt weiter in der Botanik und man muß bei den Wunderwirkungen des Manzanillabaumes im letzten Acte unserer „Afrikanerin" anlangen. Andere Felder folgen voll von Pfirsich-, Mandel- und Feigenbäumen, diese starkstämmig wie unsere Eichen, und die Erdaufwürfe der Straßengräben sind mit plastischem Akanthus bekleidet, die Hecken strotzen von blühenden Rosen.

So gelangt man zu den königlichen Gärten und dort findet sich der paradiesische Reichthum dieser immergrünen Natur noch mächtiger, glanzvoller. Ich sah Lorbeer- und Judasbäume, Garuben (den Brodfruchtbaum) und japanische Mispeln, groß wie unsere Nußbäume. Mexikanische Dahlien blühten eben mit zierlichen, glockenblumenartigen, fleischfarbenen Blumen. Der hohe Stengel, der diese Blüthen trägt, ist ein Rohr wie die Wirbelsäule eines Menschenskelettes gegliedert. Bezaubernd war der Geruch der gelben Blüthenbüschel der Ghazie, einer Mimose mit dem vielleicht feinst gegliederten Blatte. Nahe dem Landhause auf einer größeren freien Terrasse mit herrlichem Fernblicke zurück auf Corfu, die hohen schattigen Berge und den blauen Golf von Castrades steht ein mächtiger Baum, dem man den ganz fremdländischen Ursprung sofort abmerkt. Der Gärtner nannte ihn mir Pircunia dioica, andere nennen ihn Phytolacea dioica. Er hat seine Wurzeln aus der Erde

gehoben und sie wie einen scheußlichen Drachenleib um den Stamm gewälzt;

„Gräßlich gestaltet war das Ungeheuer, wie keines,
Welches der Halm ernährt."

Der erste Anblick in der That gibt beinahe Schrecken und man sucht das goldene Vließ in den Zweigen, das dieses Ungethüm zu bewachen hat. Breit ästen sich diese aus. Ihr Blatt hat wie der Ficus und beinahe alle immergrünen Hölzer etwas Ledernes, wohl um jeder Witterung zu widerstehen; der Stamm und die Wurzel fühlen und lassen sich wie Kork schneiden, sind auch unmittelbar unter dem Knorpel der äußeren Rinde saftig grün wie junges Holz. Es ist nur hier, daß man wagen darf, Fruchtbäume als Schmuck in einen Garten zu stellen. Man versuche, was durch diesen ganzen Park mit den Oliven auf das glücklichste geschehen, Birn- oder Apfelbäume bei uns in einen Ziergarten zu pflanzen und man wird sich an der übelsten Wirkung zu betrüben haben. Die Olive, oft so häßlich in Italien, wird in Corfu, weil man sie wild ausarten läßt, einer der schmuckvollsten Bäume. Jeder Künstler wird sie hier segnen, wie Calame am Genfersee seine breitlaubigen Kastanienbäume. Ihr feines Laub hängt auf den losen, vielfältig gekrümmten, aber schließlich immer wieder nach unten gesenkten Zweigen wie Edelsteine auf den Zitternadeln eines schönen Frauenhauptes, und wie Juwelierarbeit ist auch der Stamm geartet. Er windet und dreht, löst und bricht sich in hundert kleine Adern und Nebenzweige, die immer wieder zusammenwachsen, läßt Höhlen und Schluchtungen, Durchblicke und Brüche in dem Gewinde, ein völliges Filigrangespinnst, daß man ernstlich auf die Frage kömmt: ob nicht der gerade hier und auf Malta heimische, auch bei Genua, einer anderen Olivengegend, erzeugte Gold- und Silberschmuck aus feinen Fäden durch dieses Vorbild der Natur seinen Ursprung hat. Es kann ja auch die Antike nach

diesem Muster ihren ähnlichen Schmuck geformt haben. So ist Alles, so lange es unberührt von der Menschenhand aus Gottes Schöpfung kommt, schön. Dieselbe Entstellung wie der Olive haben die Italiener dem Maulbeerbaume gegeben, welcher den Bosporus und die Berggegend von Brussa wahrhaft ziert. Und die Birn-, die Aepfel- und Kirschenbäume, die wir zu wahren Vogelscheuchen entwürdigten, fand ich in Nikomedien die Zierden der herrlichen Laubwälder. Nur der Kastanienbaum an den Ufern des Genfersee's und wie er auf der italienischen Seite der Alpen, um Varzo und Bellinzona, Chiavenna und im Veltlin wächst, kann für mein Auge an künstlerischem Werthe mit dem Olivenbaume der Corfioten wetteifern. Gleich im Süden neben dem Blumengarten, wo der Hügel noch höher aufsteigt, finden sich solche kunstverständigen Bäume in einem Walde gedichtet. Es ist ein herrlicher, uralter Hain, voll tiefen Schattens und völliger Abgeschiedenheit und dann auch wieder, wenn man dem hohen Ufer näher kommt, mit eingerahmten Blicken zwischen den zitterigen Zweigen auf den Canal von Corfu, die Berge Albaniens und die weiteste Ferne des jonischen Meeres. Nichts fehlt ihm als der Tempel oder wenigstens die Ruine um ihn heilig zu glauben aus ältester griechischer Zeit einem homerischen Gotte.

Aber die bezauberndsten Blicke auf diese Weite des Meeres und des Berglandes schöpft man im königlichen Garten von der Stiege, die von der Terrasse vor der Villa mit steilen Zickzackwendungen zu dem Meere hinabführt. Dort badete die Kaiserin von Oesterreich. Geranium- und Rosenhecken zäunen zur Linken die schwindelvollen Abstürze, rechts und links vom engen Pfade ist ein unbetretbares Dickicht von schwankendem Cannarohr, von stacheligem Sparti, von Steineichen, von immergrünem Wegdorn, Rhamnus Alaternus, der eben auch Blüthen trug; von langdornigen Genista acanthoclodos; von wilden Brodfruchtbäumen, Ceratonia siliqua,

welche schwärzlich und breithin schatten; vom Mäusedorn, Ruscus Hypophillus, von duftvollen Pistacien und Mastixbäumen, Pistacia Lentiscus, und von blühenden Feuerlilien, von Cactus und Agaven. Vor sich sieht man durch die Obeliskenpforte schwarzer Cypressen das blaue Meer, ein schroffes hohes Cap, das Oelbäume krönen, eine weite Welt des sonnenbeglänztesten Lichtes. Es ist eine Wohlthat wie ein kühles Bad an heißestem Sommertage aus schattigem Dunkel das Auge in solch ein Meer des Lichtes zu tauchen. Wie Quellenfrische legt sich darein und wir sehen dann für Wochen wieder kräftiger und gesunder, gestärkt die Dinge an. Denn auch das Auge bedarf der Nahrung und will empfangen und nicht blos geben.

Die Cypressen, die so glücklich schatten, sind von Epheu und Reben an einander geflochten. Kranzgewinde schlingen sich von einem Baume zum anderen und machen das Dunkel schaurig wie den Schatten eines Urwaldes. Die Hand des Menschen hat hier nichts zu thun als zu schweigen und die Natur fort und fort erschaffen zu lassen. Wo diese heiligt, könnte jene nur entheiligen. Die Natur wählt sich manchmal solche Stellen, die sie mit ihrem Liebeskusse bedenkt und wo Alles, auch das wildeste Unkraut, nur ein Behelf immer gesteigerter Schönheit wird. So sind in ganz Italien diejenigen Gärten die schönsten, welche als die ungepflegtesten gelassen werden. Es ist nur nothwendig, daß der erste Plan großartig wie die Natur selbst gegeben worden, das Uebrige stellt sie selbst wahrhaft künstlerisch darauf. Das Schaffen wird ein gerade umgekehrtes, die Natur zum Künstler, der Künstler zur Natur und „Kunst und Natur haben sich wieder einmal, ehe man es denkt, gefunden"! Und wie die Villen von Frascati und Tivoli, von Rom und Albano ist diese Klippenstiege im Parke des königlichen Lustschlosses zu Castrades. Eine Agave hat hier im schwarzen Dickicht der Cypressen ihren Blüthenstengel getrieben, hoch, als wolle sie noch über diese hohen,

steilen Bäume hinaus und von der äußersten Kante des Felsens wiegt sie sich über dem Abgrunde, sehnsüchtig in der schmeichlerisch lullenden Flut ihr schönes Spiegelbild zu schauen. Fällt sie und sie wird fallen, wenn noch einige wüthende Stürme gegen dieses Ufer anbranden, dann erfüllt sich ihr Wunsch, sie wird umarmt von den gleißnerischen Wellen und entblättert und entblüht auf ferne fremde Ufer ausgeworfen zu anderem Tang, zu modern und verfaulen; das gleiche Loos, das so mancher anderen, auch menschlichen Sehnsucht wird.

Diese Agave ist wie ein Bild von Lindemann-Frommel, eine Ansicht der Küste von Sorrent, das ich besitze. Auch die „gewölbte Grotte" der Calypso könnte man sich gar wohl zu diesen „düftereichen Cypressen" unter „die schattenden Ranken des Weinstockes" denken. Aber am ähnlichsten doch ist dieses fette Gebiet phäakischer Männer, „die nahrungsprossende Erde" auf den Hügeln hinter Castrades zur Höhe der Ascensione hin dem Garten des Alkinoos:

Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,
Eine Huf' in's Gevierte, mit ringsumzogener Mauer.
Allda streben die Bäume mit laubigem Wipfel gen Himmel,
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und röthlich gesprenkelter Aepfel.
Diese tragen beständig und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt,
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte,
Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel,
Trauben auf Trauben erdunkeln und Feigen schrumpfen auf Feigen,
Allda prangt auch ein Feld von edlen Reben beschattet.
Einige Trauben dorren auf weiter Eb'ne des Gartens
An der Sonne verbreitet und andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon. Hier stehen die Herling' in Reihen,
Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich leise die Beeren.
An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete,
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen.
Siehe, so reichlich schmückten Alkinoos Wohnung die Götter.

Auch „schollig" ist dieses Land, wie es Homer gekennzeichnet, wahrhaft photographisch aufgenommen. Die Erde ist rothbraun, man behauptet von reichlich beigemischtem Mergel. Wo der Boden eben geackert, das heißt mit der Hacke aufgehauen wird, dampft er von Wohlgerüchen. Das ist immer noch Opferdunst der Demeter Ceres, die hier in der goldenen Zeit gesäet und geerntet und als sie über den Unglauben der Menschheit ihres Handwerkes verdrossen geworden, die heilige Sichel in diesen Boden begraben und Corfu dadurch in einen Halbmond geformt hat. In diesen Schollen schläft sie wie unser rothbärtiger Kaiser, auch das Zeichen einer anderen immer noch vorhandenen Kraft, im deutschen Kyffhäuser. Darum ist der Boden ewig so fruchtbar, darum so lohnend, so segenvoll der Arbeit.

Und kein trauriger schwarz verwitterter Holzzaun, keine unfreundlich dem Blicke abwehrende Stein- oder Ziegelmauer theilt diesen Segen Gottes in Portionen ab, trennt des Einen Gut von dem des Nachbars und verschließt sie alle dem Einblicke des Vorüberwandelnden. Es ist als gehöre Alles Einem oder Allen Alles, als sei hier die sonst nur im Traume mögliche, von Christus gepredigte Gütergemeinschaft, die Communität der Apostel wie der Communismus der modernen revolutionären Schule endlich wahr geworden, als lebe man hier auf jener Insel der Seligen, die so viele Dichter und so viele unzufriedene weil hart geprüfte Lebensdulder erträumt und herbeigesehnt haben. Und so geht es durch die ganze Insel. Alles ist offen, überall sieht man hinein und hat freien Zutritt. Jeder Weg ist erlaubt, als sei dieses noch eine unoccupirte Wildniß. Die einzige Sperre, welche sich manchmal findet, ist eine Rosenhecke, ein Wall von mannshohen Cactusstauden, aus denen gelbe und weiße Blüthen, auch Früchte lugen, oder eine Reihe stacheliger Agaven, welche ab und zu, wie eine Stadt von ihren Kirchthürmen, von hohen Blüthenstengeln überragt sind. Aber

das verletzt nicht das Auge und stößt nirgends das Gefühl zurück, weil es die Natur erschaffen und ihm nicht auf die Stirne geschrieben steht, daß jeder Nebenmensch vor allem als ein Dieb und ein Räuber angesehen werde. So ist die ganze Insel wie eine Idylle und wirkt wie ein Gedicht. Das Leben darauf hat auch in Wirklichkeit etwas Idyllisches. Die Gärten sind wie Wälder und sind es theilweise auch völlig geworden und die Wälder sind wie Gärten. Sie fallen sich beide in ihrer Ausschweifung förmlich in die Arme. An dieser Begegnung trägt die Freigebigkeit der Natur des Südens die Schuld und die Lässigkeit der wärmeren Menschen, die überall nur nachhilft, nirgends sich anstrengt. Die eine thut ihr Aeußerstes, und erlangt durch sich selbst, wozu ihr im Norden nur die Menschen verhelfen, den höchsten Grad weltlicher Schönheit. Die andere entnaturalisirt nicht Gottes Werke. Es ist als ob der Fluch der Erbsünde diese Erde von Korkyra nicht getroffen hätte, damit wir wenigstens durch einen Winkel der Welt noch erfahren wie das verlorene Paradies ausgesehen und wie es sich darin geschwelgt habe. Die Worte der Schrift sind auf die Insel anwendbar: die Erde war noch nicht mit Blut gedüngt und der Mensch mußte noch nicht im Schweiße seines Angesichts das Brod verdienen. So auch war das goldene Zeitalter der Metamorphosen des Ovid, indem alle Religionen ihr verlorenes Himmelreich haben, damit keinem Volke neben der tröstlichen Hoffnung auf die andere Welt auch die peinigende Erinnerung an die verspielte fehle; denn zufrieden soll der irdische Mensch ja nie sein und insbesondere nicht reuelos.

Unsere fieberische nordische Regsamkeit hat dieses Sichbegnügen der Südländer und der Corfioten mit dem einfachen natürlichen Producte des Ackers schwer getadelt und Faulheit genannt. Aber hat man irgendwo, wo es nicht unentbehrlich gewesen wäre, den gewöhnlichen Menschen über die Nothwendigkeit arbeiten sehen? Der Mensch arbeitet nur um zu leben. Hier

lebt er beinahe ohne Arbeit. Warum sollte er sich im Paradiese dem Fluche der Erbsünde fügen und sein Brod im Schweiße des Angesichts suchen? In allen Gegenden spontanen Reichthums wird überall und zu allen Zeiten dieselbe Lässigkeit gefunden werden. Daß sie auf Corfu möglich, ist keines der letzten Elemente in dem Eindrucke primitiver Idyllik welchen die Insel gibt. Wenn man die Leute sich abrackern sieht wie auf unseren Feldern, kann der Zuschauer, der nicht ganz vergessender Egoist ist, die Freude einer solchen erheiternden Stimmung nicht fassen. Um an das goldene Zeitalter zu glauben, muß man die Hühner nicht nur selbst im Topfe haben, man muß die Tauben auch den Anderen gebraten in den Mund fliegen sehen.

Um aber die auf Corfu noch immerwährende Gegenwart der Gärten des Alkinoos auch für die anderen Wintermonate zu beweisen, lasse ich diesem Nachmittage des 15. November noch einige andere Spaziergänge in diesen Fruchtwäldern der Ascensione aus meinem Tagebuche folgen. Ich schreibe jetzt nur ab was ich nach der Natur aufgenommen habe, bin also photographisch wahr.

Corfu, Freitag den 16. December 1870.

Die Gärten des Alkinoos. Wenn man aus Castrades heraustritt, die Gemüseäcker passirt hat, die sich dem Städtchen anschließen, dann kömmt man zu dem Lande, welches ich das Ruinenfeld der Gärten des Alkinoos glaube, nur daß dort statt der Verwüstung und des Todtenschlummers anderer Trümmerstätten blühendes Leben waltet. Denn nur etwas gehoben, so daß er das Meer, die Häfen, die Stadt und das Land überschaute, ohne daß er doch unbequem ganz auf der obersten Höhe der Akropole stand, kann man sich nach der Dichtung den „hohen Palast" vorstellen, den Homer wenn auch nicht wirklich noch im historischen Korkyra gesehen, was aller-

dings das Wahrscheinlichere ist, doch so gedacht haben muß

Gleich dem Strahle der Sonn' und gleich dem Schimmer des Mondes
Blickte des edelgesinnten Alkinoos prächtige Wohnung.

Unmittelbar außer dem Hofe, nahe der Pforte aber lag auch ihr Garten.

Zwei Wege liegen neben der Kirche St. Maria Palaeopolis, also vom alten Isistempel und Forum aus, zur Bergstadt hinauf verführerisch vor dem Spaziergänger. Der rechts führt in der kürzesten Zeit zum Aussichtspunkte der un canone und ist der besuchtere; der links neben den Gärten des königlichen Landhauses zum Hügel der Ascensione. Ich nahm heute diesen. Das Land steigt mäßig empor; die Straße folgt ihm in Schlangenwindungen noch gemächlicher. Links grenzen sie die Rosen- und Agavenzäune des königlichen Gartens, rechts andere Pflanzungen, die noch fruchtreicher sind. Dann tritt der Weg in Wald über; uralte Oelbäume decken ihn. Sie wickeln sich getrennt, gespalten aus der gemeinsamen Wurzel heraus, aber der eine Stamm spinnt sich wieder zum anderen hinüber, das Ganze ein Netzwerk wie die Filigranarbeit corfiotischer Goldschmiedekunst. Dazwischen Goldorangen zu hunderten, kleine Haine, die Früchte darunter auf den Boden gesäet leuchten aus dem grünen Grase wie Leuchtkäfer des Nachts im feuchten Wiesenboden. Feigen, indianische Mispelbäume, dichtlaubig, mit betäubendem Blumenduft, lichtere Citronen, dunkle Johannisbrodbäume, Granatäpfel, Quitten, Limonen und Bergamoten, der Citrus limetta. Zwischen dem Gezweige durch fällt der Blick auf die Stadt, den schattigen Salvatore, weiche wohllüstige Wolken um seine oberste Spitze, als halte dort eine Semele mit ihrem Gotte neue verliebte Zwiesprache. „Balsamreiche Cypressen", die wie Obelisken die Eingänge zu diesem Paradiese umstehen. Dort auch Pinien, Yucca's auf dunklen Rasengründen, die von wilden Narcissen beblumt sind. In den Hecken, auf

den Aufwürfen der Gräben die stachelig ausgezackte Staude der wilden Artischocke in beinahe buschgroßen Exemplaren. Wie architektonischer Schmuck, den wir um Säulenhäupter und Gesimse legen, wirken sie. Corfu ist das Land nicht nur der weichen auch der wilden Gemüse. Der Boden ist so reich, daß alles was die Menschen ihm abzapfen, seine Zeugungskraft nicht erschöpfen kann. Um sich Luft zu machen verschwendet er sich auch in die Wildniß. Canna, das über alle anderen Sträuche greift, ragt empor. Unsäglicher Wohlgeruch, keiner greifbar, keiner zu nennen, aber eine Mischung von unzähligen, von Rosen, Orangen, Limonen, Mispelblüthen, dampfender Erde, der wie von Göttern zusammengeschmolzener Nectar schmeckt.

An diese Gärten und Wälder schließen sich wieder Gemüsefelder; ein kleines ebenerdiges Haus darin. Man legt ihm das Horazische parva domus magna quies auf die Stirne und möchte unter diesem Segensworte dort leben und sterben und auch sein Grab haben. Denn mehr noch als für das Leben wünsche ich mir für den Tod eine ländliche, einsame, abgesonderte Ruhestätte. Jeder dörfliche Friedhof wird mir zum Gegenstande des Neides. In dem Felde um das Häuschen wuchern Salat, Kohl, Artischocken; Cactushecken zäunen ein und blendender Sonnenglanz fällt rothglühend durch die Oelzweige auf die scholligen Aecker und die Wiesen. Ein Gemälde von Carl Marko, Christus und die Samariterin, hat ganz diese milden gezähmten Formen und Farben der Landschaft. Nur kleine Wirthschaften haben mir den Wunsch des Besitzes gegeben. Aber solche Wünsche entstanden viele auf meinen Reisen; Paläste will ich blos in Rom bewohnen.

Bei dem Horazischen Häuschen ist auch schon ein Blick durch die Oliven hinab auf den silberleuchtenden Spiegel des See Kalichiopulo. Vögelgezwitscher in allerhand Sprachen, fein, wie bescheiden zugedrechselt, gibt dem Ohre die Stimmung.

Alles sonst still, lauschig, als lausche die ganze Natur. Goldenes, beinahe rothes Sonnenlicht, da sie zu scheiden begann, auf jedem Flecke, den nicht köstlicher zum Ausruhen gestimmter Schatten deckt.

Der Ort Ascensione, in den diese Straße mündet, lauter kleine Häuser, wie Kinderspielzeug; eine Thür und ein Fenster daneben ihre ganze Breite. Auch hier blühende Rosen davor, Cypressen, Mispeln daneben. Ein ganzes Dorf von spruchreifen Horazischen Villen. Höher noch als der Ort und ihn ganz umstellend Oelwald, der sich hebt und senkt mit den vielen Falten des Bodens, eine Thalung weich füllt und mit ihr bis hart an die See hinab gleitet. Dort wieder in der engen Mündung ein Citronenhain, einige Ruinen und ein kleines weißes Bauernhäuschen. Der Mann lebt still dort wie ein anderer, den ich im Thale von Macucagna eingesargt fand zwischen den himmelhohen Schneewänden des Monte Rosa, nur lichter und heiterer, denn ewige Sonne spiegelt vor ihm sich im Meere.

Unter dem Oelwalde ist der Boden gebrochen und gehoben wie ausgestreute Würfel, auch in Stufen geschichtet, „schollige Erde", wie sie Homer gesehen. Jetzt ist das saftigste Grün darauf, Schafe die es abweiden, Claude Lorrainische Staffage und wahre Pastoralsymphonie. Weiber, die auf den Bäumen stehen und Oliven hinabwerfen. Unten das Meer, durch Felsen getigert. Commenizza, die warme Bucht, gerade gegenüber. Das sind die Gärten Corfu's im Winter und ich frage, ist hier ein Wort weniger als sie Homer zum Schmucke der ewig fruchtbaren des Alkinoos gab?

Im Bilde für denjenigen, der das nicht gesehen und sich doch vorstellen möchte, gibt sie ein Gemälde des Poussin wieder, das mit drei anderen als die vier Jahreszeiten zum Ausschmucke des Schloßes von Meudon für den Herzog von Richelieu gemalt worden ist. Man findet sie heute im großen Saale der franzö-

sischen Malerschule des Louvre. Es stellt den Frühling dar im Gewande des verlorenen Paradieses, dem ja die seligen Gärten des Alkinoos eine gewisse stoffliche Wahlverwandtschaft haben. Poussin malte das Gemälde ein Jahr vor seinem Tode; aber es ist die Begeisterung und Naturliebe eines Jünglings darin ausgesprochen. Sein Eden hat wie Corfu eine Fülle dunkelschattiger Orangenbäume und die braungrüne warme Färbung, welche die einzig wahre ist um den immergrünen Laubreichthum des Südens wiederzugeben. Die damaligen Landschaftsmaler der südlichen Gegenden waren bescheidener, ängstlicher im Gebrauche kecker Farben und doch wahrer und wecken die Erinnerungen an solche Gegenden viel mächtiger, viel inniger. Und was am meisten für die Berechtigung solcher Bilder spricht, nie wird eines die Ursache verdrießlicher Enttäuschung, wenn man dann die abgebildete Gegend in der Wirklichkeit sieht, weil dieser eben möglich gelassen war, noch etwas mehr zu geben, während die jetzigen Porträtisten der Natur die Natur übermalen. Wo blaues Meer ist, schüttet Ziem blaue Farbe aus und wo der Nil fließt versengen Marihlat und Gentz die Ufer mit Gold und Roth. Mir scheint für alle Künste zu gelten: wer den höchsten Effect erzielen will, muß immer unter dem Maße bleiben. Der Zuschauer soll selbst hinzudenken, nicht wegdenken müssen, das erhöht stets die Wirkung, denn seine Phantasie malt dann mit den aufgerufenen Erinnerungen besser als alle Pinsel und Farben der Welt es vermögen. Anregung ist das Eigentliche, was die Kunst uns geben soll, nicht Uebersättigung. Wir aber sind heute durch den Luxus in allen Dingen meistens überall an übervolle Tische gesetzt.

Corfu, Freitag 6. Januar 1871.

Die Griechen feiern heute erst die Geburt Christi; wir sind schon bei den hl. Drei Königen angelangt. Der Wind kam von dem Schnee der Festlandsberge und wo man ihn

fühlte war der Tag kühler. Wo man nicht von ihm getroffen ward und nur den ruhigen Sonnenschein empfing, war er warm wie einer unserer Sommertage. Ich ging durch den königlichen Garten, hinter der dorischen Tempelruine zur Eliascapelle und den Hügel der Ascensione hinauf auf schwierigen, selbstgesuchten Pfaden um das ganze Cap zu dem Aussichtspunkte der un canone, eine Wanderung von vielen Stunden, die mir den ganzen Nachmittag nahm.

Im Garten der Villa reale fand ich das Geranium immer noch blühend, die Citronenbäume schon die Blüthen aufschließend, den Mispelus japonicus die flüssig säuerlichen, aprikosenartigen gelben Früchte ansetzend und auch die nicht immergrünen Bäume mit einem Flor von Grün überzogen. Magnolien, das Pfefferrohr, der Kirschlorbeer, gemeiner Lorbeer, der Oleander, chinesische Orangen stehen in großen Bäumen mit Blumenknospen, Palmen und Bananen, der Ricinus und die Yucca in mächtigen Stauden. Die Wiesen unter den Olivenwäldern waren mit einer mattblauen Anemone, Anemona stellata, durchsprenkelt und überall blühte der Asphodelos mit seiner schönen hiacinthartigen chocolatbraunen Blume.

Ich trug den Homer in der Tasche und saß auf den schönsten Punkten lesend und ausruhend. Es ist so, wenn man aus dem Buche heraus- und von der Landschaft wieder in die Verse hineinschaut, als zeichne man selbst diese Gegend. Insbesondere die Beiworte, welche kleine Merkmale ausdrücken, sitzen wie feste Drucker eines Bleistiftes, wie glückliche Pinselstriche in den Schilderungen. Daß Homer sie stereotyp für dasselbe Meer und die gleiche Insel, für die Berge und Winde immer wiederholt, wie die Sprache feststehende Worte für dieselben Gedanken hat, hätte doch auch als Zeugniß für den Realismus seiner Landschaftsbilder gefaßt werden müssen. Gewiß ist es lächerlich das Ehebett des Odysseus auf Ithaka wiederfinden zu wollen und die goldenen und silbernen Thür-

hunde, die vor dem Palaste des Alkinoos auf Scheria Wache hielten, aber der Umriß der Landschaft und die in der Natur wirkenden Kräfte, „die goldenen Eimer die auf- und niedersteigen", sind dieselben, welche Homer für sein Reich des Alkinoos im Auge gehabt hat. Das hindert nicht, daß er das selige Eiland der Phäaken nicht etwas in die Grenzen des Märchenhaften hinaufrückte, weil es diesem Theile seines Gedichtes so besser paßte. Aber auch wir zeichnen die Märchen nur mit bekannten Elementen und die herrlichsten Zaubergärten der Armida, die idealsten Landschaften malt der beste Künstler nur mit Motiven, die ihm die Anschauung der Natur irgendwo angeregt hat. Er bildet wohl weiter, den Keim dazu hat er vom Leben erhalten. Denn selbst unsere Träume beschäftigen sich nur mit realen Vorstellungen, indem das Erschaffen aus dem Nichts nicht unseres Amtes ist.

Auch sollte man für die Identität des corfiotischen Scheria den Vers zu Anfang des siebenten Gesanges der Odyssee nicht übersehen, wo es von der „alten Eurymedusa, der Kammerbedienten" der Nausikaa heißt:

Einst entführten die Schiffer sie aus Epeiros und wählten
Für Alkinoos sie zum Ehrengeschenke.

Hier scheint sich der Dichter plötzlich zu verrathen, daß er bei seinen Bildern Scheria's doch ein ihm in seinen geographischen Stellungen, nahe von Epirus, gar wohl bekanntes Land zur Grundlage gehabt habe, was er manchmal versteckte, weil Scheria den verirrten Helden langsam und mit unmerklichem Uebergange aus der Fabel- und Halbgötterwelt wieder auf die reale und ganz bekannte Erde zurückführen sollte. So ließ ja auch Dante dann später sein Paar die bekannten und unbekannten Welten durchstreifen.

Corfu, Mittwoch den 19. April 1871.

Alles ist grün und selbst die Feigen tragen schon große Blätter. Die Ulmen der Spianata zittern mit feinem Laube

und ebenso unten auf der Via marina, wo sie auf weichgrünem Rasenboden die Tische der vielen Kaffeewirthe schatten. Die Grabenaufwürfe neben dem Wege zur un canone verkleiden die wilden Artischocken mit ganz ungeheueren Büschen. Wie Frisuren legen sie sich über die Hänge und füllen die Gräben. Die japanische Mispel hat völlig reife gelbe Früchte. Auf den Orangenbäumen hängen noch goldene Aepfel und gleichzeitig streut sich von dort herab ein Duftsegen der weißen Blüthen über das ganze Land. Es ist als wollten sie alle Felder und Gärten zum Brautfeste des Frühlings schmücken. Man begreift den bacchischen Zug des Dyonisios, der auf antiken Vasengemälden mit Trauben nicht mehr geputzt ist als hier mit diesen weißen Blüthen jetzt das corfiotische Land. Ich möchte jene Bacchanalien, Bilder des Hochzeitsfestes, der Zeugungsstunde der Natur nennen; das was uns hier aber veranschaulicht wird ihren Brautzustand. Denn dieses Bild ist keuscher.

Die Mandelbäume haben abgeblüht, aber die Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche und die Quitten tragen noch Blumen. Die Granate schließt eben ihr fettes kleines Laub auf. Junge Eichenblätter sehen besonders erquicklich aus, wie Kinder, noch etwas unentwickelt, aber gesund, fettig glänzend. Frisch grüne Reben schlingen sich in ungeheueren Gewinden um die Ulmen und Oliven. Der Oelbaum trägt noch Früchte und noch sammelt man sie, und schon hängen auch die kleinen, zierlichen, weiß wächsernen Traubenblüthen an den feinen zitterigen Zweigen. So ist das Grün, die Decke über mir, wo ich den Weg in der Thalung unter der Straße zur Einen Kanone ging. Die Hecken neben mir sind nach wie vor voll von Rosen und dieselben Blüthenstengel stehen noch aus den Agavenzäunen auf. Der Boden ist ein blühender Teppich von wildem Salbei, der gelb blüht, und von weißen und violetten Cistusrosen, von purpurfarbenem Moose und von einer Fülle unnenn-

barer anderer weißer und violetter Blüthen. Was eben am meisten die Landschaft beherrscht, sind die Judasbäume (Cercis siliquastrum). Beinahe kein Laub ist noch am Stamme, aber unmittelbar aus der Rinde quellen die blutig rothen zarten Blüthen. Immer ein ganzer Busch sitzt den Aesten auf. Die Farbenpracht, der Luxus des Frühlings auf dem Boden und zu Häupten hier ist jetzt unsagbar. Auch kein Pinsel und keine Farbe könnte das jetzt mehr wiedergeben. Es spottet jeder Beschreibung. Das Horazische nulla dies sine linea in die corfiotische Landessprache übersetzt, würde lauten: kein Tag ohne Blume, denn jeder gebiert eine neue.

Corfu, Donnerstag den 20. April 1871.

In der Villa des Königs und über den Gipfel der Ascensione zurück. Die Kugelbäume vor dem Landhause auf der Terrasse, welche die See überschaut, blühen eben weiß mit Blumen, die wie aus Wachs gebildet scheinen und auch etwas vom Honiggeruche haben. Den steilen Fußpfad zur See hinab begrenzen weiße und gelbe Irisblumen. Auch der Ginster, Spartium juaceum, hat seine gelbe und vorlautduftende Blüthe. Ich sehe Sträucher, die groß wie Bäume sind. Entzückend geschmückt ist jetzt der Aussichtspunkt, der höchste des Gartens, bei einer kleinen Capelle. Eine Laube von Clyceria deckt ihn. Lilafärbig hängen die reichen Blüthentrauben durch das Gitterwerk der Decke und ringsum duftet der Flieder in baumhohen Büschen. Vorne, den Hang hinab ist alles bestanden mit junggrünen Laubbäumen, die aber dunkler Epheu so umspinnt, daß keine einzelne Gestalt mehr zu erkennen ist, nur die höheren Laubkronen sich absondern. Daneben ragen rabenschwarze Cypressen auf, säulensteif und säulenernst, und zwischen diesen lebenden Pfeilern einer monumentalen Natur hindurch breitet sich ein entzückender Fernblick auf die See, auf den zweigegipfelten Burgfelsen Corfu's und das massige Gebirge Alba-

niens. Rosige Farbe überall, einige Goldstreifen im Meere. Die Grotte der Kalypso könnte man sich so vorstellen.

Es sind zwei Sprichworte, die Corfu zu charakterisiren versuchen, wie man Zante sein fior del Levante nachrühmt. Die eine Devise lautet: Corfu, fior della virtu; ich aber gebe ihm die andere: non è di piu! denn es gibt nichts schöneres!

Corfu, Donnerstag den 27. April 1871.

In die Niederungen der alten Korkyra und ihrem Kriegshafen, dem See von Kalichiopulo entlang mit dem Blicke auf den Santa Decca. Es ist eine der schönsten Landschaften auf der Insel für das künstlerische Auge und ganz abgeschlossen in ein Bild. Ihr Hintergrund ist der Santa Decca, kuppelgedeckt und mit einer steilen Wand abfallend. Er steht wie St. Peter auf der Campagna. Vor diesem Dome im Mittelfelde und mattgrün von dichtem uraltem Oelwalde, zieht sich querüber eine Hügelkette. Zu beiden Seiten ragt sie höher auf, in der Mitte und gerade unter der Wölbung des Santa Decca senkt sie sich zu einer leisen Höhlung. Das ist ganz so, wie die lange, erhabene und ebene Linie der Stadt Rom, welche die Peterskirche trägt. Aber auch das Wahrzeichen der egyptischen Göttin Hathor, die Sonnenscheibe, welche auf den Bergen der Abendröthe ruht, wie es in der Hieroglyphenschrift erscheint, hat diese beinahe geometrisch abgerundete Gestalt, welche die Hügel von Gasturi mit der Wölbung des Zehn heiligen Berges auf Corfu formiren. Vor dem Hügelzuge breitet sich der See von Kalichiopulo, ganz leblos, silbern dunstig. Näher zu flachen sich Wiesengründe, vielfach von Cactuszäunen unterbrochen und ganz im Vordergrunde ragen Agavenblüthen auf. Auch um Tivoli ist die Natur nicht mehr im Style des Poussin gestaltet und in der wachesten Tagesstunde legt sie ein geheimnißvolles Bedürfniß des Schlafens und Träumens hier in die Seele; keine historische Landschaft mehr, schon eine mythologische.

Durch die hinteren Häuser von Castrades stieg ich zur Straße nach un canone hinauf. In einem Garten dort, rechts vom Wege, fand ich eine Clyceria auf das üppigste zugleich um einen Oelbaum und einen Lorbeer gewunden. Kein Lockenschmuck einer Frau, kein Epheu deutschen Waldes fällt reicher, zierlicher, mehr zitternd als ich in demselben Garten Oelzweige sich neigen und hängen sah. Der Baum ist leicht zu zeichnen, besonders durch die Kohle, schwer zu malen. Die Farbe ist zu plump und sie bewegt sich nicht. Der Strich des Bleistiftes und der Kohle behalten in die Ferne immer etwas Zitteriges.

Corfu, Dienstag den 16. Mai 1871.

Die Ulmen auf der Spianata sind in mächtigster Entfaltung. Krönungslustig wie die Pinie zieht dieser Baum seine Zweige nach oben zu dichtbuschiger Wölbung. Beide Bäume haben und geben der Landschaft etwas Architektonisches.

Auf dem Wege zur Einen Kanone flammt jetzt die Granatblüthe im saftig grünen Laube. Kein Blatt ist fetter als das junge dieses Baumes. Es ist wie eingeölt. Ein Hain Feigenbäume links von der Straße wuchert mit der üppigsten Blätterfülle. Hier sind es wirkliche Bäume, bei uns nur Sträuche, die man schmeichlerisch so nennt. Dort ist auch eine Rebe, die sich mit dem jungfräulichsten Grün geschickt durch die Stacheln und gelben Blüthen eines mächtigen Cactusdrachen gewunden hat. Auch zarte Schlingrosen sehe ich hier oft so sich diplomatisch um Agaven- und Cactushecken drücken. Das ist die Weise wie die meisten edleren Naturen nur durch das Gedränge der Welt kommen.

Beinahe noch greller als der Contrast der Goldorangen zu ihrem dunklen Laube wird nun täglich, je mehr sie reifen, das Gelb der japanischen Mispeln im schwärzlich dichten Blätterwalde dieses schönen Fruchtbaumes. Hier sind in der Wirklichkeit Farben wie die von der Zeit nachgedunkelten der Land-

schaftsbilder des Domenichino. Namentlich ein Sündenfall, ein Adam und Eva, die den Apfel schon gebrochen haben und von denen sich die Schlange raschelnd im hohen Grase wegstiehlt, ein großes Gemälde im Palaste Rospigliosi zu Rom, in einem der Nebengemächer der Aurorahalle des Guido Reni, hat ganz diese tief düstern schattig grünen Töne, aus denen die rothen, weißen und gelben Blumen und Früchte dann geradezu herausglühen. Es ist nicht zu sagen, welche Ueppigkeit in den Gärten rechts die Abhänge von der Straße hinab liegt und wie stille links den Berg hinauf der Oelwald ist. Es ist der Baum, der am meisten einem Bilde den Charakter gibt, daß wir es dann historische Landschaft nennen. Keiner hat mehr Würde, Ernst und Trauer. Ueber Ruinen gestellt oder auf Geschichtsfelder fließt wie Weinen von seinen Zweigen herab.

Vor sich hat man in dieser wechselnden Umrahmung fortwährend auf diesem ganzen Wege zur un canone den Fernblick über den See von Kalichiopulo auf den sinnlich weich, wahrhaft sybaritisch eingeschatteten Santa Decca. Dieser Spaziergang berauschte mich wieder. Wie am ersten Tage „vergeht mir Hören, Sehen und Denken!" Das ist der eigentliche Charakter Corfu's: einen sybaritischen Rausch gebend. Ein Land der Seligen, ein seliges Land, wo das Träumen leicht, das Arbeiten schwer wird. Homer, der ein getreuer Photograph war, konnte mit dichterischer Sprache es gar nicht anders nennen: „das glückliche Land der götternahen Phäaken". Denn im Vergleiche zu Ithaka lebt man in Corfu allerdings göttlich leicht. Dieser Unterschied fühlt sich noch heute.

Corfu, Mittwoch den 17. Mai 1871.

Der schönste Morgen, den ich hier erlebt. Nicht eine Wolke und die Berge sichtbar bis in ihre kleinsten Charakterzüge. Ich eile hinab um die Bucht von Castrades und setze mich dort unter eine Akazie den Homer zu lesen. Dann kommen

Fischer und stellen rings um mich in denselben Baumschatten große, ganz flache Tellerkörbe voll neuer frischer Frucht des Meeres, gehäuft in ungeheueren Mengen, besonders silberne Sardellen, die den Rücken dunkelblau haben. Wo durch die Blätter des Baumes unruhige Lichter auf die Körbe fielen, dort spielte diese schöne Silberfrucht der See alle Regenbogen- und Juwelenfarben. So hat die Tiefe des Wassers auch wie die Erde den Glanz und die Pracht der Edelmetalle. Sie sind hier nur geschmolzen und verarbeitet in allerfeinste Fischpanzer und in Schmuck von Flossen und Schwänzen.

Die Barke hatte eben an dem Ufer der via marina angelegt und all diesen Reichthum ausgeladen. Gleich nahmen einige Vorübergehende von dem frischen Fange mit in die Stadt, einen Korb für ein kleines Silberstück; Aermeren gab man auch nur einige Fischlein in die Hände für eine leichte Kupfermünze und den Aermsten sie umsonst. Wie Alles fertig war, deckten diese Schatzgräber der See über die silberne Beute frische Farrenkräuter, um sie gegen die Sonne zu schützen. Einer lud dem andern den großen Korb auf den Kopf und baarfuß, die Hosen hoch um die kräftigen Schenkel hinaufgerollt, zogen sie vielredend zur Stadt.

Nachmittags lag ich beim Molino veneto unter Oleanderstauden, weil auf der marina die Sonne zu stark geworden war. Die See spielte auf dem ebenen Ufer bis knapp an meine Sohlen. Ihr gleichmäßiges Wellen und der heiße Mittagsdunst machten mich schläferig. Als ich erwachte, hatte mich eine kühle Briese mit einer Fülle der schönen Lorbeerrosen überschüttet. Auch ein Eidechslein hatte sich über meinen Stiefel gewagt und um das offene Buch neben mir eine Spinne schon Netze gewoben. Es gelang mir Homer aus dieser Verstrickung zu lösen, ohne das Thier und sein Werk zu verletzen. Mir hat es immer etwas Göttliches, ein Leben zu lassen, ein Leben zu geben, das schon geopfert in meinen Händen

lag. Es ist der Teufel, der stets in uns verneint, dieser absonderliche Trieb aus bloßem Uebermuthe Lebendiges zu schädigen, zu zerstören. Die Mehrheit der Menschen hat den Instinct darauf gerichtet und thut es bei jeder Gelegenheit. Wäre nur Göttliches in uns und das Abbild, das Gott von sich in uns der Welt gegeben, ein Vollständiges, dann suchten wir nichts als das Erschaffen.

Corfu, Sonntag den 31. Mai 1871.

Weil ich mich übermorgen nach Albanien und Dalmatien einschiffen will, machte ich heute Abschiedsbesuche allen meinen Lieblingspunkten in den Gärten des Alkinoos. Bei der Villa reale finde ich jetzt blühende Rosen sich hoch in die Oelbäume schlingend. Der Cactus ist überall mit einer Fülle gelber Blüthen überschüttet. Man sieht kaum seine heimtückischen Stacheln noch. Ganze Gänge sind von blühendem Sparti gebildet, diesem flammenden Ginster, der in dieser Zeit alle Küsten des Mittelmeeres wie mit Goldlack überzieht. In den Morgenstunden und Abends, wenn die Kühle ihn näßt, duften die kleinen gelben Hasenmäulchen bis weit auf die See hinaus. Er hat etwas Honigsüßes, etwas beinahe zu Zuckerhältiges in dieser kleinen bescheidenen Blume auf den starren spitzigen Ginsterstengeln. Einzeln betrachtet hat ein solches Schilfrohr nichts Schönes; aber in Massen zusammengestellt, gibt keine Pflanze, auch die tropischeste unserer Gewächshäuser nicht, so den Eindruck des Goldreichthums wie dieses überwucherndste aller Unkräuter. Es macht ein Land reich, zu einem Golconda, wenigstens für das Auge.

Am längsten saß ich oben im Garten bei der Kirche vor dem kleinen gelben Hause unter den Weinlauben und starrte noch ein letztes langes Mal zwischen den Portiken schwarzer Cypressen unten auf das blaue Meer, hinüber auf die rothen Berge Albaniens, die blauschattigen der Insel, auf

das malerisch gethürmte Doppelcap der Festung, und auch von der einsamen und sich senkenden Agavenblüthe, die hier herauf zwischen zwei Säulencypressen erscheint, nahm ich Abschied. Sie hebt sich scharf vom Meere ab. Es ist eine wahre Wunderblume, wunderbar durch ihre Schönheit, aber auch wundervoll durch ihre Geburt, die sich in kurzer Zeit zu dieser außerordentlichen Höhe vollzieht. Die Blüthe springt beinahe wie Minerva groß und gewappnet aus dem Haupte ihres Vaters, und ich würde sie deshalb Athene heilig sprechen. Auch die Pflanze formt sich manchmal zu einem Ebenbilde der Gottheit.

Auswendig gelernt wie die Lieblingsverse eines Dichters habe ich jede Einzelheit dieses Gartenwinkels von Corfu noch in dieser letzten Abschiedsstunde. Eine morsche Ziegeltreppe führt herauf. Ich sah niemals Jemanden heraufsteigen, und die grünen Laden in dem kleinen Häuschen hängen gebrochen und schließen nur mehr schlecht, und die Glocken in dem offenen Stuhle der kleinen Capelle sind vermorscht und ich hörte nie ihren Laut. Auch dieser Verfall der Einsamkeit hilft den Ausblick der Seele noch zaubervoller einprägen. Man fühlt sich zuletzt als Einsiedler, nur wie ein griechischer, so allenfalls wie der göttergleiche Odysseus bei der schöngelockten hehren melodischen Göttin Kirke oder bei der silberfarbigen Nimphe Kalipso, denn so viel Sonne hat man in diesem Lande getrunken, daß man das Blut auch ganz griechisch in seinen Adern spürt. Nur daß mir „mein süßes Leben nicht in Thränen verrann, und ich nicht beständig weinte und voll Sehnsucht heim zu kehren begehrte". Denn dort ist nichts Gleiches zu sehen und nur wenn ich sage, daß die Punta von Bellaggio am Comersee mit den Gärten der Villen Serbelloni und Giulia hinab in den Leccosee Aussichten von annähernder Aehnlichkeit bietet, kann ich dem Unbewanderten einen leisen Begriff geben von der überirdischen Schönheit dieser odysseeischen Landschaften Corfu's.

O, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.
Hoelty.

Das ist mein Reisemotto, und deshalb reise ich so viel.

9. Capitel.

„Das treffliche Schiff der phäakischen Männer".

Aber noch viel deutlicher als nur durch die malenden Beiworte beweist uns die Odyssee das heutige Corfu als das alte Scheria mit dem Stadtplane, welchen die königliche Nausikaa wegweisend dem fremden Gaste zur Einkehr in die väterliche Residenz vorzeichnet:

Fremdling, mache Dich auf, in die Stadt zu gehen! Ich will Dich
Führen zu meines Vaters, des weisen Helden, Palaste .....
Siehe, so lange der Weg durch Felder und Saaten dahin geht,
Folge mit meinen Mägden dem mäulerbespanneten Wagen.
Aber sobald wir die Stadt erreichen, welche die hohe
Mauer umringt, — an jeglicher Seit' ist ein trefflicher Hafen
Und die Einfahrt schmal, denn gleichgezimmerte Schiffe
Engen den Weg und ruh'n ein jedes auf seinem Gestelle.
Allda ist auch ein Markt um den schönen Tempel Poseidons,
Rings umher mit großen gehauenen Steinen gepflastert,
Wo man alle Geräthe der schwarzen Schiffe bereitet,
Segeltücher und Seile und schöngeglättete Ruder;
Siehe, da .....

Also zwei Häfen und auf jeglicher Seite einen, und dieses seltene Attribut einer Stadt findet sich wirklich rechts und links von dem Felde, auf welchem man die Ruinen der alten Korkyra entdeckt. Warum also soll der Dichter der Odyssee nicht auch wirklich dieses also eingeengte Feld und die darauf gestellte Palaeopolis gesehen und nach ihrem Muster seine Stadt der Phäaken gebildet haben? Wie sonst kamen diese zwei Häfen

und auf jeglicher Seite einer in sein Bild, die im übrigen unwesentlich blieben? Begreiflich ist, daß man solche Einzelzüge erfindet, wenn sie später im Mechanismus des Werkes eine Rolle spielen. Ohne diese Nothwendigkeit geben sie sich der Phantasie nur durch den Eindruck einer natürlichen Vorlage. Und besonders so absonderliche und seltene Charakterzüge wie zwei Häfen, zu beiden Seiten der Stadt einen jeden. Das sind Spiegelbilder der Wirklichkeit in dem Gedichte, nicht weniger getreu und verläßlich als Abdrücke einer photographischen Aufnahme.

Anders ist es im Thukidides. Seine geschichtliche Auffassung bedingt ausdrücklich diese beiden Häfen, zu jeder Seite der Stadt den einen. Er könnte sie sich also erfunden haben, denn er brauchte sie. Aber die Identität des thukidides'schen Korkyra steht außer Frage. Die historische Weihe, welche sein Geschichtswerk gibt, brauche ich der Insel nicht erst zu erstreiten.

Um nun aber zu solchen künftigen Kämpfen über die Scheriafrage auf das gründlichste gewappnet zu sein, überließ auch ich mich am 14. December dieser Führung der lilienarmigen Fürstin und wendete den ganzen Tag an eine Umgehung dieses anderen, des zweiten Hafens der Altstadt, nachdem ich in vielfältigen Wanderungen den Stadtgrund selbst und die Bucht von Castrades, den andern, das ist den sogenannten Port des Alkinoos schon studirt hatte.

Jener legt sich an die Westseite der Landzunge an, welche voll von Gartenhäusern und Oelpflanzungen sich zum Cap der Ascensione gipfelt, wo die Burg vorherrschte und die Häuser und Gassen der Stadt sich zu den Ringmauern und Friedhöfen herabzogen. Ich habe ihn dort schon als See von Kalichiopulo gesehen auf meinen täglichen Spaziergängen zum Aussichtspunkte der one gun battery und unten durch die blumigen Ruinenfelder der alten Korkyra. Und immer war er mir still, stumm, einsam, versumpft und versandet erschienen, wie es

einem Todten geziemt. Der neue Name ist ihm erst in junger Zeit von seinem Eigenthümer geworden, der dort die Fischerei übt. Sie soll ausnehmend ergiebig sein und er wird deshalb auch oft schlechtweg die Peschiera genannt. Für den Dichter der Odyssee war er der Kriegshafen „der ruderliebenden Männer", wo die Schiffe ausgerüstet wurden, „auf Gestellen ruhten", das heißt in unserer Sprache: in den Docks lagen, und wo auf dem Ufer das Arsenal stand. Dorthin auch müssen wir uns in der Phantasie des Dichters das Schiff, welches den Odysseus nach Ithaka gebracht hatte, zurückstrebend und von Poseidon verfolgt denken. Und als Kriegshafen hat ihn ebenso Thukidides gesehen und in seine Geschichte eingereiht. Er hieß damals Hyllaikos Limen. Seine lange und schmale, flußähnlich in das Land eingedrungene Gestalt, machte ihn den bescheideneren kriegerischen Ansprüchen jener frühen Zeit besser geeignet als der andere breite und offene Hafen des Alkinoos in der Bucht von Castrades. So blieb dieser, der gegen das Festland schaut, zumeist der Handelsmarine überlassen und den Schiffern die vom Norden mit dem Nordwinde kamen, und ist er mir für die Einschiffungsscene des Odysseus der wahrscheinlichere, weil er mehr vom „Strande und vom weitverödeten Meere" sehen läßt und niemals bei jenen Momenten angemerkt ist, daß sie sich in den sonst so bestimmt bezeichneten engen Gewässern begeben haben, im Gegentheile im achten und dreizehnten Gesange die Schiffe als entlegener und der Horizont der See gleich in der Nähe als ein freierer geschildert wird. Der Limen Hyllaikos ist gegen Süden zu offen und nahm von dorther, wo er in das freie jonische Meer sieht, die Segler mit zwei willig entgegengebreiteten Armen auf. Da das „gleitende Meerschiff rasch durch die Wogen gestürmt" kam, ist es naturgemäß, sich dasselbe vom Südwinde und zunächst hierher getrieben vorzustellen. Die kriegerische Bedeutung blieb diesem südwestlichen, dem hyllaischen Hafen auch

im Mittelalter, so lange Palaeopolis selbst nicht aufgegeben und verlassen war. Man sperrte ihn damals mit einer Kette und auf alten Stadtplänen führt er deshalb den Namen porto catena. Sie ankerte in zwei Thürmen auf den Spitzen vorlaufender Molen, deren Ruinen noch Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die englischen Touristen Spon und Wheler aufrecht gesehen haben wollen. Die beiden Dämme sind wirklich heute sogar noch aufzufinden in mächtigen Quadern an der Mündung des Sees in das Meer. Ich glaube sie weit älter als das Mittelalter und diesen ganzen Thurmschluß überhaupt einen Rest der antik-griechischen Zeit. Dieser Ausgang des Hafens muß damals einen schönen monumentalen Anblick geboten haben, beinahe so wie die letzten Prospecte auf den golddunstigen Hafenbildern des Claude Lorrain.

Wenn man vom Denkmale des Menekrates statt links auf der via marina, rechts hin in der Richtung der antiken Landmauer auf der Straße nach Gasturi weiter geht, welche Gefangene im Jahre 1854 so glatt und eben hergestellt haben und welche auch eine Säule ausdrücklich wards roads nennt, kömmt man diesem Hafen des Hyllaikos in den Rücken und kann ihn ganz umzingeln, auch auf seinen gegenüberliegenden Ufern bis unter die steilen Olivenhügel von Gasturi hin, wo seine Mündung ist.

Man durchschneidet auf diesem Wege zuerst, was ich das Vorstädtchen der Vorstadt Castrades nennen möchte. Denn kein Haus ist dort höher als ebenerdig und alle sind von Cactus, Palmen, Lorbeerrosen und Mandelbäumen überragt. Niedlich ist, wie beinahe jedes den Porticus einer weinübersponnenen Laube vor seiner Fronte hat. Wo eine Capelle zur Rechten der Straße steht, tritt diese wieder ins Freie. Man sieht nun ganz offen die Berge sich gegenüber und das Flachland rings umher. Cactus, der zweimannshohe Riesen überragen würde, säumt die Straßengräben ein. Rosen, die noch blühen, und Reben,

die noch Laub tragen, bergen und schlingen sich in und um diese stacheligen Stützen und das in solchen Mengen, daß man bei ihnen geradezu eine Vorliebe, das bewußte Suchen dieser uns so ungastlich scheinenden Pflanze annehmen möchte. Es läuft eben durch alle Reiche der Natur dasselbe Gesetz, daß sich das Zarte besonders gerne mit dem Starken paart und nur Männer sich vor Nadeln und Dornen fürchten. An anderen Stellen sind es Agaven, welche die Felder zäunen. Zwei haben eben ihre schlanken Blüthenstengel ausgesandt. Weithin winkend, ähnlich wie Palmen geneigt, heben sie sich über den flachen Grund. Um die eine sind Brombeeren üppig geschlungen. So windet sich sehnsüchtiger Epheu in die Pinienkronen hinein. Nicht weniger undurchdringlich als diese dornigen Wälle sind die Schilfwälder der Canna, die sich tief in die Gärten hinein ziehen. Während der Opuntiencactus (Opuntia ficus indica) und die Agaven (agave americana) erst in junger Zeit an die Ufer des Mittelmeeres eingeführt worden sind, haftet dieses Rohr hier, der arundo donax, seit den Zeiten der Phönizier. Sie brachten es aus Asien. Es schrieb sich ursprünglich κάνη, das nach Renan semitisch ist. Auf hohem Schafte schwankt ewig rege der reiherfederähnliche Blüthenbüschel, umgeben von langen lancettartigen Blättern. Es ist das Alpha und Omega der hiesigen Hauswirthschaft. Was in Egypten die Palme, besorgt hier dieses Unkraut der Canna und neben dem Oelbaum, dem Cactus und der Agave bedeckt nichts in größeren Massen das Land als die zierlich wehende und winkende und ewig schwanke und rege, den Wanderer grüßende und zerstreuende Canna. Hecken, Matten, Körbe, Stäbe zum Aufbinden, Zäune, alles Erdenkliche wird daraus verfertigt. Ich vermuthe, daß man auch auf einem Cannarohre unserem Heilande den essiggetränkten Schwamm an das Kreuz reichte.

In den Feldern ist dermalen alles grün von Artischocken, von Blumenkohl, von Rüben. Ueber den Kohlpflanzungen heben

sich höher Feigen- und Mandelbäume in großen Mengen. Es ist derselbe üppige Anbau der Ländereien, dem Xenophon in seiner griechischen Geschichte (VI. 2) die Schuld der Verweichlichung der Soldaten gab. Auch die Weinpflanzungen auf den Feldern, welche er erwähnt, finden sich ganz noch so hier; die Trauben „auf der Erde hingebreitet", wie sie sogar schon Homer gesehen. Auch „schollig" haben sich die Felder Scherias erhalten, auffällig mehr als dieses irgendwo anders sichtbar ist, daß sich die Einflechtung dieses Beiwortes in die Odyssee gar wohl begreift. Glänzende Kühe und dichtwollige Schafe weideten auf den Wiesen unter Oelbäumen.

Die rechte Seite neben der Straße beginnt sich immer mehr zu füllen. Links, wenn man eine Reihe krüppelhafter Tamarisken (Tamarix gallica) passirt hat, thut sich ein ganz freier Wiesengrund auf. Es sind die immer feuchten Ufer dieses anderen Hafens der abgestorbenen Korkyra. Die Engländer hatten dort ihren Rennplatz. Ein Silberstreifen dieser Bucht mischt sich nun in das Bild. Den letzten Hintergrund füllen die Kuppel des Santa Decca Gebirges und vor ihm, wohin die Straße hinauf zu steigen beginnt, ein mit Silberwald von Oelbäumen bedeckter Zug von drei Hügeln, deren östlichster die Dächer von Gasturi aus dem Grün schauen läßt. Auch vom Santa Decca leuchtet ein Ort herab, der mit dem Berge denselben Namen trägt. Die Sucht des Wohlklanges hat ihn etwas verdreht, denn in Wahrheit soll es heißen: der Zehnheiligen-Berg, santi decca. Der Ort liegt wie Rocca di Papa auf halber Höhe. Schwarze Cypressen in großen Mengen darum gestellt, färben den Berg ernster als das Vorland. Ueber dem Dorfe heben sich steile Felsen, welche blau eingeschluchtet sind. Wie mit einer Kuppel schließt der Berg. Sein steiler Abfall, die Runde seines Profiles, der reiche buntfärbige Wuchs darauf, der vielfältige Bruch seiner Felsen, das freundliche Städtchen auf halber Höhe machen ihn für jeden Aussichtspunkt der Insel

zu einem der kostbarsten Schmuckstücke, zum Rivalen des Monte San Salvatore, wie er auch mit seinem Höhenmaße (571 Meter) dessen nächster Nachfolger ist. Diesen seinen Anblick von hier aus kann man sich aber nicht ähnlich genug einem Poussin vorstellen, einem der vielen Stiche wie sie die päpstliche Stamperia nach den in der Gallerie Colonna befindlichen enkaustischen Gemälden publicirt hat. Griechischer Gesang eines Buben, der in den Feldern arbeitete, klang wie wenn das Bild Sprache bekommen hätte. Sonst war in dieser schönen Landschaft nichts als Stille und einsame Idylle.

Es ist schon ein weiter Weg vom östlichen Ufer der Bucht um ihren nördlichen Endpunkt bis man sie umgangen hat und einbiegt in die Felder, welche auf dem westlichen Gestade liegen unter diesem poussinischen Hintergrunde. Bis dorthin muß man sich auf der Fahrstraße nach Gasturi halten. Näher dem See ist kein gangbarer Grund. Sein Sumpf greift noch in die Ufer hinein und kleine Bäche, welche ihm zufließen, stellen unüberschreitbare Hindernisse in den Weg. Uebrigens auch der Feldweg bleibt noch fahrbar eine Strecke weit in diese abgelegene Gegend bis zu einer üppigen Quelle, welche sie das Wasser der Creſſida nennen. Oelwald deckt den Weg und der schönste, der in der Nähe von Corfu ist. Reihen dunkler Cypressen darin schmücken den Hain gar feierlich. Es ist immer wieder wie eine für den Poussin, hier auch wie für den Claude zugerichtete Landschaft. Manchmal sieht es wirklich aus, als bildete sich auch die Natur nach dem Auge des Künstlers.

Man arbeitete in den Feldern und Opferdunst der Ceres stieg aus den weichen Schollen. Einen Obstwald, wie er dort undurchdringlich die Ufer des Kalichiopulosees gürtet, sah ich nirgendwo. Vor dem Oelwalde breiten sich Weinpflanzungen, dann noch tiefer dem Ufer zu Mispeln, Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Feigen in nicht zu übersehender, beinahe verwildernder Fülle. Ueber diesem Fruchtwalde tauchen aus dem Hintergrunde

jenſeits des Sees im Oſten und Norden die Burgfelſen auf, eine Reihe ſchwarzer Cypreſſen, blaues Felſengebirge der Inſel, alles dunkelblau, beinahe ſchwärzlich von den Schatten ſchweren ſüdwindlichen Gewölkes. Nur die Schneerieſen Albaniens, welche Alles überthürmen, leuchteten ſonnengetroffen. Keine See iſt in dieſem Bilde des bosco di Cressida, es iſt völlig agreſte und man könnte vergeſſen, daß man auf einer Inſel lebt und dem Meere nahe iſt.

Vor der Quelle ſelbſt iſt eine Kirche, von Feigenbäumen umſtellt. Einige Häuſer ſtehen dabei. Das iſt das Dörflein Creſſida, das ſchon im Mittelalter beſtand. Auf den Karten des Marmora findet es ſich verzeichnet. Ich glaube es an die Spur irgend eines antiken Wallfahrtsortes geheftet. Vielleicht ſtand hier um

. . . . . der Quellen und ſchattigen Haine,
Und der heiligen Ströme, die in das Meer ſich ergießen,

willen der Tempel der Nymphen, deſſen Exiſtenz ſich in allen antiken Schriftſtellern, die Corfu berühren, bewieſen findet, und überliefert der hübſche Name uns einen Nachklang ſogar jener antiken Zeit und ihrer todten Religion. Es iſt ganz für ſolch eine feuchte Göttin der geborene Ort. Der Boden iſt wäſſerig, wo man hin zu gehen verſucht, daß man nur auf Dämmen die Fruchtwälder durchſchreiten kann. Ueber die Quelle, die tief unten in einer Grotte entſpringt, iſt eine Brücke geworfen. Ihr Waſſer ſcheint reich. Weiber, die das weiße Tuch der Bäuerinnen von Gaſturi um den Kopf geſchlagen und das rothe Band in das ſchwarze Haar geflochten trugen, ſammelten und wuſchen auf dem Borde des kleinen Baches Kreſſe. Ein hübſches Mädchen darunter trug ein knappes blaues Tuchmieder, die engen Aermel und die Bruſt mit gelben Schnüren zierlich verbrämt. Ich rief ſie Creſſida, weil ſie mir wie der wiedergekehrte Geiſt einer der tempelheiligen holdſeligen Nymphen erſchien, und ſie ſchien mich zu verſtehen, denn ſie

blickte gleich zur Brücke hinauf und lächelte mit den perlenweißen Zähnen und wollte mir auch durchaus einen Narcissenstrauß schenken, welchen sie in den feuchten Wiesen gebrochen und über der Stirne im Haare stecken hatte. Aber ich bekreuzte mich und nahm ihn nicht und ging eilig meiner Wege weiter, ein „alle guten Geister loben Gott den Herrn" murmelnd, indem mir solche antike Gespenstergaben immer noch verfänglich dünken wie die süßen Zauber der hehren, melodischen, schöngelockten Göttin Kirke.

Ich brauchte dann noch eine Stunde bis zur Barre des Sees, wo er aus seinen Sümpfen hinüber in das Meer fließt. Dieser letzte Theil des Weges geht knapp unter hohem steilen Ufer hin, auf einem schmalen Kiessaume des Wassers, manchmal auch etwas darin. Ununterbrochener Oelwald steigt auf diesen Hängen nach Gasturi hinauf, und so weich gefüllt sieht man draußen bei der Oeffnung des Sees rechts hinunter nach Süden zu alle Buchten und Thalungen der Insel. Ein Wald reicht von hier bis zum Cap Leukimne. Sich gegenüber aber hat man den Hügel der Ascensione, also die Akropole der alten Korkyra, und in der Mündung des Hafens schwimmend das berühmte Schiff des Alkinoos. Es ist ein winziges Inselchen mit Felsen und Cypressen aufgetakelt, wirklich so als wollte es eben in den Port der Phäaken zurücksteuern.

Ein Kirchlein steht auf dem obersten Gipfel, welcher einmal ehe dieser Bau ihn abgeschlossen eine volle Pyramide, beinahe steil und thurmartig wie ein Obelisk gewesen sein muß. Das ist der versteinerte Mast des phäakischen Schiffes. Die Cypressen, die seitdem zugepflanzt wurden, ergänzen übrigens diesen Eindruck wieder, wenigstens für die Anschauung aus weiter Ferne. Nur ist das Schiff eben jetzt eher ein Dreimaster geworden. Es ist keine Frage, das Inselchen gibt einen die Sagenbildung herausfordernden Anblick, wie es kleinwinzig und steil, ganz

einzig und abgerissen weit von jedem anderen Lande draußen im „dunkelwogenden Meere" schwimmt.

Unten um und auf den Klippen haben die zwei Mönche, welche auf diesem versteinerten Schiffe eingeschifft sind, ein breiteres Ufer durch Quaibauten und Steinaufschüttungen sich gebildet; ein ähnliches Werk wie das des trefflichen Sauhirten Eumaeos, welches der Anfang des vierzehnten Gesanges der Odyssee uns schildert. Der jüngere, der mir der intelligentere und darum der regierende dieser Insel schien, hatte mich drüben am Festlande empfangen. Er stand vorne im Boote, da wir überfuhren, ganz wie der Seelenführer Charon, eine schöne, wahrhaft malerische Gestalt. Für seine Kleidung nimmt er offenbar von den milden Gaben der Fremden, die man der Kirche gibt, nur wenig in Anspruch. Sie hing in braunen, schmutzigen Fetzen. Ein Wald schwarzer Haare liegt um seinen Kopf und ein langer, schwarzer noch junger Bart wallt von seinem Kinne herab. Das Oval des Gesichtes ist lang gezogen, die Nase edel geschnitten und so oft ich ihn ansah, lächelten seine schwarzen, dunkel glänzenden, tief eingesenkten Augen freundlichst. Die rechte Hand legte er betheuernd, wie die raphaelischen Gestalten des Mailänder Spo[illegible]alizio, auf die Brust. Bei der Landung bot er mir seinen ausgestreckten Arm zum Geländer den hohen Mauerbord hinauf. Dann führte er mich eine steile Treppe empor. Cypressen, Feigenbäume, Rosen- und Aloehecken steigen nebenan auf künstlich gelegten Terrassen mit zum Kirchlein hinauf. Unten in den Felsen ließen diese mönchischen Gärtner malerisch hochragende und immer gewiegte, rege, bewegliche Cannastauden mit den lancettförmigen Blätterbüscheln und dem Reiherschmucke auf dem Rohre wuchern, und die schroffen Abstürze des Thurmfelsens verkleideten sie mit Perücken von rothen Stinobüschen und Wasserfällen kletterſüchtigen Cactusgewürmes. So hängen Netze über den Bord eines Schiffes, das zum Fischfange auszieht.

Das Kirchlein auf diesem frommen Robinson-Eilande ist nur klein. Eine enge aber hohe Kuppel deckt es wie mit einer Kappe. Es ist vor 374 Jahren gebaut, also, nach der Aussage unseres Klosterbruders, 1498. Nach dem Stadtplane der alten Korkyra, welchen Marmora in seinem Geschichtswerke gibt, muß 1672 noch die Tradition bestanden haben, daß sein Vorgänger in heidnischer Zeit ein Thurm, wahrscheinlich eine Warte gewesen sei. Es ist unserem Erlöser geweiht. So wurde Poseidon versöhnt, der strafend auf diesen Felsen seine Hand geschlagen, zu Stein umschaffend, was lebendig und bewegt gewesen war.

Ob nicht Nachts noch an den Erinnerungstagen heidnischer Feste Gespenster darauf umgehen der Schiffsknechte des Alkinoos, denen dann der Erderschütterer Poseidon mit dem auftauchenden Lichte im Osten und der ersten Glocke, welche der Padre Simon zieht, wieder ewiges Schweigen und Ruhe, und den steinharten Schlaf der Klippen und Abstürze gebietet — ? Das wurde gleich meine Frage. Denn es ist ganz der Schauplatz zu einer heidnischen Vision, wie sie Heinrich Heine von der Lebendigwerdung unserer schönen Frau von Milo und des Fährmannes Charon gehabt, der plötzlich wieder den Todten Dienste thun muß. Auch war es eine ahnungsvolle, gespensterhafte Beleuchtung, voller unterirdischen Schattens und plötzlicher transcendentaler Lichtblitze, da ich auf dem Decke des versteinerten Schiffes saß und Umschau hielt auf die odysseeische Landschaft. Alles Nahe, die hohen Küsten der Insel Korkyra, die senkrechten Ufer rechts und links bei St. Elia und Gasturi, den beiden Thürpfosten des Eingangs in den See Kalichiopulo, waren grau, einförmig gefärbt. Das Gebirge der Insel, der hohe Salvatore, der Santa Decca und die Felsenpyramide Santa Croce über Benizze und Gasturi dunkelten tiefblau in warmen, weichen Schatten südlichen Sciroccogewölkes. Albanien drüben glühte manchmal sonnenhell auf, wenn Lichtblitze es trafen von dem untergehenden

Balle, der schon tief im Westen stand und für Augenblicke sich Pässe durch die Nebelmassen zu bohren wußte. Aber Leukadien unten in weitester Ferne freien Meeres lag fortwährend sonnenhell und deutlicher erkennbar, als ich es an einem vom Nordwinde geklärten Tage gesehen hatte. Das war die täuschende, die verlockende Gespensterverkündigung einer frohen Zukunft, einer glücklichen Fahrt, als solle die heilige Macht des Alkinoos noch einmal das schöngezimmerte Schiff der Phäaken gottvermessen nach Ithaka entsenden.

Ich aber erhob mich von den „zierlichen Ruderbänken", wo ich so lange einsam gesessen hinausstarrend in „das dunkelwogende Meer", und suchte den anderen Steuermann, den älteren Mönch, welcher schon ein Greis ist. Ich fand ihn im Süden vor dem Kirchlein, wo der Klippenabsturz am allersteilsten und Alles ausgewaschen und durchfeilt ist, daß Thürmchen und Gräten und andere absonderliche Steingestalten aus der Fluth aufragen und die See nie ruhend, beständig weißzahnig daran herumnagt. Dort saß er Alte Netze flickend. Zuerst war er nicht gesprächig und ungastlich für mich gewesen. Aber inzwischen hatte sein Bruder Zeit gehabt, ihm verstohlen zuzuflüstern, welch' ungewöhnlich großes Geschenk ich der Kirche gestiftet. Weil nun solche Gottesgaben immer Wunder thun, hatte mir die meinige auch diesen harten Stein erweicht. Er erzählte mir zuerst von seiner Kirche, von dem heiligen Erlöser, von den Wundern, welche dieser darin geübt an Kranken und Betrübten; dann auch von den vielen Besuchen, welche die Kaiserin von Oesterreich, selbst zu dem Inselein rudernd, ihm und der Kirche gemacht, von ihren großen Geschenken und wie leutselig sie Allen begegnet, endlich sogar von seinen eigenen Erlebnissen, von seiner Jugend und wie er ein wilder und böswilliger Schiffer gewesen, der sich in einem gräulichen Schiffbruche an der asiatischen Küste verlobt, daß, wenn er gerettet werde, sein zukünftiges Leben der Buße und Betrachtung in

einem Kloster gehören solle. So war er hierher gekommen und sagte sich ganz zufrieden. Nur in Sturmnächten sei es selbst ihm, dem arg geprüften Schiffsmanne, hier oben manchmal grauenvoll zu Muthe geworden. Wenn die Wellen hoch wie die Insel selbst gehen und das Kirchlein zu verschlingen drohen und die Wolken niedrig ziehen, daß sie am Kuppeldache hängen bleiben und er in die Capelle flüchtet, um Vigilien zu lallen, damit ihn der Erlöser vor einem anderen Schiffbruche bewahre, dann hinaustretend um zu sehen ob sein Gebet schon Oel auf die Wasser gegossen habe, finde er wie Ruderknechte rechts und links zu beiden Seiten des Felsens sitzend, bleiche blutlose Gestalten, die aber immer noch mit verständigem Geiste die geglätteten Ruder halten und das Wasser schlagen, daß das Inselchen wirklich besser zu schwimmen, sicherer zu steuern und fester in der See zu stehen scheine. Aber nicht weniger entsetzt von den gespenstigen Erscheinungen als von der grimmen See, sei er in die Kirche zurückgeflüchtet zu Gott murmelnd, daß er ihn lieber verderben, als durch des Teufels Knechte erretten möge. Aber ein zweites und ein drittes Mal sei er hinausgegangen und immer wieder habe er dieselben Hilfsgenossen gegen den Sturm gefunden. Erst Morgens, wenn der schlimmste Seeanprall sich mäßigt und drüben im Osten das Licht des Tages über den albanischen Bergen aufdämmert und er ordnungsmäßig die Glocken ziehen muß, da seien sie noch jedesmal weggeblasst wie Schatten der Nacht vor dem Lichte der Sonne. Aber in einem schweren Nebel, der platthandförmig sei, sammelten sich dann gleichzeitig alle Wolken des Himmels über der Insel, sie und den See von Kalichiopulo bedeckend und tief auf das Kloster niedersinkend, daß man es selbst vom Hügel der Ascensione nicht mehr erkenne. „Das sind dann die Nebel, von denen die Leute in Corfu erzählen, daß sie fieberhältig seien und dieser Gegend zugleich besonderes Wachsthum dem Boden und

Krankheit den Menschen bringen. Ich aber weiß, daß es der Böse ist, dem unser Erlöser nicht erlaubte, mir all' das gewollte Unheil anzurichten." So schloß und folgerte der alte Padre Simon. Ich aber wendete ihm ein: „das ist die flache Hand des Poseidon, die immer wieder die noch nicht rastenden, pflichtbewußten Fährleute des Alkinoos schlägt, versteinert und fest in den Boden des Meeres wurzelt."

Er verstand kein Wort davon, denn sie nennen den „schiffsähnlichen Fels" heute sogar die Mäuseinsel, so wenig lebt neben der unbewußten Sage auch noch bewußte Kenntniß des Homers in diesem Volke des neuen Griechenlandes fort.

Knapp unter dem Vorgebirge von S. Elia liegt ein anderes solches kirchegekröntes Inselchen. Aber es schwimmt nicht frei in der See und ist auch nur flach und niedrig. Es ist wohl nur eine abgerissene Klippe, die zu jenem bergigen Uferlande gehört. Auch knüpft es dorthin ein zugänglicher Damm. Dieser ist aus viereckigen länglichen Blöcken von graulich weißem Kalkstein gezimmert. Die Zeit und der unabläßige Wogensturm haben die Steine mit dem Schliffe des Elfenbeines überzogen, „weiß und hell wie schimmernd von Oel." Das ist ein Rest des Molos, der von dieser Seite, wie von Gasturi herüber einmal den Hafen Hyllaïkos zuschließen half. Auch die kleine Kirche ruht auf denselben mächtigen Fundamenten und in ihren Bau finden sich gar manche Tempelreste der alten Korkyra verwendet. Nicht anders bauen sich ja auch die folgenden Religionen mit den Glaubenstrümmern ihrer Vorgänger auf, bis auch sie wieder, und auch dieses dieser kleinen Kirche gleich, Ruinen zu werden beginnen.

Die Capelle ist der heiligen Maria der Blachernen zugeeignet. Es scheint mir ein edler Brauch in solcher Weise solche sonst unnützbare Punkte der Erde dem Geiste und der Phantasie der Menschen dienstlich zu machen. Sie erhalten dadurch das Ansehen, wie von Gott eigens zu seinem Cultus

erschaffen zu sein. Das hielten die Römer und Griechen nicht anders auf allen diesen wogen- und windumstürmten Klippen und Vorgebirgen als es heute noch immer im ganzen Mittelmeere üblich ist. Und das eben ist das Interessante dieser länderumfaßten und inseldurchsäeten engeren See, und das was sie vortheilhaft von der Leere und Wortlosigkeit der neuen großen Weltmeere unterscheidet, daß hier selbst die dürren Steine geistesgetroffen wurden und noch immer mit lebendigen Zungen vom ewigen Wechsel der Geschichte, des Glaubens, des Denkens und Handelns der Menschen erzählen. Die bloßen Felsen, die Berge reden bei jeder Fahrt durch dieses schicksalvolle Mittelmeer, auch dort, wo nicht Tempelruinen und Grabhügel auf dem vorlaufenden Strande fernhin erscheinen,

den meerdurchschiffenden Männern,
Allen, die jetzt mitleben und spät aufblüh'n in der Zukunft.

Auf wahren Gemsensteigen, wie wenn es den heimlichen Ueberfall der Akropole der alten Korkyra gelte, stieg ich von dem Molo der Blachernen-Kirche nach dem Aussichtspunkte der One gun battery hinauf. Er liegt gerade senkrecht darüber und man hat dort den versandeten Kriegshafen der Phäaken, das versteinerte Schiff des Alkinoos unmittelbar unter sich, die silbergrünen Olivenhügel von Gasturi und die Kuppel des Santa Decca sich gegenüber. Nach Süden links hin gleitet die Insel in weite dunstige Fernen. Der ganze Tag war trübe gewesen. Keine Sonne hatte sich sehen lassen. Eine Farbe deckte Alles: der Wiederschein einer einförmig feststehenden Wolkenlage. Kaum daß der Nähe ihre angeborenen Farben blieben. Jetzt, gegen Abend lagen der Zehnheiligen-Berg, das Gebirge Albaniens, selbst die Hügelzüge mit dem Olivenwald und so auch der See von Kalichiopulo tiefblau, beinahe schwarz, in einer Farbe wie wenn Mondlicht sie gäbe. Ein ausfterbender grecco Levante trieb die See in den Hafen der alten Stadt hinein. Ein anderes Gemälde des Pouffin im Louvre,

dort vielleicht ſein ſchönſtes, hat dieſe Farbe für das gelobte Land der Israeliten und iſt auch trotz dem Dunkel üppig und warm.

Der Ausblick von der ehemaligen One gun battery wird von den meiſten Reiſenden allen andern ſchönen Ausſichtspunkten der Inſel vorgezogen, weil er weich und ſtill und harmoniſch in den Linien und Tönen der Landſchaft iſt. Nichts Exceſſives, nichts Aufbrauſendes iſt darin. Es glättet Alles und ebnet das Gemüth und die Seele, was man dort ſieht, und leichter ebben die Gedanken vor ſolchem Bilde. Auch künſtleriſch abgeſchloſſen iſt der Ausblick und beſonders ſo, wenn man einige Schritte zurück in den Oelwald tritt und die Gegend ſich zauberiſch einrahmt in den Umkreis einiger Olivenzweige. So ließ ich ſie mir malen. Es wurde ein Aquarell übereinſtimmend in ſeinem Eindrucke mit den Sagen und Dichtungen, welche ſie in unſerer Erinnerung weckt. Nichts Lebendiges, Heutiges regt ſich darin oder macht ſich wenigſtens aufdringlich bemerkbar. Nur die Geiſter ſchweben darum und darauf, die wir ſelbſt darein pflanzen. Von allem anderen iſt dieſe odyſſeeiſche Landſchaft ausgeſtorben.

10. Capitel.

Die Landung des Odyſſeus.

Corfu, Mittwoch den 28. December 1870.

Auch Manduchio im Weſten vor der Stadt iſt wie der Molino veneto im Oſten ein Fiſcherdorf „der ſegelberühmten Phäaken" und die Boote ſind auch hier immer noch ſchwarz, dunkle gleichgezimmerte Meerſchiffe und hochgeſchnäbelt. Der Ort, wie alle Vorſtädte, iſt in die Länge gezogen, nur eine Gaſſe. Beinahe keinem Hauſe fehlt der Portikus und wo es zu ärmlich, um dieſen aus Mauerpfeilern

und Säulen zu haben, hat es wenigstens eine Laube von Weinreben durch Oelstämme getragen oder auch ein Ziegeldach auf diese vielgewundenen Stützen gelegt vor der Hausthüre.

Wo der Ort zu Ende, steigt die Straße hinauf. Eine Allee dunkler Cypressen zäunt zur Linken den Oelwald eines kleinen Klosters ein. In den Gräben breitet sich schönster Akanthus, der sich erst in den letzten vierzehn Tagen entwickelte mit scharfer, stacheliger Formung und lichter Schattirung in den Blättern; wilde Artischocken und weiße Gänseblumen keimen daneben. In den Hecken blühen Rosen und quillt Knospenfülle; Agaven und Cactus reichen darüber und der Rosmarin duftet. Oben von der Höhe herab zurückschauend hat man einen großen Blick auf den Hafen, die geschlossene Bucht, die ruhig wie eingeschlafen in silberblauer, atlasglänzender Farbe ruhte, auf die Berge Albaniens, die nahe gerückt durch die Südluft waren. Dort begegnete mir lebendig die Mignon, welche Göthe nur in der Phantasie gesehen hat. In Mitte einer Volsmenge stand eine Gruppe italienischer Sänger, ein Mann, der die Geige strich, eine Frau, die eine Harmonica zog, und ein Mädchen, zwölf Jahre ungefähr alt, das sich auf der Guitarre begleitete und sang. Schwarzhaarig war das Kind, schattend die Augenwimpern, die Nase römisch ausgeprägt, die Augen dunkel, traurig; der Mund beinahe trotzig, lebensüberdrüssig, mißmuthig geschlossen. Das Sterben schien der ganzen Gestalt so nahe und so leicht als das Leben. So sah aber auch manche italienische Primadonna in ihrer Jugend aus, die dann weltberühmt wurde, wenn sie nicht vorher in solchem unglücklichen Wanderleben zu Grunde ging. Ich nannte das Kind Desperata, weil das verzweifelte Wort sich im Refrain ihres Gesanges mit besonderem Nachdrucke immer wiederholte. Es wird jedesmal eine Versuchung solch einer Gestalt eine Geschichte sofort in die Seele zu dichten, wenn

ſie den Roman nicht ſchon hat und nicht erzählt. Denn ganz ſchickſalslos ſind ſolche arme Augen niemals.

Auf hohem Vorgebirge zur Rechten von der Straße erſcheint dann ein großes Landhaus, Caſino Condi, in einem Cypreſſenhaine, der es enge umdrängt. Im weiter umliegenden Garten ſind auch Pinien, Yuccas, ungeheuere Agavengänge, Weinfelder, die ſich ungeſchieden anſchließen. Die Villa Giulia am Comerſee hat vieles von dem Anſehen dieſes Landhauſes auf der Klippe von Corfu. Aber noch lebendiger drängte mir die Erinnerung die Frage auf, ob dieſes nicht das Muſter zu der Schilderung Edmond About's in ſeiner corfiotiſchen Geſchichte der Germaine ſei, wo er ſchrieb: La villa respirait l'amour et le repos.

Unten an dem „ſchroffen Geſtade in der fürchterlich ſtrudelnden Brandung und dem weithin ſpritzenden Meerſchaume" ſcheiterte der erſte Landungsverſuch des ſchiffbrüchigen Odyſſeus. Kalypſo hatte ihn entlaſſen auf Befehl des Aegiserſchütterers Zeus, den ihr der Herrſcher des Goldſtabes, Hermes überbrachte. Vier Tage hatte Odyſſeus gebraucht um das Floß zu vollenden,

Aber am fünften entſandt' ihn die herrliche Göttin Kalypſo,
Wohl in Kleider gehüllt voll ſüßen Geruchs und gebadet.
Einen Schlauch in den Floß mit dunkelem Weine gefüllet
Legte ſie, einen mit Waſſer, den größeren; dann ihm zur Nahrung
Gab ſie den Korb, den ſie füllte mit herzerfreuenden Speiſen.
Fahrwind ſandte ſie dann, unſchädliches laues Geſäuſel.
Freudig ſpannt im Winde die ſchwellenden Segel Odyſſeus.

Glücklich ſo ging ihm auch während ſiebzehn Tagen die Fahrt „durch des Meeres Gewäſſer", als es ſein „grauſes Verhängniß" wollte, daß am achtzehnten Poſeidon von den Aethiopen heimkehrend ihn fern von den Bergen der Solymer erſchaute. Nun zerſplitterte unter ihm das Floß in der Wuth der von dem Dreizack erregten Elemente. Nur der Gürtel der Ino Leukothea rettete ihn, des Kadmos blühende Tochter, die den

„irrenden Dulder Odysseus mit Erbarmen sah und wie ein Wasserhuhn im Flug aus dem Strudel sich schwingend" ihm den „unsterblichen Schleier" reichte, damit er sich „unter der Brust gürte" und also bewehrt „verachte getrost die Schrecken des Todes." Man bemerke hier wie Odysseus immer in der letzten Schicksalsstunde eine neue weibliche Freundin wieder fand. Das war in den antiken Romanen nicht anders als in den modernen, wie denn auch im Leben immer das Frauengemüth sich am hilfsbereitesten zeigt, je unglücklicher es einen Mann sieht. Dann werden sie Helden der Aufopferung wie hier die zwei Göttinen Ino Leukothea und Pallas Athene für den bedrängten Odysseus. „Die Gewande, ihm geschenkt von der hehren Kalypso, zog er dann aus,

Und umgürtete schnell sich unter der Brust mit dem Schleier.
Vorwärts sprang er hinab in die Fluth und die Hände verbreitend
Schwamm er in Eile dahin.....
Schon zween Tage trieb er und zwo entsetzliche Nächte
In dem Getümmel der Wogen und ahnete stets sein Verderben.
Als nun die Morgenröthe des dritten Tages emporstieg,
Siehe, da ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels
Glänzte die stille See. Und nahe sah er das Ufer,
Als er mit forschendem Blick von der steigenden Welle dahinsah.
Aber so weit entfernt, wie die Stimme des Rufenden schallet,
Hört' er ein dumpfes Getöse des Meeres, das die Felsen bestürmte.
Grauenvoll donnerte dort an dem schroffen Gestade die hohe
Fürchterlich strudelnde Brandung und weithin spritzte der Meerschaum.
Keine Buchten empfingen, noch schirmende Rheden, die Schiffe,
Sondern trotzende Felsen und Klippen umstarrten das Ufer.
Und dem edlen Odysseus erzitterten Herz und Kniee,
Tief aufseufzend sprach er zu seiner erhabenen Seele:
Weh mir! nachdem mich Zeus dies Land ohn' alles Vermuthen
Sehen ließ und ich jetzo die stürmenden Wasser durchkämpfet,
Oeffnet sich nirgends ein Weg aus dem dunkelwogenden Meere!
Zackige Klippen thürmen sich hier, umtobt von der Brandung
Brausenden Strudeln, und dort das glatte Felsengestade!
Und das Meer darunter ist tief, man kann es unmöglich
Mit den Füßen ergründen, um watend an's Land sich zu retten!

Wagt' ich durchhin zu gehn, unwiderſtehlichen Schwunges
Schmetterte mich die rollende Fluth an die zackige Klippe!
Schwimm' ich aber noch weiter herum, abhängiges Ufer
Irgendwo auszuſpähn und ſichere Buſen des Meeres,
Ach dann, fürcht' ich, ergreift der Orkan mich von neuem und ſchleudert
Mich Schwerſeufzenden weit in das fiſchdurchwimmelte Weltmeer!
Oder ein Himmliſcher reizt auch ein Ungeheuer des Abgrunds
Wider mich auf, aus den Schaaren der furchtbaren Amphitrite!
Denn ich weiß es, mir zürnt der gewaltige Küſtenerſchütterer!
Als er ſolche Gedanken im zweifelnden Herzen bewegte,
Warf ihn mit einmal die rollende Wog' an das ſchroffe Geſtade.
Jetzo wär' ihm geſchunden die Haut, die Gebeine zermalmet,
Hätte nicht Pallas Athene zu ſeiner Seele geredet.
Eilend umfaßte der Held mit beiden Händen die Klippe,
Schmiegte ſich keuchend an, bis die rollende Woge vorbei war.
Alſo entging er ihr jetzo. Allein da die Woge zurück kam,
Raffte ſie ihn mit Gewalt und ſchleudert ihn fern in das Weltmeer.

Es müßte, wenn Dankbarkeit die Welt regierte, auf der Stelle der Villa Condi ein Weihetempel der Athene und Ino Leukothea ſtehen, oder doch das Landhaus zur Erinnerung dieſe Namen tragen. Ich habe auf der Landzunge unter dem Monte Pellegrino in Sicilien, welche den Hafen von Palermo ſchließen hilft, ſolch eine Tempelruine gefunden wie ich ſie hierher wünſche zum Denkmale für die wunderbare Errettung des Odyſſeus. Es ſind drei gelbe, wenn die ſüdliche Sonne darauf fällt, wahrhaft golddurchhauchte Sandſteinſäulen, mit dem Gebälke noch darauf, die ſich aus dem Olivenwalde eines Gartens auf dem Abhange des hügeligen Ufers heben und maleriſch ſcharf von dem dunkelblauen Hintergrunde des weiten großen Meeres und von dem milderen des ſüdlich blauen Himmels ausſcheiden. Auch ein Landhaus ſteht wie hier dabei, und um der Säulen und des Meeres und des Himmels willen, auch wegen des Rückblickes auf die Conca d'Oro hatte ich ſofort auch dort den Wunſch des Beſitzens und des immerwährenden Bleibens und Lebens.

Jenseits der Villa steigt man steil den Hügel in ein breites Thal hinab zum endlichen Rettungsschauplatze des Odysseus. Weizen, Gemüsefelder füllen seinen Boden und Olivenwaldungen decken die Hänge. Die Sohle des Thales liegt beinahe mit der See auf gleicher Höhe. Mit dem Thale mündet der Fluß in das Meer, durch welchen Odysseus hereingeschwommen.

Aber er schwang sich empor aus dem Schwalle der schäumenden Brandung,
Schwamm herum und sah nach dem Land, abhängiges Ufer
Irgendwo auszuspähn und sichere Busen des Meeres.
Jetzo hat er nun endlich die Mündung des herrlichen Stromes
Schwimmend erreicht. Hier fand er bequem zum Landen das Ufer,
Niedrig und felsenleer und vor dem Winde gesichert.

Nicht ein Wort dieses Bildes fehlt der Landschaft. Der „silberwirbelnde Strom", der eine große Wassermenge führt, hat nur vor dem Thale, das einmal wohl eher eingebuchtet war, ein weites Delta angeschwemmt. Seine „wiesengrünen Gestade" fand ich gar lieblich mit Ciclamen und dem ebenso violetblüthigen Hedysarum coronarium beblümt. Im seichtern Wasser wachsen auch die Binsen, auf die sich der Held niederlegte, da er aus dem Flusse gestiegen war und küßte die fruchtbare „Erde". In der See schwimmt die flache Lazaretinsel. Sie schimmerte heute gelblich. Hinter ihr steht der Monte San Salvatore heute blau. Es war keine Sonne in der Landschaft, aber trotzdem Licht; die Luft voll Weichheit, linde wie das Wellengekräusel am Ufer zu meinen Füßen. Und daß trotzdem beide Elemente so toben und grollen können, wie wir sie in den letzten Tagen hörten! Es war ganz so gewesen als wolle Poseidon, der Erderschütterer, dem Dulder Odysseus nochmals die Landung wehren.

Auf diesen Ufern des Potamo hatten dann auch zweimal die Türken ihr Lager als sie zur Zeit Soliman des Großen unter der Führung des fürchterlichen Barbarossa Corfu bela-

gerten, und da sie zwei Jahrhunderte später dasselbe noch energischer und für sie noch unglücklicher gegen den deutschen Grafen Schulenburg versuchten.

Corfu, den 31. December 1870.

Und heute zur Ergänzung dieser früheren Wanderung ging ich auch nach dem Dorfe Potamo und „hinan zum waldbeschatteten Hügel", wo „unter dem dichten Gesträuche der herrliche Dulder Odysseus sich die raschelnden Blätter zum Lager häufte und sich mitten hineinlegte, daß ihn der süße Schlummer befalle."

Der Südwind hat nach Westen umgeschlagen und ist kühler. Ich nutzte im Nachmittag eine Pause des endlosen Regens. Die Natur troff vom erquicklichen Safte und man sieht ihrem Behagen an, daß sie dessen noch nicht zuviel habe. Durch den Borgo di San Rocco bog ich auf die Straße von Platiterra ein, bei dem Kloster vorbei, die Hügel hinauf. In sie eingewellt ist dort die Straße. Leise senkt sie sich in das Thal des Potamo hinab, um auf einer zweibogigen Brücke über den Fluß zu gehen. Man sieht eine andere einbogige mit hohem Eselsrücken sich über dessen Mündung spannen, scharf von der dahinter liegenden heute dunkel gefärbten See abgeschnitten. Ebenso die Menschen und Fuhrwerke, die darüber schreiten. Die hohen Ufer des Stromes sind hier lehmige Erde, seine Wasser heute schmutzig. Auf den Ufern und über sie hängend buscht sich Dickicht von Feigen, Cannarohren und Cactus. Dahinter rechts und links heben sich Hügel mit Gemüsefeldern, mit Oelwald bedeckt. Vor sich sah Odysseus, da er einschwamm, den Santa Decca und den spitzen Kreutzberg von Benizze einen niederigen Wall von Olivenhügeln überragend. Der Salvatore war tiefblau von darüber ziehendem Gewölke; nur einige grelle wandernde Lichtfelder darauf, die eilig wie die Wolken von Westen nach dem Osten gejagt wurden.

Es war als zucke der Orkan noch mit einigen Schatten, den der starke Poseidon dem herrlichen Dulder Odysseus vor vielen hunderten von Jahren erregt hatte. Wenn Wolken wie heute sich um das Horn des Salvatore klammern, sagen die Corsioten: der Berg rauche, fuma, und prophezeien unzweifelhaft schlechtes Wetter.

Das Dorf Potamo liegt auf dem linken Ufer des Flußes, wenige Schritte noch weiter als die Brücke. Es ist einer der am üppigsten geschmückten Orte. Wahre Wälder von Obstbäumen stehen darum; Goldsegen der Orangen über allen Häusern und Lorbeerrosen, welche beinahe Bäume sind, in den Gärten. Lichtes Traubengewinde umspannt die Cypressen als solle ihr Ernst gemildert werden, und hat sich wie Tauwerk auf den Schiffen verbindend von einer zur andern geschlungen. Bei allen Häusern Reblauben. Die altvenetianische Ortskirche mit einem auffallend hohen Campanile steht in einem Busch von Limonienbäumen; zwei Palmen dabei. Der ganze Ort, der den steilen Hügel hinauf gebaut ist, ist ersichtlich eine Venetianerpflanzung. Vor den meisten Häusern stehen Portiken, manche sogar mit hohen Rundbogen überspannt, eine Gattung Loggia dadurch vor der Thüre bildend. Ueber Thüren und Fenster liegen die breiten Gesimse einer Kraft im Ausdrucke liebenden Kunst, eines so mächtig, daß darauf eine junge Cypresse nisten kann. Vor dem Orte, links von der Straße und auf der Höhe, ragt eine Wallfahrtskirche der Mutter Gottes auf. Es ist eine alte Basilika, geschlossen durch eine Abside. Ein Friede waltet dort, wie er selbst um Gotteshäuser nur selten ist. Eine Reihe schattiger Rebgänge umgibt die Kirche und Orangenwald voll von Goldfrüchten die eine Langseite, wo man in's Weite auf den Salvatore, in's Flußthal und die Bucht sieht. Schaafe weideten unter den Orangenbäumen. Uralte Oliven und Cypressen decken die absteigenden Hänge. Auf der andern Langseite aber fällt der Blick in enge, beschränkte Thäler nur

mit Olivenwald gefüllt, deren Stämme grün und ſchwarz mit Moos verkleidet, wahre Klausner der einſamen Natur ſind und ſo altväteriſch, daß man ſie beinahe ernſtlich für „den Wald“ aus odyſſeeiſcher Zeit nehmen könnte,

der den weit umſchauenden Hügel
Nah' am Waſſer bewuchs. Hier grünten, ihn (den Odyſſeus) zu umhüllen,
Zwei verſchlungene Gebüſche, ein wilder und fruchtbarer Oelbaum.
Nimmer durchſtürmte den Ort die Wuth naßhauchender Winde,
Ihn erleuchtete nimmer mit warmen Strahlen die Sonne,
Selbſt der gießende Regen durchdrang ihn nimmer, ſo dicht war
Sein Gezweige verwebt. Hier kroch der edle Odyſſeus
Unter und bettete ſich mit ſeinen Händen ein Lager
Hoch und breit; denn es deckten ſo viele Blätter den Boden,
Daß zween Männer darunter und drei ſich hätten geborgen
Gegen den Winterſturm, auch wenn er am ſchrecklichſten tobte.

Und dort dann wieder:

kroch aus dem Dickicht der edle Odyſſeus,
Brach mit der ſtarken Fauſt ſich aus dem dichten Gebüſche
Einen laubigen Zweig, des Mannes Blöße zu decken.
Alſo ging der Held, in den Kreis ſchönlockiger Jungfraun
Sich zu miſchen, ſo nackend er war; ihn ſpornte die Noth an.
Furchtbar erſchien er den Mädchen, vom Schlamm des Meeres beſudelt,
Hiehin und dorthin entflohn ſie und bargen ſich hinter die Hügel.
Nur Nauſikaa blieb. Ihr hatte Pallas Athene
Muth in die Seele gehaucht und die Furcht den Gliedern entnommen.
Und ſie ſtand und erwartete ihn.

Friederich Preller hat in ſeinen ſchönen landſchaftlichen Illuſtrationen zur Odyſſee dieſen Schauplatz der Begegnung des Odyſſeus mit der königlichen Nauſikaa merkwürdigerweiſe nicht nur der Dichtung, ſondern auch dieſer Natur ganz ähnlich gezeichnet und ſo Zeugniß abgelegt, für die Treue und Genauigkeit und die Macht der dichteriſchen Beſchreibung. Denn der Maler hat meines Wiſſens dieſe Gegenden nicht ſelbſt geſehen und hatte alſo nur das Wort des Homer zur Vorlage.

11. Capitel.

Die Friedhöfe des Klosters Platiterra.

Corfu, Mittwoch den 23. November 1870.

Ich suche das Grabmal Capo d'Istria's. Das führte mich heute zu dem stattlichsten und vornehmsten Friedhofe der Stadt, der sich hinter Castrades anschließt. Eine Tamariskenallee geleitet zu ihm und in ihn eingetreten nehmen mächtige Cypressen den Todten auf. Es ist dieses im ganzen Oriente ein Baum der Abgeschiedenen, wie Käuzchen und Eulen die vorahnenden Vögel der Sterbenden sind, indem jedes der Naturreiche ganz wie der Mensch auch seine Bildersprache hat. Unten blühten zwischen den Stämmen große Rosenbüsche und der Boden, mit Narcissen bedeckt, war schneeigweiß besternt. Ein schönes und freundliches Bild und voll von Poesie. Aber es ist oder war vielmehr ein Graf Ivro Capo d'Istria, dessen ausgewaschene Grufttafel man mir schließlich zeigte, und Niemand wußte auch nur von dem Capo d'Istria, welchen ich suchte und der mir als der Einzige gilt, dem ersten Präsidenten des befreiten Griechenlandes. So kurzlebig kann Berühmtheit sein, besonders im leichtsinnigeren Süden, und so karg mißt hier die Dankbarkeit. Und wohl dann auch, weil der Instinkt sich dessen bewußt wird, arten die hiesigen Menschen um so vieles egoistischer.

Donnerstag, den 24. November.

Im Kloster von Platiterra, hinter der Vorstadt Manduchio, also ganz in der entgegengesetzten Richtung wo ich es gestern suchte, fand ich endlich heute das Grab des wahren, des Grafen Johann Capo d'Istria. Einer der höchsten Campanile Corfu's hebt sich bei dem kleinen Kloster. Drei Thore führen unter dem Glockenthurme durch einen Hof in die Kirche. Hinter ihr, sie umsäumend, liegt ein schmaler niedriger Gang, in einem Winkel desselben Gruft an Gruft. Eine, es deckt

sie spiegelblanker Marmor, birgt den Märtyrer griechischer Undankbarkeit. Die Inschrift nennt ihn nur eben bei seinem Namen. Nicht das Grab und nicht die Kirche haben in ihrer Erscheinung etwas Poetisches. Ein paar Klosterbrüder, hohe Wollmützen auf dem Kopfe, welche mit der orientalischen Derwischhaube eine auffällige Aehnlichkeit haben, die weißen grobtuchenen Kittel geschürzt, wuschen in demselben Klostergange Fenster und Bilderrahmen. Stimmungsvoller ist die landschaftliche Umgebung der Gruft. Dunkle Orangenbäume und die Blüthenkronen der japanischen Mispeln ragen über die Gartenmauer des Klosters hervor, und steigt man einen Heckenweg neben der Mauer hinauf, so kömmt man zwischen riesige Cactus- und Agavenstauden, welche Cypressen übergipfeln und hinter denen sich rechts und links dichter Oelwald über die Hügelrücken dehnt. Und schaut man zurück, wenn man hinaufgestiegen, so hat man rechts unter sich das Kloster mit seinem hohen Thurme, die blühenden Gärten, die darum liegen, deutlich erkennbar den Umgang, welcher den müden Staatsmann birgt, und weiter hinaus und tiefer unter sich das blaue Meer des Landes, das er so sehr liebte, die Bucht von Corfu schiffebedeckt und dahinter den Monte San Salvatore, eben da ich ihn sah, dunkelblau, beinahe schwarz eingeschattet, wie in ein mächtiges Trauergewand gehüllt: ein Erlöserberg! Er mag auch den Dulder, den sie gemordet haben, die blinden, die tobsüchtigen Griechen, von Seelenleiden und Gedanken erlöst haben, welche schlimmer zu tragen waren als der Tod, den ihm seine Landsleute bereiteten.

Die Familie Capo d'Istria stammt, wie schon der Name sagt, aus Istrien. Sie ist indessen auf Corfu älter als selbst die venetianische Herrschaft. 1373 schon wanderte sie dort hin. In der Geschichte der Insel spielte sie eine ehrenvolle und oft in ausgezeichneten Aemtern genannte Rolle. Wie so viele andere corfiotische Familien holte auch sie sich auf dem italienischen

Festlande den Adel. Der Herzog Carl Emanuel von Savoyen grafte sie zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. So auf das anständigste eingeleitet durch seine Ahnen wurde Graf Johann am 11. Februar 1776 zu Corfu geboren. Hier auch machte er seine ersten Studien, erst später ging er nach Padua, um die Medicin zu betreiben. Als er ausgebildet zurückkam, fiel er schon allen seinen Landsleuten durch seltene Eigenschaften auf. Er trat bald in den Staatsdienst, leistete auch in Corfu, Constantinopel und zu St. Maura Bedeutendes, stieg höher in Ansehen und Würde, weigerte sich aber den Franzosen und Napoleon zu dienen, da diese sich Corfu's bemächtigten, und ging deshalb, trotz der glänzendsten Anerbietungen, 1809 nach St. Petersburg, ziemlich aussichtslos in die Zukunft. Aber es war eine charaktervolle That, wie sie das Schicksal besonders in bedrohten und ernsten Zeiten liebt und dann auch vergilt. Jeder Mensch hat vom Glücke in die Verhältnisse des Lebens mitgegeben eine Boussole, welche ihn treibt und ihm die Wege zeigt. Es sehen nur nicht Alle sorgsam genug darnach aus, wie das auch allzu selbstvertrauende leichtfertige Schiffer versäumen, und es scheitern dann jene mit diesen und gehen vorzeitig zu Grunde. Die des Grafen Johann Capo d'Istria wies nach Rußland und er hat nie in seinem Leben von diesem Magnete abgelassen. Zu seinem Heile und seinem Unheile, denn er ist schließlich auch wegen dieser Russenliebe von den englischen und französischen Umtrieben umgebracht worden. Aber er hatte lange genug und glücklich genug mit dieser russischen Nadel gesteuert, und einmal und auf irgend eine Weise muß jedes Leben Schiffbruch leiden. Den seinigen fühlte er kaum, denn der Tod, wie er ihm gegeben wurde, hatte nicht die Dauer eines Augenblickes. Es war wirklich nur ein rasches Untergehen und besinnungsloses Ertrinken.

In Petersburg war er zuerst nur karg besoldeter Attache im Ministerium des Aeußern und ohne ernste Beschäftigung.

Aber fünf Jahre später dictirte er zu Paris schon mit an dem großen Weltgerichte, das über Napoleon gehalten wurde. Und nun kömmt die zweite ganz große und uneigennützige That in dem Leben dieses Mannes. Im Herbste 1822 legte er alle diese hohen Stellungen, seinen ganzen amtlichen Wirkungskreis nieder, weil er sie collidirend mit seinen griechischen Gefühlen fand. Schon auf dem Wiener Congresse und ebenso bei allen den vielen folgenden Diplomaten-Versammlungen hatte er das Wort für seine Landsleute ergriffen; nun da es zu Thaten kam, wollte er auch zum Handeln frei sein. So ist er am 11. April 1827 der erste Präsident des befreiten Griechenlands geworden. Am 9. October 1831 schon ermordeten sie ihn zu Nauplia, Georg und Constantin Mauromichalis. Man darf aber wohl sagen, daß es eigentlich die französischen und englischen Ministerresidenten waren, welche aus Eifersucht gegen den überwiegenden russischen Einfluß diesen zwei unglücklichen Griechen die Pistolen geladen und den Dolch geschliffen hatten.

Mir fiel heute bei dieser betrachtungsvollen Friedhofswanderung über dem Grabe des Capo d'Istria zu seinen letzten tragischen Augenblicken eine Notiz ein, welche ich bis jetzt nicht allgemein bekannt glaube. Mendelsohn hat sie nicht in seiner Biographie. Mir gab sie Graf Prokesch, der lange Jahre unser Gesandter in Athen gewesen, und der sie aus einem seiner Tagebücher vorlas. Diesem erzählte eines Tages der russische Gesandte in Athen, Katakazy, es habe ihm ein Jahr nachdem Capo d'Istria nach Griechenland gekommen, der Graf einmal gesagt: Ce pays n'a pas les éléments pour former un état. J'ai trompé l'Europe. Pour moi il n'y a qu'un salut, celui d'un coup de pistolet. Je ne me tuerai pas moi même. Mais je bénirai la main qui me rendera ce service.

Und ein andermal seien Katakazy und Capo d'Istria auf den Friedhöfen über Nauplia gegangen. Ein Schwarzer sprang plötzlich auf aus einem leeren Grabe. Wer ist das? frug Katakazy. — Ein Gefangener der Armee Ibrahim Pascha's. — Denken Sie nicht an Kleber? — Meine Stunde ist noch nicht gekommen, und überdies, hier ist mein Rächer. — Capo d'Istria wies dabei auf seinen stetigen Begleiter, der nur noch einen Arm hatte. Der andere war ihm in den Türkenkriegen schon weggeschossen worden. — Sie hätten sich wenigstens einen behenderen wählen sollen, schloß Katakazy scherzend das Gespräch ab. Kurze Zeit darauf wurde Capo d'Istria zu Tode getroffen, von diesem Palikaren, Georg Kokonis, mit seinem Stumpfe aufgefangen, während der Getreue mit der anderen Hand den Mörder zusammenschoß.

Ich meine, man muß sehr bedeutend sein, um solche Ahnungen haben zu können. Sie finden sich in der That beinahe in der Geschichte aller berühmten Männer, die eines gewaltsamen Todes starben. Nur das ruhige im Bette Ausathmen kömmt auch den großen Geistern unangemeldet.

Mir hat der Mann seit vielen Jahren schon zuerst nur um solcher poetischer Züge willen Reiz gehabt. Sie sind so selten in dem Leben unserer modernen Staatsmänner. Es zog mich ein geheimer Instinkt zu diesem hin. Aber auch nun, da ich alle Blätter seiner Biographie gelesen und, ich möchte sagen, die Anmerkungen mit dazu und ebenso die übelwollenden Gegenschriften, ist ihm in meinen Augen derselbe Nimbus geblieben. Graf Capo d'Istria irrte vielleicht in seinem Urtheile, obgleich ich auch heute noch als Grieche keine andere vortheilhafte Anlehnung als die an Rußland für meinen Staat sehen würde, aber er war ein edelwollender Sohn seines Vaterlandes, voll Aufopferung und Liebe, wie es nur ein Kind zu seinen Eltern sein kann. So hat ihn auch Prokesch dargestellt, der ein Mitlebender und obgleich er doch in vielen seiner eigenen

politischen Handlungen nicht des Präsidenten Freund sein konnte und durfte. Er kannte ihn genau und sein Werk über den griechischen Befreiungskrieg hat daher auch die Zeugnißkraft von Memoiren, von Aussprüchen, wie man sie in einem Processe vor Gericht gibt. Der zweite Band desselben ist beinahe eine Biographie des Grafen Johann Capo d'Istria. Alle intern griechischen Ereignisse, die dort gewissenhaft und in breiter Entwickelung der vertraulichsten Ursachen geschildert werden, sind an die Persönlichkeit des Präsidenten geknüpft. So kömmt es zur Blutthat des neunten Octobers, welche Prokesch in wahrhaft dramatischer Spannung und Steigerung der Motive herbeikommen und sich anwachsen läßt. Nicht eine Zwischenbemerkung bis dahin ist unehrenhaft oder verächtlich für den Präsidenten. Er wirft ihm wohl zu großes Gefallen an dem europäischen Formendienste der Aemter vor, auch daß er die Armee nicht zu leiten, vom Kriegswesen überhaupt nichts verstand; aber er zeigt andererseits wie der Präsident mit persönlicher Sorgfalt und mit völlig richtiger Erkenntniß des wesentlich Nothwendigen, das Schulwesen, den Ackerbau pflegte, wie er darin das Mittel zu einer glücklichen Zukunft des Landes hoffte, wie er ein perfecter Gentleman, gewinnend, freundlich und bestechend in den Formen war, bis zu dem Grade, daß er, was ich Prokesch mündlich so ausführen hörte, selbst erfahrene Menschenkenner, gleich dem Fürsten Metternich und Gentz, ganz unter seinen Zauber bannte, welche beide ihn später auch zum endgültigen Beherrscher von Griechenland auserwählt sehen wollten; wie er aber noch mehr als das, vom seltensten Opfermuthe, von großartiger Selbstverleugnung aller seiner nur individuellen Interessen gewesen sei, wie er persönlich dürftig einfach lebte und Alles seiner nationalen Aufgabe, den Mitbürgern opferte, sein Vermögen, seine Ruhe, seine Gesundheit, beinahe auch seinen Ehrgeiz und mit Bewußtsein schließlich selbst sein Blut, bis Prokesch dann, dieses

ganze unglückliche Leben resumirend, zu dem in den classisch schönen Worten gegebenen Schluße gelangt:

„Der Präsident war ein Mann von trefflichen Eigenschaften und großen Schwächen. Seine Gesinnung war rein. Ein edler Wunsch, den der Markt nicht versteht, belebte ihn und gab ihm in den Augen der gewöhnlichen Rechner den Schein von Ueberspannung. Sein Charakter war stark, seine Erfahrung sehr einseitig, sein Wissen zu gering und seine Befähigung ging nicht über das Maß des Erlernten. Seine Formen waren die angenehmsten, aber er war heftig, unduldsam und zu Täuschungen geneigt, die ihm auch meistens gelangen, wenn er sie selbst zu üben im Stande war. Keine gemeine Leidenschaft meisterte ihn. Er war nicht ohne Eitelkeit, aber man konnte sie eine unschuldige nennen. Seine Gestalt war anziehend, sein Auge schön, seine Haltung würdig."

„Seine Gegner klagten ihn der äußersten Ehrsucht an. Der Ehrgeiz, und sonderbar genug, gerade der ungemischte Ehrgeiz, der nicht der Habsucht oder anderen niederen Leidenschaften zum Mittel dient, sondern für sich selbst Ziel und Zweck ist, zerstört nicht selten jedes Bessere in der menschlichen Natur und bildet die scheußlichsten Entartungen aus. Sind diese traurigen Schaustücke menschlicher Schwäche leider nicht selten, so sinken doch nicht alle von derselben Krankheit ergriffenen Naturen so tief; es gibt viele Ehrgeizige, bei denen die edleren Gebiete des Herzens unangetastet bleiben, und andere, denen der Ehrgeiz nur Mittel zu einem höheren und edleren Zwecke ist. Ein solcher war der Ehrgeiz des Präsidenten. Unter seinen Gegnern gehörten aber Viele den anderen Classen an, denen Allen Neid und Verblendung gemein sind. Warum sollte er, ein Grieche, und zu dem höchsten Einfluße in Europa in einem der mächtigsten Zeitpunkte gelangt, nicht den Gedanken nähren, ein anderer Pisistratus, sein Volk um sich zu sammeln und an seinem Fürstenstuhle auf's Neue aufzu-

richten? Unwissenden und hochmüthigen Häuptlingen, welche ihr Land mit einer Braut verglichen, um welche alle Fürsten Europa's buhlten, mochte solch' ein Wunsch, solch' ein Trachten anmaßend scheinen, aber Diejenigen, welche die Gleichgiltigkeit kannten, die bereits in den Cabineten um sich zu greifen anfing, urtheilten anders. Es war wahrscheinlicher, so ungerecht es auch sein mochte, daß Capo d'Istria Griechenland trug, als Griechenland ihn. Er liebte sein Vaterland. Er wollte es auch zu einem Lande machen, das diese Liebe verdiente. Er vergriff sich in den Mitteln, aber das klagt nur sein Urtheil, nicht seine Gesinnung an. Er begriff, welch' ein Mißbrauch mit dem Worte „Vaterland" getrieben wird, und was es sein müsse, damit es an den Einzelnen die Forderung stellen dürfe, sich dem Gemeinwesen auf jede Gefahr hin zu Gebote zu stellen; Alles was dem Herzen theuer und was die Natur an uns bindet, Weib, Kind, Geschwister, Eltern, Wohlthäter und Freunde, ja sein Hab und Gut und endlich sein Leben für das Vaterland hinzuwerfen. Im antiken Sinne pflegte er zu sagen: „„Wenn eine Rotte von Ehrsüchtigen unter dieser Fahne das Glück von Hunderttausenden vernichtet und sie als Bettler dann verkümmern läßt, ist das das Vaterland? Ja, es gibt eines, und darum haben die edelsten Herzen dafür die größten Opfer gerne gebracht, aber eine Wahrheit muß es sein, keine Lüge."" — So dachte und so wollte er, und dieß Denken und dieser Willen ehren ihn."

Mir aber erscheint nicht nur dieser ehrenvolle Wille im antiken Geiste gedacht, dieses ganze Charaktergemälde des Grafen Capo d'Istria steht mir wie auferstanden aus der Zeit des Thukidides und mit der Feder dieses Classikers gezeichnet vor Augen, so daß ich heute auch mit einem ganz antik classisch gestalteten Bilde im Herzen auf dem Friedhofe von Platiterra war. An des Thukidides Werk überhaupt mahnt mich die Prokeschische Geschichte der Befreiung Griechenlands.

Es ist dieselbe Leichtathmigkeit der Gedanken und kristallene Klarheit des Wortausdruckes darin, und in der stofflichen Auffassung der Thatsachen und Charaktere die gleiche parteilose Duldung und zwingende Glaubwürdigkeit. Ich lese hier beide Werke oft an demselben Tage, manchmal von einem zum andern unmittelbar übergehend, und ich merke dann kaum den Unterschied. Es ist als sei das eine nur die später erschienene Fortsetzung derselben Volksgeschichte von demselben Autor. Nicht anders als habe derselbe Landeshauch, der Odem der attischen Berge und des Meeres von Salamis, denn auch Graf Prokesch schrieb seine zwei Bände auf griechischem Boden in Athen unter den Hängen des Hymettus, dem Nachgekommenen für die verwandte Geistesaufgabe die gleiche Gluth, Verstandesübung und Formenanschauung in die Feder gelegt, so daß sich mir dadurch nochmals der Glaube bestätigt von der Allmacht und der Unveränderlichkeit des Einflusses, welchen Boden und Klima auf alles Anhaftende, Eingeborene oder Eingepflanzte üben.

Indessen diese Fortsetzung der „Geschichte des peloponnesischen Krieges" ist in Deutschland ungelesen und so gut wie selbst ihrer Existenz nach unbekannt, obwohl sie ein Zeitgenosse, ja ein Mitspielender des Dargestellten, also auch eine Aehnlichkeit zu Thukidides für Prokesch, ein Gelehrter und einer der ausgezeichnetsten deutschen Staatsmänner geschrieben hat. Aber gerade das letztere steht solch einem Werke bei den Deutschen sonderbarerweise im Wege. In Frankreich und England ist solch ein Titel die wirkungsvollste Empfehlung eines Buches. Alles greift nach den Werken, welche Schriftsteller publiciren, die das politische Leben handwerksmäßig ausgeübt haben, und rücksichtslos um den Gegenstand, ja man beginnt sich erst um des Mannes wegen für jenen zu interessiren, weil man so in der Staatskunst praktisch unterrichtet zu werden hofft und sucht, und so verkauft sich Auflage um Auflage.

In Deutschland will man Geschichte nur von Professoren und Docenten aus der Gelehrtenstube heraus vorgetragen hören. Freilich macht dann Deutschland auch Geschichte wie die des Jahres Achtundvierzig, die aller Welt und schließlich unser eigenes Gespötte wird. So habe ich viele Landsleute gefunden, die keine Ahnung von diesem Prokeschischen zeitgenössischen Geschichtswerke hatten, die aber das nachgeschriebene des jungen Mendelsohn über den Grafen Capo d'Istria lasen, eine ganz inhumane, ohne eine Spur jenes edlen Menschlichkeitsgefühles der Rücksicht auch für die jedem von uns angeborene irdische Schwäche verfaßte Biographie, wie es die antiken Classiker und besonders die griechischschreibenden, einen Plutarch zum Beispiele, bei der Beurtheilung und Schilderung von historischen Persönlichkeiten so sehr auszeichnet und so angenehm lesbar macht. Statt dessen hören sich die vierhundert Seiten des mendelsohnischen Buches, als habe sie ein über den nichtswürdigen Verbrecher triumphirender Staatsanwalt polizeilich gesammelt. Das ganze Leben des Präsidenten bis in seine Windeln hinein ist nach Uebelthaten, nach dunklen Charakterzügen, nach Merkmalen der Unfähigkeit durchwühlt, jede gute Farbe vertuscht, jede edle Eigenthümlichkeit fallen gelassen, nur um noch schärfer über die Schuld des Angeklagten deklamiren zu können. Und das alles weil Graf Capo d'Istria sich nicht in das Schema des modernen parlamentarischen Constitutionalismus, der einzigen Panacée aller unserer kleinen deutschen Geister, einpassen wollte. Aber es rächte sich diese durchaus absprechende Darstellung. Denn es wird immer auch ein Selbstmord des Autors, seinen Helden so lästerlich umzubringen. Wer nicht einigen Heldenglauben an biographische Aufgaben mitbringt, hat nur langweilige Bücher producirt. Vierhundert Seiten fortwährend denigrirender Kritik geht über die Geduld des bösartigsten Lesers, und jeder frägt zuletzt: „Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?" — Wenn Graf Capo d'Istria

so regierungsunfähig, ein so ganz unliebenswürdiger, vertrauensunwerther politischer Stümper war, warum soll ich mich dann durch dieses lange Lebensbild durcharbeiten? Und so ist zur Strafe für diese Auffassung dieses Buch eine der abspannendsten, langweiligsten Lectüren geworden, die der deutsche Büchermarkt auszubieten hat. Ich lehne mich aber auch deshalb noch insbesondere so energisch dagegen auf, weil ich dieses bei uns sich ausbreitende Behagen historische Charaktere zu verkleinern verabscheuungswürdig finde. Es gibt an und für sich nicht viele über das Gewöhnliche hinausragende Menschen. Man verkümmert sich mit dieser muthwillig, bübisch-leichtsinnig geübten Kritik den Werth der Menschheit, und es kömmt mir dieses Abschleifenwollen des geistig Großen wie das Abschlagen der Blumenköpfe vor, welches ungezogene Kinder mit den Spazierstöckchen üben, wenn sie durch die Felder gehen.

Zweites Buch.

Der weitere Bereich der Inſel.

Καί λιπαρή Κέρκυρα φίλον πέδον Ἀλκίνοοιο
und das fruchtbare Korkyra, das geliebte Land des Alkinoos.
Dionys. Orb. Descript.

1. Capitel.

Villa Braila bei Gasturi.

Corfu, Donnerstag den 17. November 1870.

Der Tag war sonnig still. Jene biblische Heiligkeit waltete in der Luft, die selbst die verschlossensten Alpenthäler bei uns in solchem Grade nie zu fühlen geben, die nur die Landschaften des Südens in dem Alles durchdringenden Sonnenlichte zu eigen haben, denn in den Evangelien ist Alles licht und heiter und goldglanzdurchglüht, wie in einem Bilde von Claude Lorrain oder auf dem mittelländischen Meere die Ferne und die Höhe.

Ich fuhr zur Straße über die Marina von Castrades hinab und dann um den See von Kalichiopulo. Ehe sie sich in die Oelwälder windet und langsam aufwärts steigt, begegnete mir ein Wagen mit zwei Popen, unmittelbar dahinter ein zweiter, in welchem Bäuerinnen in festlichen Nationalkleidern saßen. Sie schienen die Mütter der beiden geistlichen Herren, welche diese in ihre Pfarre mitnahmen. Die beiden Wagen grüßten mich freundlichst.

Nach rechts hin zweigen sich mehrere andere fahrbare Wege ab. Der meinige setzte sich wie durch eine Wandeldecoration des Claude Lorrainischen liber veritatis fort. Namentlich das dritte Blatt des dritten Bandes dieses unvergleichlichen, für die landschaftliche Schönheitskunde beinahe sybilliniſchen Wahrheitsbuches fand ich verwirklicht. Man wird förmlich eingewickelt in den Schatten der Oelbäume. Unter ihnen ist Alles

grün und ein idyllischer Friede wie in keinem anderen Walde breitet sich durch das Halbdunkel aus. Palma vecchio und Tizian haben mit diesen Farben ihre Bilder gemalt, wie Claude mit diesen Laub- und Baumformen die seinigen zeichnete. Und die zwei allegorischen Gemälde der Gallerien Doria und Borgheſe, das rührende der drei menschlichen Lebensalter und das andere sphinxartige der himmlischen und irdischen Liebe, scheinen wie herausgeholt aus diesen Olivenwaldungen von Corfu. Es waltet hier nicht das ängstliche Gefühl der Einsamkeit, das uns in unseren Wäldern oft beengt; es ist die Stille, die Abgeschiedenheit einer vertrauten Stube. Man sieht sich, aber man fühlt sich nicht allein. Es bleibt zu viel Licht in dem Dunkel der Schatten des Südens, um Furcht und Trauer, Melancholie und Ahnungen in uns aufsteigen zu lassen. Und damit hängt es zusammen, daß auch im Süden und im Oriente die Vorstellungen des Todes nie unsere finsteren Färbungen annehmen. Es lebt sich nicht nur, es stirbt sich sogar leichter im Süden.

Das weiße Dorf von Gasturi liegt in einem Kesselthale von solchem Oelwalde eingeschachtelt, ganz verschlossen und versteckt. Herrliche Platanen, uralte Riesenstämme, Feigen, Cypressen grünen zwischen den flachen Häusern. Gasturi wäre wie so viele Orte um Rom eine geborene Künstler-Villegiatur. Der Kegelberg im Süden, der sich überall so auffallend hinweist, heißt Santa Domenica. Im Westen bildet der Santa Decca die Thalwand und von Norden nach dem Osten hinüber die niedrigeren Olivenhügel, die nach dem Aussichtspunkte der Einen Kanone so warm und so üppig weich im Bilde stehen. Dort oben auf ihrer obersten Kuppe und außerhalb des Dorfes hielt ich bei der Villa Braila. Der Garten und das Haus sind einfach, beinahe ärmlich, für unsere Begriffe in einem Culturzustande, der bei uns Jahrhunderte zurückliegt. Aber was die Menschen nicht dazuthaten, das gab der Himmel, und so wie das Haus und der Garten wildert,

möchte ich mein Leben lieber dort als in allen Paläſten Wien's und Paris' verbringen; nie weggehen, nur immer ſchauen, ausblicken und genießen, die Luft einathmen und die Augen weiden. Es ſteht ein Baum mit einer runden Bank um ſeinen Stamm wie auf einem Balkone dort, über dem Abhange zur See hin, der in der ganzen Herrlichkeit ſeiner Rundſchau mein Lieblingsſitz würde. Den Muſen nach dem Parnaſſe und den Göttern ſelbſt zum Olympe hinauf kann die Welt nie ſchöner erſchienen ſein als mir nach dieſem Ausſichtspunkte der Villa Braila. Mit ſolchen Bildern muß der Teufel unſeren Herren in der Wüſte nach den vierzigtägigen Faſten verſucht haben. Beinahe von jeder Stelle oder doch nur mit ein paar Schritten nach rechts oder links ſieht man Alles, was zu ſehen iſt, auf einmal. Unter ſich Oelhügel, den See von Kalichiopulo, die Hügel von Caſtrades, die Villa des Königs, die Kuppe der Ascenſione, das Vorgebirge San Elia, die Bucht von Caſtrades, die Doppelfelſen der Burg, das Feld von Corfu, die Stadt, ihren nördlichen Hafen, hinter dieſem die ſenkrechte Mauer des San Salvatore, das nordöſtliche Cap der Inſel, den Ausgang der Straße in das adriatiſche Meer. Links gegen Weſten ein engeres Bild, das mehr agreſte geſtaltet, wieder jenen rein idylliſchen Eindruck gibt, der hier nie fehlt. Weiche Thalungen, die voll Oelwald ſind, Hügelwellen, auf denen weiße Kirchlein mit durchbrochenen Campanilen und auch größere Ortſchaften leuchten, ſchwarze Cypreſſen, welche aus dem Oelwalde wie Thürme einer Stadt aufragen, und im äußerſten Hintergrunde die Formen einiger zackigeren Berge, hinter denen, wenn auch nicht für unſer Auge, doch für unſer Bewußtſein ſchon das joniſche Meer in unüberſehbarer Weite ruht, grenzenlos bis zu der Sohle des italieniſchen Stiefels. Daß die Wolken, die dort über den Bergen hängen, den San Salvatore und San Giorgio ſtreifen, ſchon in einem anderen Meere ſich ſpiegeln, einer

anderen uns verstellten Welt als Decke angehören, macht diese Berge uns so reizvoll. Denn solche unerstiegene Sehweiten sind geheimniß- und verhängnißvoll wie die Schleier der Zukunft, weil die Ferne des Raumes und der Zeit im Grunde doch nur dasselbe sind unter anderen Namen, ähnlich wie die alten Religionen die Gottheit mehrfach benannten.

Hinter sich schauend von dem Garten der Villa Braila hat man die Welt noch enger als zur Linken im Westen. Auf steilem Felsen, in dem einige Cypressen nisten, sieht man ein Klosterkirchlein des heiligen Giovanni sich ganz nahe und wie eine Mauer den Monte Santa Decca mit seinem freundlichen Rocca di Papa auf halber Höhe; bis zu dem Orte hinauf freundlichen Oelwald, dunkle Orangen zunächst den Häusern, auch schwarze Cypressen; von den Häusern aufwärts rauhen Fels, dessen Kanten violett schimmern, dessen Schluchten blau geschwärzt sind. Ohne Verbindung, ohne Knüpfung an die Nachbarschaft sinkt der Berg von seiner Kuppe insularisch zu den Thalungen hinab. Das ist das Schöne bei den Bergformen des Südens, es steht jeder für sich, gilt für sich, trägt nicht nur seinen Namen, auch seine ganz besondere Individualität, wird nicht übersehen und in der Kette nicht vergessen. Mehr als bei jeder Wanderung durch unsere Alpenlandschaften fühlt man hier jedem Berge gegenüber die Regung, ihn um seinen Namen zu fragen, zu wissen, wie er heiße, Bekanntschaft und dann auch meistens mit ihm Freundschaft zu schließen. Die innigste habe ich hier auf dieser Insel mit dem San Salvatore und dann zunächst mit dem Zehnheiligen-Berge geknüpft; ja, beide sind eigentlich Rivalen in meinen Augen geblieben.

So begrenzt dieser Blick zum Süden und nach dem Westen hin ist, so weit schaut das Auge in den Osten, und dort ist eigentlich, wie es vom Oriente nicht anders zu erwarten war, der kostbarste Schmuck dieser Rundschau ausge-

gebreitet. Senkrecht unter uns spielt das Meer an. Nur leise, kaum hörbar und auch nicht sichtbar spülte die Brandung in die Uferfelsen. Oelwald, auch einige Rebenpflanzungen führen hinab. Breit und in grenzenlose Fernen auslaufend liegt die Straße von Corfu vor uns. Ein Atlasschimmer glättete sie und der Himmel spiegelte sich darin und empfing von ihr selbst wieder einen Wiederschein verklärenden Lichtes. Es ist durch die Begrenzung ein Landsee mit all' seiner Milde, seinem Frieden und seiner Sicherheit, und doch auch wieder durch die Färbung das Meer in seiner erhabeneren Bedeutung. Und jenseits desselben erheben sich die Berge von Albanien, das hohe Pindos-Gebirge, die blutgetränkten Höhen von Suli, Parga mit seinem Cape, die wilde, baumkahle Chimara und das noch wildere Giebelgedränge der akrokeraunischen Berge, den Tsika zuhöchst und am spitzigsten gehoben. Es sind Höhen so kräftig und ansehnlich, so ausgeprägt und gewaltig, daß sie der Schweiz nicht zur Schande gereichen würden. Doch sind sie anders als die Alpen gestaltet und geben uns verschiedene Empfindungen. So nackt ihre Hänge, so steil ihr Fall und spitz die Kuppen, der Eindruck, der mir ward, ist ein freundlicherer. Die Farbe täuscht und kleidet hier, und in den Schluchten schattet ein blaues Dunkel, das wie Märchengeheimniß uns lockt, wohl das Gruseln verspricht, aber kein Erschrecken und Bangen gibt. Und zu den Füssen dieser Berge liegen Buchten, die noch wärmer erscheinen als hier Alles ist, weil die untergehende Sonne, die ihnen gegenüberstand, alle ihre Strahlen in diese weichen, wohllüftigen Becken tief einsenkte, wo sie gefangen blieben, sich nicht ausstreuen und zersplittern konnten. An diese geborgenen Wasser muß Göthe gedacht haben, wie er so oft von den Dingen wußte ohne sie gesehen zu haben, als er „das Meer mit erwärmten Buchten" sich vor den erstaunten Augen des Faust aufthun ließ. Auch die von Gomenizza lag so erwärmt, wo sich die christlichen Flotten zu dem Seesiege von

Lepanto sammelten. Ihr größeres Gewässer dampfte von ganz besonders goldenem Lichte. In solcher hellen Gespenstererscheinung leben hier im Süden die großen Thaten der Menschen fort.

Ein Schlangenweg führt zu diesem atlasweichen Meere der Wohllust hinab von der Villa Braila. In seichtem Zickzack senkt er sich zur Marina, daß er auch für Wagen und Pferde eine der bequemsten Bergstraßen der Welt ist und schöner habe ich keine gesehen. Wer sich der Landstraße von Pallanza nach Intra neben dem Lago maggiore an einem warmen Sommernachmittage erinnert, der hat eine Vorahnung, eine Meldung von dem bekommen, was ihm hier in verhundertfachtem Grade zu sehen vorbehalten ist. Bald rechts und dann wieder links, je nachdem die Straße sich biegt und senkt, erblickt der Wanderer durch das Gezweige der Oelbäume die See, ein gleitendes Segel in weiter Ferne darauf; grauschwarz ausgewaschene Felsen, Seetang unten auf dem Strande; vor sich im Süden, wohin die Insel sich verläuft, den Abschluß einer steilen Felswand, welche zum Monte Santa Croce gehört und zu deren Füßen auf dem schmalstmöglichen Uferſaume Benizze, ein Fischerdorf mit ungewöhnlich hohem grau gewordenem venetianischem Glockenthurme. Einige Barken wiegen sich immer in dem Schirme der nothdürftig sicheren Bucht. Hart neben der Straße und von ihr berührt senkt sich eine Goldmuschel zur See, so dicht stehen dort in einer Bergrinne Orangenbäume und so reich ist der Fruchtsegen in dem blaugrünen Laube. Ueber die Straße, wo sie sich in Ecken bricht und auf jähe Abstürze mündet, heben sich stolze Pinien aus dem Laube des Oelwaldes und streben Cypressen aus einem Buschdickicht von Phillyräen, Pistazien, von Arbutus, Ilex, Stein- und Kermeseichen, von wilden Quitten und Feigen, Eriken, Lorbeer und rothem Stino, von Sparti und Rosen, welches Cactus und Aloe und in den allervehementesten Massen Myrthensträuche völlig undurchdringlich gemacht haben. Mit

den Waffen einer kräftigen Artillerie müßte man gegen diesen Urwald südländischen Gebüsches vorgehen, um sich bis zu dem einen oder anderen dieser säulenstolzen oder kuppelgekrönten Nadelhölzer den Weg zu eröffnen. Sie sind abgeschlossen, aber sie schmücken wunderschön. Die blutrothe Frucht des Erdbeerbaumes lugt eben überall aus dem dunklen Laube hervor und die Felsen sind mit der purpurblühenden Saponaria calabrica bekleidet.

Und die Staffage auf dieser zauberhaft schönen Bergstraße ist ein vorüber wandelndes Volk von blühend schönen Bauernmädchen und schwarzhaarigen und schwarzäugigen Burschen, die alle schlank in den Hüften und beweglich, etwas statuarisches und unbewußt edles in der Haltung zeigen. Sie gehen als solle Jeder einmal König werden oder doch ein homerischer Held, aber ohne vom Homer und vom Königthum auch nur irgend etwas zu wissen und einen Wunsch danach zu tragen. Ihre Gesichtszüge sind fein, das Oval etwas länglich-spitz; auf den Lippen haben alle einen zierlichen kleinen schwarzen Schnurrbart. Andere Bärte werden selten auf der Insel getragen und die langen herabfließenden vollen nur von den geistlichen Herren und Klosterbrüdern. Aber was das auffälligste für Leute dieses Standes, welche fortwährend unter der Bräunung der Sonne arbeiten, alle sind blendend weiß gefärbt, von einer Farbe die an und für sich schon rosig licht, aber durch das Dunkel der Augen, der Haupthaare, der Schwärze des Schnurrbartes noch heller wird. So gehen sie zum Dorfe hinab, Lasten tragend oder auf einem jener hochgestellten zweiräderigen Karren kutschierend, vor welche ein Pferd gespannt ist und welche mit ihrer absonderlichen Form ein Merkmal des Südens sind schon bei seinem Einlasse noch auf den Stufen der Alpen. Andere sitzen auch auf Eseln, auf Pferden. Die Treiber lassen sich nun abwärts tragen. Die Rüstung der Saumthiere aber zeigt, daß ihr erstes Geschäft war Lasten von

der See hinauf in die Ortschaften des inneren Landes zu schleppen. Jeder grüßte mich.

Von den Mädchen war die schönste, aber diese war geradezu bezaubernd, sinnverwirrend, Alexandra, welche eben in den Garten der Villa Braila kam, Blumen vom Gärtner zum Einpflanzen in ihre Vigne zu kaufen. Er gab ihr für ein paar Obolen die Schürze voll mit Rosen und Geraniumzweigen, und der Gärtner, ein alter wackeliger Mann, sagte, daß dieses schönste Mädchen der Gegend auch ein Engel an Sittsamkeit und Güte sei. Sie lebe mit ihrer Mutter abgeschieden in dem abgelegenen Weingarten und komme nur von Zeit zu Zeit Blumen bei ihm zu holen. Auch wollte sie um keinen Preis sich in ein längeres Gespräch mit uns verknüpfen lassen. Aber es freute mich daß sie meinen Namen trug. Welches Glück für einen Maler ein solches gleich körperlich wie geistig schönes Modell für eine heilige Jungfrau zu erhalten. Ich dachte mir, daß so die Gestalten geartet gewesen sein müßten, welche uns die heil. Cäcilia von Bologna und die Madonna des Palastes Torregiani vermacht haben.

Sie tragen in diesem Quartier der Insel ein weißes großes Tuch künstlerisch schön um den Kopf geschlagen, daß es alles Haupthaar, Brust und Nacken deckt, mit einem Zipfel über den Rücken hinab fällt und der andere in die Falten verschlungen ist. Er hat etwas Statuarisches dieser reiche Faltenwurf. Die Fides in dem mittelalterlichen Gewande der Oper tritt mit ähnlicher Umhüllung auf die Scene im vierten Acte des Propheten. Nur der kronenartig umgewundene Zopf auf der linken Stirnseite gleitet aus diesem Rahmen hervor. Der Zopf ist reich, breit, immer schwarz und jedesmal ein grellrothes Tuch- oder gar ein Sammetband hineingeflochten. Es ist nicht zu sagen, welchen Reiz diese kleine Koketterie der Tracht den Gesichtern gibt. Ausdruck hat jedes, etwas Edles die meisten, auch die alten noch Anstand und Würde. Aber selbst die nur

wenig schönen werden durch diesen Kopfputz noch Vorlagen für die Augen eines Künstlers und erfreulich für den Wanderer, der diese Straße zieht. Den Leib bekleiden sie mit einer goldgestickten Sammetjacke, aus deren engen Aermeln das Hemd faltenreich hervorbricht; der Rock darunter ist kurz und mit buntem Besatze.

Alt und jung saß schon vom Tage ausruhend friedlich vor dem Hause, meistens unter den Porticken, welche auch dort von Rebengewinden überzogen den Gang zur Hauptthüre schattig schützen, als ich zurückfuhr durch Gasturi. Und da ich zurückschauend aus dem Wagen sie anstaunte ob ihrer Schönheit und gefälligen Tracht, lachten sie mit den hellen weißen Zähnen, grüßten wie Gleich zu Gleich und versteckten sich nicht heuchlerisch. Die Mütter, welche neben ihnen saßen und spannen, den Rocken in der Hand und die schwebende Gunkel lustig drehen lassend, stießen die Töchter an, wiesen auf mein Wohlgefallen, freuten sich dessen und dachten wohl, daß auch sie einmal jung gewesen.

2. Capitel.

Fahrt nach Peleka in den Westen der Insel.

Corfu, Freitag 18. November 1870.

Man durchschneidet die Insel gerade in ihrer Mitte. Vom östlichen Ufer tritt man zum westlichen hinüber, von dem Canale an das große, weite, freie Meer. Es macht mehr als irgendwo anders den Eindruck, daß man in einem Garten lebe, wenn man diese Straße fährt. Durch Oelwald steigt sie aufwärts. Er ist hier noch mächtiger als in den Geländen von Gasturi, sieht älter, urwälderischer aus. Das Lichtspiel in den Schatten dieses Baumes macht seine Wälder, seine Haine so freundlich. Der Blick ist nicht gleich durch Dunkel und Dickicht abgeschlossen. Weil der Untergrund frei und helle,

wenn auch keine Sonne durch das Laub bricht, dringt das Auge in weitere Perspectiven als sonst in irgend einem Walde und sieht man in großen Entfernungen noch die Schafe weiden und die Weiber mit den weißen Kopftüchern suchend sich nach den Oliven bücken; prächtige, immer stilvolle Landschaften. Es ist jede wie das arrangirte Gemälde eines Künstlers, was man historische Landschaften nennt.

Der Oelbaum schattet, aber er verdüstert nicht. Er läßt immer jenes chiaro oscuro, welches die venetianischen Meister so meisterhaft zu malen verstanden. Es sind nur wenige Hauptäste an einem Stamme. Dieser selbst theilt sich in mehrere Körper und ebenso liebt es die Krone des Baumes sich in eine Fülle kleiner Gezweige aufzulösen. Kein Baum hat mehr Ruthen als der hiesige Oelbaum. Sie hängen alle, weil sie schwach sind, nach abwärts wie Silberdraht, denn sie sind auch weißlich in der Farbe ihrer Rinde und eine Ueberfülle fein geschnittener Blätter zieht sie hinunter. Auch das Blatt ist klein und leicht, so daß selbst die Ruhe der hiesigen Luft noch Regung genug hat die Ruthen und das Laub zu bewegen, und Lufthauch und Athem, Zittern und Lichterspiel in den ganzen Baum zu bringen. Das Blatt deckt und schattet nicht durch seinen Umfang, die Blätter thun das durch ihre Menge. Aber, wie es nicht anders möglich, wo ein Spalt blieb, das Licht in dieser fortwährenden Regsamkeit weiß ihn zu finden und wenn auch nicht der Sonnenbrand, die Helle bricht überall zwischen den Laubtropfen durch. Ich möchte sagen hier hängt sich, wie sonst der Schatten an das Licht, das Licht an den Schatten. Darum auch diese erheiternde Helle, diese lichte Freundlichkeit unter dem Dache eines corfiotischen Oelhaines. Wer könnte sich Räuber zum Beispiele oder eine Mordscene in einen solchen Wald denken? Der Baum gibt nicht nur das Gefühl friedlicher Ordnung, sondern auch der bleibenden Dauer derselben und es begreift sich rasch, wie ein Zweig von ihm

im Schnabel einer Taube das Versöhnungszeichen für die Arche Noa wurde und wie er seitdem immer als Symbol der ruhigen, verständigen Pallas Athene galt. Wer ihn nicht bewundert, so dünkt mir, muß ihn doch gleich achten bei der ersten Begegnung hier auf Corfu in seiner großmächtigsten Entfaltung und Columella beistimmen, der ihm das Beiwort gegeben: prima omnium arborum. Seine erste Heimat waren Syrien, Palästina, die Küste der semitischen Völker. Phönicier haben ihn wohl von dort wie so viele andere Culturen über das mittelländische Meer auf andere Ufer verpflanzt. Jetzt ist, soweit der Athmungsbereich dieses Meeres, auch die Grenze der Olivencultur geworden. Er lebt nicht bloß vom Erdreiche, wie der Mensch nicht bloß vom Brode, sondern auch vom feuchten, salzigen, beinahe selischen Odem dieses schönsten aller Meere, ist so recht dessen Kind und Repräsentant. Die Palme vertritt die afrikanische Wüste, der Oelbaum gehört in das Wappenschild der daran brandenden See.

Wo nach längerer ebenen Fahrt der Berg mit solchem Oelwalde aufwärts steigt, ist die Erde völlig in Stufen gebrochen. Es erinnert mich dieses an die Art wie sich auch der Kastanienbaum auf den Hängen des Genfersees seinen Boden baut.

Der Ort Peleka, ziemlich hoch auf dem Berge gelegen, ist eines jener weißlich grauen Fels- und Mörtel-Conglomerate, eben so viel von der Natur als von den Menschen errichtet und mehr durch die Sonne als den Wind und Regen gebeizt, welche im Süden die Qual des Reisenden sind der dort wohnen soll und die Freude des Malers der sie zeichnen will. Alles ist Verwitterung dort, aber sonnige, heiße, und Unrath, aber malerischer. Selbst eine Palme hebt sich aus den flachen Dächern und mächtige Steineichen brüsten sich ringsumher.

Man steigt noch eine kleine Strecke aufwärts zur Kuppe des hinter dem Orte sich aufzackenden Berges. Erst von dieser mehr als tausend Fuß hohen Höhe herab erlangt man

auch den Blick auf die joniſche See. Sie lag regungslos, im Silberlichte des Mittags glänzend. Südwärts fallen ſteile, felſige Caps in ſie, zwiſchen denen ſtille Buchten einbiegen, gerade unter mir Porto Gordi, tiefer ſüdlich Porto di S. Nicolo di Mittika. Einige Scoglien liegen noch weiter draußen davor wie ſchützende Vorpoſten. So ſieht man Cap Miſen von Bajä und ſo die Faraliguoli von Capri aus. Die Kuppe, welche ſich ſüdwärts in der Inſel hebt, iſt ein zweiter Erlöſerberg. Nachbarlich dem Hügel von Peleka ragt eine andere Kegelform auf, der Monte San Giorgio. Er ſteht in der joniſchen See und ſchließt auch die Anſicht der Küſte nach dem Weſten hin ab. In das Land hinein gegen Norden zu, unmittelbar unter dem Hügel von Peleka dehnt ſich weit in die Länge gezogen das Val di Roppa. Es iſt wie ein veraltetes Seebecken, füllt ſich auch noch wenn Regen eintritt mit Waſſer und dient dann durch ſeine Sümpfe als Hauptſchlachtfeld für die Heldenthaten der Schnepfenjäger. Noch Marmora hat es in ſeiner Karte vom Jahre 1672 als Lago Gandar eingezeichnet. Das umliegende Thal hieß damals Valle di S. Zorzi. Der Name Roppa kömmt dort noch nicht vor. Jetzt ſah ich viereckig abgezirkelte Ackerfelder darin und die Uferhänge mit Oelwald beſtanden. Roppa liegt an einer der weißen Straßen, die es durchſchneiden; ein anderer freundlicher Ort, San Onofrio, an der öſtlichen Uferhöhe. Den Hintergrund füllt der Monte San Pantaleone, neben ihm höher und bemerkenswerther geformt der San Salvatore. Man erkennt auf dem letzteren das Kloſter und in dem Paſſe des erſteren die Bruchwände der höchſten Gebirgsſtraße der Inſel. Eine Menge heller Ortſchaften hängen an den Wänden dieſer Berge; am auffälligſten Scripero auf halber Höhe des Pantaleone und Spartilla, das eben ſo unter dem ſüdlichen Horne des San Salvatore klebt. Es hat dieſer Gipfel ſogar von dieſer Anſiedlung den beſonderen Namen Monte Spartilla. Ipſo, das der Ausgangspunkt für die Be-

steigung des Salvatore ist, erscheint auch dort neben einer Uferzunge weiß aus dunklem Oelwalde. Weiter östlich, wo die Insel in den Canal von Corfu abbricht, schließen sich wie ein Stück Erde mit ihr die höheren Berge Albaniens an. Sogar hinter denen der Insel, über den Senkungen und Pässen des Pantaleone sieht man sie schon. Nur weil sie lichter, duftiger, mehr rosenroth und die Schatten mehr himmelblau gefärbt sind, merkt man daß sie nicht eines Leibes sind mit dem Boden, auf dem man steht. Die Farbe ist hier das Trennende, das Lösende und das auffällige Capo della Scala von Albanien greift in die Arme der Uferseinkungen des Salvatore. Rechts von diesem Vorgebirge, gegen Osten zu, erscheint blau und selbst still bis hierher der See von Butrinto. Deutlich stellt sich vor seinen Spiegel der Kegelberg mit den Ruinen der venetianischen Akropole darauf. Was man sich von Albanien beinahe gegenüber und am nächsten hat, ist Capo Stilo. Die weitere Aussicht nach dieser Seite schließt bald der Zehnheiligenberg und dieses ist der schönste Theil des Rundbildes, welches der Hügel von Peleka zu sehen gibt. Kein anderer Berg und auch dieser nicht nach einer anderen Seite hin, weist ein schöneres Gesicht, ein wohlgefälligeres Oval. Er steht völlig einsam, eine Luftinsel gehoben über alles umliegende Land. Die Pyramide des Cheops ist mehr durch den Vergleich mit ihren nebenstehenden Genossen geschwächt, als dieses Bauwerk der Natur durch die Nachbarschaft der doch um so vieles höheren Gebirge Albaniens. Eine leicht gewellte Kuppel deckt ihn. Von dieser senken sich die Conturen linde in das Mittelland. Die Brust ist von Felsenrinnen durchschnitten, welche in einen Kessel zusammenfließen. Ein breites Thal, selbst schon etwas gehoben, ist die Basis die den Berg trägt. Von rechts und links fließen Hügelwellen zu. Sie sind die Couliſſen, welche die Bühne zu dem Prospecte des Santa Decca einrahmen.

Auf den Hügeln und ebenso auf den unteren Stufen des Santa Decca stehen eine Menge von Ortschaften; besonders ansehnlich und Peleka nahe links im Vordergrunde Varipatades in weiter Ausbreitung. Das Thal in Mitten unter dem Santa Decca füllt ein anderswo unbekannter Segen an Fruchtbäumen. Oliven, die silbergrau, wahrhaft schimmern; Orangen, die mit ihrem Laube dunkeln, aber mit dem Golde ihrer Früchte bis hier herauf leuchten; Quitten, die licht, die Contraste ausgleichen und, was das schmuckvollste scheint, überall auftauchend aus dem Thale, wie auf dessen Hügeln und auf den felsigen, steilen Hängen des Santa Decca rabenschwarze Cypressen, die Ausrufungszeichen unseres Entzückens. Das Meer spielt kaum eine Rolle in diesem westwärts gewendeten Bilde des Santa Decca, und doch ist es eines der schönsten der Insel. Mir schien ein Künstler brauche nicht eine Linie von der Wahrheit zu verläugnen, um durch die Abschrift der Natur ein fertiges Kunstwerk herzustellen.

3. Capitel.

Westküste bei Palaeo Castrizza.

Corfu, Samstag den 26. November 1870.

Früh Morgens brach ich auf zu noch einer Fahrt quer durch die Insel, an deren westliche Küste, nach Palaeo Castrizza, wo ein Kloster unten über dem Meere und hoch oben die Ruinen eines alten Schlosses sich der herrlichsten Aussicht weit über das mittelländische Meer bis zum sicilianischen Horizonte hin erfreuen.

Diese Straße geht bei der Vorstadt Manduchio hinaus, bei dem Kloster Platiterra und dem Grabe Capo d'Istria's vorüber den Hügel hinauf, dann gegen den Potamo hinab. Statt aber geradeaus den Ort zu durchkreuzen, wendete mein

Wagen rechts der Marina zu und fuhr hart neben der See über die Brücke, die mit hohem Eselsrücken auf die Mündung des odysseeischen Flusses gestellt ist. Der Weg bleibt so eine weite Strecke dem Meere unmittelbar nahe. Wenn man nach etwas stürmischen Tagen dort vorbeikömmt, findet man noch alle seine Höhlungen mit den übergeschlagenen Wellen gefüllt; während des sehr schlechten Wetters selbst, ist er ganz unbrauchbar. Er liegt beinahe im Niveau der See, nicht eine schuhhohe Stufe darüber erhaben, aber eben darum ein einzig schöner Pfad. Man hat das letzte Schlachtfeld der odysseeischen Leiden immer neben sich, den San Salvatore aus dem Meere unmittelbar aufsteigend vor sich, grüne Vorgebirge die zu ihm führen im Vordergrunde, und weiße Ortschaften auf seinem und des Pantaleone Hängen im Mittelplane des Bildes.

Wo die Straße von diesem Ufer endlich nach links hin in das Land einbiegt, muß sie gleich steigen. Alter Oelwald deckt sie sofort von allen Seiten. Eine weite Perspective unter dessen Halbdunkel thut sich auf. Die darin arbeitenden Gestalten sind wie die Staffagen auf den venetianischen Bildern, immer noch dunkler als die beschattete Umgebung. Manche Landschaftsbilder des Bonifazio und Paris Bordone haben ganz diesen Ton, zum Beispiele die Findung Moses des Ersteren in der mailänder Brera, ein Gemälde, das mir ob seinen warmen satten Farben und der Liebesgruppe wegen immer wie gemalter Boccaccio erschien. Die Frauen tragen in diesem Inseltheile schwarze Kopftücher, aber groß, breit und lang, daß auch sie wie die weißen der Bäuerinen von Gasturi mit reichem Faltenwurfe malerisch den Nacken decken und das Gesicht einfassen. Alles reitet was uns entgegen kömmt und die Männer in derselben Weise wie die Frauen. Das ist, weil man hier kein anderes Zaumzeug kennt als das, welches zugleich auch den Lasten dient, einen Sattel der aus Latten zusammengesetzt ist. Und ein Fresko aus Herculanum, Silen, der den Bachus-

knaben erzieht, zeigt uns auf dem Rücken eines gelagerten jungen Maulthieres denselben Sattel. Auf „hochgebauten, starkräderigen Karren", wie sie Homer in der Odyssee nennt, wird uns Oel entgegen in die Stadt geführt. Ein Pferd ist eingespannt. Das Faß liegt zwischen den beiden hohen obragenden Rädern. Das Spundloch, das nach oben gekehrt ist, ist nur durch einen Olivenzweig verstopft, der noch sein Laub trägt. Das alte Rom hatte ganz dieselben Karren, wie uns Friedländer in seiner Sittengeschichte erzählt, und wenn wir heute im neuen aussteigen, so sind es gleich beim Bahnhofe die ersten bestechenden künstlerischen Eindrücke, die uns werden, solche hochräderige Wagen mit irgend einem herrlichen, stolzen, faulen Campagnolen, den Spitzhut auf dem Kopfe, über einen Haufen Getreidesäcke ausgestreckt und von oben herab das starke Roß kutschirend.

Vögel zwitscherten über mir im Oelwalde. Mein eiliger Wagen und die Menschen schreckten sie nirgends. Die Luft voll des Gesanges war auch gefüllt mit dem Flügelschlage der Schmetterlinge. Gelbe und braunrothe, schwarze und weiße fallen uns beinahe in das Gesicht. Wo der Wald sich etwas lichtet, wildert Dickicht von Jungholz. Was bei uns Haselnußstauden sein würden, sind hier Myrthen, die meisten eben reif mit der schwarzen heidelbeerartigen Frucht, Eriken von außerordentlicher Größe, Mastix- und Pistazienbüsche, der Ilex, die Stacheleiche mit ihrem gefährlichen Blatte in unbezwinglichen Massen und der Arbutus voll von rothen Erdbeerfrüchten, welche zierlich und von jedem Lufthauche bewegt im dichten Laube hängen. Den Untergrund decken Narcissen, welche eben in die Blüthe knospen, und Hyacintenzwiebelköpfe in noch größeren Mengen.

Die Luft war wie im Januar zu Cairo, mit derselben Frische des Nordwindes darin. Bei den Häusern fiel mir der schöne Stand, die Größe der Tabakstauden auf, denn auch dieser wird viel auf der Insel und besonders in diesem frucht-

barsten Theile gepflanzt. Hier haben die reicheren Leute der Insel ihre Güter, auch größere und zusammenhängende Grundflächen, so Signor Theotochi, der zweite Gemahl der berühmten Lady Ellenborough.

Alle Häuser sind weiß und keinem fehlen die Schildwachen einiger Cypressen. Daß die Säulengestalt dieses Baumes sich besonders zum architektonischen Aufputze einer Landschaft schickt, scheint in den Instinkt auch des Bauers hier übergegangen. Mit solchen Mitteln und auf solche Weise wird dann ein Land geschmückt.

Bei der Bucht von Govino gleitet die Straße wieder zur See hinab. Wie abgeschlossen vom Meere, als enger, freundlicher, friedlicher Landsee stellt sie sich dar, eines der lieblichsten Bilder der Insel. Hier muß man die Sonne aufgehen sehen und hier ein Gedicht beginnen lassen, das stillfriedlich und nur voll Liebe und Freundschaft wie die Stifterschen Idyllen weiter gleiten soll. Nirgends ist der Anwuchs mit Jungholz auf der Insel reicher als auf diesen Ufern. Arbutus, die Myrthe und der Ilex greifen hier zu Wäldern in die Höhe und die blaue Erikablüthe schattet beinahe. Der Boden ist Lehm, Sand und Mergel und daher diese Ueppigkeit. In dem felsigen Gesteine, das stellenweise dem Wege überhängt, kleben in wuchernder Fülle die Ginstersträuche des Sparti.

Bei einem Landhause spaltet sich dann diese Straße in den Weg der geradeaus auf den Pantaleone zu führt und in den meinigen, welcher nun südwestlich vom östlichen Gestade der Insel quer durch sie nach dem anderen Ufer mündet. Dieses Landhaus steht beherrschend auf einem vorgebirgsartigen Hügel. Freundlich weiß getüncht mit grünen Läden ist es malerisch von Cypressen umgeben. Sie nennen es ai dottori, aus den Zeiten der Engländer her the doctors place. Als der Carbonarismus aus Italien getrieben wurde, flüchteten

sich von der Universität zwei junge italienische Aerzte hierher, schöne, humane, lebenslustige Leute. Weil sie in Corfu selbst ihr Handwerk überfüllt fanden, setzten sie sich in das Dorf Corachiana, lernten die Sprache, studirten das Klima und seine Krankheiten und übernahmen gegen eine bestimmte, geregelte Abgabe von Naturprodukten, Oel und Getreide die ärztliche Pflege der einzelnen umliegenden Ortschaften. Mit den Erträgnissen, die ihnen bald reichlich über ihren persönlichen Bedarf blieben, richteten sie ein Wirthshaus und insbesondere eine Bäckerei ein, welche wieder die ganze Nachbarschaft mit Brod versah. Später concessionirte ihnen die Regierung auch eine Apotheke, und so viel wurde ihnen der Thätigkeit und des Erwerbes, daß sie einen dritten Freund als Theilnehmer in ihre Geschäfte aus Italien berufen konnten. Also ein vollständig geglücktes Beispiel, daß auch die Vereinigung der Arbeiten zu gesunden Resultaten führen kann. Die drei wurden hoch verehrt, hatten großen Einfluß in ihrem Kreise, und heute sprach mir noch alles mit Liebe von ihnen. Das Landhaus nannten sie in der Erinnerung ihres Schicksals Ἐξορια, esilio. Man kann sich dort Fütterung für die Pferde, auch Nahrung für sich selbst und auch ein Reitthier zur Fortsetzung des Weges verschaffen.

Dieser ist gleich hinter the doctors place, wo er in das Seitenthal nach Südwesten einbiegt, arg von einem Gießbache mitgenommen. Die halbe Straßenbreite ist in das Bett des neben fließenden Baches hinabgestürzt und die andere Hälfte so ausgewaschen und vernachlässigt, daß wohl in zwei Jahren schon diese schöne Straßenanlage der Engländer für Wagen unbrauchbar geworden ist. Das ist der Segen griechischer Freiheit und Selbstregierung für dieses eben erst so wohl verwaltete Land.

Aus dieser Enge steigt man in eine breite Thalmulde hinauf. Wie in den Alpen blieb in deren tiefstem Grunde ein kleiner See, der See von Cunupena zurück. Buntgekleidete,

hier wieder weißgeschleierte Frauen und Kinder arbeiteten in den darum liegenden Oelwäldern. Das Kopftuch wird in diesem Canton zuerst um das Haupt gewunden und dann über die Haare zurückgeschlagen, daß es in den Nacken fällt, ganz wie man die Bäuerinnen ehemals bei Neapel in der Wirklichkeit sah, heute beinahe nur mehr auf idealisirten Bildern. Die Knaben hüteten die Schaafe. Jenseits des See's rechts von der Straße hat man nun die Felswand des Pantaleone ganz nahe. In dunklem Oelwalde erscheinen auf halber Höhe derselben die Häuser von Scripero wie Schwalbennester an sie geheftet. Man sieht die Straße sich durch den freundlichen Ort zum Passe des Pantaleone emporwinden. Rechts von Scripero, dem Salvatore näher, das gleichgeartete Corachiana, links, mehr vor uns, Ducades, dieses aber kleiner. Mit ihren Cypressen und ihrem ganzen freundlichen Aussehen künden diese Ortschaften in das Thal hinab, daß es hier auch auf den Bergen keinen Winter gebe. Die Gebirge verlieren hier von ihrem Schrecklichen und behalten nur wodurch sie schmücken und zieren.

Der älteste Oelwald der Insel nimmt dann die Straße auf. Ganz Corfu ist in Wahrheit ein Oelwald und ein wilder. Man überläßt hier den Oelwald sich selbst. Die Olive ist ein Waldbaum wie unsere Eiche und Fichte, und wenn wir von Eichen- und Fichtenwäldern reden, so hat der Corfiote das Recht sich ebenso der Oelwälder zu rühmen. Sie wächst, wo sie die Natur angepflanzt und wie sie diese wachsen läßt. Darum ihre außerordentliche Fähigkeit des landschaftlichen Schmuckes, welche sie so nirgends in Italien hat.

Wo man dem Gebirge und Ducades, das auf ihm hängt, näher tritt, neigen sich zur Rechten roth- und gelbgesprenkelte senkrechte Kalksteinwände über die Straße. Sie mahnen mich an die Himmelsturzwand im Kötschachthale bei Gastein. Und noch unter diesem bedrohlichen Dache thut sich

plötzlich der Blick auf, auf die andere, die westliche See. Zuerst durch die Gezweige der Oelbäume ahnungsvoll nur ein blauer Schimmer, dann weit und großmächtig von Süden über den ganzen Westen greifend, ein unüberschauliches, nicht zu erfassendes Feld, regungslos und ohne Luft, als sei das Wasser versteinert, ein sonnegesättigter Spiegel. Nur in den Vordergrund greift das Cap Leondari ein und über die Bucht der heiligen Dreieinigkeit drei Kegelberge, welche wie die einführenden Obelisken in dieses Heiligthum erscheinen. Bis zum Gipfel hinauf tragen alle Uferberge üppigsten Baumwuchs, Oel, Steineichen und Cypressen. Und das Thal, das sich von der Straße links hin bis zu ihnen breitet, ist weich wie mit Flaumen von den Laubkronen der Oliven gefüllt. Man möchte sich darauf werfen und darüber wälzen. Nirgends sah ich eine Landschaft, die in völliger Einsamkeit, üppiger, wohllüstig sinnlicher gestaltet gewesen wäre, als diese, ehe man ganz aus den Thälern des Inneren der Insel auf ihre andere, westliche Uferkante tritt. Nicht anders war es, als sei hier in Jahrhunderten kein Menschenwesen vorüber gekommen, als sei ich der erste Entdecker dieses Friedens nach langer, gänzlicher Unschuld und Jungfräulichkeit dieses Landes. Solche Gegenden müssen die ersten Vorstellungen vom Paradiese erschaffen haben. Etwas vom Lande der Seligen, von der Luft und der Ruhe, dem Schlafen und Träumen, wie es uns die Dichter und die heiligen Schriften versprochen haben, lag in Wirklichkeit um mich und legte sich mir in alles Fühlen und Denken. So ist und wirkt der Mittagszauber im Süden. Die Vögel allein, die in den Bäumen um und über mir zwitscherten, gaben Kunde vom lauten Leben, und sie auch hörte ich nur Märchen erzählen, heitere Phantasien, wie ich sie eben in Hahn's albanesischem Märchenbuche gelesen habe, wo die Vögel reden und klüger sind als die Menschen.

Ich ließ den Wagen eine lange Weile halten und gab mich ganz dem Genusse des Schauens hin. Man lernt dieses üppige dolce far niente erst im Süden dieser reichen Natur gegenüber und hier wird es ein fruchtbares Einsäen zur Ernte für die gedankenbedürftige Zukunft. Die nächste Umgebung ist wie das Land auf den unteren Stufen der Südseite der Alpen gestaltet: zerbrochener Fels der überall mit ungeheueren Blöcken aus dem Erdreiche bricht, auf den steilen Wällen hängt und die Bäume hält, nur daß statt der Kastanien Oelbäume in dem gigantischen Gerölle keimen und der Boden mit Wermuth und Rosmarin, mit Aurinia orientalis, Malcolmia incrassata, Salvia trilobata in allergrößter Menge und mit strauchartiger Euphorbia dendroides bedeckt ist.

Man muß über eine Brücke, die letzte, die auf dieser Strecke noch erhalten ist von dieser schönen Straßenanlage der Engländer. Rechts zweigt sich steil ein anderer Fahrweg nach Lakones, einem Felsennest grauweiß und hoch auf dem Berge, mit Cypressen und Palmen geschmückt wie Peleka. Eine Wendung der Hauptstraße nach Norden stellt dann ganz plötzlich den Wagen hart über die See. Links neben der Straße senkt sich der Fels mit völlig steilen, sogar mit überhängenden Wänden zu ihr hinab. Unten sind alles kleine „herbergende" Buchten, wie Homer in der Odyssee sagt. So der Hafen von Santa Trinita, der von San Nicolo, von Alipa und der noch kleinere des heiligen Spiridione, eingekeilt in die größere alle umfassende Bai von Liapades. Jetzt liegen sie selig und ruhig, wie zum Verbergen und Vergessen einladend, als finde man in ihnen nichts als den siebenjährigen Traum einer kalypsoischen Gefangenschaft. Und ihre Existenz selbst ist doch das Zeugniß von der Wuth und der Macht, von der Unruhe und dem Drange der Elemente auf dieser Seite der Insel. Aber über Alles hinaus täuschend sind eben auch hier die Eindrücke des Augenblickes. Erst wenn man dann näher zu-

sieht in dieses Gewirr und Geklüfte der Küste, und erkennt wie selbst an diesem ganz ruhigen, windstillen Tage die Wellen dort ein- und ausschlüpfen, gurgeln und lispeln, beginnt man zu ahnen, daß hier auch andere Stunden schlagen müssen. Nicht anders erscheint es dann, als habe sich jede Woge für sich ihren eigenen Angriffspunkt, den Felsen des Landes, der sie besonders ärgere, ausgesucht und wasche nun, wie sie nur irgendwie den Athem wieder gesammelt, seit Jahrtausenden daran, ihn wegzuräumen und sich Raum und freies Feld zur weiteren Ausbreitung, zum Behagen und zur Sonnung in reizendster Abgeschiedenheit von dem pöbelhaften Gedränge ihrer Schwestern draußen im freien Meere zu verschaffen. Denn es gibt nichts geduldigeres und beharrlicheres als das immer bewegliche Meer und nichts ungeduldigeres und unstäteres als den festen Fels. So zersägt, so zersplittert ist dieser Theil der Küste Corfu's. Kammer liegt an Kammer, keine sehr groß, keine größer, als daß eben nur ein idyllisch kleines Schiff sich darin bergen könnte, aber alle sehr tief in die Ufer eingebohrt. Der Boden darin erscheint wie getigert, schwarz im grünen Grunde. Das sind die dunkleren Felsenrippen, die stellenweise unnachgiebig und höher übrig blieben. Zwischen ihnen senkt sich das Wasser in tiefere Gruben, wo dann nur mehr seine Farbe wirkt, der Grund ganz verschwindet.

Jede dieser Buchten ist auch auf dem Lande, das sie umzieht, eine abgetrennte Welt. Von dem Ufer der einen, sieht man nicht zu dem der anderen hinüber, weiß nicht, daß dort eine dritte folgt, wie man schon aus einer anderen kam. Denn der Weg ist eingebogen und gewunden um fortwährende Vorgebirge, und jede Bucht dazwischen läßt durch ihre Pforte einen anders gestalteten Blick auf das Meer fassen, wo entferntere oder nähere Küsten auftauchen, Inselfelsen schwimmen oder das Meer in glänzender Grenzenlosigkeit liegt. Die Straße umschlingt immer wechselnd, wahrhaft zauberisch alle

dieſe Wandelbilder. Es iſt eigenthümlich, daß ſo durchſchnittlich überall bei den Inſeln, aber ſelbſt auch im Allgemeinen an den Continenten die Weſtküſte wilder, maleriſcher, zertrümmerter und ſchöner geſtaltet iſt als der Oſten des Landes, ſo z. B. ganz Italien. Es ſcheint, daß der Wogen- und Wettersturm, der von Oſten kömmt, doch weniger häufig oder wenigſtens weniger Gewalt hat, als der weſtliche.

Man muß zuerſt hinaus, immer noch auf hohem Stande des Ufers, auf ein weit ausgreifendes Vorgebirge, das den Norden des Hafens der Trinität deckt. Dann wendet ſich die Straße hinein in die Bucht des hl. Nikolaus und ſteigt raſch zu einem niedrigeren Strande hinab. Ich fand dort glänzende Gipslager im Kalkſteine. Oelwald deckt hier den Weg wieder und der Schatten that wohl, denn dem November zum Trotze mußte ich die Bergung vor der Sonne in jeder Weiſe ſuchen. Einzelne Bauern arbeiteten in dieſen Urwäldern. Sie hoben die ſchwarzen Oliven auf von dem hier ſteinüberſäeten Boden. Jeder grüßte mich. Schöne Geſtalten in maleriſchem Kleide, das weiße Hemd, eine breit offene kurze Jacke auf der Bruſt, eine weite blaue Pumphoſe um die Schenkel und weiße Strümpfe auf die Beine gezogen. Der freundlichſte von Allen, ein junger Burſche von immer lachendem Weſen, das Haar rafaeliſch geſchnitten, kurz und gerade über der Stirne, in langen Striemen zu beiden Seiten des Geſichtes und über den Hinterkopf hängend, zeigte mir eine Oelpreſſe, die er hüthete. Er hielt die ſehr ſimple, primitive Maſchine für ein Wunderwerk der Kunſt. Mir fiel das rothe Kreuz auf, das über der Preſſe auf ihrem Gebälke, die Weihe der Arbeit gebend, ſtand. Alſo auch hier die Schiller'ſche Meinung in Geltung: „Doch der Segen kömmt von oben." Das Volk iſt auf der ganzen Inſel ſehr fromm und miſcht den Glauben und die Religion in alle Alltagsverrichtungen. Auch das iſt ein Zeichen ſeiner Glückſeligkeit.

Die letzte dieser kleinen Buchten neben dem Wege nach Palaeo Castrizza ist die des hl. Spiridion, des Patrons der Insel. Sie öffnet sich gegen Süden auf eine weite Aussicht. Im Hintergrunde ist es das Meer, das an den Himmel grenzt, und matt in rosige Dünste verloren das Cap Mittika der Insel unterhalb Garuna, das man sieht. In den Mittelgrund, auch von links her greift das Vorgebirge von Plaka schroff abgebrochen und zu spitzem Gipfel sich hebend. Unten ist es greller, gelber Fels, der wie die Sonne selbst blendet; oben bergen sich blaue Schatten im dichtesten, buschigsten Grün. In der Mitte des Bildes schwimmt der Scoglio Caluvri, Capri ähnlich, aber nur wie dessen verkleinertestes Miniatur. Auch einem hochbordigen Schiffe fand ich ihn gleich, das eben vom Ufer abgestoßen, der freien See zusteuert. Seine Prora greift westwärts in's jonische Meer hinaus, sein höheres Hintercastell steht im Osten, der Insel zugekehrt. Im Vordergrunde schließt links die Bucht und das Bild das Cap von San Giorgio mit einer Kirchenruine darauf und rechts eine schmale und kurze Landzunge, die auf ihrem Endpunkte einen mächtigen Felsenberg trägt und auf diesem das Kloster von Palaeo Castrizza, so daß dieses Wasser als ein von allen Seiten geheiligtes gelten kann. Wie in einem Rahmen ist die Fernsicht eingeschlossen und das Bild völlig fertig. Jeder Zug mehr, den ein Künstler der Natur beilegen möchte, wäre Vermessenheit.

Da man auf die Landzunge kömmt, sieht man neben ihr einen anderen kleineren Busen. Er ist auch nicht so freundlich. „Durch vorgestreckte Geklüfte, die sich gegen einander vorhin drehen an der Mündung" ist er beinahe völlig gesperrt, kraterähnlich und mahnte mich an den Port der Lästrygonen, worin dem Odysseus die Schiffe und die Gefährten der Reise erschlagen wurden. „Rings umher aufstarrend, steigen auf jeglicher Seite Felsen empor" unmittelbar aus der See, rechts die Ufer des Festlandes der Insel, links die noch schrofferen

Abſtürze des Vorgebirges von Palaeo Caſtrizza. Keine Straße, kein Fußpfad gürtet ſeine Ufer. Auch wäre nirgends eine Spanne gangbaren Landes dafür zu finden. Eine Menge Felſen ſind von oben herab in das Waſſer geſtürzt. Sie bieten die einzige Möglichkeit von einem zum anderen überſpringend, die Bucht zu umwandern. Und daß dieſes geſchehe, gewahrte ich, als nach dem ſteilen Wege zum Kloſter von Palaeo Caſtrizza herauf aus dieſer verſchloſſenen und verſenkten Welt mir Geſang erklang und ich mit dem Glaſe hinab ſehend, deutlich unterſchied,

Wie am Vorgebirge mit langer Ruthe ein Fiſcher
Lauernd den kleinen Fiſchen die ködertragende Angel
An dem Horne des Stiers hinab in die Fluthen des Meeres
Warf, und die zappelnde Beute geſchwind an's Ufer hinaufſchwenkt.

Der kahnloſe Sänger ſaß auf einer beſchatteten Klippe. Die Beine hatte er im Waſſer hängen. Auf dem Kopfe trug er die phrygiſche Mütze, auf den Schultern den langwolligen Lodenrock, welcher pelzähnlich und für alle Seeleute hier üblich iſt. In den ernſten Augenblicken ſeines Geſchäftes ruhte ſein Geſang, darum hatte ich ihn lange nicht bemerkt. Dann wieder löſte er ſich mit einer Panpfeife ab, welche ſchrille Töne, aber doch Melodie gab. Es war das Inſtrument und der Sänger, vielleicht auch die Muſikweiſe einer antiken Idylle, und wie die Mittagsglut mir beim Aufſteigen nach dem Kloſter immer heißer wurde, ſtellte ſich mir dieſer ſtille, felſige Golf, dieſer Fiſcher und die lichte Sonne, die leiſe zitternde Luft und das ſilberblaue Meer immer mehr zu einer Illuſtration des Goetheſchen Fiſchers zuſammen:

Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.

Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß,
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.

Auch die Gaſtfreundſchaft im Kloſter war die einer Idylle. Man hatte nicht viel, aber man gab mir was man hatte; ſchwarzen Kaffee ohne Zucker, alte Nüſſe, ſchwarze Oliven, getrocknete Feigen, etwas ricinirten Wein. Das Brod fehlte ihnen. Der älteſte der drei Kloſterbrüder ſtand eben im Hofe auf einer Leiter, um die Glocke zu ſchlagen. Die Kirche iſt der Mutter Gottes geweiht. Das Kloſter ſcheint arm, wie ich denn nirgends auf der Inſel den vielgeklagten Reichthum und das Wohlbehagen der griechiſchen Mönche gefunden habe. Aber die Lage, die Ausſicht dieſer Abtei iſt reichlich lohnend für Denjenigen, der ſich durch ſolche Genüſſe ſättigen kann. Wie ein Leuchthurm ſteht dieſes Cap in die See hinaus; rechts und links, vor und hinter ihm iſt freie Luft. Nur ein ſchmales Land drückt es an die Inſel, daß das Cap nicht ſelbſt ſchon wieder Inſel geworden, gleich den vielen draußen am Horizonte ſchwimmenden Scoglien. Oben darauf, den ganzen freien Raum deckend, die Zinnenkrone dieſes Thurmfelſens, ſteht das Kloſter, eine kleine Kirche, ein ſchmaler Hof davor, ein enger Kreuzgang dahinter und wenige Wirthſchaftsgebäude und Wohnungen daneben. Der Garten mit uralten Feigenbäumen, mit goldenem Orangenſegen, mit Oliven, dem Thurmſchmucke einiger duftenden Cypreſſen und etwas Wein iſt terraſſenförmig die Stufen des Berges, wo man hinaufſteigt, der Inſel zu angelegt. Durch einen der Bogen des Kreuzganges ſieht man das ſchönſte Bild, und dort einige Stunden ſitzen bleibend, wie ich es that, begreift man, daß ein Mönch hier, der anno 1837 ſtarb, 118 Jahre alt werden konnte. Wer mag ſich auch leicht wegreißen von ſolcher alltäglicher Herrlichkeit; ſie läßt dem „Drüben“ nichts Beſſeres zu verſprechen. Hier wirklich kann

die irdiſche Gewohnheit ſchon zum Paradieſe werden. Es iſt die ſüdwärts geſtreckte Küſte der Inſel, welche der Blick erfaßt, mit unzähligen Caps, die ſich vorſchieben und Felſen, die ſich losgewaſchen haben, der nächſte das Capri ähnliche Schiff von Caluvri. Die See lag ſilberhell in allergroßartigſter Einſamkeit, nicht ein Segel darauf. Der Seele und dem Geiſte gehörte Alles, das weiteſte Sinnen und Fabeln. Der Himmel darüber glänzte im makelloſeſten Golde. Nicht eine Wolke, die dort Drohung oder Sorge gegeben hätte. So ſollte das Verhängniß immer über uns ſtehen. Und die Küſte war beinahe unkenntlich durch den heißen, ſonnigen Dunſt, der auf ihr brütete. Dort lagen nur große Maſſen roſigen Lichtes und blaue Schatten, die dunkel wie die helle Nacht des Südens waren. Das Ganze ein lichtgeborenes Bild. Ich habe nur im Sommer von Amalfi ſolchen Sonnenglanz geſehen.

Die Decke der Pergola bilden Reben, und einzelne rothe Zweige hingen gar maleriſch von dort herab in den Rahmen dieſes ſchönen Bildes.

Gegen Norden zu ſperrt das Vorgebirge von S. Angelo die Ausſicht auf das Profil der Küſte. Es iſt das kräftigſte, das vorgreifendſte dieſer Weſtſeite der Inſel. Noch ſchroffer, noch ſteiler und ſenkrechter als die Felſenmauern von Palaeo Caſtrizza ſteigt es in die See hinab. Und von ſeiner Höhe, welche die des Kloſters noch um mehr denn das Doppelte überragt, ſchauen die Ruinen der Engelsburg, Angelo-castron, des Deſpoten Michael von Epirus in die weite Welt, auf das Weltmeer hinaus. Das iſt das Schloß am Meere, das hohe Schloß. Haſt Du es dort geſehen?

Goldig und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich nieder neigen
In die ſpiegelklare Flut:
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

Und auch zu bedeuten hat es heute nicht mehr als das der Uhland'schen Ballade, ist todt und ausgestorben wie seine Aufgabe und die Herrschaft der Gewaltigen, die es bauten. Kaum seine Sage und seine Geschichte auch nicht mehr hat sich erhalten. Bauersleute erzählten mir, die Venetianer hätten es erbaut; die Mönche wollten es von den Genuesen abstammen lassen. Ein einziger, ein jüngerer behauptete, es sei älter, aber warum und von wem es gerade gegen Italien, die Venetianer und Neapolitaner gekehrt gewesen, wußte er nicht zu sagen. Ich glaube nach mannigfachen geographischen und historischen Studien das Vorgebirge von San Angelo das antike Cap Phalakron. Durch die dort mündenden Thäler ging immer ein leichter Weg in die Insel hinein. Wenn nicht bereits Phäaken und Korkyräer diesen durch eine Burg deckten oder später die Normannen, wofür uns aber Beweise fehlen, so scheint es doch sicher, daß die erste Begründung auf diesem Cap schon aus dem Anfange unseres dreizehnten Jahrhunderts von dem Despoten Michael I. Angelos von Epirus herrührt und nicht wie Marmora irrig, durch den gleichen Taufnamen verführt, berichtet, von dem Kaiser Michael Comnenos oder wie Cusani und Perriciuoli erzählen, erst von den Palaeologen aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Dieser Michael Angelos war einer jener Bastardsöhne der entthronten byzantinischen Kaiserfamilie, die zugleich mit der Rohheit und Stärke, wie sie diesen thracischen Volksstämmen immer eigenthümlich blieb, und mit der verschlagenen Diplomatie, wie sie so raffinirt nur Constantinopel lehrt, sich neue und mächtige Reiche zu bilden wußten aus der wüsten Masse der griechischen illyrischen Halbinsel, welche die unverständigen lateinischen Eroberer des orientalischen Kaiserreiches nicht zu bewältigen und nicht zu verwalten vermochten. Er wurde schon wenige Jahre nach dem Beginne seiner Herrschaft auf Epirus, welche er 1204 instituirt hatte, so stark, daß er Corfu

selbst der Macht der Venetianer abringen konnte. In der Vertheidigung dieses jungen Besitzes, die ihm und seinem Nachfolger, dem zweiten Michael, dann beinahe nach allen Seiten der Windrose oblag, mag auch dieses Castell auf der Westseite der Insel entstanden sein, ganz ähnlich der Burg von Corfu auf dem Ostcap und dem Schlosse von Cassopo auf der Nordspitze der Insel an der Stelle des römischen Jupitertempels, so daß die ganze Insel damals beinahe wie eine Festung geworden war, wie denn auch der größte Theil der Bevölkerung in diesen Burgen wohnte. Ob hiebei die Engelsburg von dem Familiennamen des Gründers den ihrigen erhielt, oder weil sie so hoch und luftig steht, daß ihre Thürme nur für Engel zugänglich erschienen, habe ich nirgends erklärt gefunden. Die Regesten der Angiovinen erzählen von ihr nur, daß Carl I., als er mit dem Erbe der Manfred'schen Verlassenschaft die Herrschaft über Corfu antrat, im April des Jahres 1272, seinem Generalcapitain Giordano di S. Felice unter Anderem auch die Vollmacht gab, einen Castellan in das Castell von San Angelo einzusetzen. Denn Corfu hat nicht nur den zweiten Friedrich auf seinem Kreuzzuge als Gast beherbergt, es hat später auch den Hohenstaufen gehuldigt, weil es in seiner centralen und auf allen Wegen gelegenen Lage stets in alle großen Weltschicksale verflochten wird. Als der unglückliche Manfred nämlich, damals noch im vollen Glanze seiner jungen Persönlichkeit, 1259 die siebenzehnjährige und anmuthige Helena, die Tochter Michael II. von Epirus, heiratete, erhielt er nicht nur reiche Mitgift in Epirus von seinem Schwiegervater, sondern auch die Insel Corfu zur Aussteuer. Andere Urkunden stellen dann weiters für dieses Castell fest, daß, als Carl III. von Neapel aus der hohenstaufischen Beute 1386 Corfu an die Venetianer verlor, sich nur die Burg von S. Angelo ein Jahr lang für die Anjous hielt. Sein Kämmerer der Insel, Jacopo di Gaeta, saß damals darin und Mali-

piero blockirte sie für die Venetianer. Bei dem Sturme thaten sich für die Venetianer die Corfioten Rizzardo di Altavilla und Giorgio Carnella hervor. Dieser wurde schwer verwundet und erhielt eine Pension von der Republik Venedig, Rizzardo fiel. Sein Sohn Perotto wurde 1403 mit dem Schlosse von Buthroton, Corfu gegenüber, und der Insel Paxos belehnt. In eben diesem Jahre landeten die Genuesen unter der Führung des Bucinardo Francese auf einer Fahrt nach Syrien hier an dieser Westküste unter den Felsen und Mauern des Castells S. Angelo. Zehntausend Mann schifften sich aus, welche sich raubend in die Umgegend zerstreuten. Ohne die Hilfe der Bauern, welche die Bewohner der Weiler von Ducades aufriefen, hätte sich der brave corfiotische Capitain des Schlosses nicht halten können. Sie erschlugen alle Streiflinge, zogen dann gegen die Belagerer der Burg, richteten auch dort ein großes Morden an, so daß Bucinardo mit leeren Schiffen zurück nach Genua mußte. Heute spricht man von Selfgovernment, damals war Selbsthilfe das Schlagwort. Angriff und Abwehr der Genuesen stellt man sich am besten vor, wenn man an den odysseeischen Ueberfall der Lästrigonenstadt denkt, welcher überdieß die hiesige Gegend gleicht.

Auch als die Türken unter Soliman und Chaireddin Barbarossa Corfu das erste Mal angriffen, hielt sich neben der Stadt dieses Schloß von S. Angelo. Ein Statthalter residirte dort mit dem Rechte in Civilstreitigkeiten zu entscheiden. Dann verschwindet seine namentliche Spur aus der Geschichte. Es wird Ruine für das Menschengedächtniß. Aber diese Zeugnisse aus seiner glorreichen Vergangenheit genügen mit dem Blicke auf seine Lage, es eine der festesten Burgen des Mittelalters zu glauben.

Die geborstenen Mauern oben auf dem Berge haben seitdem wohl auch dem Kloster unten den Namen Palaeo Castrizza, altes Schloß, gegeben und nicht wie die Deutung geht, daß

hier auf den Fundamenten des frommen Hauses sich einmal auch ein anderer Herrschaftssitz erhob. Im Süden neben dem Kloster steht auf dem nächsten Cap eine andere Kirche, die des hl. Georg. Auch sie ist heute eine Ruine. Lebendiger ist es hinter dem Kloster auf den steilen Berghängen. Dort klebt Lakones, einer der glänzenden weißen Orte, lang über die Quere des Berges gezogen, wie sie hier auch die Höhen des Landes zu freundlichen Wirthschaftsbildern umgestalten. „Balsamreiche" Cypressen umziehen und durchschneiden ihn in großer Menge; Feigenbäume hängen um seine Häuser und der Oelbaum deckt den ganzen Berg, welcher sich hoch und wolkenragend hinter ihm in steinige Firsten hebt. Der Ort und der Berg und das steile Cap von Angelo Castron mit den Ruinen darauf sind wie das Urbild für die felsengethürmte Landschaft, womit Friedrich Preller den Angriff des Odysseus auf die Hafenstadt der Kikonen, das thracische Ismaros also, illustrirt hat. Man kann sich kaum vorstellen, daß er dieses hiesige Original nicht sollte gesehen haben, so ähnlich sind sich die Landschaft und die Zeichnung.

Dieses westliche Gestade der Insel ist der schönste Gegensatz zu den weichen, wohllüstigen phäakischen Ufern des Ostens. Nichts von hohlen Thälern, von gewellten Hügeln, von Ebenen, die wald- und gartenbedeckt zur See hinabgleiten. Hier ist Alles steiler Berg, Fels, der von oben bis unten reicht, dem die See mit Wellensturm die Füße badet, indessen ihm oben der Wind die Nebel um das Haupt schlägt; steile, stehende Romantik, während dort eine Idylle ausgebreitet liegt. Wie ein verbanntes, ein verfluchtes Land sind die Klippen von Palaeo Castrizza und San Angelo im Vergleiche zu den Hügeln von Gasturi und der Marina von Castrades. Es ist als habe der Ostwind, was sie hier den Levante nennen und den feindseligsten Lufthauch glauben, der kalt und erstarrend von den Schneebergen Albaniens kömmt, das Gebirge, die Wirbelsäule

der Insel immer weiter gegen Westen gedrängt, bis es an der Grenze des mittelländischen Meeres ankam und ihm nun nichts bleibt als zu zerbröckeln und weil sich alle Zerstörung von oben herab vollzieht, dort hinab zu fallen. Auch der Istone geht so den Weg alles Fleisches.

Da ich zurück ging war es später Mittag geworden. Einige Popen, die in die Stadt oder umliegenden Ortschaften Morgens ausgezogen waren, begegneten mir auf ihrem Heimwege zum Kloster, noch wo ich die See hart neben mir im Abgrunde hatte. Sie legten, mir zum Gruße, unseren Heiligenbildern ähnlich, die Hand auf die Brust und neigten das Haupt vorne über. So hat einer der Apostel auf dem Abendmahle des Leonardo da Vinci die offene Rechte betheuernd auf der Brust liegen. Von den Bergen durch den Oelwald herab kamen rüstigen Schrittes Arbeitsleute auf die Straße und sammelten sich dort wie die kleinen Rinnsale im Bette eines Flußes. Mir entgegen die Straße herauf stieg ein Trupp beturbanter Weiber. Der Wind trug ihnen das weiße Tuch, das von der Stirne zurückgeschlagen über den Kopf bis in den Nacken hängt, wie wehende Schleier nach. Die Brust hatten sie mit gelben Miedern gedeckt oder auch nur das weiße Hemd, das sie kaum verbarg, darüber gezogen und den weißen Rock durch eine rothe Binde daran gegürtet. Unwillkürlich wie ich diese rüstige Bewegung sah, die von der Arbeit kam und ausruhte, spielten meine Gedanken die Melodien der ersten Scenen des Wilhelm Tell dazu. Man braucht nicht immer ein Instrument zu haben um Musik zu machen und zu hören.

Noch ehe ich ai dottori passirte, „tauchte die Sonne und Dunkel erhub sich" und die Oelbäume links und rechts vom Wege wurden zu Gespenstern und erschienen mir wie die Dinge in den Erinnerungen der Kindheit größer als ich sie in der Wirklichkeit des Morgenlichtes gesehen hatte. Nach sieben Uhr traf ich zu Hause ein. Die Rückfahrt hatte drei Stunden ge-

dauert. Etwas mehr denn eine halbe Stunde war ich vom Kloster hinab zu der Haltstelle des Wagens gegangen. Zur Hinfahrt braucht man vier Stunden. Ai dottori ist ziemlich halben Wegs; die Stelle, wo die Straße von Potamo in die von Govino mündet, für den Wagen eine Stunde von Corfu entfernt.

4. Capitel.

Besteigung des Monte San Salvatore.

Corfu, Donnerstag den 1. December 1870.

Ich brach um fünf Uhr auf. Es war noch völlige Nacht. Ueberall brannten noch die Straßenlaternen. In einigen Häusern war Licht und die hohen zweiräderigen Karren, die uns entgegen zur Stadt kamen, hatten unter dem Gestelle eine kleine Lampe hängen. So weisen sich diese Wagen den Weg. Graues Gewölke stand am Himmel. Die Cactusstauden sahen wie Gespenster aus. Erst da wir bei der Bucht von Govino waren, begann sich der Tag zu zeigen. Bleigrau lag das Wasser und regungslos, wirklich wie eine Metallflut. Rosig blaue Streifen zog das Morgenlicht darein, als erwärme sich die Masse durch irgend eine unterirdische Glut. So färbten sich auch die Wolken. Sie nahmen zuerst ein lebloses graues Licht, das wurde am Rande, dann über den ganzen Ballen wachsend, violett, zuletzt umzog sie ein goldener Saum und schroffkantig, wie ausgeschnittener Pappendeckel, standen sie vor dem leuchtenden Hintergrunde. Glühende Strahlen schossen auf, ein, zwei, drei, dann eine Legion und zuerst nur kurze, dann Pfeile, die sich über das ganze Gewölbe bis zu mir herüber legten. Unter den Wolken, die höher stiegen zu den Pfeilen hinauf, wurde der Horizont flüssiges Gold. Albanien war nicht mehr sichtbar, so reich war das Licht und der Ueberfluß des Lichtes ist tödtlich für das Auge, wie das Zuviel der Nacht und des Dunkels.

Die Extreme berühren sich auch hierin. Endlich wurde ebenso die See ein Goldfluß. Nur die Burgfelsen von Corfu schwammen als blaue, violette Schatten, weil das Licht noch hinter ihnen stand, in dieser See, in diesem Himmel des Goldes. Es war eine Transfiguration, nicht blos ein Sonnenaufgang der rosenfingerigen Eos, sowie sie auch Homer schon gesehen und genannt hat: „goldenthronend".

Der Vordergrund um mich war noch bleich schattig, morgendlich kühl, grau einfärbig, daß diese Fernsicht wie eine Fata Morgana, wie eine Lüge, die übertreibt, in meine nüchterne Wirklichkeit eingriff. So wie man Sterne auf einem stillen, faulen Wasser sich trübe wiederspiegeln sieht, so flammten von den durch die Olivenzweige gedrungenen Lichtern einige Reflexe auf der noch schläfrigen, immer stillen und zurückgezogenen Bucht, die ich in diesem einzig schönen Augenblicke gerade rechts nahe neben mir hatte. Der Wagen war schon abgebogen von der Hauptstraße ai dottori rechts auf Feldwege in das Dickicht der Olivenwälder hinein, welche die nordwärts gekehrten Buchten dieses Theiles der Insel gürten.

Es war ein Sonnenaufgang wie ihn ein Oelmaler kaum je zu malen versuchen wird und wie er mit seinen absonderlichen Effecten auch eher einem Aquarellisten gelingt. Claude Lorrain hat unter der Nummer 88 seines liber veritatis etwas Aehnliches mit errrathendem Auge gezeichnet.

Die Jugend hat nur einen Augenblick der äußersten Schönheit; auch diesem Tage blieb nichts als nach solchem Wunder sofort zu sterben. Graues Gewölke deckte sich wieder ganz über den Himmel, und wenn ihn ein Luftzug reinigen wollte, so kamen aus dem Westen über den bergigen Rückgrat der Insel von der jonischen See neue, noch schlimmere, dunklere Wolken. Der San Salvatore war noch frei, und das ließ nach dem Glauben meines Führers einige Hoffnung. Da wir nach Ipso hinabgestiegen waren, umnebelte sich auch

diese. Ich hatte den donnerumwölkten Kroniden vor der Ausfahrt zu versöhnen vergessen. Nun beschloß ich trotzdem bei der Ersteigung zu beharren.

Ipso ist ein klösterlich geborgener Ort. Steil muß die Fahrstraße zu ihm herunter. Wo sie die Engländer jenseits desselben fortsetzten, hat sie die See weggewaschen, die Brücken über die Gießbäche eingestürzt. Und selbst für das Auge ist Ipso schwer zugänglich, so fest ist es an den hohen Uferſaum geleimt und so schmal ist der Strand davor. Aber wenn man einmal darinnen ist, dann ist es ein freundlicher Ort, und das Leben darin scheint ein stilles, gleichmüthiges und gleichgiltiges Wohlleben wie in so manchem Kloster. Mächtige Feigenbäume schauen über seine Gartenmauern und auch einige schwarze Cypressen, damit wenigstens der Anschein des Ernstes nicht fehle. Und so als eine Bucht des Friedens und der Zurückgezogenheit, wo man denken und sich besinnen, das heißt endlich einmal leben kann, scheint ein Philosoph der Ruhe schon einmal vor mir die Umgegend von Ipso erkannt zu haben. Wenn man auf dem kiesigen Strande eine kleine Strecke dem Monte Salvatore zu wandelt, die plätschernde See zur Rechten, Aloezäune zur Linken, kömmt man zur Ruine eines Landhauses, deren bloßen Anblick schon ich Mon repos nenne. Feigenbäume wuchern in, um und auf dem alten Gemäuer, das grau wie deren knorrige Rinde geworden ist, jeden Anwurf, jeden Mörtel menschlicher Bequemlichkeit verloren hat. Einige schwarze Cypressen werfen ihre langen, trauernden Schatten darauf, als wüßten sie, daß es etwas zu begraben gelte. Näher dem Ufer der See, heben sich drei Palmen, nicht zu hoch, so daß sie nicht schwindsüchtig erscheinen, aber senkrecht, im vollsten Ebenmaße classischer Schönheit, die schönsten der Insel, so daß man sie alle drei Sprößlinge „der Palme von so erhabenem Wuchse“ glauben könnte, welche Odysseus „ehemals in Delos am Altar Phöbos Apollons staunend

ſah, denn ſolch ein Stamm war nie dem Boden entwachſen". Mehr als irgendwo ſchießen hier nahebei aus den Agavenhecken maleriſche blüthentragende Stengel empor. Den Hintergrund des Bildes bildet der Monte Pantaleone mit San Marco, einem weißen Bergdorfe auf halber Höhe ſeines Hanges, Cypreſſen darum, ein dunkler Hintergrund in der dunklen Beleuchtung dieſes Tages. Vor Mon repos liſpelt die leiſe See, die auf das ſeichte Ufer leichte Wellen anſpielt. In weiterer Ferne grenzen ſie die Berge Albaniens und links der gewaltige San Salvatore mit ſteilen Hängen, kein ſichtbares Leben darauf als das dichter Olivenwälder. Die Stadt Corfu ſieht man nicht und nirgends etwas, das nicht in die Klauſe eines müden Einſiedlers gehörte. Wer mag hier ſeine Sünden kaſteiet, wer ein Leben abgebüßt, oder — wie ich es nehme — das Leben erſt genoſſen haben?

Um 8 Uhr ritt ich von Ipſo weiter. Man führte mir ein Maulthier zu, denn noch immer thun die Mäuler, wie zu Alkinoos Zeit den meiſten Dienſt auf der Inſel. Es trug den gewöhnlichen Laſtenſattel, hinten und vorne ein hohes rohhölzernes Joch, in welche verbindend rechts und links Latten geſteckt ſind. Eine Decke liegt darunter um das Thier nicht wund zu drücken, und für mich legte man meine Mäntel und Plaids, die ich in großer Menge mitgenommen, darüber. Das polſterte dieſen Lattenſtuhl ganz gemächlich. Ich fand mich, querüber darin ſitzend, weit bequemer als auf unſeren Sätteln, und im weiteren Verlaufe des ſturmvollen, mühſeligen Tages that mir das Thier, wie dieſer Seſſel auf deſſen Rücken den beſten Dienſt. Die Thiere ſind außerordentlich ſicher und überwinden die größten Schwierigkeiten des Weges. Ich vertraue ihnen lieber als den eigenen Füßen. Ich fand in der Schweiz keines, das ſo angenehm in ſeiner Gangart und ſo vertrauensvoll feſt auf den Füßen geſtanden wäre, wie die hieſigen.

Die Ruine einer Felsenstraße, welche die Engländer begannen und ihre Nachfolger nicht nur nicht fortgesetzt, sondern das Fertige auch schandbar verfallen lassen, führt im Zickzack nach Spartilla hinauf. Ununterbrochen deckt Oelwald den Pfad. Durch seine Zweige sieht man die blaue See sich immer tiefer senken und die Buchten der Insel sich weiter und breiter entwickeln, je höher man steigt und überschaulicher der Standpunkt wird. Nach Spartilla brauchte ich etwas mehr denn eine Stunde. Um 9 1/4 Uhr war ich dort. Es ist eines der weißen Bergdörfer, wie sie hier die Gebirge hoch hinauf humanisiren, das vielleicht noch verlockender als alle anderen und überall hin sichtbar zu seinem Besuche einladet. In der Nähe besehen erweist sich dann sein Reiz wie der der türkischen Städte, als eine Wirkung in die Ferne. Die Gassen sind enge, Jauche fließt durch dieselben ab und kein Haus hat, weil der Raum sparsam ist, einen anderen Misthaufen als die Schwelle vor der Thüre. Darüber darf unsereins sich nicht viel beklagen, nachdem es vor dem Königspalaste des Odysseus nicht anders aussah. „Ein großer Haufen vom Miste der Mäuler und Rinder ward dort am Thore des Hofes gehäuft, daß ihn Odysseus Knechte von dannen führen, des Königs Aecker zu düngen." Insofern ist ganz Spartilla äußerst königlich und homerisch bestellt und fügt sich gar wohl als Staffage in eine odysseeische Landschaft. Im Uebrigen aber sind die Häuser nur roh, aus unbehauenen Feldsteinen gefügt, ohne Anwurf, und das gibt ihnen eben den freundlichen, weithin leuchtenden Anblick, weil der Stein der Insel in seiner Mehrheit weißer Kalk ist. Eines steht über dem anderen und man muß schon ein Bergsteiger sein, um nur diese Ortschaften zu durchwandern.

Aber Spartilla hat einen reizenden, wilden Schmuck. Eine Felsenschlucht schneidet sich durch den Ort. Der Stein ist tief ausgewaschen, beinahe senkrecht gebrochen, und rechts

und links auf den Ufern dieses Gießbaches keimen überhängend mächtige Agaven- und Aloestauden, Feigenbäume und vornehmere Cypressen, welche sich stolz aus diesem untergeordneten Gesindel, Häuser und Dickicht überragend und ferne das weite Meer anschauend, gerade und schweigsam emporheben. Diese Felsenschlucht von Spartilla verdient, daß man, auch wenn man den San Salvatore zu besteigen zu faul oder feige ist, wenigstens bis hierher zum ersten Drittel seines Weges wandere.

Ueber dem Orte, nur etwas seitwärts südlich von ihm, steht eine auffällig schöne und hohe Kirche. Man sagte mir, sie sei dem hl. Arsenios geweiht, dem Schutzpatrone der Insel, dem also mit gutem Grunde ein so hoher Standpunkt ward, damit er das ganze Eiland übersehen und überwachen könne. Arsenios wurde im zehnten Jahrhundert Erzbischof von Corfu, wahrscheinlich 931. Er war im palästinischen Bethanien von einem Juden und einer Christin geboren, mit zwölf Jahren schon Mönch und so jung auch durch Studien, Wissen, Eifer, Muth und Sittsamkeit ausgezeichnet. Nachdem ihn der Patriarch in Constantinopel geweiht hatte, wagte er sich einmal auf das Festland mitten in eine Schaar der einbrechenden Barbaren, um Ueberfälle von seiner Insel abzuhalten. Die Corfioten mußten ihn sich aber mit Gewalt zurück holen. Ihnen zum Danke machte er sich dann später zum purpurgeborenen Constantin auf den Weg, um beim Kaiser Lösung von ungerechten Abgaben zu erwirken. Der harte Winter auf der Rückreise gab ihm aber in der Nähe von Korinth den Tod. Seinen Leichnam begrub man in der Domkirche, und die Dankbarkeit eines gesunden und naiven Volkes hat sein Verdienst nicht aussterben lassen. So wird man heilig.

Um 9½ Uhr, also nach kurzer Rast, setzte ich von Spartilla die Besteigung des Berges fort. Man ist bis dorthin eigentlich auf dem Fuße des Monte Spartilla, das ist

des zweiten und niedrigeren Hornes, welches näher gegen Süden zu steht, des langen Gebirgszuges. Unmittelbar über Spartilla wendet sich erst der Pfad an der Bergwand entschieden nordwärts und dem eigentlichen Salvatore zu. Er bleibt nun in dieser Richtung. Es ist zunächst ein mühsamer Weg und der einzige Theil des ganzen Aufstieges, der für Nichtschwindelfreie das Ansehen des Gefährlichen hat. Man muß fortwährend über große Gerölle und durch ausgewaschenes glattes Felsengestein, die Rippen, das Knochenwerk des Berges, das entkleidet zu Tage tritt. Rechts hat man steil und ununterbrochen in die Tiefe stürzend den Hang des Spartilla, der ja auch von unten aus gesehen wie eine einzige aus der See aufsteigende Mauer erscheint. Man muß auf diesem Wege die südlichste der vielen Schluchten gewinnen, welche den San Salvatore mit senkrechtem Falle von oben nach unten durchziehen, und welche ich immer Abends mit blauen Schatten gefüllt ein Hauptelement seiner Schönheit finde. Diese südlichste und in dieser Richtung letzte heißt Vanistrato. Stinobüsche und Steineichen füllen sie dicht. In ihr muß man hinauf, eine Art Leiter oder was man in den Alpen bei Chamounix oft la cheminée nennt. Um $10^1/_4$ Uhr langte ich oben an. Nun hat man die Schneide erstiegen, den langen Sattel, der von unten gesehen wie eine einzige kantige, gerade Linie erscheint, beinahe wie mit dem Lineal zwischen den zwei Hörnern des Salvatore und Spartilla gezogen. Auf ihm setzt sich der Weg fort, beinahe eben, zur letzten Kegelkuppe. Statt der Schneide aber und wie man von unten erwartet auf einem Seile zu gehen mit Abgründen rechts und links in zwei Meere, muß man sich aussichtslos durch einen Thalkessel um den andern winden. Der Weg ist langweilig und so eine Stunde lang. Es ist völlige Karstformation, Kesselthäler aus grauem Kalksteine. In einige hat sich Erde gesenkt. Diese ist braunroth, fett und fruchtbar wie die Felder

unten in Corfu. Auch baut man sie an. In einigen arbeiteten die Coloni eben an der Umackerung dieses schwierig gewonnenen Bodens, in anderen grünte aber auch schon junge Saat. Die ersten Thäler, die, welche noch niedriger liegen, sind mit Lorbeerbüschen in außerordentlicher Weise gefüllt. Auch Erika blühte daneben und einige Steineichen wölben mächtige Kuppeln. So sieht es in diesem gesegneten Lande tausend Meter über dem Meere immer noch südländisch aus. Die letzten Thäler und mehr noch das Horn, welches der höchste Punkt, decken Salbeibüsche. Was bei uns die Alpenrose, das ist hier für das Gebirge dieser Strauch.

Um $11^1/_4$ Uhr langte ich vor dem Horne an, um $11^3/_4$ Uhr war ich oben. Grau und schwarz waren die Farben schon gewesen, da ich von Spartilla auszog. Die Thäler auf der Schneide des Berges füllten wallende Nebelmassen. Nicht ein Sonnen-, nicht ein Lichtblick drang durch, der mir Hoffnung und Freude gab. Ein einziges Mal, kurz ehe ich zum Horne gelangte, erkannte ich vor mir, tief unten bleigrau die See und kalt und feucht die akrokeraunischen Berge. Das jonische Meer, das man bis nach Italien überschauen soll, die Inseln dort, Albanien sah ich nicht für einen Augenblick. Oben aber fiel auch noch Sturm über mich. Er warf die Wolken förmlich auf mich und immer neue und immer mehr und mit solcher Dichtigkeit, daß sie in ihrer Fülle rabenschwarz erschienen und man die ausgestreckte Hand vor den Augen nicht mehr erkannte. Es war wie wenn die Wolken selbst körperliche Kraft hätten.

Siehe, da sendete Zeus, der Wolkenversammler, der Windsbraut
Fürchterlich zuckenden Sturm, verhüllt' in dicke Gewölke
Meer und Erde zugleich; und dem düsteren Himmel entsank Nacht.

Mir blieb nichts als mich so rasch als möglich im Kloster zu bergen. Es ist ein niedriges einstöckiges Kirchlein, gegen Norden ein Pfeilergang, auf den anderen Seiten die

leeren Zellen der Mönche darum. So hoch hinauf mit Tempeln zu ſteigen, iſt eine ganz antike Sitte. Im Peloponnes auf dem Kyllene ſtand ein Heiligthum des Hermes noch höher und in Euböa auf dem Ocha hat man Tempelreſte 1500 Meter über dem Meere gefunden. Es ſpuckte alſo gewiß damals ſchon in den Köpfen der unverwüſtlich materialiſtiſche Glaube, daß man durch die Berggipfel ſeinem Gotte räumlich näher und daher auch mehr zu Gehöre komme, und dieſe ſanctificirten Punkte waren Wallfahrtsorte des Volksglaubens wie heute noch immer. Das Heidenthum iſt aus der menſchlichen Natur nicht auszurotten, eben weil ſie Fleiſch iſt und wieder Staub und Aſche werden ſoll.

Hier oben auf dem Salvatore von Corfu vermuthen einige ein Heiligthum des Zeus unter der Kirche begraben. Mir iſt auf Grund einer Notiz des Stephanus von Byzanz eines der Dioskuren wahrſcheinlicher. Auch das heutige chriſtliche iſt inzwiſchen ſchon wieder der Ruine nahe gekommen. Die Zellen fand ich leer, nicht einmal Thüren daran, über jeder Pforte eine Nummer. Ich zählte bis zwanzig. An einem Feſttage des Auguſt's ſoll es den ganzen Berg herauf wallen. Dann kocht man hier wie bei dem Himmelfahrtsfeſte drüben auf dem Cap der alten Akropole der homeriſchen Stadt, tanzt die Romaika in den Formen und Stellungen der antiken Vaſengemälde und übernachtet im Freien bei luſtigem Lampenſcheine. Der letzte Mönch aber ſoll in einer außergewöhnlich ſtrengen Wintersnacht hier oben erfroren ſein. Mir aber iſt es wahrſcheinlicher, daß dieſes ein Racheakt des alten Kroniden gegen den neuen Glauben geweſen iſt, denn es ſoll hier oben im ſchlechten Wetter noch gar abſonderlich ſpucken. Und auch mir wurde es, als wolle der Rübezahl dieſes Heiligenberges mich bis zum Tode dicht in ſeine Nebel einwickeln. Der Sturm warf mich um, und ich mußte zuletzt die Magnetnadel zu Hülfe nehmen, um nur die Richtung des Weges

zu meinem Rückzuge zu finden. Einen Augenblick glaubte ich nicht mehr an Erlösung auf dem San Salvatore, so furchtbar steigerte sich die Gewalt des Unwetters. Wie Trieb der Flucht trieb es mich abwärts, von Regen, Gußströmen und wüthendem Sturme gepeitscht. Die Furien können dem Oreſtes nicht ärger zugesetzt haben, als ich verfolgt wurde.

Um 12 Uhr war ich vom Kloſter aufgebrochen, um $2^1/_4$ Uhr kehrte ich nach Spartilla zurück. Dort nahm ich Raſt und Atzung in der Cantine des Ortes. Ihr Boden iſt nur geſtampfte ſchwarze Erde; im Hintergrunde lagen mächtige Weinfäßer neben einander gereiht. Das Feuer brannte daneben auf offenem Herde und der Rauch, nachdem er uns Alle geräuchert, mußte widerſpänſtig gegen die feuchte Luft bei der Thüre hinaus. Um in das obere Stockwerk des Hauſes zu ſteigen, wurde eine Leiter auf einen Tiſch geſtellt und in eine Fallthüre der Decke eingeſchoben. Dieſe Thüre mußte geſchloſſen werden, weil es durch das obere Geſchoß auf mich regnete. Die ganze Bevölkerung ſammelte ſich hinter mir, mir zuzuſehen. Weil die Leute die vierzigtägigen Faſten vor Weihnachten haben, lehnten ſie die Speiſereſte ab, die ich ihnen anbot. Nur die Miſpeln nahm der Wirth für ſein Kind. Hinab ſteigend kamen mir alle Weiber mit dem Spinnrocken entgegen, ſo wie Homer die Frauen der Königin Arete emſig ſpinnen und weben läßt:

Jene ſaßen und webten und drehten emſig die Spindel
Anzuſchauen wie die Blätter der hohen wehenden Pappel.
Denn gleichwie die Phäaken vor allen übrigen Männern
Hurtige Schiffe zu lenken verſtehn, ſo ſiegen die Weiber
In der Kunſt des Gewebes; ſie lehrete ſelber Athene,
Wundervolle Gewande mit klugem Geiſte zu wirken.

Auch die päoniſche Jungfrau fiel mir ein, die dem Darius in Sardes Luſt gab ein ſo arbeitſames Volk von Europa nach Aſien zu verſetzen. Denn ganz wie jene Schweſter des Pignes und Mantyes, welche auch groß und ſchön war, gehen

die Weiber hier zugleich mit einer Laſt auf dem Kopfe und in der Hand den Faden, welchen ſie an der Spindel drehen, und ſo ſogar den Berg herauf. Sie trugen ſchwere weißwollene Gewänder, auch dieß ganz odyſſeeiſch, und den Rock, um leichter zu ſteigen, in den Gürtel geſchürzt. Das iſt eine ſchöne, ganz antike Staffage in dem uralten dichten Oelwalde. Wie Urbilder der Karyatiden vom erichtheiſchen Tempel erſchienen ſie mir, und ich ſah daß man in dieſen Ländern nicht nur die claſſiſchen Dichter leichter verſtehen lernt, daß ſich hier auch allmählich die Räthſel der anderen antiken Künſte löſen.

Auf dem Strande von Ypſo, wo ich Morgens ſo viel Frieden gelaſſen hatte, fand ich Abends wild aufſchlagenden Wellenſturz. Die Palmen auch beugten ſich unter dem Winde. Aber der Ort iſt ſo paradieſiſch erſchaffen, daß ſich von ſeinem Ufer ſelbſt die wildeſten Stürme des Lebens leichter ſehen laſſen.

Ein anderer Weg zum Salvatore beginnt mit einer Kahnfahrt von der Stadt mehr zum Norden der Inſel und geht dort durch einen Ort hinauf, der heute noch Ithome heißt, und alſo wohl auch die Tradition des alten Namens bewahrt. Man hat für den San Salvatore bezweifeln wollen, daß er der Iſtone der Alten ſei und daß ihm das Schickſal gehöre, welches Thukidides in der Revolutionsgeſchichte von Korkyra dieſem Berge zuweiſt. Ich mache gegen dieſen Zweifel ein Motiv geltend, das mir bisher noch nicht aufgefaßt ſcheint. Nach Muſtoxidi iſt im Stadtfelde der alten Korkyra ein Inſchriftſtein gefunden worden, der den Dioskuren, die dort erwieſenermaßen einen Tempel hatten, den Beinamen der iſtoniſchen gibt. Was aber iſt natürlicher als daß man den Salvatore, der um ſeiner zwei auffallenden Hörner willen am Rheine oder in der Schweiz heute der Brüderberg heißen würde, den Dioskuren weihte und dieſe auf ſolche Weiſe wieder zu ſeinem Beinamen kamen?

5. Capitel.

Der Süden der Insel.

Corfu, Samstag 17. December 1870.

Gerade so wie die herrliche Göttin Kalypso den Odysseus verproviantirt, gab man auch mir zur Nahrung für die Fahrt und Wanderung nach dem Capo bianco des Südens der Insel den Korb, der gefüllt war mit herzerfreuenden Speisen in den Wagen. Schon vor 5 Uhr fuhren wir aus, Matheo Rosa, meine immergetreue Athene in eines anderen Mentor Gestalt, und ich. Der leichte Wagen von zwei kleinen starken albanesischen Pferden gezogen flog eilig, als hätte er Flügel. Der Kutscher, ein junger hübscher Grieche, als wäre er Telemach, der eben den Menelaos besuchte,

schwang auf die Rosse die Geißel; mit hurtiger Eile
Stürmten sie über die Gassen der Stadt in das freie Gefilde.
Also schüttelten sie bis zum Abend das Joch an den Nacken.

Es war noch völlige Nacht, auch nicht eine Mahnung des Tages in der Luft. Der Mond aber mit seiner letzten Sichel, wie eigens für uns bis zu dieser späten Stunde noch angezündet gelassen, leuchtete von einem wolkenlos reinen Himmel. Auch die Sterne schimmerten klar. Die Unterwelt aber deckten dichte Morgennebel. Die Ferne vor uns war ein leuchtender Dunst, der nichts erkennen ließ. Es war als fahre man auf dem Meeresgrunde und dringe durch die Wassermassen ein Lichtschimmer des oberirdischen Tages. Die Oelbäume, unfaßbar in ihren Contouren, schienen wie Klippen, Korallenriffe und der Santa Decca trat uns wie unterseeisches Gebirge, an dessen überragender Spitze Schiffe scheitern, undeutlich, kaum erkennbar wie eine Ahnung nahe.

Um 6 Uhr schon waren wir an seinem Fuße und während wir ihn erstiegen mit kurzen Zickzackwindungen der Straße, begann die erste Regung des Tages drüben im Nebelflor über

den albanesischen Gebirgen und auf der See. Um $6^3/_4$ Uhr waren wir auf der Höhe des Passes, 200 Meter über dem Meere. Die Straße streift eben nur den Ort, durchschneidet ihn nicht, läßt ihn rechts höher über sich. Reicher Oelwald deckt und überhängt sie rechts und links. Einzelne Cypressen streben daraus auf. Es sind diejenigen, welche dem Berge von unten gesehen so viel Mannigfaltigkeit der Farbe geben. Die Buchten, das Land, die Thäler unter uns, der San Salvatore uns gegenüber schwammen und dampften unbestimmt in blauen Nebeln. Aber es waren nicht jene kalten, Mark und Bein erstarrenden Nebel eines Sommermorgens in der Schweiz, es waren Dünste wie gewärmt von einem türkischen Bade entsteigend. Morgens 6 Uhr wurde es mir zu warm; ich mußte den Rock aufknöpfen. Die Luft war balsamisch milde. Breit gezogen erscheint von hier aus der Hafen des Odysseus. Der Tag begann purpurn über dem Cap von Parga und breitete sich nach rechts und links mit aufwärts gehobenen horizontalen Streifen. Dieses glühende Licht der ersten Regung schmolz in jene perlmutterfarbene Lichtstimmung, die ich immer und überall den milden warmen, den alltäglichen Sonnenaufgängen des Südens eigenthümlich fand. Es ist von ganz musikalischem Eindrucke solch ein makellos reiner, langsam und wie gesetzlich in der Farbe und in der Zeit immer gleichmäßig und allmählich sich vollziehender Sonnenaufgang in diesen warmen Morgenländern des mittelländischen Meeres, wie ich sie so oft hier zwischen griechischen Küsten und weiter im Osten noch, der Sonne näher auf syrischen und byzantinischen Meeren erlebte. Denn es gibt auch Musik ohne Laut und Töne. Das ist die eigentliche Sphärenmusik, von der die Dichter so viel singen und sagen. Gewöhnliche Sterbliche hören sie auch nicht. Vielleicht aber hat damit Orpheus die Thiere bezaubert und Appollo den Marsyas überwunden.

Felszacken von der höher ragenden Kuppe des Santa Decca, den man rechts behält, überhängen die Straße. Rauhwacke und Conglomerate wechseln und gehen in einen graubraunen Sandstein über. Das ist der kahle Fels, der von unten gesehen in die Farben des Berges so schöne dunkelviolette Tinten legt. Die Straße keilt sich zwischen diesen Felswänden des Santa Decca und des Stavro ein in einen Paß, der dort durchgleitet nach dem Süden der Insel, immer hoch über der See. Und so stiehlt sie sich auf die Mittagsseite des Berges. Man sieht andere Thäler, andere Berge, die man bisher nicht gekannt und auf deren Hängen rechts zuerst Vuniatades und daneben, aber südlicher, S. Mattia, zwei weiß leuchtende Bergdörfer kleben; dann weit über eine fruchtreiche Ebene und hinter ihr die andere See.

Der Santa Decca steht wie ein absperrender Riegel quer über die Insel gestellt von Westen nach Osten, während das andere Gebirge mit dem S. Salvatore seinem Kernstücke entschieden von Norden nach Süden streicht. Auf dieser Seite der Insel war noch keine Sonne. Sie stand hinter den hohen Uferbergen des Canales, die man immer nahe zur Linken behält. Nebel zogen unten über den Thalboden; sie wallten vom jonischen Meere in breiten Massen herein. Man sah recht deutlich, welche Nebel- und Feuchtigkeitsquelle die See ist. Kein Fluß fließt ergiebiger. Aber alle Bergkuppen waren frei davon. Die zur Rechten, welche das jonische Meer grenzen, fingen zuerst das Licht auf. Sie ließen mich einen neuen Sonnenaufgang in anderen Farben sehen. Hier stieg Eos rosenfingerig auf. Ein milder rosenrother Glanz hauchte alle Felsen an. Selbst das Grün wurde davon betrogen. Es war für wenige Minuten als solle mir dieses neue Land mit dem Gesichte einer eben hold aufblühenden Jungfrau zugeführt werden. Nichts Kräftiges, nichts Schlagendes, durch Ueberraschung Packendes war in der Landschaft, keine kühnen Linien und in der Färbung

etwas wie bescheiden Verschämtes. Es legte mir große Ruhe, Friede, Gleichheit aller Gedanken in die Seele und wie aufgewacht eben erst fuhr ich in diesen vierten Theil der Insel ein, der wirklich ganz andere Bilder zu sehen gibt als die nördlichen, schrofferen und das Mittelland. Wohl entsprechend dieser natürlichen Gestaltung ist die Insel auch politisch in ihre vier Quartiere abgetheilt: Oros und Giru im bergigen Norden, das noch immer hohe Mittelland, Mezzo und der flache Süden, Leftimo. Diese Sonderung rührt seit den Zeiten der Anjous her. Es gibt ein Document vom Jahre 1356, in dem diese vier „Bajulationes" bereits als bestehend erwähnt sind.

Die Straße gleitet nun unausgesetzt linde abwärts und fortwährend von uraltem, knorrigstämmigem Oelwalde begleitet. Der Oelbaum ist wie befiedert, so zart, so fein sind seine Blätter. Daher das Runde, das Ungreifbare der Details seines Laubes für den Zeichner, dadurch auch das Wohllüstige, Sinnliche, Weiche, was er — in Massen zusammengestellt — mehr denn jeder andere Baum dem Ansehen der Landschaft gibt.

Die ersten Menschen tauchten dort auf. Wer uns auf der Landstraße entgegen kam, sprach das wohlklingende Kali Mera mir in den Wagen hinein. So begegnete man sich sonst in dem alten Griechenlande mit dem freudigen χαιρε! Ein Hirtenknabe, der seitab den Berg hinauf in den Oelwald stieg, blies auf einem kurzen Rohre schrille, auf- und absteigende Flötentöne. Das sind immer noch Laute des alten Panglaubens, mit denen auch noch mancher Zug heidnischen Wahnes herüberlebt. So behaupten sie in diesem Theile der Insel, die großen alten Oelbäume beherbergen Gespenster, welche besonders in den heißen Mittagsstunden, wenn brütende Hitze allerlei fieberische Dünste erzeugt und der Hirte, müde von dem immerwährenden Gleichklange seines eigenen Pfeifenspieles eingeschlafen, gelockt

durch den alten bekannten dyonisischen Laut sich aus den Rinden und Knorpeln der Oelstämme losschälen und mit den Schafen und Ziegen allerlei teuflische Kurzweil treiben. Sie hätten satanische Schwänze hinten und auf dem Kopfe Bockshörner. Die Füße seien manchen behaart und um die übermüthig lachenden Gesichter hätten sie dichte Kränze von Epheu und Wein, auch Pinienzweige geflochten. Doch auch schöne, wilde trunkene Frauengestalten sollen vorkommen. Und diese stellt man sich ganz antik, noch mit wehenden Tüchern auf dem Haupte, welche sie aber auch übermüthig in den Händen schwingen, vor, wie die Nereiden auf den classischen Bildwerken erscheinen, aber auch die Bäuerinnen hier noch beim Tanze tragen. Nachts sehe man sie nie und die Thiere fürchten sich gar nicht vor ihnen. Im Gegentheile, die Heerden sollen, um sich zu schatten, besonders solche satirisch beleumundete uralte, breitlaubige Bäume suchen. Wenn der Hirte erwache, verschwinden sie auch nicht und lassen ihn lange ihren bacchischen Tänzen zusehen. Nur habe er sich zu hüten, sich nicht selbst hineinmischen zu lassen. Denn derjenige, der dieser Versuchung unterliege, der sei auch jedesmal bald darauf eines leichten Todes zwar, aber doch gestorben. Er werde immer blaß und blaßer, sowie einer, der aus Liebesgram sich verzehre, und schrumpfe zuletzt in ein Knochengerippe zusammen, das sich immer noch sehnsüchtig mit seinen Ziegen und Schafen auf die Weide zu jenen alten bezauberten Stämmen schleppe, bis eines Abends die Heerden nicht mehr zurückkehren und man den todten Hirten dort und die Lämmer und Schafe unter dem großen Oelbaume suchen und heimholen müsse. Prosaische Menschen sagen dann, er habe das Fieber gekriegt, weil er unvorsichtig genug gewesen, im heißesten Mittagszauber der Sonnenglut an besonders kühler und schattiger, feuchter Stelle einzuschlafen. Aber wir Poeten wissen, daß es irgend eine Nymphe gewesen, die ihm das angethan und sein Blut in

heißer Liebesglut hinüber in ihren teuflisch verhexten durchsichtigen Nebelkörper gesogen. Denn das ist geblieben aus antiker, classischer Zeit, daß wer mit einem Gotte oder einer Göttin Liebe getauscht, nicht unverwandelt fortleben kann auf dieser, für solche himmlische Beglückung allzu irdischen Erde. Und diese Hirtengespenster dieser corfiotischen Oelbäume sind ja nur die Dryaden und Najaden der antiken Religionen, welche also unsterblich und noch so lebendig sind, wie sie es nur je im griechischen Alterthume waren. Denn mehr als solche Fieberseelen der laubschattigen Bäume und kühlen Felsklüfte, körperlicher hat sie selbst das classische Heidenthum nicht gedacht und nicht gesehen. Sie waren immer nur Spuckgestalten des Volksglaubens.

Um 7½ Uhr kamen wir Strongili vorbei, das links nahe der Straße steht. Um 7¾ passirten wir die Brücke über den Messongi, ein tiefes Wasser in schmalem Bette. Arbutus deckt in unübersehbaren Massen die flachen Ufer nach rechts und links. Er ragt hoch und dicht wie Mauerwall, daß man kaum die Aussicht über ihn gewinnt.

Um 8 Uhr hielten wir zu kurzer Rast für die Pferde in Bragagnotica. Hinter dem Wirthschaftsgebäude auf einem Hügel steht ein in die Länge gezogenes Landhaus, nicht ohne den Anspruch einigen Schmuckes, das dem heutigen Secretair des heutigen griechischen Königs, einem Herrn Rodeston gehört. Er ist auch der Herr beinahe der ganzen Umgegend. Der Kegelberg im Westen ist der zweite San Salvatore der Insel. Man hat hier etwas mehr denn die Hälfte des Weges von Corfu nach Leftimo, das heißt dem Orte Potami zurückgelegt.

Ich ging, während man fütterte, zu Fuße dem Wagen voraus. Die Gegend senkt sich in den Charakter der milden Hügel des Wiener Waldes rechts und links vom Strange der Westbahn hinter Wien bei Maria Brunn. Dichtester Buschwald von Arbutus unedo, Arbutus andrachne, Prunus spinosa,

Myrtus comunis, Pistacia terebinthus, Pistacia lentiscus, Philyrea media, Quercus coccifera, Crataegus oscyacantha, Erica verticillata und Erica arborea decken sie völlig. Das Grün war gebadet von Thau und strahlte mit seiner jungen Farbe goldig im jungen Sonnenlichte. Rechts in einer noch tieferen Niederung des Landes erscheint eine Lagune. Sie fließt mit dem westlichen Meere zusammen. Ueber das Land nach dem Süden hinab sieht man von hier aus schon die Insel Paxos. Wie ein Schild liegt sie im Meere. Alle Telegraphenstangen sind vielgewundene knorrige Olivenäste. Nun denke man sich, welchen wohlthätigen Eindruck das gibt, mit allem dem Respect im Herzen, den wir Nordländer für Oelbäume haben, von denen wir als Kinder zuerst mit der Leidensgeschichte unseres Erlösers hörten, sich in einem Lande zu finden, wo dieses Holz so gemein ist, daß es zu so gewöhnlicher Verrichtung benutzt werden kann. Es ist beinahe mehr noch wie das unter Palmen wandeln verwirklicht zu sehen.

Auf die kahleren Berggipfel trieben Hirten ihre Heerden hinauf, Ziegen und Schafe. Hier aber sah ich auch Kuhheerden und die Leitglocke schallte von weit herab wie nur irgendwo in den Alpen. Man will diesem Reichthume der Heerden die Entwaldung südlicher Landschaften Schuld geben und behauptet diese jungen Ursprungs. So auch Unger in seinem Reisehandbuche aus Griechenland. Ich hatte immer Zweifel, daß dem jemals wesentlich anders gewesen sei. Wir finden in allen Werken des Alterthums keine besondere Achtung für den Wald ausgesprochen, die Heerden aber in den allergrößten Massen aufgezählt. Eben, da ich den Homer lese, so den Besitz des Odysseus geschildert, den ihm Eumäos verwaltete. War das nun auch der König des Eilandes, so wird doch dabei gesagt, daß andere je zwanzig Männer ziemlich das Gleiche besaßen. Ich glaube das Alles wenig verändert geblieben, wie im Wesentlichen das meiste dieser beharrlich conservativen orientalischen

Länder, und daher auch das landschaftliche Aussehen ziemlich dasselbe wie es Homer und die anderen alten Dichter und Künstler gesehen. Hier ist nicht Alles schon da gewesen, hier ist noch Alles da.

Um $8^3/_4$ Uhr passirten wir Argirades. Die Straße muß zu dem weißen Dorfe, das rechts neben ihr steht, eine starke Höhe hinauf. Von ihm aus ist ein wundervoller Ausblick nach dem Westen auf die jonische See, die tief unten liegt. Sie war völlig unbelebt, nicht ein Segel darauf. Und wenn man sie so sieht, dann glaubt man auch, daß sie nie befahren werde, daß dieses ein neuer erst zu entdeckender Ocean sei, so groß, so weit, so fremdartig erscheint sie dorthin, wo keine Küsten und Inseln bändigend und mäßigend dem Blicke vorliegen.

Vor dem Orte Argirades fand ich die zwei größten Oelbäume der Insel. Den Stamm des einen maß ich mit sechs Meter im Umfange und aus dem Stamme des andern streben sieben besondere Bäume aufwärts. Es scheint diese Gegend überhaupt die urwälderische Heimat der Oliven der Insel zu sein. Einen anderen Baum jenseits des Dorfes, links von der Fahrstraße sah ich, der seine machtvolle Wurzel vier Meter tief über einen Felsen senkt. Nicht anders sieht es aus, als habe sich eben dort ein Drachenleib aufgeringelt und sei im Hinaufkriechen eingeschlafen, so daß ihm jetzt der gewaltige Schwanz faul den Abhang hinabhänge. Das sind die Wohnungen der gespenstigen Dryaden und Najaden, von denen ich oben berichtete. Die Bäume tragen in diesem Theile der Insel auch nicht mehr wie sonstwo die Nummern und Monogramme der Eigenthümer. Es ist Alles noch mehr als im Norden und Mittellande der freien Natur überlassen.

Marathia, ein unglückliches Pestdorf, das einmal völlig ausgestorben, ließen wir links auf der Höhe, nur wenig sichtbar. Fortwährender Buschwald, besonders blühende Erika in

Fülle darin. Die Straße bleibt an Hügelhängen kleben und windet sich mit diesen. So kamen wir um $9^1/_4$ Uhr nach Perivoli. Nun ist man aus Alto Lestimo nach Basso Lestimo herabgestiegen und die Bildung, die Färbung des Bodens auch verräth dessen jüngere Vertrautheit mit der See. Kahle, nackte Hügelzüge; dann flaches, wenig bestelltes Land; beinahe Alles Lehmschichten. Es sieht aus, als sei dieses Alles schon zugeschwemmt, wenig gesund.

Das Gebirge der Insel ist wie das ganze, welches vom illyrischen Skardos, Scodrus, dem heutigen Shardag in die griechische Halbinsel abfließt, graulich, auch gelblich weißer Kalkstein. Wo man ihn bricht, tritt überall diese Farbe auf Corfu hervor, machmal durch Oxide röthlich liniirt. Die schönen dunkelblauen Tinten nach außen hat ihm nur das Alter, die Verwitterung gegeben. Nur in den Niederungen liegen Tertiärschichten. Diese glaube ich durch die See zugetragen. Eine solche jüngere Bildung knüpft die äußerste Südspitze des Basso Lestimo an das Alto-Land. Wäre sie nicht schon so hoch gehoben, so schwämme vor dem größeren Körper der Insel ein anderes drittes Paxos, ganz ähnlich wie dieses und Anti Paxos heute von Corfu abstehen und einmal zugewachsen sein werden. Denn statt, wie es gewöhnlich geschieht, eine frühere Verbindung zwischen Corfu und den beiden Paxos-Inseln zu behaupten, erwarte ich diese erst von der Zukunft, wenn die See auch dort genügende Tertiärschichten zugetragen, die Brücke über die Wasserfläche gehoben haben wird. Heute schon ist die Umgegend der beiden Caps, bianco und allonaki für die Schifffahrt völlig unbrauchbares, seichtes, mit Lehmgrund gefülltes Wasser, eine der schlimmsten Stellen für unkundige Steuerleute. In diesen Tertiärschichten liegt auch noch die Lagune Corissia, die man bei Bragagnotica sieht. Im Mezzolande ist die ganze Bucht unter dem Salvatore und Pantaleone bis unter den Santa Decca so angefüllt mit Tertiärschichten. Nur

der Scoglio des Lazarettes, die Insel Vido, die Festungshügel um Manduchio herum, die Bucht von Castrades und die gegen Osten gekehrte Hälfte des Ascensione-Hügels sind Kreidekalk. Im Westen greifen die Tertiärschichten bis über das Valle di Roppa nach Gianades, Canacades und bis nahe zu Gardellades. Gerade das fruchtbarste Land der Insel hat also diese Grundlage, die Gemüsefelder vor den Thoren der Stadt, die Gärten um die Peschiera Kalichiopulo, die Tabakspflanzungen hinter Govino und die wunderbaren Oelwälder bis zu ai dottori. Es ist der Mergel, der auch die schöne rothe Farbe dem Boden gibt.

Um $9^3/_4$ Uhr waren wir bei Anaplades, Ringlades und nun die ganze Pepinière von fünf Ortschaften, die wie auf einen Strang gezogen nur Eines bilden. Hier ist der Boden wieder anders, meist fruchtbarer Mergel. Die Gestrüppe sind voll von Spartium junceum. Rechts sieht man die Seestraße von Corfu wieder, die schneeigen Berge Albaniens; im Fernblicke südwärts vor den Dörfern üppig gefülltes Tiefland, Getreide, Weinfelder und wahre Wolkenzüge von Bäumen, so dicht und so weich die Olivenwälder; dann noch einen Hügelzug querüberliegend, welcher die Insel schließt. Dorthin mußte und wollte ich, in dieses neue Paradies der Fruchtbarkeit, um durch die sonnigen Felder und schattigen Wälder das äußerste Vorgebirge der Insel zu erreichen.

Um 10 Uhr landete der Wagen in Potami. Um $10^1/_2$ Uhr, nachdem ich gefrühstückt, war das Pferd bereit, das uns beide, Matheo und mich, über die nassen Furten setzen sollte, und trat ich die Wanderung an. Man muß auch durch Melichia, das jenseits der Brücke liegt. Der Bach, der diese Ortschaften trennt, ist so tief, daß eine Menge Fischerbarken darin, nahe an die Brücke gezogen, geborgen vor der See liegen konnten.

In und an diesem sicheren Wasser sammelten sich wohl auch die Korkyräer nach und vor den zwei Seeschlachten, die sie, mit den Athenienſern verbündet, den Korinthern wegen ihrer epidamnischen Colonie lieferten, und die den langen peloponnesischen Krieg einleiteten. Denn, wenn auch Thukidides zu Anfang seines Geschichtswerkes ausdrücklich berichtet, daß man damals schon größere Schiffe baute, und besonders die Korkyräer und Korinther starke Flotten von Dreirudern hatten, so waren das doch immer Boote, welche sich die Mündung eines solchen Flusses zu Nutzen machen konnten, nicht allzuweit von den homerischen entfernt, die man überall auf den seichten Strand ziehen und bergen konnte. Die See war damals von hier bis zum Festlande bei Sybota hinüber mit Schiffstrümmern und Menschenleichen bedeckt. In zwei aufeinanderfolgenden Jahren schloß der Tag hier mit solch' mörderischem Schauspiele, so daß dieses Wasserfeld als so blutgetränkt gelten kann wie das weiter drunten bei Aktium und die anderen noch südlicheren von Lepanto und in der Bucht von Navarin. Die Wasser des Mittelmeeres nicht weniger als seine Küsten lassen bei jedem weiteren Schritte, den wir darauf thun, nur neue Spuren unserer Weltgeschichte entdecken.

In beiden Seeschlachten glaubten und rühmten sich die Korkyräer die Sieger. In der ersten waren sie es auch entschieden. Nach der zweiten, welche die gewaltigere gewesen war, blieb ihnen wenigstens der sachliche Vortheil, denn die Korinther zogen sich in der zweiten Nacht darauf von Sybota nach dem aktischen Golfe hinab. Das zweite Mal errichteten beide Theile drüben bei Sybota — die Korinther auf dem Festlande, die Korkyräer auf der kleinen heutigen Insel Scivota — Trophäen. Das erste Mal aber bauten sie die Korkyräer allein, hier bei dem Flusse auf der weit auslaufenden niedrigen und spitzigen Landzunge Leukimne, das alte Leukimna Akra. Sie steckten die Maste der Wrake in die Erde und häuften die Schiffsschnäbel

darum auf. Das waren die Monumente, womit man damals seine Seesiege zu verewigen trachtete.

Man staunt und bedauert in unseren gelehrt philosophirenden Geschichtsbüchern diese Bruderkämpfe der classisch-antiken Zeiten an. Aber es ist ein alles verwirrender Irrthum, die Griechen, weil wir ihnen diesen Gesammtnamen geben und sie eine Sprache redeten, als ein Volk aufzufassen. Sie fühlten sich in ernsten Dingen selten als solches und nur das Gefühl entscheidet in Nationalitätsfragen. In Wahrheit waren sie auch nicht eins. Sie waren ein Amalgam verschiedener Nationalitäten, Ueberbleibsel aus früherer Zeit auf demselben Boden, Eindringlinge von rechts und links, die ursprünglich gar nichts Verwandtes und Bekanntes mit einander gehabt haben, die sich erst dann auf dem neuen Schauplatze befreundeten und verbanden, so leicht als sie sich entzweiten und verfeindeten. So, mit diesem Gesichtspunkte im Auge, wird die griechische Geschichte begreiflich und verzeihlich. Die Stämme Oesterreichs haben heute mehr Einheit als sie die Griechenlands je angeboren hatten.

Solchen professorenmörderischen Betrachtungen gab ich mich hin auf dem Cap Leukimne, vor diesem ersten Schlachtfelde des peloponnesischen Krieges, an der Stätte der Trophäe der korkyräischen Sieger. Ich wiederhole, sur les lieux gelesen, werden die Geschichte wie die Gedichte anders; realistischer stellen sie sich dar, das heißt wahrer eben in aller Poesie und dem Glanze einer durchleuchteten Landschaft. Denn der wahre Idealismus ist immer zugleich auch real und der echte Realismus wird unbewußt und unwillkürlich immer zum Ideale. Das sind „Kunst und Natur, die sich — mit Göthe's Worten — zu fliehen scheinen und sich gefunden haben, ehe man es denkt." Die Rostren und die Masten der korinthischen Schiffe sind zwar verschwunden und die ganze Stelle ist eine der trostlos leersten, aber die Berge stehen, die See fluthet

noch wie an jenen blutigen Entscheidungstagen und auch die zwei Inseln von Sybota sind dem Festlande nahe und Thorpfosten auf der Schwelle des Canales von Corfu geblieben. Und das genügt zu geschichtlichen Eindrücken.

Diese Scoglien von Scivota sind erst in neuerer Zeit völlig verlassen worden. Aus diesen Seeschlachten des peloponnesischen Krieges entnehmen wir, wie diese Position als Schlüssel des Zuganges zu dem so wichtigen Canale von Corfu betrachtet wurde. So wurde es auch das ganze Mittelalter hindurch gehalten. Wie die Sperre des Bosporus und der Dardanellen stand hier am Eingange der Straße eine Burg. Sie war in Allem ähnlich den Castellen von Corfu, der Vorgebirge von St. Angelo und von Cassopo und ähnlich den Schlössern, wie sie unten auf dem Cap von Chimerium, weiter oben nördlich im Canale über den Buchten von Buthrotum, von Onchesmos und Panormos standen, und wie sie ebenso auch den Süden der italienischen Halbinsel gegen dieselben Feinde gürteten und wie deren Ruinen heute noch die Küsten von Amalfi und Salerno malerisch schmücken. Die ganze Straße von Corfu hinauf und hinab, rechts und links war so mit Wachposten besetzt und wenn sie auch keine weittragenden Krupp'schen Geschütze dort stehen hatten, spielte dieser Weg doch dadurch und bei der Vorliebe, welche auch noch das ganze Mittelalter für die Küstenschifffahrt hatte, eine wichtige Rolle in den Geschichten jener Zeiten und Herrschaften. Immer war der Besitz dieser Felsen daher angestrebt und umworben. Mit ihren wechselnden Schicksalen wechselten auch die Eigenthümer der beiden Inseln und des Castelles von Syboton. Zuerst gehörte es mit dem römischen Reiche den byzantinischen Kaisern, dann ihren aufständischen Statthaltern, den Despoten von Epirus, endlich mit dem Manfred'schen Erbe, das sie immer weiter auszubreiten suchten, den Angiovinen. Von 1272 bis 1284 unterstand es so für den König

Carl I. von Neapel dem Generalcapitain Ritter Giordano di S. Felice. Er ſetzte einen Stellvertreter dort ein. 1280 vollendete San Felice auf Syboton den Bau eines Caſtelles, Panormo, welches der Admiral des deutſchen Königs Manfred, Philippo Chinardo, zu bauen begonnen hatte; derſelbe Chinardo, der dann durch die Heirat einer byzantiniſchen Dame aus der Deſpotenfamilie der Angeli Herr von Corfu und dieſer ſeiner Dependenzien auf dem Feſtlande geworden war. In dem darauffolgenden unglücklichen Kriege Carl's gegen die Byzantiner wurde auch das Caſtell von Syboton unter das Generalcapitanat Hugo's le Rouſſeau de Sully geſtellt, welcher Generalvicar für Albanien und Feldherr auf dem epirotiſchen Kriegsſchauplatze war. Nach ſeiner Niederlage und Gefangennahme bei Berat kam Syboton unter die Verwaltung des Hauptmannes Giovanni Scotto, der einen neuen Caſtellan mit vierzig Mann, meiſtens Bogenſchützen in die Burg legte. Die Palaeologen ſetzten, obwohl ſie beinahe völlig Herr des offenen Landes durch den Sieg bei Berat geworden waren, den Krieg gegen die epirotiſchen Burgen Carl I. von Anjou nicht fort, und Scotto erhielt getreulich den Reſt der angioviniſchen Beſitzungen in Epirus und Albanien von 1281 bis 1283 ſeinem italieniſchen Herrn. Dann aber nahm es San Felice wieder in ſein Generalcapitanat auf und wir leſen in alten Urkunden, daß er dort 1283 das Unweſen abſtellte, welches der Caſtellan Wilhelm de Briviaco eingeführt hatte, der mitten in der Burg eine Weinkneipe eröffnete, in der ſich die Sergeants berauſchten und ihren Sold verſpielten. 1461 plünderten Syboton die Türken, Ende 1570 nahmen es ihnen die Venetianer. Unter ihnen verfiel es und die Türken ließen es ſpäter wie ſo vieles andere gänzlich bedeutungslos werden. Heute jagt man Schweine dort. Aber, daß Cicero auf den Sybotiſchen Inſeln gelandet, gibt ihnen mehr Berühmtheit als alle dieſe Spurflecken einer mittel-

alterlichen Chronik. Er schmauste hier auf der Seereise nach Aktium ganz „saliarisch“ von den köstlichen Gaben, welche ihm die Verwalter von den Gütern seines Freundes Atticus aus Epirus dorthin gebracht. Cicero und die peloponnesischen Schlachten, das sind die denkwürdigen Blätter der Geschichte dieser kleinen Felseneilande, die Jeder lesen sollte, der Corfu vorbei über diese Seestraße gefahren oder hier auf Leukimne geruht.

Meinen weitern Weg nach dem noch südlicheren Cap der Insel Corfu, dem Capo bianco, Amphipagos akra der Alten, nahm ich von der Brücke von Melichia zuerst rechts energisch in die Mitte des Landes hinein, dann wieder links in scholliges Feld und durch wunderschönen Oelwald zur See. Zwischen den Stämmen hindurch der Blick auf das Wasser und die albanischen Berge war ganz Wärme und Licht. Es folgte eine Stunde starken Gehens neben der See im Tange, den sie angeschwemmt hat. Elastisch wie auf Polstern schreitet der Fuß. Ganze Vorgebirge bauen diese todten Seepflanzen in das Meer hinaus und so dicht und stark, daß das Pferd mit einem Reiter darauf sie überschreiten konnte, die Bänke. An einzelnen Stellen miniren sich darunter Quellwasser vom Lande her zur See durch, wo sie uns Fußgängern wieder als Brücken dienten. Die See schwieg völlig. Nur ganz leichte, aber lautlose Silberwellen spielten auf den Strand an, wie das Lächeln eines im Schlafe glücklich träumenden Kindes. Der Tag war warm, daß ich nicht nur den Rock auszog, auch die Weste aufknöpfte. Mir kam mit Allmacht und mit allen damals genossenen Empfindungen die Mahnung an meine erste Wanderung neben einem orientalischen Meere, an die Reise von Mudania nach Brussa, dem Golfe von Gemlek entlang; also an einen der glückseligsten, berauschten Tage meines Lebens. Solches Wiedersehen gibt dann aber noch größere Freude, die von damals wieder und die heutige gehoben durch jene Erinnerung.

Ein Führer, den wir in Potami aufgenommen, behauptete am Wege zu gewinnen, wenn wir wieder in das Land einträten. Ich bewies ihm ſpäter, da wir zurück gingen und uns nach meiner Berechnung hielten, daß er unrecht gehabt. Wieſen und Felder greifen bis zum Meere.

Dort verbreiten ſich Wieſen am Strande des graulichen Meeres,
Feucht und ſchwellend von Gras; wo der fröhlichſte Wein ſich erhübe.
Dort iſt lockerer Acker; und wuchernde Saaten beſtändig
Reiften zur Erntezeit, denn fett iſt unten der Boden.

Auch das blinkende Waſſer, das in derſelben Schilderung Homers der kleinen Inſel, welche dem Kyklopenlande gegenüber liegt, in die See fließt, fehlte hier nicht, zu unſerem Leidweſen, denn es zwang uns zu weiten Umgehungen. Dann mußten wir neuerdings in Oelwaldungen hinein, zu Wohnungen der Menſchen und Hügel hinauf, bis wir endlich nach mühſamer, ſinnloſer Wanderung kreuz und quer, um Gräben und Feldern auszuweichen, ganz ohne Kenntniß des Landes geführt, auf dem Weißen Cap anlangten, oder wenigſtens auf wenige Schritte nahe der äußerſten Südſpitze der Inſel, um 12¼ Uhr. Es iſt kein Stein und Fels wie die Vorlande im Norden der Inſel, nur Falaiſen, lehmige Erde.

Ermüdet ſank ich nieder auf den Boden. Wohlriechende Kräuter und Stauden bildeten mein Lager, und die See duftete wie mit ſcharfen Gewürzen von den ſalzigen Algen und der Südluft, welche heiß uns entgegen wehte. Neben mir in einer kleinen ausgewaſchenen Bucht lag gerettet das Wrak eines geſtrandeten Schiffes. Die Sparren und Balken

Dorren an fremdem Geſtade vom wehenden Sande bedecket.

Ich nahm ſie als ſeien ſie Ueberbleibſel vom Schlachttage des korkyräiſchen Sieges. Vor mir, greifbar nahe, ſchwamm wie ein Schild die Inſel Paxos auf dem Meere, auch dieſes Eiland gleich Corfu nach Süden zu mit weichlichem niederigerem Hügelfalle. Im fernen Hintergrunde tauchte aus mittäglich

heißen Dünsten das Grab der Sappho auf, die Insel Leukadien. Man sah nur den Sargdeckel, des mächtigen Gebirges Kuppen. Der untere Theil der Insel, die Basis des Gebirges, stand in so festen und dichten Nebeln, daß, wer nicht die Gestalt der Insel aus anderer Bekanntschaft wußte, diese Schleier auch noch für das Feld der See halten mußte.

Zur Rechten ist unbegrenzt freie jonische See, dieses Wasser, an dessen bloßen Namensklang sich für uns die Erweckung so vieler kostbarer classischer Erinnerungen knüpft, und links jenseits des Canales von Corfu das schneebedeckte ernste albanische Gebirge.

So ruhten wir jetzo auf dem wogenden Strande des Meeres.

Es war eine wirklich wohllüstige Stunde. Jeden Augenblick hätte Aphrodite aus der See aufsteigen können, ohne Staunen in mir über diese heidnische Nachgeburt zu erregen. So ganz im Geiste jenes Wunders war die Tageszeit gefärbt und gestimmt. Von allen Freuden, welche die Welt geben kann und mir gab, kenne ich keine freudigeren als solche Wanderung und Rast auf dem weichen Strande des sagengeheiligten Mittelmeeres. Sie gewähren eine ausruhende Glückseligkeit, ganz überirdisch voll großer Erinnerungen, aber ohne Wundheits- und Reueschmerz des Gedächnisses und ohne daß der zweifelhafte Trost der Hoffnungen nothwendig würde; einen der seltenen Augenblicke des vollen Genügens im Genießen der Gegenwart. Denn so muß das andere Leben sein, damit es geruhig und dadurch Seligkeit sei. Und nur die abgelegene, einsiedlerische Natur gibt uns solche Momente, weil sie unvermischt, unbesudelt Gottes geblieben ist. Selbst die erhabensten Werke der Kunst haben nicht diese Reinigungskraft. Es klebt ihnen, auch in ihren besten, begeisterungsvollsten Theilen zu viel von dem erbsündlich gebrandmarkten Menschen an.

Ein Colone, dem ich einen halben Franken geschenkt, brachte ungebeten mir zum Danke vier Eier und einige Reb-

hühner. So freundlich ist hier alles Volk. Die Weiber tragen auf Basso Lestimo statt der weißen und blauen Kopftücher, die sie im Norden und Mittellande der Insel umschlagen, gelbe Schleier von einem Stoffe, welcher dem ähnlich ist, was man in Constantinopel Brussa-Gaze nennt, also korfsche Stoffe. Auch Nausikaa und ihre Mädchen trugen Schleier und „nahmen sie vom Haupte als sie mit dem Ball spielten".

Um 2 Uhr Nachmittags trat ich den Rückweg an, dieses Mal mich selbst führend, immer neben der See. Nach 3 Uhr waren wir zurück in Potami. Ich frühstückte ein zweites Mal von meinen mitgebrachten Vorräthen im Hause des Gewürzhändlers. Künstlern, welche Gelüste tragen dem Schlachtfelde von Leukimne und dem Vorgebirge des korkyräischen Trophaions eine Rottmann'sche Landschaft zu entlehnen, gebe ich die Mittheilung, daß dort ganz erträgliche Unterkunft möglich ist in den Zimmern, die der Krämer vermiethet. Um 4 Uhr brachen wir im Wagen wieder auf. Um $8^3/_4$ Uhr waren wir zurück in der Stadt Corfu. Unterwegs, da es Abend wurde aber noch vor Argirades, begegneten mir Landleute, die einige Esel vor sich trieben, welche Oelkrüge durch Lorbeerbüsche geschlossen und dazwischen sitzend die Frau und das kleinste Kind trugen. Ich empfehle Malern diese originelle Staffage auf ihren Bildern nicht zu vergessen. Der südliche Theil der Insel ist entschieden der bevölkertere. Ueber die ganze Insel zerstreut zählt man mehr als vierzig Dorfschaften.

6. Capitel.

Ein Wetterbericht.

Aber der Süd durchstürmte den ganzen Monat, und niemals
Hub sich ein anderer Wind als der Ost und der herrschende Südwind.

So war es besonders seit der Mitte des Januar. Tag um Tag und Nacht um Nacht erschütterten furchtbare Ge-

witter mit flammendem Donner die Insel, wie ihn Zeus dem Helios zur Rächung versprach, als diesen die Gefährten des Odysseus auf Trinakria durch die Verspeisung der geheiligten Sonnenrinder insultirt hatten. Nun begreife ich, warum das Nachbargebirge auf Epiros seinen Namen trägt. Es dürfte in der That kaum eine andere Gegend „donnergetroffener" sein als diese kerauniſchen Küſten. Die Gewalt des Schalles ist so, daß der erste Eindruck nie begreift, warum ihr nicht die Häuser und Mauern erliegen wie einem Erdbeben. Und auch die „kerauniſche Finsterniß" begreife ich nun, das Sprichwort, das im ganzen Alterthume landläufig war. Homer und seine Nachbeter haben es dem Augenscheine nachgebildet. Denn, wenn es so donnert und stürmt, wird es hier für Stunden auch völlig nächtig. Nur kalt wird es dabei niemals. Diese Unbill bleibt erspart. Denn es kommen alle Wolken wie jeder Regen aus Süden. Brausender Scirocco treibt sie. Es ist das der eigentliche Notos, der Wind, der mit der Urne abgebildet wird und der stetig aus Süden kömmt. Das läßt die Luft warm und milde, wie geheizt sein. Doch übt der Scirocco hier nicht die abspannende, sinnverwirrende Wirkung, wie z. B. in Constantinopel. Er ist hier für diese Jahreszeit ein entschieden gesunder Wind und großartig in seinen schauspieleriſchen Effecten. Fortwährend wälzt er weißliches graues Gewölke über die Himmelswölbung mit den impoſantesten Schattenbildern auf der rollenden See. Regengüsse wirft er daraus nieder, welche für Augenblicke den Tag nächtig dunkeln und mir nun erst den Begriff tropiſcher Fluthen geben. Die Tropfen schlagen förmlich und sind dabei warm, wie wenn sie aus einem Ofen kämen. Was uns so taufte, nach dem Norden dann verschwand, mit Donnerschlägen in die akrokerauniſchen Gebirge untertauchte, wird sofort vom Süden her, aus der See aufsteigend, wieder ersetzt. Diese Wolken sind dicht, haben den Anschein der Maſſenhaftigkeit schon von

ihrem Rande aus. Wer sich in Wolkentheorien nicht kennt und sie zum ersten Male sähe, müßte sie für Körper halten. Sie sind ganz unseren Pappendeckelwolken der Theaterbühnen ähnlich. Je schlechter diese gemacht sind, desto täuschender stellen sie das Sciroccogewölke Corfu's vor, das über die jonische See kömmt, auf dem mittelländischen Meere erzeugt ist, und den Orangen und Rosen der Insel warme Bäder, unserer kalten nordischen Heimat die Schmelze des Schnees, Regen in den Winter und Koth auf die Gassen bringt. Corfu dampft dann förmlich von Feuchtigkeit. Die Wiesen sah ich grüner werden, als ich Alpenmatten jemals gesehen, und alle Blüten des Frühjahrs schließen sich in verschwenderischer Fülle auf. Man erübrigt auch jeden Tag so viel regenfreie Zeit, um einen kurzen Spaziergang zu machen; aber weitere, größere Ausflüge mußte ich für längere Zeit einstellen.

Es hat mir das hiesige meteorologische Observatorium seine reaumurischen Thermometermessungen vom October 1868 an durch alle Monate der zwei dazwischenliegenden Jahre bis zum 28. April 1871 mitgetheilt. Sie werden täglich Morgens um 7 Uhr, Mittags 2 Uhr und Abends 10 Uhr dem Glase abgelesen. Daraus resultirt im Allgemeinen zuerst ein vielleicht unvergleichlich stättiges Maß im Wärmegehalte der verschiedenen Jahreszeiten. Nur zweimal in dieser langen Epoche nämlich sank das Queckfilber auf 2,6 Grad Reaumur, am 25. Januar 1869 und am 30. Januar 1870. Und auch damals nur in den Frühstunden. Nachmittags und Abends hatte es sich wieder auf 5,6 und 6,8 gehoben. An allen übrigen Wintertagen hielt es sich meistens zwischen 8 und 14 Graden, wie die Sommerhitze auch nur einmal am 31. Juli 1869 Mittags 2 Uhr auf das ungewöhnliche Maß von 27,2 Graden stieg und sonst ebenso beharrlich nur zwischen 18 und 24 Graden schwankte. Aber was für brustkranke Patienten noch heilsamer und daher für Aerzte noch wissens- und beachtenswerther sein

dürfte, das ist das andere allgemeine Resultat, das ich aus der Uebersicht dieser Messungen ziehe, daß diese an und für sich schon constanten Wärmegrade der Jahreszeiten im Einzelnen der Tagesstunden noch weniger differiren. Morgen und Abend haben mit dem Mittage dasselbe Maß oder doch nur Verschiedenheiten von 1 bis 2 Graden Reaumur. Dieselbe Kleidung und Vorsicht genügt also in der Regel für jede Tageszeit und es werden der Lunge auf Corfu niemals Gedankensprünge der Witterung zugemuthet, wie sie in unseren Ländern selbst den stärksten Athem manchmal zu beleidigen und zu erschöpfen vermögen. Auch möchte ich diesen Umstand mit unter die Elemente zählen, welche Corfu zu einem nicht blos homerisch und phantastisch, sondern ganz wahrhaftig und realistisch seligem Eilande machen.

7. Capitel.

Die Orangenwälder von Benizze.

Corfu, Donnerstag den 5. Januar 1871.

Drei Punkte sind auf der Schlangenstraße hinab nach Benizze besonders zu beachten von den Malern, welche ich mir einmal in dem Künstlerdorfe Gasturi einquartirt denke. Das Casino Croni mit der Goldmuschel von Orangen, die sich von ihm hinab im Thale zur See senkt. Das Haus steht rechts von der Straße, welche den Besitz theilt, mit Loggien, Veranden und flachem Dache, mit rebenumsponnenen Mauerpfeilern und schattender Weindecke, mit Citronen- und Lorbeerbäumen, mit Cactus- und Aloehecken, alles nur ziemlich klein, elend, verfallen und etwas ärmlich, aber ein Lustsitz der Poesie und eines poetischen Gemüthes. Ueberaus reich jenseits der Straße ist der Absturz zur See, und das Meer und die fernen Küsten wonnig und glänzend; wie bettelarm dagegen alle Modepracht

der Landhäuser um Paris. Dieses Casino möchte ich noch einmal besitzen.

Der zweite Punkt ist die Beugung der Straße, wo sich rechts unmittelbar nahe aus dem dichtesten Buschdickicht die weiß und gelb gestreiften Felsmauern des Santa Domenica erheben, eine mächtige Pinie dort oben einsam aufragt und drei andere darunter den flaumfederweichen Olivenwald überwölben, tief unten die See weich wellend und farbenspielend wie ungebrochener Atlas liegt. Und endlich drittens, wenn die Straße unten auf der Marina angelangt ist, der Blick auf die Orangenwälder von Benizze. Der Weg liegt nur mehr wenige Centimeter über der See. Doch auch hier stehen noch Oelbäume. Wenn das Meer nur ein wenig wallt, wickeln seine Wogen die uralten Stämme ein. Die Schatten der Laubkronen wiegen sich auf und ab mit den Wellen der Brandung. Ab und zu liegen ein paar Scoglien dem kiesigen Strande vor. Das ist zur Linken. Rechts steigt steil und dicht anderer Oelwald auf. Dort oben leuchtet daraus ein schönes, großes, rosenrothes Landhaus des Grafen Flamboriari mit reicheren Gärten und Blumenvasen. Vor dem Wanderer aber erscheint die Bucht von Benizze. Ihr südliches Ufer greift weiter in die See hinaus. Auf der äußersten Spitze steht ein Busch schlanker Cypressen, daneben in die hohle Rundung zieht sich das Dorf. Ein hohes gelbes Haus, zwei Fenster breit, unten durch offene Bogengänge getragen, ist wirkungsvoll im Bilde. Vor den Häusern auf die Marina sind Fischerboote gezogen. Von den Raaen und von den Masten herab hängen braune Netze, die sie trocknen. Wie Spitzenschleier kleidet sie das. Unmittelbar hinter dem Orte steigen die Orangen- und Mandarinenwälder auf, dann dichter Oelwald und plötzlich aus diesem, aber völlig senkrecht, die dunkelblaue Kalksteinwand des Monte Santa Croce. Es ist, als wolle er jeden Augenblick auf den Frieden dieser zurückgezogenen Welt herab-

fallen und sie noch mehr bergen und begraben als sie es schon ist. Vor dem Orte liegt das Meer und drüben das albanesische Gebirge. Die Küste von Castelamare hat manchen Punkt, der diesem laubigen Strandbilde von Benizze ähnlich sieht.

Wenn man den Ort passirt hat, etwas weiter südwärts, schneidet der Strandweg, der hinab bis Leftimo führt, eine kleine Ebene, welche machtvoller Oelwald deckt. Nichts schöneres als dieser Hain; eine wahrhaft antike Tempelstätte. Hier sollte der Homer gelesen werden, an warmen Sommertagen hingestreckt auf den schwellenden Wiesengrund unter bergendem Schatten des Oelbaumes am wogenden Strande des Meeres. Habe ich einmal Casino Croni erstanden, dann will ich hieher und es so halten. Der Boden ist jetzt hier bedeckt mit dem pelzigen Blatte der Cistusrose, mit duftigem Quendel (erba serpilli) und blühendem Rosmarin (Rosmarinus officinalis).

Von den Höhen hinter dem Dorfe kömmt eine Fülle von Süßwasser herab, die nur dem Quellenreichthume von Brussa in Bithinien nachsteht. Wohin ich den Fuß setzen wollte, war der Grund naß und feucht, und wie unterminirt mit Wasser. Und diese kühlen windgeborgenen Schluchten sind das Land der Orangenwälder, deren Blüthenduft Lord Byron bezeugt drüben in Albanien gerochen zu haben. Ich bin stundenlang voll Vergnügen, endlich diese Mignon'sche Sehnsucht meiner Jugendjahre befriedigt zu haben, durch diese Goldfruchtwälder gewandelt. Sie sind nicht wie bei Sorrento eingezäunt und also nur gartenähnlich. Alles wuchert hier in üppiger Wildheit und nicht die abgezählten Aepfel kaufte ich hier, sondern Bäume, die ich mir selbst aussuchte, dann reifen ließ, inzwischen besuchte, schüttelte, daß mir die Mandarinen und Orangen herabfielen und ich schließlich viele Tausende davon in Kisten verpackt meinen Freunden nach Wien senden konnte. Man sagt mir immer, daß ein Genuß, wenn er erreicht worden ist, viel von

seinem Werthe verliere. Mir ist dieses Wandeln in den Orangen- und Mandarinenwäldern von Benizze aber doch weit über den Freuden meines Wunsches gestanden.

Heimfahrend begegnete mir eine ganze Völkerwanderung, die in der Stadt gewesen war, Einkäufe für die morgigen griechischen Weihnachtsfeiertage zu machen. Auf den hohen zweirädrigen Karren, die voll geladen waren, saßen sie bunt und lustig gemischt, Männer und Frauen. Andere kamen zu Pferde, die meisten auf Eseln. Die jungen Burschen tragen hier, was ihnen sehr gut steht, einen kleinen niedrigen Strohhut, die schmale Krempe noch in die Höhe gerollt, und diese leichte Kopfbedeckung schief auf das eine Ohr gedrückt. Die eingekaufte Waare hängt zu beiden Seiten des Reitthieres in jenen härenen buntgestreiften Säcken, die der ganze Orient kennt bis weit in das heiße Afrika. So haben sie das Brod verwahrt. Früchte, Fleisch und Gemüse tragen sie in Handkörben oder haben auch Mittel gefunden, die Körbe dem Esel noch auf den Rücken zu laden, an den Hals zu hängen.

Die Körbe der Insel verdienen ein eigenes Capitel. Ihr Geflecht ist grell gelb, oben der Rand braun umsäumt und ebenso aus braunen Ruthen auch der Henkel gedreht. Die Formen sind zahlreich und mannigfaltig. Neben den bei uns üblichen benutzen sie hier große, ganz flache Teller. Auf diesen werden besonders die Fische getragen. Andere stellen tiefe Cylinder vor und sind oben durch einen nicht allzu hohen Henkel überspannt. Aber die schönste Form, die sich in den verschiedensten Größen wiederholt, und die ganz wie nach antiken Vasen gebildet erscheint, ist eine zwiefach geschnäbelte Schale, etwas in die Länge gezogen und ihre Lippe auf beiden Seiten umgeschlagen. Sie erinnert an das homerische Amphikupelos. Gewöhnlich ist über die Breite der Schale ein ganz flacher Henkel gelegt. In diesen zierlichen zweischnäbeligen Körben werden die Oliven gesammelt, die Orangen und

Mandarinen gepflückt, überhaupt beinahe jedes Obst verwahrt. Es ist unter allen die landesüblichste Form.

Ich glaube diese Körbe eine uralte, beinahe homerische Verlassenschaft:

Aber Helenen gab Alkandra schöne Geschenke,
Eine goldene Spindel im länglich gerundeten Korbe.

Und dann haben sie auch die pompeianischen Tänzerinnen ebenso wieder in Händen.

8. Capitel.

Der Santa Decca.

Corfu, Freitag den 21. April 1871.

Weniges nach 1 Uhr Mittags fuhr ich im leichten Wagen fort, bei Porta reale aus der Stadt, von dem Knotenpunkte der fünf Straßen, wo jetzt Ulmen grünen, links den Fahrweg zur Peschiera hinab. Ulmen sind die meisten Bäume neben der Straße, wo diese in das Grün eintritt. Um diese und dann auch um die Oliven ist mächtig langes Rebengewinde gewunden. Hohe wilde Hyacinthenstauden blühen auf dem Wiesengrunde, Asphodelos und auch Tulpen und Lilien des Feldes. Zu Füßen des Santa Decca zwischen und über die Oliven hin erscheint ein wahrhaft historisches Gemälde, poussinische Landschaft. Enge und nahe der Berg, rund gewölbt mit steilem Abfalle seiner Frontansicht. Im Vordergrunde Oelbäume auf das großartigste und malerischeste gestellt und eine Lichtung der Wiese, die sie offen lassen, auf der Schafe weideten. Das Dorf — ich wiederhole, weil mich die Aehnlichkeit immer wieder so sehr überrascht — wie Rocca di Papa, auf halber Höhe darüber. So arrangiren sonst Künstler ihre Zeichnungen. Hier gibt es die Natur in Wirklichkeit.

Meine Straße zweigte von der, die nach dem Dorfe hinaufsteigt, rechts ab in ein Thal, das links den Santa

Decca, rechts wieder Hügel hat voll Olivenwuchs und Cypressensäulen. Alles in diesem Thale ist voll blühender Obstbäume, violette, weiße, mattrothe, blaßblaue Blüthen. Dann steigt auch dieser Weg durch Oelwald. Cistusrosen, gelbblumiger Salbei in den Wiesen. Auf dem Sattel der Höhe, die man erklimmen muß, löst sich rechts hin eine andere Straße nach Castelanus. Links unten, im völlig weichen Oliventhale, bleibt die wohlgepflegte Campagne Camara mit sauberen, neugelben Häusern; zurück immer schöne Blicke auf den Canal von Corfu, die schneeigen Berge Albaniens. Die Aussicht auf das große offene westliche Meer gewinnt man erst höher von diesem Mittelgebirge. Es war halb drei Uhr, da ich diesen Standpunkt erreichte. Dort schneidet sich dann auch die Straße nach Catu Garuna ab, das jenseits dieses Gebirgszuges in einem tiefen Thale erscheint. Die Fahrstraße hier hinauf mit ihren vielen Windungen ist auf einer Manuscriptkarte der Insel, welche ich hier in diesen Tagen erwarb, viel correcter angegeben, als auf der lithographirten und 1850 publicirten des Francesco Rivelli. Bis Apu Garuna steigt sie so noch ein weites Stück Weg. Es ist ein kleines Vogelnest an die Südwestseite des Santa Decca geklebt. Dort hinab die schönste Aussicht, einer der günstigsten Aussichtspunkte der Insel überhaupt. Kleine, wenig geöffnete Bucht und nur bergiger Strand tief unten. Der Oelwald beinahe bis an den Saum der See. Sie brandete unten an, daß ich es die ganze Höhe hinauf hörte. Links ein steiles, bergiges Cap, das die Bucht dort schließt. Vor ihm ein vereinsamter Thurmfelsen, schöner in seiner absonderlichen Form als ich solche Scoglien irgendwo gesehen. Er heißt Pendanissa. Alles auf dem Cap und dem dahinter liegenden Gebirge ist dunkelgrün bewachsen. Rechtshin bricht die Küste nicht weniger steil und unzugänglich ab. Dort sieht man weiter zurück die Höhe von Peleka, die Ebene des Val di Roppa und rückwärts neben

dem Santa Decca nichts als Hügel baumreichen Landes. So von oben herab gesehen, aus einer nicht zu unmäßigen Höhe, daß das Auge noch unterscheiden kann und doch auch schon Täuschungen möglich werden, erscheint die ganze Insel wie ein Urwald, durch den nur wenige weiße Bahnungen gebrochen sind, und Colonisten sich ab und zu mit einigen lichten Häusergruppen angesiedelt haben.

Man nimmt in Apu Garuna einen Führer zur Ersteigung der letzten Kuppen des Santa Decca. Der Weg ist nicht leicht zu finden, steil und an und für sich schon ungemächlich, durch ein Verfehlen der Richtung vielleicht sogar nicht ungefährlich. Junge Knaben bieten sich dazu und ein Schilling wird als reichliche Belohnung empfangen.

Ich war um 3 Uhr in Apu Garuna, um halb vier Uhr gemächlichen Steigens oben auf der südwestlichen Höhe des Santa Decca, 586 Meter hoch. Der Gipfel dieses Berges ist in zwei Kuppen gespaltet. Keine ist höher als die andere, so daß man auf beide muß, um den ganzen Rundblick dieses Berges zu haben. Ein Kesselthal breitet sich dazwischen. Ein Narr hat seine ärmlichen Besitzungen darin. Auch Wein wird von ihm hier noch gezogen. Er bot ihn mir mit Cisternenwasser an. Sein Wahnsinn ist milde und gutmüthig. Vielleicht sind ihm nur die Menschen zu viel geworden. Ich begriff den Glücklichen gleich in seiner großartigen Einsamkeit. Seine Zwiesprache hält er mit den Wolken, wenn wirklich die Nymphen nicht mehr leben, welche nach dem alten Glauben vor diesem Wahnsinnigen den Gipfel des Meliteios bewohnten. Denn diesen Namen der antiken Geographie der Insel behaupte ich dem Santa Decca gehörig.

Der Boden der zwei Kuppen ist zerklüfteter, perlgrauer Kalkstein. Dorniges Gestrüppe füllt zwischen dem Gerölle die Höhlen, auch mancher stachlige Quercus ilex. Das Gehen auf diesem niederigen Holze und dem schneidigen Felsen, die

ganze letzte Erklimmung ist äußerst beschwerlich, die Landschaft großartig wild und gedankenbezwingend einsam. Von der südwestlichen zur nordöstlichen Kuppe brauchte ich zwanzig Minuten.

Rundgeballte Nebelmassen wälzten sich auf dem westlichen Meere. Man konnte für Augenblicke zweifeln, daß es dort sei. Ebenso waren im Osten die Gebirge des Festlandes, „der hohen Veste", umwölkt. Die Farbe fehlte, alles nur perlgrau in heißer, schwerer Südluft.

Um halb fünf Uhr trat ich den Rückweg hinab an. Er ist nicht zu fehlen, breit ausgebrochen, aber über scharfkantiges Gerölle fortwährend schlecht und unbequem. In seiner Mitte zweigt rechts ein Pfad zu einem griechischen Wallfahrtskirchlein, das mit wenigen Olivenbäumen an schauerlich steile braungraue Felswände geleimt ist.

Ich habe bei dieser Frühlingswanderung über den Santa Decca eine Fülle der schönsten Blumen gefunden und besonders ausgezeichnete Exemplare eingelegt von der violettblüthigen Gymnadenia conopsea, der Wallwurz Symphytum tuberosum, der zierlichen kleinen Saponaria ocymaidas, von einem noch bescheideneren und hübscheren Ornithogalum, Hühnermilch, das feinfühlig wie eine der ersten Frühjahrspflanzen aussieht, die man hoch auf den Alpen neben den eben schmelzenden Schneefeldern bricht; von einer dunkelblauen, beinahe purpurblüthigen Meerzwiebel Scilla, von der Taubnessel Galium cruciata, von einer herrlich goldgelb und beinahe wie die Caperblüthe gestalteten Wicke, Vicia grandiflora, von der glänzend weißblumigen und wie eine diamantene Zitternadel aufgestengelten Orlaya grandiflora, und von der rosamatten Anemone hortensis zwei Sterne, wie sie die berühmte Anemonen-Wiese der Villa Doria Pamphili bei Rom nie zartsinniger getragen haben kann.

Um halb sechs Uhr stieg ich bei dem Dorfe Santa Decca in meinen Wagen und schon um halb sieben Uhr war ich in der Stadt zurück.

Das Dorf Santa Decca hat kostbare Zeichenvorlagen für den Maler, der sich unten am Fuße des Berges in dem Künstlerdorfe Gasturi einquartieren wird. Kleine Skizzen von zerlumpten weißen Landhäusern mit Veranden daneben, mit Pergolen, die sich weinumsponnen um die Orangengärten ziehen, mit Blumen auch noch auf den flachen Dächern und morschen Vasen auf fälligen Thorpfeilern, Agaven aus den Felsen aufschießend und Cactusgewürme sich darüber niederlassend. Schöne Bauersfrauen mit malerisch umwundenen Köpfen und lustige, schwarzhaarige und schwarzäugige Jungen, den bebänderten kleinen Strohhut schief auf dem Kopfe. Der Ort zog mich nicht an darin zu leben, aber recht viel daraus gemalt und gezeichnet zu sehen. Mit solchen Bildern haben bis jetzt nur in Italien die Künstler sich die Mappen gefüllt. Hier käme ihnen endlich doch etwas Neues zu dem so oft copirten.

Auch auf dem Santa Decca, oben bei dem Dorfe, fand man eine antike Inschrift, in einem Brunnen die Widmung einer Marmortafel des Cornelius Publius, Sohn des Epeirotikos, Freund des Vaterlandes, Pritan:

„den Göttern!"

9. Capitel.

Ueber den Pantaleone nach dem Norden der Insel.

Corfu, Sonntag den 23. April.

Es war heute der Gedächtnißtag der griechischen Unabhängigkeitserklärung und deshalb noch mehr Festkleider in allen Dörfern als es schon der gewöhnliche Sonntag mit sich

bringt, und Nachmittags bei meiner Rückkehr Musik und Tanz bei jeder Ortschaft.

Um sechs Uhr Morgens fuhr ich aus. Voller, lichter Tag hatte sich schon ausgebreitet; nicht eine Wolke stand am Himmel und erquickliche Wärme waltete trotz der frühen Stunde. Blauer noch als der Himmel war die See. Auf ihr schwamm Alles in thauigem Dufte, den die Sonne noch nicht ausgetrocknet hatte. Keine Linie der Ferne ist in diesem unsteten Glanze ganz faßbar. Kaum ergriffen, wandelt sie sich dem Auge, wallt und wechselt in Form und besonders in der Farbe, wird nahe und fern, licht und geheimnißvoll dunkel. Es ist ein ewiges Spiel. In Egypten stehen auch die Landschaftsbilder wie Hieroglyphen, die eingeschnitten sind in den schärfsten Granit, gleich fertig, unabänderlich, einen Tag beleuchtet und beschattet, grell licht und dunkel schwarz wie den anderen; hier fließen und werden sie fortwährend vor unseren Augen wie auf der gespannten Leinwand des Künstlers. Man malt immer mit, indem man aufmerksam schaut, und dieses unwillkürlich herbeigeführte Mitarbeiten unserer Sinneswerkzeuge, die größere Thätigkeit des Geistes, die sie veranlassen, ist das, was mir diese mittelländischen Landschaftsbilder doch lieber macht als die sonst noch sonnigeren und wärmeren des gelben Nilstromes. Dort ruht man aus, beinahe klösterlich; hier treiben Hoffen und Wünschen noch die Pulse des Lebens. Wer einen schweren Verdruß, eine Ueberlast der Seele zu vergessen und abzutragen wünscht, der gehe für den Winter nach Egypten; wer Anregung zum Schaffen sucht, der wird sie hier und im ganzen Griechenlande finden, wo einmal schon auf kleinstem steinigem Raume die größte Summe von aller Menschenkunst der Welt zur ewigen Wegzehrung gegeben worden ist.

Auf der Straße neben der odyssëeischen Landungsstelle begegnete mir ein hübscher, junger Artillerie-Officier zu Pferde, Conte Lunzi. So früh der Morgen, er ritt schon von einem

Ausfluge wieder zur Stadt zurück. Wir kennen uns nicht und haben uns nur mehrere Male auf den Wegen um die Stadt begegnet. Das genügte dem jungen Manne, um mir nun auch ein fröhliches Kali mera in den Wagen zu rufen und militärisch zu grüßen. Selbst die gebildeten Stände haben sich hier natürlich und humaner erhalten.

Die Myrthen im uralten Oelwalde, ehe man zum Gasthause ai dottori kömmt, sind jetzt welk und gelb. Aber die Oelbäume haben ihren Augenblick der frischesten Grünung. Ueber den dunkleren älteren Blättern, welche beinahe schwarz sind, rollen sich kleinere frisch grüne auf. Hyacinthen und der Asphodelus vamosus stehen in unzählbaren blüthenbedeckten Sträuchen im Walde, ebenso die großen gelblichen Glocken des Arum italicum, das fettige, violett blühende Knabenkraut der Orchis laxiflora und die in der Blüthe buschigere Orchis globosa, aber am reizvollsten färbend auf schilfartigem Stengel mit Lanzettblättern der bläulich befiederte Schwertel, Gladiolus illyricus, ein wahrer Saphirschmuck für dieses dichte Untergrün. Der Arbutus unedo trägt neben den rothen Erdbeerfrüchten auf demselben Busche eine reiche Blumenfülle. Ganz wie der Citronenbaum, blüht und reift er zugleich. Auch sein Laub erneut sich fortwährend, ohne jede Pause. Dieses gleichzeitige Schwinden und Sprießen hat schon Theophrast ganz richtig beobachtet. Ovid macht in dem goldenen Zeitalter seiner Metamorphosen die ersten Menschen Früchte vom Erdbeerbaume sammeln. So alt dachte man diesen poetischen Strauch der Landschaften des Südens, und so paradiesisch fand man ihn immer. Ihm und dem Lorbeer glaube ich erst, aber wild muß ich sie sehen, daß ich im geliebten Süden bin.

Schon um halb acht Uhr passirten wir das Stationshaus ai dottori. Die Straße krümmt sich im Engpasse, immer steigend. Sie nimmt etwas von dem Charakter unserer Alpenwege. Unglaubliches Wachsthum auf den Abstürzen,

die sie einsäumen. Schon die Hecken, ganze Berge von wilden Rosen, überraschen. Hier, wo die Sonne, stark eingeklemmt, noch heftiger wirken mag, ist die Blüthenfülle wie in einem Treibhause. Lichtes Blau, wahrscheinlich Flachs, Violett, mattes Weiß, Rosenroth, grelles Gelb, flammendes Roth und durch junges Goldgrün noch gehoben, sind die Farben der wilden Blumen dicht gedrängt neben einander. Es sind wahre Gefängnisse der Blumengeister. Ich brach hier die Blüthe des Geranium villosum, den sogenannten spanischen Traganth, Astragalus wulfeni in besonders schöner Färbung, die Psorolea bituminosa und das gelbe Dolden tragende Hasenöhrlein Bupleurum rotundi folium.

Aus diesen Hohlwegen aufgestiegen sieht man sich ganz anderen Bildern gegenüber. Alle Berge, auch der San Salvatore, den man mit seinem südlichen Gipfel, dem Monte Spartilla, unmittelbar vor sich hat, haben andere Formen als die bisher bekannten. Es sind lange gezogene Wände, massig durcheinander geworfen und aneinander gekettet. Blaugrüne Schatten lagen in ihren Schluchten, und das Licht auf ihren Kanten war auch grünlich, meergrün. Bis zur halben Höhe sind diese Wände, die man doch schon von ansehnlicher Bergstufe aus sieht, immer noch mit Olivenwald bewachsen. Cypressen heben sich daraus. Dann wo sie noch steiler aufsteigen, ragt der nackte, braungraue Fels auf. Und an diesen Wänden klebt breit ausgedehnt mit weiß schimmernden ansehnlichen Gebäuden der Ort Corachiana. Wahre Säulengänge von Cypressen umziehen ihn. Auch die Straße, die man hinauf steigt, ist so architektonisch würdig eingezäunt, und unter den schwarzen Schäften der Cypressen auf den Erdaufwürfen der Straßengräben krümmen und winden sich mächtige Aloedrachen, schlingen sich Rosen darum und sind Hecken von wilden Quitten aufgebaut, die eben, wie unsere Tannenzweige im Winter durch den Frost, schneeweiß durch reichste

Blüthenfülle erſcheinen. Nur im Kerne, in der Seele möchte ich ſagen, iſt dieſe zarte Blume ein echtes Frühlingskind, matt roſa. Das iſt das einzige Dunkel an ihr. Sie haucht einen Duft ſo milde und ſüß, von jener Beſcheidenheit wie ihn ſonſt nur Früchte, nicht Blumen geben. Das Laub iſt von einem ſchwachen weißlichen Grün. Daß die Frucht der Aphrodite heilig war und im Myſteriencult der griechiſchen Religion eine Rolle ſpielte, iſt hier vergeſſen; aber der Name Kudonia iſt ihr wie im Alterthume geblieben von ihrem Geburtsorte Kydonia auf Kreta.

Es iſt dieſe Straße nach Scripero hinauf der zaubervollſte Weg der Inſel, wahrhaftig ein Stück aus Proſpero's Eiland, wie ich Corfu vor Jahren genannt.

Alles Volk, das mir mit dem frühen Morgen begegnete, war feſttäglich angethan; die Frauen mit blendend weißen Tüchern auf den Köpfen, ſchleierartig zurückgeſchlagen, daß es frei wallt, mit dem Winde ſpielt, das Geſicht einrahmt und wenn es vom Luftzuge gehoben wird, die ſchwarzen Haare ſehen läßt in breite Zöpfe geflochten, rothe und auch gelbe Tuchſtreifen eingewoben, junoniſch die Stirne bekrönend; mit weitfaltigen dunkeln Röcken, aber lichten bunten Miedern von hellem Blau, Gelb oder Violett, vorne breit offen, daß im glänzend weißen Hemde die Brüſte ungewöhnlich groß, geſund hervorquellen; mit einem Mieder, das unten um den Leib durch einen in grellen Farben meiſtens roth und gelb geſtickten Gürtel zuſammengehalten wird und mit breitem, lang herabhängendem Goldſchmucke in den Ohren und um den Nacken, ähnlich dem der Egypterinnen. Die Männer einfärbiger, dunkelblau. So die Jacken aus Flanell oder Tuch; die Weſten, welche breit über einander geſchlagen und auf der Bruſt immer mit bunter Stickerei eingefaßt ſind, und blau auch die Pumphoſen, nur dieſe aus Leinwand. In die Beinkleider über die Waden hinauf gezogen tragen ſie glänzend

weiße Strümpfe, und den Fuß darunter in Schnabelschuhen. Niemals fehlt der Strohhut und gewöhnlich sitzt er keck und schief auf dem Kopfe. Der Menschenschlag ist beinahe ausnahmslos schön. Manche Bursche, die mir entgegen kamen, und Mädchen waren es überraschend, daß ich nicht aufhören konnte, mir im Nachschauen den Hals auszurenken. Wie Gestalten einer Mythe wandelten sie dahin. Homer hat seine Helden nicht classischer gesehen. Kein anderes Land besitzt immer noch ein so gleichförmig in die Reize der Gegend sich fügendes Geschlecht.

Um acht Uhr hielten wir in Scripero zu kurzer Rast für die Pferde. Hinter Scripero steigt der Weg in kurzen Schlangenwindungen nun energischer aufwärts. Rechts mit steilen Felswänden steht der Santo Pantaleone. So sind beinahe alle Berge und Hügel dieser Insel geheiligt. Als man nicht mehr die Götterbildnisse aus Menschenhand aufstellte, taufte man die von Gott geformten mit den Namen der Himmlischen. Mit der Erde allein kann sich nun einmal der faustische Mensch nicht begnügen, denn

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.

Die Felsen sind bis zu ihren Kuppen, welche weich und rundlich sind, gelb und violett mit Blumen bedeckt. Die gelben auf einem stacheligen Strauche mit kleinen Hasenmäulern, der baumartige Schneckenklee, Cytisus spinosus; die violetten sind kleine bescheidene Sternchen. Auch den Bisam-Ginsel, zuerst den braunvioletten bescheidenern Anthyllis vulneraria rubriflora, dann den gelblichen Anthyllis tetraphylla pflückte ich hier; diesen letzteren in zwei Exemplaren, welche mir später gelehrte Botaniker als einen sehr interessanten Fund bezeichneten. Links greift der Abgrund in Oelwald gefüllte Thäler hinab. Wie Flaum liegt es dort. Ueber dieses weiche wohllüstige Bett weg blickt man auf die rothgelben Felswände von Ducades, unter denen die Straße nach Palaeo

Castrizza eingesattelt ist; endlich, da man höher klimmt, über die Hügel dort hin auf die See. Weiter nach links, den Süden hinab und schon etwas wenn man sich rückwärts wendet, sieht man in breiter Entfaltung das Gebirgssystem der Insel und selbst dorthin Durchblicke auf Wasser, den Canal von Corfu, und später auch überragend die sonnendunstverdüsterten Berge Albaniens. Keine Wolke war am Himmel, kein Nebel auf der See und kein Staubfaden im Gemüthe. Durch Sonne, Wärme, Licht und Farbe und Stimmung der Seele, aber auch durch die Aehnlichkeiten der Bergstraße mahnte mich die Fahrt an den Reisetag von Domo d'Ossola aus dem Ticino-Thale hinauf in das Val Anzasca nach Macugnaga. So wie dort durch die Kastanienbäume muß man sich nur hier durch die schattenden Oelbäume die Blicke auf die Landschaft stehlen.

Um halb zehn Uhr Vormittags langten wir oben auf dem Passe an, 400 Meter hoch. Es haften nur Gebüsche im Fels, meistens dicht stehender Mastix und das Geisblatt, Lonicera periclymenum, groß wie kleine Hügel und in betäubender süßlicher Wohlgeruchskraft. Man sieht nicht gleich Alles nach der anderen Seite hinüber. Der schönste Rundblick erschließt sich erst, wenn man zwei Windungen der Straße hinabgefahren. Es wird wenig schöneres in der Welt geben. Im ersten Augenblicke unterscheidet man nichts deutlich, so verwirrend ist die Ueberraschung. Hügelthal senkt sich an Hügelthal vor der Straße hinab, alle mit Oelwald gefüllt, stolze Cypressen auf den Hängen, weiße Ortschaften auf den Hügelkronen und einzelne Gehöfte unten in den weichen Flaum der Oliven gebettet. Rechts und links vom Wege, die Pforte in diese neue Welt, ragen steile Klippen auf, reichlichst bewachsen mit überhängenden Laubbäumen, mit geraden Cypressen, mit Perrücken von gelbem Sparti, von Salbei, Epheu und wilden Reben. Und über uns lag der blaue Himmel in einer tief dunklen

warmen Färbung. An das Land geschlossen in der weiten Ferne erscheint das Meer, hier das freie, unbegrenzte, jonische, das gegen Italien greift. Inseln schwimmen darin, so in Duft gekleidet, daß sie Wolken ähnlicher als felsenfesten Körpern sind. Es ist Fano, das Eiland der Kalypso, Capri nicht unähnlich, mit steil gehobenem Eckgebirge, das sich gegen Norden zu in ein niederiges Cap abflacht; Salmastraki wie ein Schild im Meere liegend; nördlich das zweimal gegipfelte Maslera und zwischen der Kalypsoinsel und den Uferhügeln Corfu's wirklich wie ein geschwelltes Segel erscheinend ein kleinerer Scoglio. Aber was das Auffälligste in diesem Theile des Bildes ist, sind rechts die Gebirge Albaniens weit in die See hinausgreifend und am überraschendsten die schneeweiße Pyramide des Tsikaberges aus des Himmels Blau unmittelbar und ohne vorliegende Hügelwellen in das Blau des Meeres hinabtauchend. Das sind die Akrokeraunien, die donnergetroffenen Berge der Alten, die furchtbare Chimara und dort war nach den Fabeln der Alten der Eingang zur Unterwelt. Bis zum Cap Linguetta sieht man dieses Gebirge, eine hohe stolze Mauer, dem kein Ufersaum vorliegt. Keine Kette der Alpen steigt schöner und machtvoller aus irgend einem der italienischen und schweizer Seen empor.

Rasch geht die Fahrt von alto Giru nach basso Giru hinab. Hier schmückten die Landschaft besonders reichlich eben blutig roth blühende Judasbäume, cercis siliquastrum; kein Laub ist beinahe noch an ihren Aesten, nichts als unmittelbar aus der Rinde sprießend diese brennende Farbe. Vor der ersten Ortschaft auf diesem Absteige, Castelanus, zweigt rechts eine andere Fahrstraße mehr in den Norden der Insel. So haben die Engländer Corfu in alle seine abgelegensten Theile bequem zugänglich gemacht. Heute erhält die griechische Regierung nicht einmal mehr diese Wege.

Um halb zwölf Uhr langten wir in Sidari an. Das Land ist weniger gartenbebaut als das westliche der Insel. In den Bächen, die es durchziehen, sah ich kleine Süßwasser-Schildkröten und auf der Straße sonnten sich auch ein paar Schlangen. Es ist merkwürdig, daß eine alte englische Chronik des Bromton aus dem Jahre 1191, neben anderen ganz richtigen Kennzeichen der Natur Corfu's, von dem Norden der Insel auch dieses häufige Vorkommen der Schlangen und anderen Gewürmes erwähnt.

Es sind nur fünf Häuser elenden Aussehens, welche Sidari heißen. Sie stehen hart am Meere und zwischen den sumpfigen Mündungen zweier Bäche. Auf den verwilderten Weiden ringsum blühte eben auf das Farbenreichste der violette Knoblauch, das Allium roseum. Es ist eine so schöne Blume zu sehen, daß man dann nicht genug über ihren übeln, unappetitlichen Geruch staunen kann. Von Perulades kam ein Brautzug, der nach Cavalluri, der neuen Heimat, die junge Frau brachte. Alle zu Pferde. Auf dem ersten der Fiedler und das Bett; breite neue Matratzen zusammengerollt, rechts und links auf das Roß gebunden, der Geiger dazwischen hockend. Dann immer je zwei und zwei, ein Knabe und ein Mädchen auf einem Pferde, das Thier ganz weiß überhängt, das Mädchen im Sattel, der Bursche sie stützend hinter ihr; Alle quer auf den Pferden sitzend. So der Bräutigam zuerst, blutjung, ein netter Knabe, den kleinen Strohhut blumenbekränzt schief auf kohlschwarzem Haare. Hinter ihm die Braut, ganz in brandrothe Seide gekleidet, nur einiges Weiß und Gold beigemischt, ein jüngerer Bruder, beinahe noch ein Kind, hinter ihr auch noch auf demselben Pferde. Mutter und Vater auf dem nächsten, die Mutter in einer reichen Jacke von rothem Sammet und goldgestickt, und hinter diesen eine Menge Gäste, alle gleich beritten und festlichst in die besten Gewänder angethan.

Der einsame Ton der Geige, immer dieselbe Melodie wiederspielend; dieser fröhliche bunte Zug sich aus den Olivenhügeln heraus windend, dann über den Meeresstrand ziehend, daß die blaue Brandung unter den Füßen der Pferde spielte; kornblumfarben die See in der Ferne; licht wie eine andere Sonne die Schneegipfel der albanesischen Berge; die Inseln, die wie Wolken mehr über als in dem Meer schwammen; schwarz eingeschattete Caps rechts und links, und unter diesen, weil der felsige Grund seicht smaragdgrün, wie eines Alpensees Gewässer die Tiefe; nicht eine Wolke am Himmel, kein Nebel um die Bergesstirnen und eine köstliche Brise des Nords, der die Wellen weißzähnig auf das Ufer brachte und jede Schwere des Mittags aus der Luft nahm: das waren die Elemente dieser Landschaft, die sie zum fertigen Bilde sofort für den Dichter wie den Maler machten. Ein Linienzug davon Abweichung wäre Vermessenheit gegen die großmüthigste Gabe der Natur gewesen, eine wahre Sünde gegen ihren heiligen Geist. Man muß nicht göttlicher als Gott selbst sein wollen. Bürkel hat solche Bilder gemalt, so still vergnügt, so einfach, so bescheiden und so wahr.

Die Häuser von Sidari liegen in der Umwallung zweier Caps. Linde ölgedeckte Hügel stehen dahinter. Nur gegen Norden, dem Meere zu, ist die feuchte Ebene offen. Das zur Rechten, im Osten, das Cap Astracheri ist entfernter. Nahe auf eine kleine halbe Stunde steht Cap Sidari. Die Franzosen in ihren letzten langen Kriegen mit den Engländern, da sie für einen Augenblick Corfu besaßen, hatten dieses Vorgebirge befestigt. Denn das große Schicksal des ersten Napoleon hat seine lärmenden Sturmwellen auch auf Corfu angespült. Kanonenläufe liegen noch dort und die Mauern der Redouten versinken im lehmigen Boden und in der kräftigen Vegetation. Unter und neben dem Cap hat das Meer Busen und Höhlen eingewaschen. So ist diese ganze Küste.

Ich ging ihr eine weite Strecke entlang über die Hügel und in die Schluchten hinab bis zum Capo bianco del Nord, wo man die weiteste Aussicht über die See und die geheimnißvollen Inseln darin hat. Sie locken alle als wären sie odyssëeische Sirenen und beinahe mit sirenischem Klange. Wenn man so an sonnigen Tagen Eilande und Klippen auf ferner See gleichsam entstehen sieht, versteht man ganz das Werden dieser homerischen Fabeln. Diese Gebilde reizen dann förmlich mit lautlicher Stimme, die uns allerhand Gründe in den Sinn legt, warum wir abbiegen sollen von unserer eigentlichen Bahn und sie die Fabellande zuerst zu besuchen haben. Es ist das Eigenthümliche solcher mächtiger Natureindrücke, daß sie alle unsere Sinne zugleich aufregen und in unserem Enthusiasmus scheinen uns dann die Dinge belebt und beseelt zu sein, Klang und Geruch zu haben. Was wir in uns tragen, legen wir in sie und es war nur ganz folgerichtig, daß der antike Mythologist diesem Eindrucke in der Weise Ausdruck gab, daß er Fels und Baum, die Inseln und das Meer, Quellen, Berge und die Luft mit den von uns gebildeten und empfundenen Sirenen, Najaden, Nimphen und Satyren bevölkerte. Kömmt man dann hin zu den Meeren, Bergen und Inseln, so findet man allerdings nicht immer seine Erwartung und die Versprechungen der Ferne erfüllt, gar oft statt der Kinder und schönen Seejungfrauen und sogar statt der bloßen Blumen und des schattigen Laubgrüns nur verbrannte dürre Riffe, Korallen, scharfdünstige Algen und ausgewaschenes Felsengebein. Jede Ferne birgt solche Lockungen und solche Enttäuschungen, und der Reiz und das Absterben der Hoffnung ist nichts anderes. Für das Auge und die Seele hat die Nähe nur seltene und geringe Zauber, und „Wirkung in die Ferne" bleibt bis über das Grab hinaus das Beste, was die Welt uns bieten kann. Es ist dieses dasselbe „Glück der Entfernung", das, wie es sich im Bunde der Herzen ausspricht, auch Göthe schon besungen hat:

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne
Wiegen dieſes Blut zur Ruh,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Denn Welt und Herz ſind von demſelben Geſetze beherrſcht, ihm unterthan und darin einander zu- und eingeboren.

Wenn das Ufer nicht gerade ſenkrecht abgeſchnitten iſt, hängt es ſogar über. Berge, die ſonſt in das Meer hinausliefen, ſich dort hinab zu abgeſtumpft, geſenkt und geglättet haben mögen, ſind zur Hälfte von der See weggetragen und ſtehen nur noch mit dem Durchſchnitte der anderen Hälfte. Dieſe dacht und flacht ſich in die Ebene von Sidari zurück und auf ihren Hängen wachſen koſtbare Weine, Oel-, Feigen- und Mandelbäume, beſchienen von der öſtlichen Sonne.

Von einem Hügel, welchen die See ſo halbirte, ſtehen noch einige Pfeiler rechts und links in den Wogen draußen. Wie der Säulengang eines rieſigen Felſentempels läßt ſich dieſes ſehen. Der Abſturz des Ufers dahinter iſt wohl 64 Meter hoch und ſein Halbkreis vielleicht 128 Meter breit. Geſträuche, beſonders viel blühender Sparti, hängt das braungelbe Geſtein herab. Unten ſchlägt die blaue Fluth ziſchend und ſchäumend und weiterminirend an. Es iſt die großartigſte Saalruine, ein Palaſt, in dem Meeresgötter und Nereïden ihre Bälle geben können. Von dem Grün der Felswände flechten ſie ſich dann ihre Kränze. Selbſt der Thron des alten Poſeidon ragt für ſolche feuchte Feſte aus der Waſſerwelt dort auf, ein Felsblock, der mitten im Saale einſam vom zerſtörten Ufer wie die Säulen draußen übrig geblieben iſt. Darum alſo läßt die Natur uns ſolche unerklärbar große und doch menſchenähnliche Schöpfungen ſehen. Es ſind Werke der Götter den Menſchen nach- oder vorgebildet zu unendlich großartigerer göttlicher Luſt und göttlichem Behagen. Ich ſtellte mir die herkuliſchen Fresken, womit Annibale Caracci den Balkonſaal des Palaſtes Farneſe aus-

gemalt, in dieſe urgewaltige landſchaftliche Umgebung und freute mich doppelt, ſo ein neues Zuſammenklingen von Kunſt und Natur gefunden zu haben.

Auch die Scene des Oberon mit dem Schiffbruche des Huon dachte ich mir dort hinein, „da ich auf den Felſen ſaß und ſandigen Hügeln und die große Wüſte des Meeres durchſchaute" und hörte die Verzweiflungsarie der verlaſſenen Rezia. Die Wandelbilder mit der tröſtlichen Muſik trug mir dann die See vorüber in den bewegten Zauberſchleiern ihrer immer duftig magiſch zitternden Ferne.

Das liber veritatis des Claude Lorrain liefert in ſeinem zweiten Bande auf dem Blatte 187 wie eine Anſicht dieſer Bai von Sidari. Es ſind dort die Elemente der Bucht von Bajae zu Grunde gelegt, aber das ſteile äußerſte Cap findet ſich ebenſo hier wieder und ſo auch die fernen Inſeln und die Flußmündung im Vordergrunde. Ueberhaupt jenes Wahrheitsbuch des größten dichteriſchen Landſchaftsmalers kann man daheim auch wie ein Bilderbuch dieſer Länder zur Auffriſchung homeriſcher Erinnerungen anſehen. Auch das ſind odyſſeeiſche Landſchaften.

Geologiſch gibt dieſer Ausblick vom Capo bianco del Nord oder eigentlich der vertraute Einblick in deſſen Buchten und Gliederungen, das Verſtändniß für die Entſtehung und den Beſtand der räthſelhaft Corfu ſo nahe geſtellten Inſeln Fano, Maslera und Salmaſtraki. Sie ſind Fleiſch von dieſem Fleiſche, einſtmals Vorgebirge des mächtigeren Gebirgsſtockes der Inſel, des Salvatore und ſeitdem weggewaſchen von Corfu wie die nur näher gebliebenen Rieſenpfeiler des neptuniſchen Tanzſaales. Das Zerſtörungswerk der Erde findet ſich ſo überall. Wie ich in den Alpen die Berge zum Thale herabkommen ſah, ſo wäſcht hier der Nordwind und die See die Inſeln kleiner. Und was ich an dieſen kleinen Individuen er-

kennbar sich vollziehen sah, das wird gewiß auch den Riesen der Continente nicht erspart.

Nach zwei Uhr Mittags stieg ich in Sidari wieder in den Wagen zur Heimkehr. Begegnete mir Morgens alles Volk auf den Straßen in Bewegung von einem Dorfe zum anderen, so fand ich sie nun in der Mittagsschwüle zu traulichem Ausruhen vor den Häusern gesellt; aber immer, und dieses ausnahmslos, die Geschlechter geschieden, die Männer gewöhnlich an dem einen Ende des Ortes, die Weiber an dem anderen gesammelt. Da es Abend und kühler wurde, sah ich sie tanzen und eine Fidel, wo es kostbarer zuging, eine Trommel ihr secundirend, gaben die Musik dazu. Das freundlichste Bild dieser Art bot Castelanus. Tiefer als die Straße und abgelegen von jedem Hause steht seine Kirche. Ein freier Plan ist davor. Durch die Zweige der Oelbäume, die dicht den steilen Hang des Berges bekleiden, gewahrte ich fünfzehn Tänzerinnen und fünf Tänzer auf dem Platze, den Geiger in der Mitte, um den sich Alle drehten und der selbst mittanzte. Die Mädchen hatten sich bei den Händen gefaßt, je drei nebeneinander, und durch Sacktücher, welche die nächsten Paare dahinter hielten, auch dorthin verbunden. Es war eine ganze Procession, drei Frauen breit und fünf Frauen lang, welche tanzte. Die Burschen, aber jeder für sich allein und rückwärts schreitend, so daß er die Jungfrauen anschaute, tanzten ihnen voraus,

und zween nachahmende Tänzer
Stimmten an den Gesang und dreheten sich in der Mitte.

So ging es im Kreise immer drei Schritte vorwärts, zwei zurück, während auch die Musik einförmig und ohne Wechsel dieselbe Melodie wiederholte. Es ließ sich kein züchtigeres Bild eines Volksfestes, kein Tanz, der anständiger wäre, denken. Etwas Kindliches hatte die ganze Belustigung und nur beschämt

konnte ich an den Osterſonntag in Göthe's Fauſt denken, mit welchen derben Mitteln er dort eine Feſtfeier unſeres Volkes darſtellen mußte: ſchwere Körper, Gejodel, Geſchrei, grobe Geſichtszüge, trampelnde Füße in Leipzig; hier Burſchen, deren Oberkörper ſich ſchlank wiegten wie künſtleriſch ausgebildete Tänzer, ſchöne edle Köpfe wie von antiken Münzen genommen; die Mädchen claſſiſch in weiße Kopftücher geſchleiert mit ſchwarzen Haarkronen, ſchwarzen Augen, züchtigen Blicken und der Laut des Vergnügens nur der Ton einer einzigen Geige. Die älteren Frauen und Männer und auch einige Kinder lagen herum unter den ſchattigen Oelbäumen und ſchauten zu, lachten und klaſchten manchmal in die Hände. Zu dem ganz religiöſen Eindrucke, den mir das ähnlich beſaitete Himmelfahrtsfeſt auf der Akropole von Korkyra ſchon gab, muß ich nun nachtragen, daß ſich hier der Tanz ſogar unmittelbar vor der Kirchthüre ſelbſt begab. Dieſes Kirchlein iſt blendend weiß wie die Tücher auf den Köpfen der Frauen. Ein paar dunkle Cypreſſen ragen daneben ſtatt der Thürme auf. Iſt dieſes Bild nicht wie eine Idylle aus dem Weltzuſtande vor der Erſchaffung unſerer Zeit? Ein ſchönes Gemälde des Louvre kam mir dadurch in Erinnerung. Es ſtellt eine ideale Landſchaft von Michallon dar, Nr. 348 des franzöſiſchen Kataloges, welche gerade ſo belebt iſt und auch ſo ſchattig grün den Winkel für die Tänzer hat.

Nach vier Uhr war ich wieder oben auf dem Paſſe des Pantaleone, um halb fünf Uhr in Scripero und ſchon um ſieben Uhr in meinem Gaſthofe zurück. Es iſt einer der Gründe, warum es ein beſonderes Vergnügen gibt, es mit einer Inſel zu thun zu haben, daß man ſie erſchöpfen kann. So habe ich jetzt Corfu ausführlich nach ſeiner ganzen Länge und Breite, die Nord- und die Süd-, die Oſt- und die Weſtküſte, und auch in die Höhe und Tiefe, auf ſeine höchſten Bergſpitzen hinauf und in die niedrigſten Thäler hinab gründlich kennen gelernt, und nichts iſt mir verborgen, ſelbſt von ſeiner Ge-

schichte nichts mehr. Auf einem Festlande wären mir immer noch fernsichtige Berge übrig, die meine Sehnsucht weiter zögen, „unendliches Land", wie es auch den Dulder Odysseus so lange gefoltert hat.

10. Capitel.

Die Bucht von Govino und das Arsenal der Venetianer.

Corfu, Montag den 24. April 1871.

Rechts von dieser Straße nach dem Pantaleone, nahe bei dem Wirthshause ai dottori, wie verzaubert in dem dichten schönen Oelwalde, auf dem Saume der Bucht von Govino findet sich eines der interessantesten Denkmale aus der Geschichte der Insel: das Arsenal der Venetianer. Nicht nur von der Bedeutung, welche Corfu für Venedig gehabt, von der ansehnlichen Kraft der Mutterstadt selbst zeugt es noch immer mit lebendigen Mauern und Thürmen. Kaum Jemand auf der Insel kümmert sich darum und auch Fremde suchen wohl nie die abgelegene und vergessene Ruine auf. Ich habe mir durch Fragen, welche mir geschichtliche Studien in den Mund legten, die Spur gefunden und ließ mich heute Nachmittag dorthin fahren.

Wir nahmen wieder denselben Weg wie gestern, bei Porta reale aus der Stadt, an dem Kloster und Friedhofe von Platiterra vorbei, vorbei auch an der Landungsstelle des Odysseus, über die Brücke des Potamo und dann in die dichten Olivenwälder hinein, in denen sich Odysseus abgetrocknet und geborgen, wo er geschlafen und die Mägde der Nausikaa am Ballspiele überrascht hat. Mitten auf der Straße, wo der Wald am dichtesten und wildesten ist, machte mich Matheo aussteigen. Wir mußten in die hohen Farenkräuter hinein, welche jetzt frisch überall hier den Waldboden begrünen.

Man tritt an eine rund abgeschlossene Bucht, für manche ihrer Aussichtspunkte so begrenzt, daß sie wie ein ausgangsloser Landsee erscheint. Gleich künstlichen Molen schließen sie rechts und links zwei hügelige Vorgebirge, und ganz architektonisch wie Leuchtthürme ragen auf den äußersten Landspitzen einige Cypressen auf aus dem dichten Oelwalde. Nur schmal ist auch in Wirklichkeit das Thor zwischen diesen zwei Hügelmauern und das Wasser ruht in diesem Hafen bei jedem Winde und Wellensturme. Durch die Pforte und auch über die linden Hügel der beiden Uferzungen hinweg sieht man das Gebirge Albaniens, vier Wellenzüge, einer über dem anderen, der letzte jetzt noch schneeweiß, der erstere nur niedrig und kahl felsengrau, die zwei mittleren dazwischen stehenden lichtblau vom verklärenden Dufte der Ferne. Wie in der zeitlichen Erinnerung, je weiter der Raum reicht, desto weniger Härten und Ecken läßt die Ferne den Dingen. Welche Träume und Wunder man sich dann in solche entlegene Bergketten senkt! Ganz so wie bei dem Blicke aus der Gegenwart in eine verlangende Zukunft. Das Auge denkt eben zuerst auch nicht, sondern empfindet. „Die tausend Stöße, die unseres Fleisches Erbtheil", sie melden sich erst später bei näherer Bekanntschaft. Bis dahin aber bleibt durch des Raumes Zauberkraft und durch der Augen Gefühlsanschauung jede Ferne, die temporäre wie die locale, mehr oder weniger Fata Morgana, und auch hier, gelagert auf dem stillen Strande dieser märchenhaft eingefangenen Bucht und lange über dieses glatte Meer schauend, legte sie mir in jene rauhen Bergketten von Albanien nur weiche Thallandschaften voll von Priesterdienst und idyllischem Hirtenleben, und die ersten Orakelsprüche von Dodona zugleich wieder in das Ohr mit den letzten dort verstorbenen Stoßseufzern des Gottes Pan, daß Alles, Klang und Bild, zusammen stimmte mit der feierlich heiligen Abendstunde, die um mich waltete. Man wird da Dichter und Maler und sieht es wie mit feu-

rigen Zungen auf sich herab kommen, daß man sich aller Sprachen der Kunst mächtig glaubt. Und „da ich Alles ansah, was ich gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut", fühlte ich mich sogar von der Wärme und Glut eines Weltschöpfers beseelt, und ich erkannte, daß weil Gott den Menschen sich zum Abbilde erschaffen, er auch etwas von diesem göttlichen Schöpfungsvermögen in uns gepflanzt haben müsse. Eine Folgerung, welche Göthe in der Farbenlehre beinahe auf demselben Wege gefunden:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Links, ein mächtiges Pylonenpaar dieses herrlichsten Tempels der Natur, steht tausend Meter hoch der Monte San Salvatore, zweimal gegipfelt und gethürmt. Kein See der Schweiz und Italiens gibt solche Bilder der überschwänglichsten Herrlichkeit wie der Blick über die Bucht von Govino auf das Gebirge, wenn der Tag schon neigt und der San Salvatore breiten Schatten auf das Meer zu dessen Füßen legt und noch blaueres Dunkel in seinen Schluchten als seien sie vollgesättigt von mildem stillem Wasser zu der See hinab gleitet, und der ganze Berg in blaugrünen Dünsten dampft, indessen nur oben noch die kahle Felspyramide rothgolden das Sonnenlicht hält und es, eine letzte Leuchte des Tages, den Schiffern auf zwei Meere und den Hirten in die Einsamkeit der albanesischen Gebirge trägt.

Auf einer kleinen Landzunge, die aus dem hintersten Grunde dieser runden Bucht von Govino ein Weniges vorläuft, stehen die Ruinen des venetianischen Arsenals. Die Karten bezeichnen sie noch immer mit dem Worte: Condocali. Ich ging durch Thorwege, Ringmauern, auch an einer Kirche vorüber, neben welcher der gebrochene Campanile noch steht, zu

weiten Gewölben, unter denen einmal die Galeeren lagerten. Ueberall kleben noch architektonische Schmuckreste auf dem Gemäuer. Wo und was sie bauten, das blos Praktische genügte diesem Volke niemals, auch das Gewöhnlichste und Gemeinste zierten sie künstlerisch. So sollte man es überall mit dem Leben halten. Die Venetianer sind dadurch das einzige Volk der Neuzeit, das den antiken Gebräuchen ähnlich geworden ist, groß wie die Römer und künstlerisch wie das kleine Griechenland. Auch frage ich, welches der neueren Völker stellt sich uns achtungswerther in das Auge als das des heiligen Marcus, wenn wir Venedig betrachten und in einer Mondnacht auf dem Marcusplatze, auf der Piazetta und Riva dei Schiavoni wandeln

A palace and a prison on each hand.
(Ein Kerker, ein Palast zu jeder Hand.)

Es ist als sähe man sich zugleich von dem Colosseum und der Akropolis umgeben.

11. Capitel.

Auf dem Strande und in Olivenwäldern.

Corfu, Mittwoch den 26. April.

In einer Barke Fahrt nach Benizze. Ein kräftiger Nordwest, Maestral, legte sich in das Segel und trug uns wirklich mit Windesflügeln in einer Stunde auf den kiesigen Strand des freundlichen Fischerdorfes. Mir brachten die Umstände und dieselbe Gegend die schönen, wahrhaft melodischen Verse der Odyssee in die Erinnerung, da die ruderliebenden Phäaken den schlafenden Dulder heim nach Ithaka steuern und ich fühlte mich in der vollen Gleichartigkeit der Situation auch ganz als Odysseus:

Jetzt, wie auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste,
Alle zugleich hinstürzend dem treibenden Schwunge der Geißel,
Ungestüm sich erheben, den Weg in Eile vollendend:
Also erhob sich das Steuer des Schiffs und es rollte von hinten
Dunkel und groß die Woge des weitaufrauschenden Meeres.
Schnell und sicheren Laufes enteilten sie; nicht auch der Habicht
Flöge mit gleichem Flug, der geschwindeste aller Gevögel:
Also flog der schneidende Kiel durch die Wogen des Meeres,
Tragend den Mann, an Weisheit unsterblichen Göttern vergleichbar;
Welcher vordem so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Schlachten umher der Männer und schreckliche Wogen durchstrebend;
Und nun schlief er so ruhig und all sein Leiden vergessend.

So homerisch kamen wir unter der Festung vorbei, der Burg, die so alterthümlich in die Höhe greift, daß nur geringe Täuschung erforderlich ist, sie für den noch immer lebendigen Palast des Alkinoos zu halten. Wenn man dieses Vorgebirge so unmittelbar streift, sieht man dort eine Menge von Ausrundungen in den Fels gespült und den Stein in beinahe senkrechte Schichten gehoben. Malerisch hängen von oben gewaltige Cactusmassen herab und grünes Lorbeer und Stinobüsche. Rascher noch flogen wir dem Hafen und der Stadt des Alkinoos, dem versteinerten Schiffe der Phäaken, den Oelwäldern und der Goldmuschel von Gasturi vorüber.

Der Busen von Castrades lag voll Sonne. Nichts rührte sich dort aus dem mittäglichen Schlafe. Das mannigfaltige Grün der nächsten Ufer gibt gar freundliche Eindrücke. Jetzt, da anderes Laub daneben steht, ist das der Oliven wirklich silbergrau, braunroth das der Myrthen. Deren schöner Augenblick ist der Winter. Nun sind sie wie im Verdorren. Damals hatten sie das kräftige dunkle Grün der vollen Fruchtreife. Licht schimmern und in großer Menge die Feigenbäume und ebenso Orangen und Citronen, Ulmen und einige Platanen. Es ist dieses im ganzen kein seßhafter Baum der Insel. Sie liegt ihm schon zu warm. Schwarzgrün, ernst, lautlos, wenig

bewegt und immer alles Uebrige überragend steht die „balsamreiche Cypresse“ in diesem bunten helleren üppigen Gemische.

In dem Olivenhaine auf dem Strande hinter Benizze erwartete ich die abendlicheren Stunden, den Thukidides lesend. Welcher Studirsaal! Und wie werden auf solchem Boden, vor diesem Meere und unter diesen Bäumen alle griechischen Sagen und Geschichten lebendig. Man braucht die Geister nicht zu citiren; die Helden und Götter kommen von selbst aus den golddunstigen Weitungen der Olivenbäume heraus und über das blaue lichte Meer. Von unserer Seite ist nur etwas Treue der Erinnerung nöthig, damit man sie wieder erkenne und freundlich aufnehme. Mit ihr und einer solchen günstigen Stunde mag Homer auch das Auftauchen der Seelen aus der Unterwelt gesehen haben, welche dem Odysseus den Weg und die Zukunft weisen. Jedes solche Wunder einer poetischen transcendalen Erscheinung würde man hier begreifen und nicht außerordentlich finden, denn klärende Kraft der Wahrheit und gestaltenbildender Zauber der Dichtung bestehen auch in dem Odem dieser herrlichen, verklärten, sonnigen Luft gemischt wie in der Phantasie eines Dichters. Es klebt die Poesie förmlich an allem Realen, edelt und adelt es und der Dichter braucht dem Gemeinsten kaum etwas zuzulegen. Die Wahrheit ist poetisch hier und eine Dichtung wie die homerische wahr. Real und Ideal decken sich. Wer in unseren Ländern zum Beispiele hätte das biblische Bild eines Paradieses erfinden können? Es liegt beinahe über unser angebornes Vorstellungsvermögen hinaus. Hier brauchte es der Dichter nur abzuschreiben. Und wenn man sich dann etwas länger in diese Gegenden, in ihre Sonne hineingesehen, so daß man ganz wie ein nachbildender Maler auch ihre Details, die Einzelnheiten erfaßte, dann erkennt man gerade an diesen, daß auch Homer sie nur abschrieb, aber mit der Seele eines entzückten Naturfreundes und er wird Jedem

zum absoluten Landschaftsmaler so gut als Geßner oder einer der schottischen Lakeisten dieses in unseren ästhetischen Schulbüchern gelten.

Ich will diesen Olivenwald von Benizze mit den uralten gekrümmten und auseinander fallenden Stämmen und dem golddurchzitterten Dämmerlichte der tiefhängenden feinblätterigen Zweige besonders den Künstlern empfohlen haben, welche ich mir einmal, wenn Corfu gekannter und besuchter geworden, nach Gasturi in die Villegiatura denke. Er ist ein geborener Hintergrund zu jedem Abenteuer der Mythologie, das irgend ein Künstler mit eingehender Rücksicht auf die Landschaft darstellen will.

Den Rückweg nach Corfu machte ich zu Fuße, bequem in drei Stunden, meist auf der Marina hart neben dem Meere oder etwas oben auf dem Uferhange, immer durch endlosen Olivenwald. Die Durchsichten zwischen den Bäumen und im Rahmen einzelner Zweige auf das kornblumen-blaufarbene Meer sind von unsäglicher Schönheit. Der Blick weidet ordentlich auf dieser gesunden Farbe, wie das Vieh auf frischgrüner Wiese, denn auch das Auge hat seine Nahrung und Kräftigung nöthig und findet sie dann durch solche Speise. Namentlich einer dieser Punkte ist herausfordernd zum Hüttebauen. Rechts und links stehen dichte Baumgruppen, in der Mitte liegt für das Haus eine schon freiere Lichtung, nur ein einziger Oelbaum neigt sich daraus von dem steilen Abhange über die See. Violette Berge sind dort im Hintergrunde, das ganze freie Meer als letzte Ferne; das Alles von betäubender Farbenschönheit. Eigentlich fehlte mir immer dem gegenüber jedes Denken. Im Schauen sieht man nichts, wie auch im höchsten Glücke die Ueberlegung abhanden kömmt. Diese Landschaften hier sind rein selische und man begreift, daß sich dieses Land in die Anschauungen der Alten als eine Insel der Seligen einprägte.

Ich habe später von dem Franzosen Appian eine Kohlenzeichnung gesehen, welche ganz diesem entzückenden Punkte, wo ich mir eine Villa hinbauen möchte, sammt diesem erträumten Landhause ähnlich ist, und habe sie mir dann auch wegen dieser theueren Erinnerung und als spornendes Vorbild für die Zukunft erworben. Ebenso gibt mir Claude Lorrain in seinem liber veritatis, pag. 130, in einer Uferlandschaft mit überhängenden Bäumen und weiter sonniger Seeferne, die er ursprünglich für Mr. Ellis in Paris malte und auf welcher sich der Meister selbst im Vordergrunde darstellte die entzückende Gegend zeichnend, diesen Küstenweg von Benizze nach Corfu wieder. Und auch das kleine erste Blatt des dritten nachträglichen Bandes ist wie entlehnt von diesem Strande. Eine andere, aber weniger verwandte Vorstellung erschafft demjenigen, der diese Gegend nicht selbst gesehen hat, die Straße von Sorrent nach Massa. Doch ist hier Alles milder, weicher, üppiger und die nächste Umgebung, der Waldbestand, großartiger, ich möchte sagen und kann es in der That auch nicht anders ausdrücken, künstlerisch arrangirter, obgleich gerade hier die freie Hand der Natur ganz willkürlich arbeitet.

Ich fand dann noch eine Menge anderer Punkte, welche zum Bauen von Villen anreizen. Ich nenne das neben dem anderen sonst nur gekannten und geachteten materiellen und prosaischen, den geistigen und seelischen Werth eines Bodens. Denn die „zwei Seelen wohnen, ach! auch in seiner Brust", und das Wort des Evangeliums, daß man nicht nur vom Brode lebe, gibt mir Zeugniß von einer die ganze Welt überhaupt beherrschenden Doppelnatur. So die Erde betrachtet und gewerthet, wie viel Capital der herrlichsten Gottesgabe findet man nicht ungenützt und, um technisch weiter zu reden, zinslos in der Welt verschwendet. Welchen Vortheil, welche Interessen würde man aus solchen Aussichtspunkten zum

Beispiele am Genfersee ziehen. Hier singen nur die Vögel darauf und springen die Fischlein davor lustig in die Höhe.

An der kleinen Insel, dem versteinerten Phäakenschiffe vorbei, über die Mündung des alten hyllaischen Hafens ließ ich mich rudern und stieg dann steil zur ehemaligen one gun battery hinauf und von dort die Hügelstraße hinab über die Marina von Castrades nach Corfu zurück. Es war bereits im versumpften Hafen ganz nächtig geworden und das Felsenschiff mit dem Kirchlein und den Cypressen darauf, begann schon zu gespenstern. Jetzt leuchtete mir Corfu mit erhellten Fensterscheiben entgegen.

Nachts dann, als ich dieses niedergeschrieben hatte, legte ich zur Erinnerung an diesen mythenvollen Olivenwald von Benizze, wo ich sie gepflückt hatte, eine Purpurblume der stahlblauen Steinhirse, Lithospermum purpureo caeruleum, die schönste violettblüthige Matthiola sinuata und eine blaugelbe Schwertblume des Gladiolus communis, wie ich sie flammender und gezückter nie gefunden habe, in mein Herbarium sentimentalis ein und den frommen Wunsch mit dazu, daß sie mir einmal mit einem anderen gleich glücklichen Frühlinge auferstehen mögen wie „die trockenen Blumen" im schubertischen Liede.

12. Capitel.

Ruinen und Tragödie von Ypso.

Corfu, Freitag den 28. April 1871.

Um dem ganz wunderbar schönen Tage gleichwerthige Ehre anzuthun und ihn völlig zu genießen, fuhr ich nach Ypso, dem eingeschlossenen Dorfe am Fuße des Salvatore. Der Blick auf der Fahrt dorthin über die Bucht von Govino aus dem dichten Oelwalde der Hügel auf das entfernte Corfu

war voll Sonnenglanz, Licht und Wärme, eine der schönsten Perspectiven der Insel. Die Marina von Ipso fand ich den Frieden selbst. Wie sich dort schriftstellern ließe in einem der Häuser, die unbegreiflicherweise in Ruinen liegen! Die Natur hat sich hier in den Formen und Farben und in dem Schweigen eines Klosters aufgebaut. Denn sie auch weiß dem Menschen für seine verschiedenen Stimmungen die Locale zuzubereiten. Alles ist einsam und stille dort und wie vergessen der ganze Ort. Nur von der See aus kommt man ihm leicht zu. Es ist ganz die Scenerie um Alexis und Dora, die götheische Idylle dort landen zu lassen. Ich hatte einen Aquarellisten mit mir und ließ mir durch ihn die Landschaft mit diesem Charakter festhalten. Es ist ein götheisches Gedicht im Bilde geworden mit derselben classischen Ruhe gemalt und gezeichnet, und maßvoll wie bei Göthe nicht ein Wort und nicht ein Pinselstrich zu viel, keine Linie die ausschlägt, alles umzirkelt und begrenzt wie eine antike Statue, und doch schwärmerischer Sonnendunst und Aetherluft und Licht und Wärme und Farbenfluß darin.

Rothe Segel standen auf der tiefblauen See; andere, die schief und länglich gezogen wie Vogelflügel sich darüber legten, glitten in die Ferne. Hart am Meere grünen jetzt Feigenbäume, unter denen ich wie unter unseren Nußbäumen mich schattend erging. Die Büsche, die Zäune sind daneben von einer Menge Agavenblüthen überragt. Als Knabe zeigte man mir einmal diese Blume in einem Gewächshause mit dem Bedeuten, daß ich sie mir sorgsamst ansehen solle, denn weil sie hundert Jahre zu ihrer Blüthe brauche, werde ich wohl kaum wieder zu deren Wiedersehen kommen. Das war in Würzburg und Verlangen legte sich damals in meine Seele nach solchem Wiedersehen. Nun schaue ich sie die Menge und wild in den Hecken wachsend, und so ist mir wahr geworden, was Göthe sagt: was man in der Jugend begehrt, hat man

im Alter die Fülle. Hier haut man sie ab die langen Blüthenstengel und nutzt sie als Brennmaterial; so gewöhnlich ist den Leuten, was mir, dem Knaben, so märchenhaft erschien. Und doch gestehe ich, etwas von jener kindischen Achtung bleibt mir trotz alldem für die malerische Blume. Sie, die Pinie, die Palme und Cypresse sind plastische Schmuckglieder in den durchaus mehr architektonisch sich ausbildenden Landschaften des Südens. Es ist dieses dasselbe Gefühl, der gleiche aufstrebende Trieb, welchen der Mensch in diesen heißeren, begeisterteren Gegenden durch die Säulenform ausdrückte. Nur wo sich die Gedanken so versteinern, werden Bäume und Büsche zu Palmen und Pinien.

In den Wiesen fand ich alles voll von neuen unbekannten Blumen, auch den gelbblumigen Alant, Inula helenium, und Phlomis fruticosa das Wollkraut mit dem haarigen, beinahe zottigen Blatte und der reichbuschigen großen gelben Blüthe, die wie ihr griechischer Name beweist, ganz eigenartig eingeboren auf diesen Boden gehört. Es ist keine der geringsten Freuden des Reisens im Süden, daß uns ein fortwährender Zwang wird zu fragen, was ist das, wie heißt dieser Busch, dieser Baum und diese Blume? Alles ist neu und auch der Halm gibt die Freude einer Ueberraschung. Man entdeckt immer noch, wenigstens für sich selbst und es ist einer der größten Genüsse unseres Lebens, wenn auch noch so sehr im Kleinen, Columbus zu sein.

Ich ging bis zu den Palmen in die Tiefe der Bucht. Wärmster Sonnendunst lag auf dem Olivenwalde, der dort tiefer hinein die Thäler zwischen dem Salvatore und Pantaleone füllt. Und schwarze Cypressen ragen daraus auf. Die weißen Orte darüber wie San Marco und Spartilla, die in diesen Gegenden des Südens so hoch auf den Bergen noch hausen können, weil hier nicht wie bei uns in solchen Höhen erstarrender Frost durch die Hälfte des Jahres das Leben

ungemächlich macht, geben, wie sie ja auch das Resultat dieses Elementes sind, dem bloßen Auge schon den Eindruck der Wärme.

Ein griechischer Geistlicher von der heiligen Arseniuskirche, welche auch so warm und weiß mit einigen Bauershäusern oben auf dem Berge steht, gesellte sich dann zu mir. Und von ihm erhielt ich nun die Geschichte der malerischen Ruinen im Palmenwinkel der Bucht, die mich schon das erstemal, da ich hier war, mit ihrem Schicksale so mächtig gereizt haben. Denn wo gäbe es eine Ruine ohne Geschichte und wenn sie keine hätte, so erfände sie der Dichter dazu.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wohnte hier durch zwölf Jahre ein selbst den Corfioten auffällig schönes Paar. Sie trieben in dieser langen Zeit nicht viel mehr als daß sie sich unablässig liebten, die Gegend mit Wohlthaten überschütteten, einige Oel- und viel Gartenzucht. So sollen die Palmen und die vielen Feigenbäume von ihm gepflanzt worden sein. Man nannte sie die Peroten, weil man sie von Pera am byzantinischen Bosporus glaubte, wußte aber nicht viel von ihnen. Am 30. März 1704 hatte sie ein venetianischer Kauffahrer im Lazaretto von Corfu ausgeschifft. Nachdem sie die Quarantaine überstanden, begab sich der junge Mann allein zu dem venetianischen Gouverneur der Insel. Er wies ihm dringende Empfehlungsbriefe des Bailo der Republik beim Großsultan in Constantinopel vor, in denen der Schützling Nicolo Pieri, ein Grieche aus dem Phanar genannt wurde, welcher dem Botschafter bisher große Dienste geleistet habe und des Dankes der Republik und ihrer Beamten in jeder Weise würdig sei. Das Schreiben war allgemein an alle Behörden, nicht an den Gouverneur insbesondere gerichtet. Doch soll er diesem auch ein vertrauliches Briefchen mitgebracht haben, in dem alle Ursachen dieser schuldigen Dankbarkeit entwickelt gewesen, von denen aber damals noch Nie-

mand etwas erfuhr. Von den Umständen aber, die den Signor Pieri aus dem Phanare hierher getrieben, war in keinem der Briefe die Rede und ebenso nicht von der Dame. Der junge Mann erwähnte ihrer auch vor dem Statthalter nicht. Nach dem venetianischen Grundsatze, Jeden unberührt zu lassen, so lange er nicht an das venetianische Statswesen rührte, der auch in der Verwaltung der Colonien galt, kümmerte sich der Gouverneur nicht weiter um das Geheimniß dieser Frau. Daß der Mann verheiratet sei und die Frau die Zurückgezogenheit liebe, war endlich auch nichts, das eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit herausfordern mußte. So verschwanden Beide bald seinen Blicken.

Nachdem sie eine Zeit lang bescheiden in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt gelebt hatten, erwarb er von der Wallfahrtskirche des heiligen Arsenius diese Uferstelle von Ipso und baute sich dorthin in einem für Corfu fremdartigen Style, mehr wie die befestigten Steinhäuser von Pera und Galata, diese Villa, deren Ruinen man heute noch sieht. Die Kirche, zum Danke, daß sie ihm dieses schöne Grundstück abgetreten, schmückte er ganz neu aus und blieb ihr Wohlthäter sein Lebelang. So daß eben daher sein Andenken auch noch bei ihren Callolieri fortlebt.

Mit einem einzigen schwarzen Diener war er auf Corfu gelandet. Mit diesem auch nur bezogen die zwei jungen Leute das Landhaus. Hier erst nahmen sie aus dem Volke der Umgegend einige Colonen in ihren Dienst, aber immer nur wenige und die nie in das Haus kamen, nur beim Weinbaue auf dem Felde und in dem Olivenwalde halfen. Und erst nach zwei Jahren, da die junge Frau einmal schwer erkrankte, zogen sie in das Haus ein ganz junges Bauernmädchen, beinahe noch ein Kind, welches dann auch darin blieb und von der Frau sehr geliebt wurde.

Von der kleinen Aspasia hörte man dann erst, daß Madonna Pieri eigentlich Nazli heiße, wenigstens mit diesem ganz unchristlichen Namen von ihrem Manne und dem schwarzen Diener, Mehmed, gerufen werde. Doch, weil sie so viel Gutes that, verlor sich bald das erste Erstaunen darüber in der allgemeinen Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Auch das war nicht zu sehr aufgefallen, daß Männer sie nie unverschleiert sahen. Die damalige Sitte hatte in abgelegenen Ländern überhaupt noch viel Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit für das weibliche Geschlecht vom männlichen bewahrt. Bald wußte man von Frauen, daß sie ausnehmend schön sein solle und jung wie sechszehn Jahre. Man glaubte also nur den Mann etwas strenger in der Eifersucht und sie nachgiebiger als es sonst in Ehen herkömmlich ist. Aspasia schilderte sie voll, gesund, eher klein und rund, blondhaarig und grünäugig und von den üppigsten Farben der Lippen und Wangen. Das Griechische sprach sie gewandt und ohne falschen Ton. Aber mit ihrem Manne und dem Diener Mehmed brauche sie eine andere, der jungen Griechin unbekannte Sprache. Auch Mehmed sprach das Griechische, verbarg aber im Uebrigen nicht seinen fremden Stamm und seine Religion. Er, Signor Nicolo Pieri war bald in dem ganzen Berglande der Insel, auch vom Alto nach Basso Giru hinüber bis zum Weststrande als einer der eifrigsten Jäger, als ein besonders kühner Schiffer und Fischer und als ein thätiger Bauersmann bekannt, der selbst mit auf seinem Felde und im Garten Hand anlegte. Die geistlichen Herren der Arseniuskirche wußten aber auch von ihm, daß er viel in Büchern lese und selbst manches schreibe. Er soll so eine Geschichte seiner früheren Erlebnisse und seiner Wirksamkeit in Constantinopel verfaßt haben, aus der man später die Lösung der Räthsel seines Lebens entnahm und die erst in den französischen Freiheitskriegen verschwunden sei. Auch er war nicht besonders groß, eher fein und zart

gebildet, mit niedrigem schwarzen Lockenhaare, einem kleinen schwarzen Schnurrbarte und feurigem aber etwas unsicherem, ausweichendem und manchmal wie unterthänigem Blicke. Sein ganzes Wesen sei auffällig gewesen durch außerordentliche Gewandtheit. Auch liebte er immer eine sorgsame oft prächtige Kleidung. Und seine Frau habe ihn so zu sehen stets die größte, beinahe kindische Freude gezeigt.

So ging ihr Leben, ein Tag glatt wie der andere, bis zum Winter des Jahres 1715. Damals wurde die kleine Nazli wieder krank. Nur wenig drang aus dem immer sorgsam verschlossenen Hause heraus. Aber nach acht Tagen, da sie zum ersten Male Besuche hatte ablehnen müssen, erfuhr man bereits, daß sie Signor Pieri begraben habe. Er selbst und ganz allein grub ihr die Gruft unter den Palmen, welche sie so sehr geliebt hatte. Kein Kreuz und keinen Stein setzte er darauf, nur Blumen, die er jeden Abend und Morgen mit seinen Thränen begoß. Das war allen aufgefallen, daß gleich am Tage ihres Todes, noch vor dem Begräbnisse, der schwarze Mehmed von Ipso verschwand. Signor Nicolo schien darüber sehr besorgt, ging auch in die Stadt zur Behörde eine Nachforschung einzuleiten, und verlor nie ganz, als diese erfolglos geblieben, eine sichtbare Unruhe über diesen Verlust aus seinem Wesen.

Sultan Achmet III. hatte inzwischen den Peloponnes erobert und das letzte griechische Festland unter den Halbmond geworfen. Seit 1713 wüthete dieser Türkenkrieg, der letzte, welchen Venedig zu führen hatte, aber den es auch überall unglücklich, weil ungeschickt führte, und der seine Herrschaft für immerwährende Zeiten im Mittelmeere und im Oriente annullirte. Immer näher zum adriatischen Meere hatten sich die venetianischen Flotten zurückziehen müssen. Venedig selbst schien gefährdet, nur das feste Corfu deckte noch den Zugang dorthin. Diese Umstände füllten auch dieses sonst seit der

Schlacht von Lepanto, also länger als ein Jahrhundert, so friedliche Meer von Corfu mit mannigfaltigen Gefahren und Abenteuern. Trotzdem war man auf Corfu überrascht, als man hörte, daß der Türke sich in Albanien, gegenüber bei Butrinto sammelte, um wieder eine Landung auf die Insel, eine Belagerung des nie eroberten Castels von Corfu zu versuchen. Man hatte die Niederlagen von 1537 und 1570 so kräftig in das Gedächtniß der Türken geschrieben geglaubt, daß man keinen Nachfolger des wilden aber hier vor Corfu besiegten Barbarossa erwartete. Und doch folgte der ersten Meldung wunderbar schnell die That, die Landung der türkischen Truppen in der Bucht von Govino, hier ganz nahe bei dem einsamen Strande von Ipso am 5. Juli 1716. Auf einer Flotte von 22 Linienschiffen und vielen Transport- und Proviantfahrzeugen brachte der Kapudan Pascha Dschanum Chodscha eine Armee von 30.000 Mann und 3000 Pferden. Er selbst ließ sich sogar ausschiffen und bezog gleich das leer gewordene Landhaus des Signor Pieri. Ein einziger schwarzer, sehr reich gekleideter Sclave begleitete ihn. Dieser hatte auch die Fähre gesteuert und führte ihn vom Strande nach der Villa. Da die ganze Bevölkerung geflohen war, erkannte Niemand den schwarzen Mehmed.

Signor Pieri hatte am längsten in seinem abgelegenen Besitze ausgehalten. Als schon der größte Theil auch der Landbevölkerung hinter die sicheren Stadtmauern geflohen war, machte er täglich noch seine Gänge zum Blumengrabe der kleinen Nazli unter die Palmenbäume, pflanzte neue Blüthen zu und säuberte die alten. Nicht die Spur eines Grabes haftete an der Stelle. Immer üppiger nur war der Garten geworden. Erst da die ersten Schiffe der Türken schon bei Govino gelandet waren und es zweifellos wurde, daß gerade die stille Gegend seines Ipso das türkische Hauptquartier sein werde, flüchtete sich auch Pieri nach Corfu in die Festung.

Marschall Schulenburg gab ihm eine Hauptmannsstelle nach seinem ausdrücklichen Wunsche an einem der gefährdetsten Punkte der Fortezza nuova im Westen der Stadt.

Nur wenige Tage dauerten die Vorbereitungen der Türken. Alle ihre Handlungen schienen von einem ganz besonderen Geiste der wüthendsten Hast geleitet. Das Centrum der Action legten sie nach Potamo, wo auch der Großvezier täglich erschien und selbst viele Nächte blieb, ohne nach Signor Pieri's Landhause zurück zu reiten. Am 16. Juli war dieses vorgeschobene Hauptquartier eingerichtet worden, am 1. August standen schon Batterien über der Vorstadt Manduchio auf dem Monte Olivetto, und am 3. August nahmen sie den Monte Abraham. Die Belagerten mußten auf dem ganzen Umkreise die vorgeschobenen Posten zurückziehen und sich in die Stadtmauern selbst verschanzen. Eine Stunde vor Tagesanbruch, am 18. August, geschah der Angriff auf diese bei der Fortezza nuova und endigte so siegreich für den türkischen Feldherrn, daß er seine Truppen am Abende in der Batterie Scarponi, einem Außenwerke dieser neuen Festung, einquartirt sah.

Das war das Werk, welches Nicolo Pieri commandirte, und wie wenn der Kapudan Pascha gewußt hätte, daß dieser darinnen sei und er ihn suche, war er selbst bei dem Sturme im Kampfe erschienen, so daß nur wenige Schritte neben ihm Pieri schwer verwundet in der Brust durch den Stich eines gemeinen türkischen Soldaten zusammengesunken und gefangen worden war. Er erkannte ihn aber erst Abends als er sich nach dem Gemetzel, wie es täglich seine Gewohnheit war, vor dem Marschallszelte auf dem Hügel von Potamo zuerst die Häupter der erschlagenen Feinde vor die Füße legen und darauf die Gefangenen vorführen ließ. Einen um den anderen prüfte er dann, untersuchte ihn, riß den abgeschlagenen Köpfen die Augen auf, forschte im blutgefärbten Haare nach ihrer

eigentlichen Farbe, und wurde jeden Abend nur um so grausamer, um so drängender in seinen Angriffsbefehlen für den nächsten Tag, wenn er das wieder nicht gefunden, was er sichtlich mit so großer Wuth suchte.

Auch heute an diesem Abende des heißen 18. August wurde ihm Pieri erst unter den letzten zugeführt. Und Alter, der Kampf, die Erschöpfung, das Blut das ihm in allen Kleidern, in den Haaren und auf dem Gesichte klebten, hatten den schönen, schmächtigen Mann so verändert, daß ihn der Türke erst als seinen gesuchten Mann erkannte, da er nahe an ihn herangetreten und mit den Daumen ihm die Augendeckel gehoben hatte, die dieser nicht aufschlagen konnte oder nicht wollte. So heftig war in dem Muselmanne das plötzliche Aufleben der lang genährten Rache, daß er beinahe zurück prallte in der ersten wüthenden Freude dieses blutig gesuchten Wiedersehens. Dann faßte er den armen Pieri mit beiden Fäusten auf der Brust, warf ihn nieder, trat ihn mit Füßen, spie ihm in das Gesicht und band den Unglücklichen, der keinen Laut von sich gab, selbst an seinen Sattelknopf um ihn als seinen eigenen Gefangenen noch in dieser Nacht mit nach der Villa von Ipso zu schleppen. Fackeln leuchteten dem Kapudan Pascha bei diesem entsetzlichen menschenmörderischen Ritte. Eines der Lichter trug Mehmed, Nazli's schwarzer Haremsdiener.

Denn Nicolo Pieri war, wie das so oft in den türkischen Paschahäusern von Stambul geschieht, zuerst als Page, dann, da er Jüngling wurde, als Diener und rasch durch Liebe und Gunst höher befördert, zuletzt als Dolmetsch und Secretär im Haushalte des Dschanum Chodscha gestanden. Wie einen Sohn hielt ihn dieser und wollte sich keine Stunde von ihm trennen. Plötzlich verschwand Nicolo und mit ihm am selben Tage ebenso spurlos einer der Verschnittenen des Harems und die jüngste Frau des alten Herrn, eine Sclavin aus

der Gegend von Trapezunt. Der Paſcha liebte ſie damals nur um ſo glühender als dieſe letzte Liebe erſt ein Jahr alt war.

Sie hatte den ſchönen, erſt zwanzigjährigen Menſchen zuerſt durch die Gitter ihres Frauengemaches bemerkt, wie er einmal müßig auf dem Geländer der Landungstreppe lehnte, die vom Bosporus in den Garten des Paſchas führte. Dann ſpähte ſie ihn jedesmal aus, wenn er im Gefolge des Gatten ausritt oder dem Herrn gegenüber im dreiruderigen Kaik ſaß. Wohlgefällig ſogen ihre Augen das ſchöne Bild immer mehr ein, bis der Eindruck unwiderſtehlich geworden war und die weibliche Liſt zum Aufgebote aller Mittel zwang, dem leidenſchaftlichen Gefühle Genugthuung zu verſchaffen.

Mehmed war zugleich mit der kleinen Nazli vom Paſcha in Trapezunt erkauft und ins Haus aufgenommen worden. Mit der eigenthümlichen Leidenſchaft, die ſolchen Verſchnittenen manchmal bleibt, hing er ſich mit ſeinem ganzen Weſen und Leben an ſie. Es gab keinen treueren Hund, als es der ſchwarze Mehmed für Nazli war, ſo war er es, daß er jeden Anderen haßte, auch die Frauen des Harems, die ihr beſonders zuthunlich ſich erwieſen. Ausſchließlich wollte er ihr dienen, aber ausſchließlich ſollte ſie ſich auch nur von ihm bedienen laſſen, und nur wo ſie es ſo entſchieden verfügte oder wünſchte, ließ er andere zu. Auch ſeinem Herrn grollte er im tiefſten Innern ſeines Weſens, weil er Rechte über die Geliebte beſaß, ſie übte, und weil Mehmed ſehen mußte, wie Nazli dem Paſcha ſchmeichelnd begegnete.

Dieſe Liebe des Verſchnittenen ſelbſt wurde das Werkzeug, womit Nazli endlich ihrer brennenden Sehnſucht nach einer Zuſammenkunft mit Nicolo Gewährung verſchaffte. Sie brachte Mehmed dahin ſich zum Sendboten ihrer Grüße und Winke herzugeben. Ein freundliches Lächeln, irgend ein Scherz, eine Neckerei waren die Münzen womit ſie von dem Un-

glücklichen dieſe verzweifelten Opfer ſeiner ſelbſt erkaufte. So nimmt man in rettungsloſen Krankheiten Gifte ein, um wenigſtens halb noch zu leben.

Ein Jahr lang dauerten die alſo vermittelten Begegnungen, meiſtens in einem abgelegenen Thale des Bosporus, bis endlich auch dieſes der immer mehr in Nicolo verlorenen Nazli zu ſelten erſchien und ſie auf einer immerwährenden Vereinigung beſtand. Mit der Macht der Liebe, die ſie gegen Mehmed wie gegen Nicolo, nur auf jeden mit anderen Mitteln übte, bewog ſie beide zur Flucht. Pieri war ſeit langem ſchon ein Spion des venetianiſchen Geſandten geworden. Auch das war eine byzantiniſche Sitte, die noch nicht ganz ausgelöſcht iſt. Der Bailo nun zum Danke verhalf ihm zur Flucht auf ein venetianiſches Schiff, denn Nicolo hatte nur vorgeſchützt, daß er fliehe, weil ſeine Botſchaftsdienſte dem Paſcha entdeckt worden ſeien. Nazli folgte in den Kleidern eines Pagen und Mehmed als ſein Diener.

Dſchanum Chodſcha Paſcha, der damals noch nicht Admiral war, bot alles auf die Flüchtlinge zu finden, denn ſein Haß, ſein Rachedurſt geſellte ſich der begierigſten Liebesſehnſucht und dem Grolle der verletzten Eitelkeit. Nicolo und Nazli ſuchten inzwiſchen in der treueſten Liebe zu einander den Undank zu rechtfertigen und vor dem Schickſale abzubüßen, den ſie gegen ihren Wohlthäter geübt. Alles that ſie ihm zu Liebe, und er lebte müßig und verſteckt, der Welt und ihrem Ergeize für immer entzogen, wie es die Geliebte wollte, die eiferſüchtig ſelbſt auf den Baum war, dem er beſondere Sorgfalt angedeihen ließ. Denn ſo lieben dieſe Weiber des Orientes, wenn ſie einmal zu lieben angefangen. Nur eines hatte ſie ihm immer geweigert, das Opfer ihres Glaubens, und treu ihrem einzigen Gotte und Mohamed dem Propheten ſtarb ſie, und ward ſie darum auch ohne Sang und Klang und ohne Kreuz auf der Stätte in ungeweihter Erde begraben.

In Mehmed war der Neid gegen Nicolo nur durch die Rücksicht für seine geliebte Herrin gebändigt worden, aber darum unter dieser auferlegten Asche die Gluth seines Hasses nur um so mehr gewachsen. Wie entfesselt, wie befreit fühlte er sich jetzt. Von seiner Liebe zur Todten blieb kein Funke mehr übrig; das ganze Gefühl wandelte sich in Rachedurst gegen den Nebenbuhler. Bisher hatte er nur sie gesehen, jetzt war nur noch Nicolo für ihn auf der Welt. Solche rohe, barbarische Naturen haben kaum die Erinnerung. Jedes Denken und Besinnen erlischt in der furchtbaren Gluth ihres Fühlens. Daher ist ihr ganzes Wesen, wenn sie einmal zu fühlen angefangen, immer nur Eines, und leisten sie durch die Treue oder die Liebe und den Haß weit mehr als andere durch die Bildung Gezähmte. Mit Naturgewalten äußert es sich in ihnen, sowie jene Feuer und Wasser, die auch durch die felsigsten Rinden der Erde brechen. Auch das Thier in seiner Wuth hat solche Lebensäußerungen.

Mehmed sah nur erst, daß Nazli todt sei, so warf er sich ohne einen letzten Abschiedsblick nach ihr in einen Kahn, den er im venetianischen Arsenale der Bucht von Govino stahl, und ruderte hinüber nach Albanien. Er schlug sich durch das ganze Bergland zu dem Kapudan Pascha nach dem Peloponnes und zeigte ihm den Weg ihrer beiden Rache. Mit dem Aufwande der ungeheuersten Mittel verfolgt, gelangte diese dann endlich auch an jenem 18. August des Jahres 1716 durch die Einnahme des Außenwerkes Scarponi der Fortezza nuova an ihr grausames Ziel. Mehmed hatte ausgekundschaftet durch die manigfaltigen Verbindungen, die ihm sein langjähriger Aufenthalt auf Corfu verschafft hatte, daß Nicolo Pieri dorthin mit einem Commando gesetzt worden war, und hauptsächlich deshalb der Kapudan Pascha gleich von Anfang an den Angriff zumeist auf die westlichen Stadtviertel concentrirt.

Es war eine furchtbare Nacht geworden während dieses Triumpfrittes des Kapudan Paſcha von Potamo nach Ipſo. Gewitter gingen nieder, die das türkiſche Lager überſchwemmten und zerſtörten, und Stürme zerſtreuten die Flotte. Der Wind löſchte die Fackeln, aber endloſe Blitze wieſen den grauſamen Siegern den Weg. Pieri war noch lebendig und bei vollem Bewußtſein da ſie nach Ipſo zu ſeinem Landhauſe kamen. Aber nicht eine Antwort gab er den Fragen des Kapudan Paſcha, die alle wiſſen wollten, wo das Grab der treuloſen Nazli ſei, um in deſſen Entweihung wenigſtens ſeiner Eiferſucht eine Genugthuung zu verſchaffen. Er ließ Nicolo peitſchen, dann bat er ihn wieder, verſprach ihm Leben und Reichthümer, denn über ſeinem Gefühle gegen den Verräther und Nebenbuhler ſtand noch das gegen die treuloſe Geliebte. Wer ſo bis in das Grab hinein haſſen kann, muß glühend geliebt haben, und das läßt dieſe leidenſchaftliche Grauſamkeit des alten Mannes nachſichtiger beurtheilen. Alles aber verſuchte er umſonſt. Nicht der Folter und nicht der Verlockung ergab ſich der zu Tode Verwundete. Steinern blieben Nicolo's Lippen, keine Klage und keine Bitte kam über ſie. Auch bei ihm ſtand die Liebe zur Todten immer noch über jedem anderen Gefühle. Und ſelbſt nicht mit einem tröſtlichen Blicke der ſehnſüchtigen Augen hinüber nach den Palmen verrieth er dem Wütherich das geliebte Grab, der Alles an ihm beobachtete, ſo daß Nazli heute noch immer in unentweihter Erde ruht und ein Schatzgräber unter den Palmen von Ipſo ihre Aſche unberührt finden müßte.

Erſt da der Morgen kam und nach dem furchtbaren Unwetter ſchon wieder milchig und in jene Perlmutterfarben des erſten Tageslichtes zu ſchmelzen begann, die den Sonnenaufgängen auf Corfu eigenthümlich ſind, brachen Nicolo Pieri's Lebensgeiſter zuſammen. Er ſah die Sonne an, die hoffnungsvoll nach ſchwerem nächtigem Sturme, ganz

also wie das Bild seines vergangenen Lebens und nun seines letzten Gedankens, rechts über der Bucht von Govino aufstieg; aber links hinüber nach den Palmen blickte er auch dann noch nicht. Er ist ohne diese letzte Tröstung aus der Welt geschieden und hat die Strafe für seinen Raub, für den Treubruch und Verrath an dem väterlichen Freunde und Wohlthäter bis in ihre letzten grausamen Möglichkeiten abgebüßt. Der Türke, unversöhnlicher als das Schicksal, ließ den Leichnam, bekleidet und schmutzig wie er war, an einem der Fensterbalken des schönen, einmal so glücklichen Landhauses aufhängen. Dann gab er einige verborgene Befehle und plötzlich sah sich Mehemed ergriffen, der ihm bisher bei allen diesen Folterungen die Hand geliehen, gebunden und in wenigen Minuten hing er neben Pieri an demselben Holze. Feuer, das der Pascha in die Wohnung werfen ließ, verwandelte Alles in die Ruinen, die wir heute noch dort sehen.

Von Corfu aber machte Graf Schulenburg einen Ausfall, der in der Abwesenheit des türkischen Commandirenden über die schlecht geführte Armee des Sultans einen glänzenden Sieg davontrug. Auch zogen sich am 22. August schon die Türken nach Govino zurück und schifften sich eilends nach Constantinopel ein. Ohne jeden Erfolg hatten sie einer 42tägigen Belagerung 15.000 Mann, 56 Kanonen, 8 Mörser, alle ihre Zelte, Magazine, das ganze Gepäck geopfert und ließen auch noch ihre Verwundeten in den Händen der Sieger. Es war der schönste und letzte glorreiche Erfolg, den die schon sterbende Republik Venedig erkämpfte.

Dschanum Chodscha Pascha aber wurde in das Schloß der sieben Thürme gesteckt und weil die über ihn verhängte Untersuchung Manches von dem, was ich hier erzählte, wird zu vermuthen gegeben haben, wurde ihm wenige Wochen darauf der verliebte Kopf vor die Füße gelegt. Dem Marschall Schulenburg votirte der dankbare Senat der Republik Venedig

eine Statue zum ewigen Gedächtnisse an seine tapfere und geschickte Vertheidigung Corfu's gegen den Erzfeind der Christenheit. Von Antonio Corradini Veneziano gefertigt, ziert sie noch immer die Spianata.

So ist auch die Feste Corfu um eine andere Helena und einen neuen Paris einmal belagert worden und hat ihre Iliade. Es ist auch das eine alte Geschichte, doch hoffe ich, blieb auch sie neu, und wenn man nur besser zusehen wollte, fände sich vielleicht dieselbe Ursache in der Kriegsgeschichte so mancher anderen Stadt vor. Nur, daß die echt zünftigen Geschichtsschreiber keine anderen Hilfsmittel ihres Handwerkes zulassen, als die vergilbten Blätter der Chroniken und erst die Dichter kommen müssen, um die letzten Geheimnisse der Dinge aus den Herzen herauszulesen, wo es dann ganz billig von solcher poetischer Entdeckung und von solchem dichterischen Standpunkte aus behauptet werden darf, daß das Sprüchwort auch einmal umgekehrt gelte und große Ursachen kleine Wirkungen erzielt haben. Denn was ist solch' eine ganze blutige Belagerung mit all' ihren politischen Consequenzen in unserer Wage gegenüber dem anderen schweren Gewichte solcher armer gemarterter Menschenherzen? Und auch ihr Andenken wiegt bei den nachfolgenden Menschen schwerer, wenn die Geschichte nur richtig erzählt würde und der Ort, wo sie sich begeben, so still poetisch palmengeschmückt bleibt, wie dieser klösterlich einsame Strand von Ipso. Die Palmen dort stehen als ein Grabdenkmal der Liebe, so heilig und schöner als die Rousseaufelsen von Meillerie am Genfersee.

Inhalt.

Erſter Band.

Das Reich des Alkinoos.

Einleitung: Auf der Fahrt. Seite

Der Karſt, Monfalcone, der Timavo, Trieſt. Auf der Veſta, Sturm, Liſſa, Dalmatiens Schickſale, Möven und Hermeias, Eintritt in odyſſeeiſche See, die Akrokeraunien, Fano eine Inſel der Calypſo, odyſſeeiſche Landung auf Corfu . . . 3

Erſtes Buch: Die Stadt und ihre nächſte Umgebung.

1. Capitel: La Fortezza vecchia 17
2. Capitel: La Fortezza nuova 32
3. Capitel: Die Stadt und ihre Bewohner 43
4. Capitel: Vogelſchau auf die Stadt des Alkinoos . . . 54
5. Capitel: Der Hafen des Alkinoos 57
6. Capitel: Ruinen Korkyra's und ſeines Friedhofes. . . 82
7. Capitel: Die Akropole Korkyra's 95
8. Capitel: Die Gärten des Alkinoos 111
9. Capitel: „Das treffliche Schiff der phäakiſchen Männer". 134
10. Capitel: Die Landung des Odyſſeus 149
11. Capitel: Die Friedhöfe des Kloſters Platiterra . . . 158

Zweites Buch: Der weitere Bereich der Inſel.

1. Capitel: Villa Braila bei Gaſturi 171
2. Capitel: Fahrt nach Peleka in den Weſten der Inſel. . 179
3. Capitel: Weſtküſte bei Palaeo Castrizza 184
4. Capitel: Beſteigung des Monte San Salvatore . . . 203
5. Capitel: Der Süden der Inſel 214
6. Capitel: Ein Wetterbericht 231
7. Capitel: Die Orangenwälder von Benizze 234
8. Capitel: Der Santa Decca 238
9. Capitel: Ueber den Pantaleone nach dem Norden der Inſel 242
10. Capitel: Die Bucht von Govino und das Arſenal der Venetianer 257
11. Capitel: Auf dem Strande und in Olivenwäldern . . 260
12. Capitel: Ruinen und Tragödie von Ipſo 265

Odysseeische Landschaften

von

Alexander Freiherr von Warsberg.

Zweiter Band.

Die Colonialländer der Korkyräer.

Wien
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn
1878.

Drittes Buch.

Die Colonialländer der Korkyräer.

Land of Albania! where Iskander rose,
Theme of the young, and beacon of the wise,
And he his namesake, whose oft-baffled foes
Shrunk from his deeds of chivalrous emprize:
Land of Albania! let me bend mine eyes
On thee, thou rugged nurse of savage men!
The cross descends, thy minarets arise,
And the pale crescent sparkles in the glen,
Through many a cypress grove within each city's ken.
Byron, Childe Harold, canto II. 38.

1. Capitel.

Allgemein Geographiſches und Geſchichtliches.

Provehimur Pelago vicina Ceraunia juxta.
Virgili Aeneidos.

Man kann nicht auf Corfu leben ohne die Küſte des Feſtlandes gegenüber zu beachten. Sie ſteht überallhin immer zu markig im Bilde, iſt zu nahe dem Auge und den anderen Sinnen zu greifbar. Auch griffen die Inſulaner jedesmal dort hinüber, wenn ihrer auf dem engen begrenzten Eilande zu viele wurden. So ſchickten die Phäaken des Homer, welche ich Phönikier unſerer Geſchichtskunde glaube, Coloniſten nach der Gegend des heutigen Butrinto und gründeten dort hinter dem See im Norden zwiſchen den zwei einmündenden Gebirgsflüſſen: Phoenike, das im verrätheriſchen Namen eines Dorfes nahe den alten Ruinen heute noch wenigſtens lautanklingend fortlebt. Und ſo ſpäter als Scheria geſchichtliches Land geworden coloniſirten die Korkyräer wieder Epidamnus, Apollonia und Anaktorion, um den nördlichſten wie den ſüdlichſten Geſichtspunkt ihres Gegenübers ſich zu verbinden. Auch ging wohl neben dieſer hiſtoriſch bemerkten großartigeren Coloniſirung eine andere ſtillſchweigende alltäglich hinüber. Davon geben Inſchrifttafeln des alten Gräberfeldes auf Korkyra Zeugniß

und die römischen Schriftsteller. Diese zeigen uns, daß die Römer in dem freundlicheren und von durchreisenden Touristen belebten Korkyra saßen und von dort aus Güter in dem weide- und heerdereichen Epirus erwarben und bewirthschafteten. Auch die Venetianer hielten von Corfu aus Butrinto, Parga und Durazzo, und die Normanen hatten es vor ihnen gerade schon so versucht. Man hat also alles Recht diese bergigen Küstenlandschaften Corfu gegenüber, Colonialländer der Korkyräer zu nennen und mit in die Beschreibung und Geschichte Corfu's einzubeziehen. Deshalb machte ich auch dorthin einige Ausflüge.

Es ist durchaus mächtiges Bergland, ich möchte beinahe sagen allmächtiges, denn so ganz ohne Ebenen habe ich es kaum je gesehen, das man drüben findet. Welle steigt um Welle die Erde dort immer höher auf, ein verkörperter Seesturm der allergewaltigsten Art. Sie stellt sich recht eigentlich als „festes Land" dar, wie im gesuchten Gegensatze zu den Inseln. Und so hat es wohl dieser bloße Augenschein herbeigeführt, daß die Bewohner dieser westlichen Eilande sie auch mit diesem ganz allgemeinen Charakternamen benannten. Von ihnen rührt zuerst die geographische Bezeichnung Epeiros her. Denn die Inseln scheinen die früher gebildeten gewesen zu sein, welche tauften und Geschichte schreiben oder wenigstens tradiren konnten.

Ursprünglich galt dieser Name Epirus vom Scordus, dem heutigen Schar-Dagh über das spätere Akarnanien und Aetolien ausgebreitet bis zum korinthischen Meerbusen, weil nirgends eine Unterbrechung dieser bergigen Gestaltung auffällig ist. Später engte der Gebrauch diesen Namen im Süden auf die Grenze des Ambrakischen Golfes ein und Plinius schildert Epirus als im Norden auf die Grenze bei Oricum, dem heutigen Eriko, am Meerbusen von Avlona beschränkt. Dieses Epeiros gehört nach den meisten antiken Schriftstellern

nicht zu Hellas. Es war Barbarenland, obgleich es in ſeiner Mitte zu Dodona die Geburtsſtätte des griechiſchen Namens und damit der griechiſchen Geſchichte barg. Denn von dieſen Hochgebirgen ſtiegen wie früher wohl ſchon manche Vorgänger und ſpäter andere Nachfolger, darunter die Albaneſen beinahe noch in unſeren zeitgenöſſiſchen Tagen, auch jene Graicoi herab, welche ſich über die inzwiſchen ſeßhaft gewordenen Hellenen ſetzten und den allgemeinen Volkes- und Landesnamen von dem älteren Hellas in den jüngeren des Griechenlandes umwandelten, welcher bis heute der geographiſch giltige geblieben iſt. Dieſes wiederholte Herabkommen der griechiſchen Bergvölker aus Epirus auf die fruchtbaren einladenden Thalungen des Peloponneſes und Attika's hat Aehnlichkeit mit der immerwährenden Sehnſucht der Deutſchen nach Italien. So wie dieſe Pelasger, Hellenen, Griechen und Albaneſen auf der ſüdlichſten Halbinſel Europa's über einander geſchichtet liegen, gräbt man im Neapolitaniſchen und Sicilianiſchen, in der Lombardei und im venetianiſchen Gebirgslande die Spuren der Cimbern und Teutonen, der Gothen und Longobarden, der Vandalen und Normannen aus. Es geht ein allgemeiner Trieb des Menſchen durch die Welt, jenſeits des Berges zu ſtehen, zu wiſſen, wie es dort ausſehe. Und es gleicht dieſer Trieb wieder nur dem Naturgeſetze der Gewäſſer, die ſich auch in jenen Alpen ſammeln, ſtauen, mehren, um ſich dann mit ſtürmiſcher und verwüſtender, aber im Grunde und für die Zukunft doch wohlthätiger Gewalt auf die Ebenen zu ergießen; Erguß, der endlich auch die fallmerayeriſche Theorie der ſlaviſchen Nach- und Einwanderung, der Umwandlung dieſer Graicoi und ihres Griechenlandes auf uns herabſpülte; eine Theorie, welche mir nichts anderes zu behaupten und zu erzählen ſcheint, als was dieſe epirotiſchen Berge unſeren Alpen gleich den niedrigen vorgelegten Gegenden immer waren und immer ſein werden, ein Auffriſchungs-

mittel der Boden- und Volkskraft, wenn allzuviel Sonnengluth und Wollust den Einen wie die Andern ausgedörrt und aufgezehrt haben, ohne daß aber deshalb jene Niederländer in ihrem Wesen wesentlich verändert worden wären oder verändert werden müßten, indem der Boden sich die Menschen ganz wie die Pflanzen assimilirt.

Man behauptete und behauptet die allerältesten Epiroten, Pelasger. Phaeton soll gleich nach der Fluth ihr erster König gewesen sein und Deukalion und Pyrrha im späteren Gebiete der Molosser sogar den Tempel von Dodona gebaut haben. So netzt die Sage um Alles ihr Spinnengewebe. Keine Kirche und keinen Tempel läßt sie unverschleiert, nicht bloß das urältere Bild zu Sais. Später bringt sie den Neoptolemos, den Sohn des Achilleus, mit einer großen Armee hierher, daß er eine Dynastie der Pyrrhiden gründe, welche sie also benannt, weil dieser Eroberer in seiner Jugend angeblich Pyrrhos geheißen habe. So wurde dieses ein Legitimitätsname für die Regenten dieser Länder. Näher der geschichtlichen Zeit nannten sich die Epiroten selbst die Alten, das sind jene Γραικοὶ oder Σικελοί, welche sich über die Berge in die Ebene ergossen und dort ihren Stamm und ihr Blut ließen. Wo ihre nachweisbare Geschichte aber beginnt, zeigen sie sich in vierzehn Stämme zerspalten, wie denn immer in der Jugend der Staaten die Theilzersplitterung ihrer Völkerschaften eine sehr weitgehende und in's Kleinliche ist. Dörfer und Märkte haben dann noch die Regentschaft und geben die Namen, wo später große Hauptstädte mit weiten Gesichtskreisen gelten und führend an der Spitze stehen. Unter diesen vierzehn kleinen Stämmen waren die Chaonen, die Molotter oder Molosser und die Thesproten die stärksten und herrschten bald abwechselnd über die Anderen; zuerst die Chaonen, dann die Molotter und diese so geschickt, daß die Römer bei ihrer Eroberung von Epirus siebenzig Städte blühend fanden.

Die Grenzen der Landſchaften dieſer drei Völker ſind nicht mehr genau auf die Karten einzuzeichnen. Jüngere Stämme haben ſie verwiſcht. Vielleicht ſind ſie auch niemals ſehr präciſe feſtgeſtanden. Es war ein fortwährendes Sichduelliren. Die Molotter lebten urſprünglich nicht am Meere. Sie ſaßen tief im Oſten und Norden über Dodona, eingeſchloſſen im Maſſengebirge des Tomaros und wohl eben darum in ihrer ſpäteren Bethätigung das kräftigſte und jugendfriſcheſte dieſer Völker. Im Weſten hauſten die Chaonen, im Süden bis zum ambrakiſchen Golfe die Theſproter.

Das iſt gerade das Land, das man hinauf und hinunter von jedem Ausſichtspunkte Corfu's im Auge hat. Die innere Grenzſcheide, welche das eigentliche Epirus von Theſſalien trennt, iſt im Norden das Knotengebirge des Lakmos, heute Zugos genannt; von dieſem nach Süden auslaufend die Kette des Pindos, beide bis zu 2340 Meter hoch.

Hoch werden dann im Norden wieder die Ufergebirge, die Keraunien, dieſe unwirthliche hafenloſe ſenkrechtſteile eiſerne Felſenküſte, die mit ihrem lang vorlaufenden Vorgebirge Akrokeraunia die Bucht von Avlona bilden. Dieſes ganze donnergetroffene Gebirge, einer der ſtärkſten Panzer, der irgend einem Theile der Welt vorgelegt iſt, gehörte im Alterthume in die Landſchaft Chaonia. Heute heißt dieſer Diſtrict von einem albaneſiſchen Dorfe Chimara, das den Namen und die Lage von dem antiken Caſtelle Chimaera entlehnte. Die weitere ſüdliche Küſte, das iſt die von Theſprotien, iſt gaſtlicher geſtaltet. Auch Strabo muß ſie ſo angeſehen haben. Er nennt ſie ein „geſegnetes Land". Gleich nach dem Cap von Poſeidion, das heute Scala genannt wird und das von allem Feſtlande mit ſeiner am weiteſten hinauslaufenden Spitze Corfu am nächſten kömmt, buchtet ſich ein tiefer Buſen ein, der Pelodes Limen, der ſumpfige Hafen, mit breitem Eingange in das innere Land, welchen Butrinto

schloß, ein Castell wohl bis in die allerältesten Zeiten zurück. Und so folgt weiter hinab Golf nun an Golf bis zum größten, dem Meerbusen von Arta, der schon ein eigenes kleines Meer für sich darstellt.

Diese Landschaft, das Ufer vom Capo Scala bei Butrinto bis zum Thyamis, heute dem Flusse Kalama, hieß auch noch insbesondere Kestrine und sie wechselte in den Duellen der Epiroten am meisten die Besitzer. Sie war die gesuchteste wegen ihrer Fruchtbarkeit, aber noch mehr wegen ihrer vielen Häfen und der Zugänglichkeit zur See wie zum Inlande. Auch den kaiserlichen Römern wurde sie wohl wieder aus denselben Ursachen ihre Lieblingsgegend, um im großen Grundbesitze ihr Vermögen zu immobilisiren. So besaß hier am Flusse Thyamis, der sich in die Bucht von Gomenizza ergießt, gerade den corfiotischen Orangenwäldern von Benizze gegenüber, Atticus, der Freund Cicero's, jene Landgüter, welche der Reisegefährte des Cicero, sein Neffe von Korkyra aus besuchte und mit deren Früchte Cicero auf Sybota „köstlich bewirthet wurde". Heute ist dieses Alles in barbarische Urwildniß zurückversunken, so wie sie ungefähr zu Zeiten der ersten mythischen Orakel von Dodona gewesen sein mag, als noch keiner dieser Bewohner hier nach Homer's Bericht sich je die Füße wusch, und man jagt nur wilde Schweine und Pelikane in den Sümpfen und Wäldern und pflückt keine Gartenfrüchte mehr:

Zeus, dodonischer König, pelasgischer, ferne gebietend,
Herrscher im frostigen Hain Dodona's, wo Dir die Seller
Dienst gelobt, ungewaschen die Füß', auf Erde gelagert.

Diese Worte der Ilias sind das erste Gemälde von Epirus. Sie malen es wild und frostig. Und sie sind auch die erste Urkunde seiner Geschichte, wie diese ungewaschenen Zeuspriester wohl die ersten uns bekannt gewordenen Asceten

sind. Wir haben also durch den Geschichtsschreiber Homeros die Sage der nachsündfluthlichen Pelasger bestätigt erhalten und daß diese Dodona und seinen Orakelcult eingerichtet haben, ebenso, daß ihnen, um sich darüber zu lagern, aber lange vor den Graicoi, die Seller, daß sind die Hellenen, hierher folgten. Denn daß er diese noch ganz so wie als ihm zeitgenössische Priester nennt des Zeus, der lange vor ihm gewesen, und diesen den Pelasgischen, bezeugt die Seller und Hellenen als die Jüngeren, die Pelasger aber als die ganz unberechenbar Uralten. Man sieht aber, immer galten trotz allem späteren vornehmen Barbarenglauben diese Einwohner des bergigen Epirus, ob sie nun Pelasgoi, Hellenoi oder Graicoi heißen als geheimnißvoll alt und beinahe priesterlich ehrwürdig; immer als älter denn die Völker der Niederlande. Das kann nur aus dem instinktiven Gefühle und Bewußtsein, vielleicht aber doch auch aus einer leisen Erinnerung erflossen sein, daß sie dort ihre Stammältern und das Vaterhaus hatten und daß dort ihnen sich fortwährend die Wasser und das Blut zu einer neuen und kräftigen Quelle ihrer künftigen Auffrischung und Wiedergeburt sammeln.

Die nächsten geschichtlichen Kunden nach Homeros geben Herodot und Thukidides. Thukidides schildert auch das Land im 46. Capitel seines ersten Buches, wo er die Lage des Vorgebirges Chimerium darzustellen sucht, unter dem sich die Korinther zur gewaltigen Seeschlacht bei Sybota gegen die Korkyräer rüsteten. Er sagt, daß der Thyamis, also der heutige Kalama, welcher durch den Golf von Gomenizza in das Meer fließt, die Landschaft Kestrine, welche von den Keraunien bis hierher reiche, von jener der Thesproter scheide. Er hat also ihre Grenzen sehr genau bestimmt. Ebenso gibt er an anderen Stellen, und wie er später auch Xenophon in der Geschichte der Fortsetzung desselben Krieges, rauhe und uneinladende Bilder der Locale und Einwohner der Küste südlich von

Kestrine zum Meerbusen von Arta hinab. Das Land und das Volk waren immer noch barbarisch, obgleich er nun mehrere der epirotischen Stämme als Bundesgenossen der gebildeten Griechen in den peloponnesischen Kriegen nennen muß und einzelne von ihnen sogar als Republikaner unter einem jährlich erwählbaren Präsidenten auftreten, was doch, besonders für antik-griechische Anschauung, schon einen höheren Grad politischer Cultur darthut. Die Geschichte nach den peloponnesischen Kriegen liefert aber Beweise, daß damals Epirus selbst der hellenischen Sitte näher getreten und verwandter geworden ist. Olympias, eine Fürstentochter dieser Berge, wurde die Mutter Alexander des Großen und Alexander von Epirus fiel in Italien als er die Freiheit der dortigen griechischen Colonien vertheidigte. Auch die Inschriften, die man auf dem antiken Stadtfelde von Korkyra gefunden, zeugen für dasselbe: eine enge und offene Verbindung und Mischung der eigentlich griechischen und epirotischen Völkerschaften, die nichts Auffälliges und Befremdendes mehr hatte, die alltäglich und gewöhnlich geworden war, endlich und für einen Augenblick wenigstens in der langen, blutigen und barbarischen Lebensgeschichte dieser Bergländer.

Es waren hauptsächlich die Feldherren und Erben Alexander des Großen, Kassander und Demetrios, welche diese Verschmelzung der Sprachen und Sitten herbeiführten, indem sie nach und nach die eingeborenen illyrischen Fürsten vertrieben und das Land vom strymonischen Golfe bis zum adriatischen unter einem Befehle einten. Auch als dann wieder aus einheimischem Stamme Pyrrhos zur Herrschaft gelangte, versuchte er doch nicht diese importirte Cultur in barbarische Formen zurück zu drängen. Pyrrhos ist die größte nationale Erinnerung, welche Epirus hat. Scipio erklärte ihn in dem schönen Gespräche, welches Appian von ihm mit Hannibal erzählt, für den besten Feldherrn, der gleich im Range nach

Alexander dem Großen komme. „Es setzte nämlich — so fährt Appian fort — Scipio Feldherrngröße in kühnen Muth und es ist unmöglich kühnere Männer zu finden als diese beiden Könige.“ Und gerade diese so hoch gestellte Gabe der Kühnheit finde ich in diesen Bergen nicht ausgestorben. Das Geschlecht, der Stoff ist noch vorhanden. Es fehlt nur der Anlaß, die Gelegenheit und jede Stunde kann ein anderer Pyrrhos erstehen. Vielleicht ist es uns vorbehalten in irgend einer Wendung der orientalischen Frage diese innere Wiedergeburt von Epirus aus sich heraus zu sehen. Für den Weltfrieden und das Heil der Menschheit wäre sie die unschädlichste, ja eine wohlthätige Lösung.

König Pyrrhos war ein Molotter. Bisher waren die Chaonen in der Regel die stärkeren geblieben und hatten die meiste Zeit die beiden anderen Stämme beherrscht. Er verschaffte dem seinigen die Oberherrschaft und einte alle in einem mächtigen und vielsagenden Königreiche Epirus. Rom, die Stadt, machte er zittern mit dieser Macht, wie sie nur vor den Galliern gezittert hatte und später vor Hannibal bebte. Und bis nach Sicilien griff er mit seinem Schwerte hinüber. Von dieser siegreichen Zeit an nannte man die geeinten Bewohner dieser Küsten Corfu gegenüber unterschiedslos Ἀπειρῶται, Epiroten. Die Landschaft nennen die Münzen, sowohl die autonomen als die der römischen Kaiser, ΑΠΑΙΡΩΤΑΝ. Es hat jedes Volk einmal und jedes Ländchen, wie klein und bescheiden versteckt es auch sei, seinen Augenblick des Glückes mit großer weltgeschichtlicher Bedeutung gehabt. Vergessen vom obersten Schöpfer braucht sich also keines zu glauben.

Im Jahre 272 vor Christi fiel Pyrrhos in einem seiner Abenteurerzüge vor Argos. Er war ruheloser noch als Alexander der Große und der erste Napoleon und wie beide, denen sein Charakter überhaupt glich, galt auch ihm in seinem Vergnügen der Kampf selbst weit mehr als der Erfolg.

Ja er zerstörte wohl das Gewonnene nur, um wieder darnach streben zu können. So arten bei genialen Menschen Eigenschaften, und hier war es eine der edelsten, die uns überreich gegeben sind, zugleich zum Werkzeuge ihres Ruhmes und ihrer Zuchtruthe aus, bilden ihre Größe und führen sie darauf durch dasselbe Uebermaß zum Selbstmorde, so daß der oberflächliche Zuschauer diese Charakterzüge nur als Schatten erkennen und nachträglich verurtheilen will, während der tiefer blickende Psychologe und der Geschichtsforscher, welcher die Dinge der Menschheit von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, sich die Ansicht bildet, daß das Meiste des Außerordentlichen und Ungewöhnlichen in der Welt gerade durch diese getadelten Eigenthümlichkeiten geleistet wird. Denn unsere sogenannten Fehler sind meistens unsere stärksten und eben darum auch unsere besten Eigenschaften, nur daß sie den anderen unbequem werden; und in der Erziehung sollte man sie, statt sie gewaltsam abzuschleifen, nur in eine zweckmäßige Richtung stellen, um sie auch zu unseren edelsten Tugenden und zu einem heilsamen Werkzeuge der gesammten Menschheit zu machen.

Nachdem die Familie des Pyrrhos schon mit dem vierten Nachfolger erlosch, zerfiel auch sein Reich bald wieder in einen losen Bundesstaat von kleinen Republiken. Dieses duldeten die Römer dann noch fünfzig Jahre. Aber von 167 vor Christi an mußte es ihren Schicksalen folgen. Paulus Aemilius, der schon Macedonien und seinen König Perseus besiegt hatte, erschien und eroberte nun auch Epirus. Er hat siebenzig Städte dort zerstört und 150.000 wohlhabende Menschen in die Sclaverei entführt. Das Glück der römischen Universalmonarchie ist der Welt mit nicht geringen Opfern an individuellem Wohle erkauft worden.

Nun wurde Epirus ein bedeutungsvoller Durchgangspunkt für die römischen Kriegs- und Handelszüge. Landete

doch Julius Cäsar an den Keraunien, Julius Cäsar mit seinem Glücke in einem kleinen Schiffe nach einer stürmischen Herbstnacht am 5. November des Jahres 47 vor Christi, um quer über diese Berge nach Pharsalos zu gehen und in einer der entscheidendsten Schlachten der Geschichte, wo das Glück sichtbarer denn irgend jemals mitgestritten, der Welt für lange kommende Zeiten, die heute noch nicht zu Ende sind, seinen Namen als Titel und Regierungsform aufzustempeln. Und auch Augustus, um dieses Oheims Ermordung zu rächen, ging ganz denselben Weg nach Philippi, den lange vor diesen beiden Kaisern aus Kleinasien Manlius gekommen war, da er die Truppen des Scipio, welche den großen Antiochos besiegt hatten, nach Epirus und von dort über das Meer nach Brundisium zurückführte. Nicht nur Durazzo und Avlona, auch das entlegenere transmarine Brindisi noch danken diesen illyrischen Straßenzügen und der Bedeutung, welche sie für die römische Weltherrschaft hatten, die ausgezeichnetsten Blätter ihrer Geschichte und ein Jahrtausend des Gedeihens und der Blüthe. Denn Epirus, wie es in seiner äußerlichen außerordentlich bergigen Gestaltung der Schweiz ähnlich ist, spielt mit seiner Via Egnatia dieselbe Rolle in der römischen Handels- und Kriegsgeschichte, welche die Alpenwege in unserem Mittelalter ausfüllten. Und Livius, Appian, Polybios und Plutarch sind sogar noch fleißigere Biographen dieser Episoden, als wir sie für die Erlebnisse unserer Alpenländer haben. In dieser römischen Kaiserzeit sind sie und Strabo die Chronisten von Epirus geworden. Der letztere schildert es in seiner Geographie wieder urwildnerisch leer und öde. Zu den Verwüstungen des Paulus Aemilius waren die anderen des mithridatischen Krieges gekommen. Es hatten sich die benachbarten Thraker von diesem großen pontischen Könige bereden lassen, all' diese Länder bis nach Dodona mit Feuer und Schwert zu durchziehen. Sie plünderten dort sogar das Heiligthum des Jupitertempels.

Die Kaiser nannten dann, als ihr Reich so groß geworden war, daß das Gedächtniß nur mehr für große Worte und weite Begriffe ausreichte, officiell all' dieses Bergland vom Golfe bei Salonik bis zu dem von Durazzo: Macedonien und formten es in eine Provinz zusammen.

Also fand es auch Constantin. Da er das römische Weltreich in vier Präfecturen theilte, wurde dieses Macedonien in die von Illyricum wie naturgemäß eingestellt. Der Name Epirus senkte sich auf das Land weiter südwärts. Bei der Theilung, nach des großen Theodosius Tode, des ganzen Reiches unter seine Söhne kam Alt- und Neu-Epiros als Bestandtheil der Diöcese Macedonien zum oströmischen Kaiserreiche. Und diese Unterordnung ist ihm trotz allem Wechsel der Herrscher und Dynastien bis heute eigenthümlich geblieben. Denn wenn auch Westrom stürzte und zerbröckelte, der Begriff und das Wesen des oströmischen Kaiserreiches hat sich nie ganz aus der Weltgeschichte verloren. Die Grenzen des türkischen Reiches sind beinahe buchstäblich wieder dieselben und auch den Begriff und das Bewußtsein des damit verbundenen Ansehens haben die osmanischen Fürsten gleich nach der Eroberung Constantinopels dort aufgegriffen und lange mit dieser Tradition ihre Rechtsansprüche auf die Ausdehnung in die ursprünglichen Reichsgrenzen geltend gemacht. Vielleicht steht uns als Folge dieser alten Ueberlieferung in der orientalischen Frage durch Gottes Fügung auch noch diese neue Wendung bevor, daß das deutsche Kaiserthum als römischer Erbe seine andere Hälfte, den türkischen Orient beansprucht. So gut als der Rechtstitel für die Eroberung Schlesiens ist auch dieser.

Die Byzantiner beließen zuerst in Epirus die antiken Namen. Aber die politische Verwaltung wurde auch dort neu eingetheilt. Im Synecdemos, das ist im Reisehandbuch des Hierokles, welches wahrscheinlich zur Zeit Justinians des Ersten geschrieben worden ist, also 600 Jahre nach Christus, gehört

Epirus mit fünf Städten und der Insel Korkyra in die zwölfte Eparchie des Reiches, und Neuepirus, das weiter nach Norden hinauf griff bis Durazzo, zur dreizehnten Eparchie. In jener Zeit waltete noch lebhafte Sorge der Kaiser für diese Lande. Justinian ließ in Altepirus zwölf neue Castelle bauen und fünfundzwanzig ältere ausbessern, in Neuepirus sogar zweiunddreißig ganz neue errichten und sechsundzwanzig ältere herstellen. Procopius de aedificis gibt uns gewissenhaft die ganze Namensliste. Verpflanzten wir sie auf die Karte, so erscheint uns diese ganze Küste fest verschanzt. Polybios, ein Zeitgenosse der Römer da sie Karthago eroberten und sich Griechenland aneigneten, schilderte dieses nach dem Augenscheine gerade so. Und immer gewiß, bis in homerische Zeiten zurück, war das hier nicht anders, und die Byzantiner hielten sich nur an die Spuren der Römer, wie diese dem Beispiele der Griechen gefolgt waren. Auch das Mittelalter hielt es so auf diesen Ufern. Erst die Neuzeit hat diese Vorsicht aus dem Auge verloren und Dyrrachium, Apollonia, Onchesmos, Buthroton, Sayada, Sybota, Chimerion, Nikopolis und Arta sind nur mehr poetische Ruinen, völlig abgestorben jedem Leben und jedem praktischen Zwecke. Der Dichter und der Maler allein haben dort noch etwas zu suchen, und finden manchen Lorbeerzweig und alten Epheu. Aber nicht ohne Grund ist hier einmal Wachposten an Wachposten gestanden, so enge und nahe, daß man beinahe von einem zum andern hinüberrufen, jedenfalls sehen konnte. Alle Stämme der Völkerwanderung haben diese Landschaften durchzogen. Und selbst zur Zeit des Kaisers Justinian, da er die Vandalen unterworfen hatte und sein Feldherr Belisar den Gothen eben das letzte Refugium, Ravenna, abnahm, ergossen sich hierher über Macedonien von Thracien aus die Longobarden, dann die Bulgaren und etwas später noch, das erste Mal, auch die Slaven. Und nur zehn Jahre darauf, nachdem das gothische

Ravenna byzantinisch geworden war, konnte der neue Gothenkönig Totila auch seine Barbaren nach Epirus überführen. 675 nach Christi, als die Constantinopler durch eine Belagerung der Araber gefesselt waren, schwärmten hier wieder Slavenhorden auf Kähnen die Küste entlang und raubten, was nicht befestigt war. Das waren dieselben, denen die Corfioten ihren geliebten, später heiligen Bischof Arsenios abfangen mußten. Damals schon gründeten sich die ersten Slavenniederlassungen in diesem Lande.

In den zwei Büchern des Constantin Porphyrogenetos aus dem zehnten Jahrhundert erscheint das eigentliche Epirus als achtes Thema mit der Hauptstadt Nikopolis am ambrakischen Golfe und das nördliche Grenzland mit dem präsidirenden Dyrrachium als neuntes Thema.

Ende des zehnten Jahrhunderts wurde Epirus von den Bulgaren erobert und der Kernpunkt des neuen Bulgarenreiches. Achrida, im Innern der Berge, an der egnatischen Heerstraße gelegen, war der Herrschersitz des gewaltigen Königs Samuel, Durazzo sein Kriegshafen. Dieses Reich reichte endlich sogar von der Donau bis zum ägeischen Meere und der Propontis, wo nur die allergrößten Seestädte wie Thessalonik und Constantinopel ihm nicht erlagen, und von dem Pontus Euxinus bis zu der Adria. Die byzantinischen Kaiser mußten all' ihre Macht zusammenraffen, damit es Basilios der Zweite 1019 definitiv niederwerfen und vertilgen konnte. Durazzo wurde nur durch Verrath sein Eigenthum wieder. „Damit Niemand fürder sich unterstehe durch selbige Gegend, also die Via Egnatia zu ziehen, haben die byzantinischen Herrscher darauf vier Tagreisen landeinwärts von Durazzo eine menschenleere Wüste hergerichtet." So erzählt Cedrenos. Aber es blieben doch eine Menge Bulgaren in diesen Bergen Corfu gegenüber am Leben und gaben neue slavische Ortsnamen den Gegenden.

1081 klopfte an dieſer Schwelle des Oſtreiches der Weſten zum erſten Male mit der Meldung jener großen Bewegung an, einer anderen Regung der orientaliſchen Frage, welche unſere Geſchichtſchreibung die Kreuzzüge nennt. Es war als Robert Guiscard und ſein Sohn Bohemund mit ihren Normannen im Mai des Jahres 1081 aus Apulien nach Durazzo überſetzten, dieſes nach langer Gegenwehr und harten Schlachten am 14. Februar 1083 nahmen und nun Epirus bis Arta eroberten und brandſchatzten. Bohemund hatte dieſen Einfall mit der Eroberung von Buthroton und Corfu eingeleitet. Dieſe Kämpfe, mit dem byzantiniſchen Kaiſer Alexios Komnenos ſetzten ſich ununterbrochen auf dieſen Waſſern und in dieſen Landen bis in's Jahr 1085 fort. Robert's Pläne waren großartig nach dem ganzen Orient geſtanden. Er ſtarb mitten in ihrer Ausführung am 17. Juli 1085 auf Kephallonien. So gewaltig er das Mittelalter unſerer Geſchichte beeinflußt hat, heute wiſſen nur noch Wenige von ihm und ſeinen Kriegen. Nur ſein Name, aber kein Bild und keine Vorſtellung mehr, iſt den Schiffern jener Gegenden in dem Hafen und dem Canale von Viscardo übrig geblieben. Und auch der fängt wieder an ſich abzuſchleifen in den homeriſchen des Canales von Ithaka. Manche Helden der Menſchheit müſſen ſich begnügen Blitze zu ſein. Sie leuchten blendend, aber ſie erlöſchen auch gleich. Das große Licht des Augenblickes vergilt ihnen für lange nachfolgende Dunkelheit. Auch die Kunſt und die Literatur haben ähnliche nur momentane Erfolge. Ich möchte behaupten ſie blenden das Urtheil ſo, daß es die Sehkraft in die Ferne einbüßt.

Mit Robert Guiscard endigte dieſe erſte normänniſche Beſetzung von Epirus. Bohemund, der nun Fürſt von Tarent wurde, und ſein jüngerer Stiefbruder Roger vergaßen ſie zunächſt in Erbſtreitigkeiten auf italieniſchem Boden. Es blieb von dieſer ganzen italieniſchen Epiſode den byzantiniſchen

Kaisern nur der Nachtheil, daß Venedig ihre Schätze und ihren Luxus hatte kennen lernen und mit Dankansprüchen Fuß gefaßt hatte in der orientalischen Politik. Ganz wie es die Engländer seitdem gemacht, ließen sich die Venetianer diese Kriegshilfe, die sie gegen die Normannen von Apulien geleistet, durch Handelsvortheile belohnen. Im Mai 1082 schon erhielten sie darüber eine goldene Bulle ausgestellt. Sie gab ihnen völlige Zoll- und Handelsfreiheit, ein eigenes Quartier am goldenen Horne Constantinopel gegenüber, öffnete ihren Schiffen alle Häfen hier an der epirotischen Küste, insbesondere Dyrrachion, Avlona, Korkyra und Nikopolis. Diesen Vortheil eines bevorzugten Handels in die Grenzen des Orientes, der für so lange Zeit die quellenreiche Basis des Wohlstandes und der Macht der Venetianer wurde, dankten sie indirect dem Robert Guiscard und diesen Stürmen der Normannen auf das feige oströmische Reich. Das ist das Geheimnißvolle in der Weltordnung, daß wir oft von unseren Feinden mehr als von unseren besten Freunden zu unserem Glücke bedient werden, weil der Mensch nur frei in engen Grenzen ist und seine That und sein Wille wohl den Augenblick, nicht aber die Jahrhunderte, kaum den Tag beherrschen können. So hat Napoleon der Erste auch den Engländern manchen Handelsvortheil erwerben helfen.

Der Appetit der Venetianer, nachdem sie nur erst einmal die Reichthümer des Orients gekostet hatten, wurde immer größer und Alles mußte dann diesen Absichten dienen. Sie kannten in der orientalischen Politik keine andere Magnetnadel mehr als die ihres Handelsvortheiles. Auch die Kreuzzüge ordneten sie sich in diesem Sinne unter. Deren religiöse Seite hat sie ganz unberührt gelassen. So wurden sie, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in der Wirklichkeit schließlich die Herren von Constantinopel. Das Mittelmeer aber, nachdem sie Amalfi völlig und Genua auch für lange Epochen erdrückt

hatten, beherrschten sie eigentlich auch namentlich. Und wir, die wir einen weiteren Ueberblick als die Zeitgenossen des Robert Guiscard haben, können sagen, daß diese Herrschaft der Venetianer ihren Anfang genommen hat in den Seeschlachten der Jahre 1081, 1082, 1084 und 1085 vor Durazzo und Avlona, zwischen Corfu und Buthroton. Das Korn eines großen Baumes, der weiten Schatten gibt und in die Jahrhunderte reicht, ist meistens ganz zufällig und an abgelegener Stelle gelegt worden. Niemand weiß und erinnert sich wie und wann es geschehen. So werden auch große Geister, welche später die Welt umgestalten, in kleinen Dorfschaften geboren, und dann findet man den Geburtsort und das Datum ihrer Geburtsstunde nicht mehr.

Erst als Kreuzritter betrat Bohemund diese illyrischen Ufer wieder. Denn in der bewegungsvollen Zeit der Kreuzzüge, als die Welt beinahe so reiselustig war wie heute in dem Jahrhundert der Eisenbahnen und Dampfschiffe, haben eben diese Alpenwege quer durch Epirus nach Thessalonik und die Seestraße von Corfu sich als die bequemsten Verkehrsmittel nach dem Oriente bewiesen. Hier passirten die ersten Fürsten und ihre Schaaren, welche Alexios der Erste nach dem Orient gelockt hatte, um ihm zur Hilfe die Muselmänner zurück zu werfen. Man kann heute von diesem verschlagenen Diplomatenkniffe des Byzantiners wohl sagen, wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Denn das byzantinische Reich ging daran mehr zu Grunde als Normannen, Franken und Deutsche sich aufrieben in diesen resultatlosen Kämpfen gegen die Seldschucken und Araber.

Quer durch Epirus gingen sie, nachdem sie bei Durazzo gelandet, immer noch auf der römischen Via Egnatia, darunter einer der ersten Bohemund von Tarent, der eben erst mit seinem Vater Robert Guiscardo denselben Alexios so erbittert bekämpft hatte. Ueberhaupt es war eine sonderbare

Welt: Freundschaft und Feindschaft gab es nur um eigennütziger Zwecke willen in dieser so romantischen Ritterzeit. Des Gefühles und der Liebe wegen that sich das wenigste. Fiel der Zweck weg oder wandelte er sich, so gingen auch ebenso leicht die Neigungen ihm nach. Die Menschen sind kaum jemals früher oder später gleich realistisch und egoistisch gewesen.

Derselbe Bohemund von Tarent wurde nun in Constantinopel der Gast des Kaisers, ließ sich zu seinem Lehensritter schlagen, einen Palast dort schenken, so daß sein Fürstenthum Antiochia, das er nach den Siegen des Kreuzheeres stiftete, unter die Oberhoheit der byzantinischen Krone kam. Um dieses Verhältniß wieder abzuschütteln, als es ihm nutzlos schien, landete Bohemund ein drittes Mal am 9. October 1107 ein Heer an diesen epirotischen Küsten zu Avlona und stritt sich in der Umgebung von Durazzo ein ganzes Jahr mit dem Kaiser. Sie verglichen sich schließlich und Bohemund blieb für sein syrisches Fürstenthum Antiochia Lehensritter des Kaisers. Kurze Zeit darauf starb er in Italien, eine der willenskräftigsten, stürmischesten Figuren dieser starken, sturmvollen Zeit. Auch äußerlich muß er gewaltig schon im Eindrucke gewesen sein, wenn man diesen nach dem homerischen Beispiele, das die Greise von der sonst unbeschriebenen Schönheit der Helena tief ergriffen sein läßt, als ein untrügliches Zeugniß und Spiegelbild der körperlichen Schönheit nimmt. Denn die Tochter des Kaisers Alexios, die Schriftstellerin Anna Komnena, zitterte in Constantinopel, da sie den Bohemund nur sah. Es thut wohl unserem occidentalischen Gemüthe an solche Helden nur zurückdenken zu können, die dann auch von der Dichtkunst und Musik so überströmend bekränzt worden sind, weil wir sonst nur Demüthigungen für uns in dem Studium der Geschichte und Cultur des Orientes finden.

In den nächsten Kämpfen der Byzantiner und Normannen des Kaisers Manuel Komnenos mit Roger dem

Zweiten von Sicilien blieb dieses Festland Corfu gegenüber unberührt.

Nicht so bei dem dritten Normannensturme auf das Reich der Komnenen unter Wilhelm dem Dritten von Sicilien gegen den Usurpator und Mörder Andronikos im Frühlinge 1185. Tancred, Wilhelm's Neffe, nahm Durazzo, und die Normannen zogen zum zweiten Male mit Heeresgewalt quer durch diese Länder nach Salonik, das sie eroberten. Und selbst Constantinopel zitterte schon vor dem zweiten Tancred. Aber wie die früheren Male, sie kamen auch dieses Mal nur als ein glänzendes, züchtigendes Meteor, ohne Bestand und Dauer ihres Feuergehaltes. Alles auf dieser Erde, was übergewaltig mit einem doch eigentlich nur kleinen Capitale von Kraft gleich Anfangs auftritt, ist meistens nur kurzlebig und ohne Zukunft. Das sind eben die Bäume, bei deren erstem Aufschusse schon das Sprichwort tröstend zuruft: Es sorge Gott, daß keiner in den Himmel wachse. In der Geschichte stehen sie dann wie Blitze des Zeus, die herabfahren große Strafen zu üben, lange Geduldproben der göttlichen Nachsicht abzuschließen, der ganzen Menschheit mit einem Schlage ein neues Gesicht zu geben, kurz recht eigentlich und ersichtlich wie Werkzeuge einer leitenden Vorsehung.

Nur Durazzo und die Inseln des jonischen Meeres, darunter Corfu, blieben den Normannen von dieser letzten gewaltigen Anstrengung. Ihr Großadmiral Margaritone herrschte zuletzt dort und führt sogar in Urkunden den Titel Margarito rege Epirotharum. Die Hohenstaufen erbten von ihnen die Kriegslust und die Rechtsansprüche gegen die Komnenen und Angeli. Und unser Kaiser Heinrich der Sechste machte sie auch geltend und erlangte für die Rechtstitel auf diese Bergländer einen Tribut von sechzehn Centner Gold. Eine eigene Alemannensteuer sollte sie den griechischen Fürsten herbeischaffen. Durch diese Erbschaft ist endlich auch Manfred's poetischer

Name in diese Länder eingeführt worden. So haftet Alles, was in unseren Erinnerungen lebt und uns groß und verehrungswürdig ist, mit irgend einem Partikelchen seiner Existenz auch an diesen wüsten hohen Gebirgen Albaniens, welche heute den vielen Touristen, die auf dem Canale von Corfu an ihnen vorüber dampfen nach Aegypten und nach Constantinopel, so fremd und gleichgiltig und unbekannt erscheinen. Sie sind nur wie Blätter eines uralten handschriftlichen Buches, in welchem die Tinte erst wieder leserlich wird durch Anwendung mannigfaltiger Hilfsmittel. Denn auch die Erdrinde hat ihre Palimpsesten, wo eine Schrift über der anderen liegt und es Mühe kostet die spätere von der früheren zu scheiden und die unserem jeweiligen Wissen und Gefühle eben am zuträglichste erkennbar zu machen.

Die Byzantiner waren nicht die Leute, um neues Leben in diese fortwährend kriegerisch durchstürmten Berge einzupflanzen. Als das Land immer leerer geworden war, drangen die Illyrier von Norden herab zahlreicher ein, die sich später unter dem Namen der Albani sammelten und umtauften. Es blieb unverändert so in diesen Bergen, daß nur ein kleiner Stamm schließlich dem Ganzen den Namen und die Herrschaft aufdrückte.

Als die Franken Constantinopel eroberten und das oströmische Kaiserreich unter sich theilten, ungefähr wie Napoleon der Erste später die Reiche in Fetzen zerriß und seine bettelarme Verwandtschaft damit bekleidete, wurde dieses wüste gewordene Epirus den Venetianern zugewiesen. Aber ihre Herrschaft war lange nur namentlich, denn ein Abkömmling der kaiserlichen Familie der Angeli warf sich dort zum Despoten auf, Michael der Erste, Angelos Komnenos, ein Bastardsohn des Joannes Angelos, der schon Statthalter von Epirus gewesen, aber damals noch für die regierende Familie seiner Verwandten. Von nun an treten diese Länder unter dem

Namen des Despotates und ihr Herr als Despotes in die Geschichte ein. Nikopolis, das wohl den Angriffen von der See für einen schiffslosen Herrn zu zugänglich erschien, wurde, wie damals übrigens die meisten Küstenstädte, als Residenz aufgegeben und Arta, welches mehr in der Sicherheit des leicht zu sperrenden Golfes lag, dazu erhoben. Eine lange Reihe von Kriegen mit den griechischen Titulatur-Kaisern von Nikaea und Byzanz folgte. Die Genuesen mischten sich als Freunde der Byzantiner in diese Kämpfe. Aber die Angeli der Komnenenfamilie behaupteten sich unerschütterlich in dem festen Bergbesitze. Seitdem Paulus Aemilius die siebenzig Städte der Epiroten zerstört hatte, hatten diese Länder keine so blühenden Zustände gesehen, wie sie ihnen nun unter dieser seperatistischen Herrschaft der Angeli wurde. Die Despoten schlugen eigene Münzen, wie uns eine Monographie des Numismaten Paulos Lambros darthut. Arta besonders, aber auch Janina wurden bevölkerte Hauptstädte. Auch Aetolien und Akarnanien und selbst die Inseln Corfu, Kephallonia und Ithaka waren zeitweilig der Despotie von Epirus einverleibt. Nur Dyrrachion ging im Jahre 1205 an die Venetianer verloren.

Ueber zweihundert Jahre bestand dieses Fürstenthum. 1204 hatte es Michael der Erste, Angelos Komnenos gegründet. Am 20. Juni 1210 unterwarf er sich der Lehenshoheit der Venetianer, um sich unter diesem Schilde sicherer ausbreiten zu können. 1214 wurde er zu Berat von seinem Diener ermordet. Ihm folgte sein Bruder Theodoros, eine gewaltige Figur, sowohl in seiner inneren Verwaltung des Landes, wie in seinen Eroberungen nach Außen. Nur die italienische Städte- und Adelsgeschichte hat solche durchaus eigennützige und in ihren Gewaltthaten gänzlich rücksichtslose Erscheinungen. Selbst in seinem heroischen und kolossalen Aeußeren glich er diesen florentinischen, römischen, pisanischen, mailändischen und veronesischen Gestalten. Er war mehr

Bulgare als Byzantiner in seinem ganzen Wesen. Rasch dehnte er sich nach allen Richtungen aus. Dyrrachion nahm er zurück, befestigte es mit Thürmen und machte es zur zweiten Hauptstadt des Reiches. Ueber Thessalien breitete er sich aus, bis Adrianopel und Philippopel und in die Grenzen des Bulgarenlandes hinein. Thessalonik fiel vor ihm, worauf er sich vom bulgarischen Metropoliten von Achrida zum Kaiser krönen ließ. Von 1222 bis 1230 gebot er so auch in Salonik. 1229 schloß er mit unserem Kaiser Friedrich dem Ersten ein Bündniß. Aber im April 1230 in einem treulos begonnenen Kriege gegen die Bulgaren fiel er in der Schlacht bei Klokotinitza am Hebros, der heutigen Maritza, in die Hände des Bulgarenkönigs Johann Asan. Dieser ließ ihn nach neuen Ränken, welche er aus der Gefangenschaft versuchte, blenden. Aber er tauchte trotzdem später wieder mehrere Male in der Geschichte des Kaiserthums Thessalonik auf. Er verheiratete nämlich seine wunderschöne Tochter Irene dem Bulgarenkönige und veranlaßte durch sie diesen, daß er gegen Thessalonik zog und dort die eigene Tochter des Bulgarenkönigs, die Kaiserin von Thessalonik, Gemahlin des Manuel, Bruders des Theodoros, entthronte. Denn dieser jüngere Bruder, Schwiegersohn des Königs Asan, war dem Theodoros nach seiner Blendung und eben um dieser bulgarischen Verwandtschaft willen zunächst unbestritten im Despotate und im Kaiserthume von Thessalonik gefolgt, 1230 bis 1240.

Aber das Despotat löste sich von diesem Reiche schon 1237 los. Der Neffe des Manuel, Constantinos Angelos, der Bastardsohn des Stifters dieser Despotendynastie, war mündig geworden und nahm als Michael der Zweite jenes Erbe seines Vaters in Anspruch. Von 1237 bis 1271 herrschte er darüber. Bis 1318 bestand das Despotat Epirus unter einer Linie der Angeli neben ihrem Kaiserthume Thessalonik. Michael der Zweite verflocht seine Schicksale mannigfaltig

mit der gleichzeitigen Frankenherrschaft im Peloponnes und mit den Erben der Normannen von Neapel. Er suchte durch diese Verbindungen in den Kämpfen gegen die Kaiser von Nikaea sich zu verstärken. Deshalb gab er dem Manfred seine wunderschöne, siebenzehnjährige Tochter Helena zur Gemahlin. Am 2. Juni 1259 landete sie zu Trani und vermählte sich dort bei prachtvollen Festen dem letzten Hohenstaufen, nicht ahnend das traurige Schicksal, welches sie schon nach siebenjähriger glücklicher Ehe zur Witwe machen und in den Kerker werfen sollte. Es war schwer damals, noch schwieriger als heute, auf einem Throne glücklich zu sein. Dyrrachion, Avlona, Berat und die Gegend von Spinarza, die alten Normannenfesten in diesen Landen, waren die Mitgift. Manfred hielt sie übrigens bereits seit 1257 auch factisch schon in seiner Gewalt. Er legte in alle starke Besatzungen. Die Verwaltung führte sein Großadmiral Philippo Chinardo, ein Kypriote, aber von fränkischem Geblüte, der schon ein besonderer Günstling Friedrich des Zweiten gewesen. Manfred unterstützte nun wirklich auch den Schwiegervater in seinen wechselvollen Kämpfen mit den Griechen von Nikaea. Michael der Zweite wollte lieber Epirus, das seine Vorfahren den Franken entrissen, jetzt mit diesen theilen als es an die Thronräuber von Nikaea abtreten. Dort wieder war man nach dem Besitze auch dieses Theiles des byzantinischen Kaiserreiches nicht weniger lüstern, als die alte Hauptstadt Constantinopel den Franken abzugewinnen. So wurde es in langem wechselvollem, sehr ernstem und erbittertem Ringen ein immerwährendes Auf- und Nieder von Erfolgen und verlorenen Schlachten in und um diese Herrschaft von Epirus zur Zeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Ihr etwas trockener, aber genauer und zuverlässiger Geschichtsschreiber ist unter den Byzantinern Pachymeres geworden. Bald standen die Truppen des Palaeologen auf diesen jonischen Ufern von Epirus, hatten Arta erobert

und bedrohten Janina, und ebenso rasch herrschte einige Zeit darauf Michael der Zweite wieder vom adriatischen Meere bis über Thessalien hinaus. Er weigerte sich zuerst den Michael Palaeologos, weil dieser im September des Jahres 1259 nur durch die Beseitigung seines Mündels, des jungen Laskaris, zum Throne gelangt war, als Kaiser anzuerkennen, auch dann noch nicht als Palaeologos im Jahre 1261 Constantinopel den Franken wieder abnahm. Aber 1265 mußte er den endlichen Frieden doch mit der Huldigung vor dem Stifter der neuen byzantinischen Kaiserdynastie besiegeln und seinen ältesten Sohn Nikephoros mit der Nichte des Kaisers vermählen. Endlich wurden damit dem Lande Epirus einige Friedensjahre bis 1271 erwirkt.

1271 starb der Despot Michael der Zweite. Sein legitimer Sohn Nikephoros der Erste folgte ihm in Epiros und auf den benachbarten Inseln. Thessalien fiel dem Bastarde Joannes dem Ersten zu. Das Haus der Angeli theilte sich nun in zwei Linien. In den Städten, welche dem Manfred abgetreten worden waren, hatte sich inzwischen nach seinem Untergange dessen Statthalter, der Großadmiral Philippo Chinardo, behauptet. Dann trat Carl von Anjou auch dieses hohenstaufische Erbe an. Nur Durazzo hatte Michael der Zweite besetzt und behauptete es auch, mit venetianischem Beistande, 1270 gegen eine Expedition des Carl von Anjou. Da hatte sich Carl an die Albanesen gewendet, bei denen katholische Gefühle mitsprachen. Es ist kaum zu sagen wie viel diplomatische Kunst auch in diesen so roh beleumundeten und scheinbar ganz den Waffen unterthänigen Zeiten mitwirkte, viel mehr als dieses heute der Fall ist und noch verschlagenere. Das „Königreich Albanien" huldigte Carl dem Ersten und Durazzo ergab sich 1272. Die ganze Küste unterwarf sich dem Anjou. In allen ihren Burgen saßen seine Hauptleute. 1276 mußte ihm sogar Nikephoros mit dem Reste

seines Despotates huldigen. Dieses Epirus der Anjou erscheint nun in ihren Urkunden als Albanien.

Aber die Palaeologen von Constantinopel hatten ihre Ansprüche auf die Despotie erneuert. Endlose Kämpfe folgten wieder, in denen sich auch der Kernpunkt der orientalischen Frage, der ewige Wettstreit zwischen dem Osten und Westen um die überwiegende Herrschaft, äußerte. Man hat diese Kriege viel zu local gefaßt. Auch sie sind erregt und bewegt von jenem activsten Principe der Weltgeschichte. Anfangs April 1281 bei Berat wurden die Ritter und Reiter des Anjou nicht nur geschlagen, sondern die ganze Armee beinahe völlig aufgerieben. Der schwache Nikephoros warf sich ganz in die Arme der siegreichen Palaeologen. 1294 waren die Besitzungen der Anjous in Epirus auf Buthroton und weniges Land Corfu gegenüber zusammengeschrumpft. Das trat Carl der Zweite 1294 seinem Sohne Philipp von Tarent ab sammt seinen Rechtsansprüchen. Die damalige Zeit achtete solche, gerade weil sie viel Diplomatik trieb, noch als etwas Wesentliches, und manchmal war man damit in der Offensive stärker als mit dem wirklichen Besitze selbst.

Der Despot von Epirus schlug sich nun 1295 wieder zu den Angiovinen. Dieses Bündniß ihres Verwandten mit den Franken von Neapel nahmen die Angeli von Thessalien als Anklagepunkt zu einem Kriege gegen den Nikephoros auf. Und die Statthalter des Philipp von Tarent waren zu schwach bewaffnet, um sie zurück zu werfen. Die thessalischen Angeli eroberten das Despotat von Epirus bis Lepanto. Nun verbündete sich Nikephoros neuerdings mit den Palaeologen von Byzanz gegen diese Angeli von Thessalien und gewann mit dieser Hilfe einen Theil seines Landes wieder zurück. Gleich darauf folgte aber ein Bündniß der zwei Angeli-Familien gegen die Palaeologen, an dem auch die Neapolitaner sich betheiligten. Inzwischen, 1296, mischten sich auch die

Serben ein, nahmen Durazzo, und verwüsteten griechische Piraten die Küste. Eine Menge Gefangener wurde weggeschleppt und nur gegen großes Lösegeld freigelassen. Welche romantische Zeit und welche Stofffülle für Romane. Ein Kaleidoscop ist in dem Wechsel seiner Bilder nicht beweglicher.

1296 starb Nikephoros der Erste. Ihm folgte sein Sohn, der noch unmündige Thomas Angelos, 1296 bis 1318, der letzte Herrscher über Epirus aus der Familie der Angeli. Er war damals erst fünf Jahre alt. Seine Mutter Anna Despina Komnena Dukissa regierte für ihn. Ein Verzeichniß der griechischen Fürsten, das 1313 in Venedig verfaßt worden ist, nennt ihn „Thomas von Gottes Gnaden Großdespot von Romania, Fürst von Wlachia, Herr von Archangelos, Herzog von Vagenetia, Graf von Acheloos und Lepanto und Herr des Königsschlosses von Janina." Man sieht, es gab auch damals schon etwas unserem gothaischen Fürstenkalender Aehnliches.

Soweit es nicht die serbische Eroberung besetzt hielt, machten sich die Angiovinen wieder in Epirus zu den stärkeren Herren. Philipp von Tarent hatte die Prinzessin Thamar, die Schwester des jungen Despoten Thomas geheiratet und ließ durch seine Vicare das Land verwalten. Zuerst stand als solcher hier Ponzard de Tournay; nach 1296 Simon de Marcy; seit dem 25. Juli 1298 Wilhelm Grosseteste und weil dieser wenige Monate darnach starb, Rorgo (Aimerich) de Pussy provisorisch als Generalcommissair. Am 28. Juli 1299 folgte Gottfried de Porto und ihm, als er starb, am 29. März 1301 Rainer de Montefuscolo. Sie sollten alle die lateinischen und griechischen Ritter in ihren Lehen erhalten, in Frieden mit der Despina leben und die Wunden, welche der Krieg mit den Thessaliern geschlagen, heilen.

Die Angeli von Epirus befehdeten inzwischen wieder die von Thessalien. Dieses Aufreiben der beiden verwandten

Familien diente den Anjous und wurde von ihnen auch gehetzt. Das merkte schließlich die Despina. Sie fachte nun ihrerseits ihrem Schwiegersohne Philipp von Tarent einen Aufstand an, als seine Macht immer bedeutender geworden war. Pachymeres behauptet auch noch den anderen Grund, daß Philipp entgegen den Stipulationen des Ehevertrages die griechische Kirche dieser Lande in ihren Rechten zu verkürzen suchte. Er hatte sich inzwischen mit den Albanesen wieder verständigt und mit ihrer Hilfe im Sommer 1305 Dyrrachion den Serben wieder abgenommen und konnte sich nun „König von Albanien" nennen. Er gab den edelsten Albanesenfamilien Grafen- und Marschallstitel und große Freiheiten und Vorrechte.

1314 zogen die palaeologischen Kaiser gegen diese feste Macht der Anjous wieder zu Felde. Der Despot Thomas Angelos huldigte dem Andronikos dem Zweiten und ward mit dem ganzen Despotate, wie es Nikephoros einmal besessen hatte, belehnt. Aber dieser Krieg hatte für die Herrschaftsverhältnisse in Epirus wenig bleibenden Erfolg.

1318 fiel der Despot Thomas durch die Hand seines Neffen, des Grafen Nicolo von Zante und Kephallonia, der den Titel eines Despoten von Romania annahm und die Witwe des Ermordeten, Anna Palaeologina, zwang, ihn zu heiraten. Er regierte von 1318 bis 1323. Ihn tödtete sein jüngerer Bruder Johann von Kephallonien, der sich nun Despot von Epirus nannte und den Beinamen Angelos Komnenos gab. Er hatte eine Palaeologina zur Frau. Wie schon sein Bruder nahm auch er griechische Religion und griechische Sitte an. Er ging sehr gewaltsam vor. Die Hilfe des byzantinischen Kaisers hatte ihm zur Macht verholfen. Deshalb weigerte er auch zuerst dem Philipp von Tarent die Huldigung. Aber 1332, gezwungen durch den siegreichen Einfall des Walter von Brienne, mußte er sie doch leisten. Seine

Herrschaft währte von 1323 bis 1335. Die Byzantiner nannten ihn den Despoten von Akarnania. Sein Weib, Anna Palaeologina, vergiftete den Brudermörder. So erbte sich in dieser Familie die Blutschuld ununterbrochen fort. Sie war ränkevoll wie die Despina gleichen Namens, die ihr vorangegangen. Was sind alle Schandthaten und Familienmorde der Medici und Borgia gegen das, was hier in Epirus und im Kaiserhause zu Constantinopel beinahe tägliche Sitte geworden war, so daß es gewiß keine unbegründete Behauptung ist, auch diese Mode der Renaissance gleich den anderen der Künste und Wissenschaften aus Griechenland, besser gesagt aus den Byzantiner Landen nach Italien importirt zu glauben. Constantinopel erbte den Leichtsinn des Mordens von Rom her und gab ungemindert dieser ersten Heimat des Kaiserthumes nun, da dieses flüchtig vor den Türken ward, die grausame Erbschaft wieder zurück.

Die Despina Anna Palaeologina regierte zuerst für ihren minderjährigen Sohn Nikephoros den Zweiten, der von 1335 bis 1358 Despot von Epirus genannt wurde. Bald aber zwang sie der byzantinische Kaiser Andronikos der Dritte zur Abdankung und daß sie ihm die Vormundschaft über ihren vierzehnjährigen Sohn auslieferte. Zugleich wurde der kindische Fürst mit einer Tochter des kaiserlichen Oberstthofmeisters Johannes Kantakuzenos, des späteren Kaisers, verlobt. Denn Andronikos hatte mit Hilfe der Türken das ganze Hinterland, auch die Burgen von Janina und Arta erobert. Die Länder der Angeli waren endlich, kurz vor dem Sturze Constantinopel's, mit dem Reiche wieder vereint und das oströmische Kaiserscepter gebot für einen Augenblick wieder vom Pontus Euxinus bis zum jonischen Meere. Nur was den Anjous gehörte, Durazzo und ein kleiner Theil der Küste Corfu gegenüber, das nördliche Albanien, blieb immer ein feindlicher Dorn im griechischen Fleische.

Die Despina wurde nach Thessalien geführt und ihr dort ein Jahresgehalt und Grundbesitz zum Unterhalte angewiesen. Der junge Nikephoros flüchtete zuerst 1338 zu den Anjous, denn die Fremden erschienen ihm weniger gefährlich als diese allzu eifrige verwandtschaftliche Vormundschaft. Kantakuzenos in seiner byzantinischen Kaisergeschichte stellt dieses so dar, als sei Nikephoros von den Epiroten, die sich nicht der Herrschaft des Kaisers fügen wollten, also Legitimisten, durch seinen Hofmeister Richard nach Tarent entführt worden. Von dort sei er mit bedeutenden Hilfskräften in sein Stammland zurückgekehrt und habe auch Akarnanien und Epirus, das um den Golf von Arta liegt und bis nach Janina hinauf, sich wieder unterthänig gemacht. Nun zog der Kaiser Andronikos mit allen „Armeen des Orientes und Occidentes" selbst hierher. Mehr noch als seinen Waffen ergab sich eine Festung um die andere seinem Gelde. Bald blieb dem jungen Nikephoros nichts übrig als sich den grausamen Thatsachen zu fügen. Sein eheliches Verhältniß zur Tochter des allmächtigen Großdomestikos Johannes Kantakuzenos kam ihm dabei zu Hilfe. Er wurde in Gnade aufgenommen und folgte dem siegreichen Kaiser Andronikos nach Thessalonik. Als dann sein Schwiegervater selbst den Kaiserthron in Constantinopel usurpirte, nahm der entthronte Despot von Epirus von ihm die Statthalterschaft über die thrakischen Städte des Hellespontes an mit der Residenz zu Enos, das damals noch nicht wie heute einen versandeten Hafen hatte und wo der ganze Handel von Thracien auf der Maritza, dem alten Hebros, aus- und einfloß. Sein Land aber, Epiros, war 1339 unter den kaiserlich byzantinischen Statthalter Johannes Angelos gestellt worden.

Nur kurz indeß währte dieser Triumph. Der größte Theil dieser kaiserlichen Eroberung bis Janina ging schon 1340 an den Serbenfürsten Stefan Dusan verloren. Auch die serbische Herrschaft dauerte nur kurze Zeit. Mit dem Tode

des Dusan, der wie ein Blitz gekommen war und rasch wie ein Blitz erlosch, brach sie zusammen. Das ermuthigte 1356 den Nikephoros den Zweiten, noch einmal einen Versuch zu machen die Despotie wieder zurück zu erobern. Aber schon 1358 erlag er den eingeborenen Albanesen. Es war das definitive Ende des griechischen Despotates in Epiros.

Inzwischen hatte der älteste Sohn Philipp's von Tarent und der Thamar Angela, die sich in Italien Katharina nannte, in Durazzo von 1313 bis 1315 für seinen Vater als Vicar gewaltet. Nach ihm trat die epirotische Herrschaft der Anjous sein jüngerer Bruder Carl von Tarent an, mit dem Titel eines Despoten der Romania von 1316 bis 1331. Seine Witwe Katharina von Valois gab die Länder und die Rechte im Tauschwege an Johann Anjou von Gravina, einen Bruder des früheren Fürsten von Achaia, Philipp von Anjou. Johann nannte sich nun Herr des Königreiches Albanien und Herzog von Durazzo. Er regierte nur von 1333 bis 1335. Da er gerade einen Heereszug nach Epirus rüstete, um Durazzo gegen die Byzantiner zu unterstützen, starb er am 5. April 1335. Ihm folgte sein ältester Sohn Carl 1335 bis 1348 in Durazzo, Albanien und San Angelo. Seine Mutter, Agnes von Perigord, führte die Vormundschaft. Die Serben unter Stefan Dusan bedrängten auch seine Herrschaft. Doch hielten immer noch viele Albanesen treu genug zu den Anjous, um ihnen hier ihr Erbe zu sichern, als der unglückliche Carl am 24. Januar 1348 von Ludwig dem Ungarn in Neapel enthauptet wurde. Wörtlich gleichlautend nämlich, wie die Herrschaft der Anjous in Italien begonnen hatte, wurde der Tod des armen Manfred an dem Geschlechte gerächt. Und es bewährte sich also auch an ihm, daß Jeder einmal mit seinem eigenen Maße, das er selbst gegeben hat, gemessen wird, und daß Blut erntet, wer Blut gesäet. Denn auch die göttliche Vorsehung scheint nicht ganz ohne die Gewohnheit der Blut-

rache zu sein. Es wäre auch sonst kaum erklärlich, wie sich dieselbe in so viele Gemüther einpflanzte.

Die älteste Tochter des Hingerichteten, Johanna, folgte ihm in dem Herzogthume Durazzo von 1348 bis 1393. Sie ließ durch Capitäne das Land und die Schlösser verwalten. Diese aber wußten den Frieden mit den Albanesen nicht zu erhalten und im Frühlinge des Jahres 1368 ging selbst Durazzo nach wiederholtem Angriffe an den Carl Thopia, den Anführer dieser Horden verloren, der sich nun König von Albanien nennen ließ. Dreißig Jahre herrschte er darüber und zwanzig in Durazzo, ein eben so mächtiger Fürst als gewandter Diplomat. Sein Vater hatte eine Tochter des Königs Robert von Neapel entführt und heimlich geheiratet. Der Schwiegervater hatte beide unter Vorspiegelung der Versöhnung nach Neapel gelockt und ließ sie dort hinrichten. Carl Thopia rühmte sich also mit Recht von der Mutter her seiner Abstammung von Hugo Capet und führte die drei Lilien von Frankreich in seinem albanesischen Stammwappen. Sein Angriff auf das albanesische Erbe der Anjous mag in der That, wie es die Chronik vermuthet, auch ein Act der Rache gewesen sein. Von 1358 bis 1388 regierte er über diese Eroberungen.

Um sich gegen die immer stärker andringenden Türken behaupten zu können, mußte Georg, der Sohn und Erbe dieses Carl Thopia, im März 1392 die Venetianer als Herren in die Festung Durazzo einlassen, und im October, da er starb, ging all' sein Land an sie über. Venedig dehnte nun seine Herrschaft über den größten Theil des nördlichen Albanien aus, so daß hier wieder die italienische Zunge herrschte. Buthroton, das nie albanesisch geworden und immer mit Corfu verknüpft geblieben war, war schon 1386 mit Corfu venetianisch geworden. Parga folgte 1401 und der Thurm von Sajada mit den Salinen 1414.

Im eigentlichen Epiros, das heißt in Janina, hatte sich mit Zuzüglern von den jonischen Inseln herüber ebenfalls

wieder die Herrschaft der italienischen Franken aufgerichtet. Esau de Buondelmonti, der Florentiner, regierte dort bis 1403. Als dieser kinderlos starb, vererbte er die Despotie an Carlo den Ersten Tocco von Leukadien. Dieser mußte sich aber den Besitz erst in fünfzehnjährigen Kämpfen von den ringsum darauffallenden Albanesen erkämpfen. Dann herrschte er wirklich eilf Jahre lang in Arta als Despot von Romania und Janina durch ganz Südalbanien und über Aetolien und Akarnania von 1418 bis 1429. Ihm folgte sein Neffe Carlo der Zweite von 1429 bis 1448. Gegen ihn riefen die Bastarde des verstorbenen Despoten die Türken in das Land. Am 9. October 1430 schon mußte Carl der Zweite Janina den Muselmännern ausliefern. Das wiedererstandene Despotat schrumpfte schon wieder auf Arta zusammen. Und unmittelbar nach dem Tode des Despoten fielen die Türken auch über diesen Rest und nahmen es den unwürdigen Erben ab. Am 24. März 1449 fiel Arta in ihre Hände und damit verschwand die letzte Spur eines selbständigen Epirus aus der Welt. Nur Parga und Buthroton verblieben noch bei Venedig.

Damals schon wie heute lebten unter dem türkischen Scepter die Christen im ewigen Zwiste, geneigt, sich eher mit ihrem Glaubensfeinde als mit dem Bruder zu vertragen, welchen sie nie anders denn als Nebenbuhler erkennen wollen. Das allein ließ die türkische Herrschaft so mächtig werden und ist der Zauber, welcher sie so lange erhält. Um sie gründlich, das heißt von Innen heraus zu stürzen, müßten die frondirenden Nachbarn zuerst die Einheit der türkischen Christen gegen die türkischen Muselmannen herbeiführen können. Einstweilen noch will keiner der christlichen Stämme die türkische Oberherrschaft durch die seines christlichen Bruders ersetzt dulden, wie sie damals in Epiros und so durch das ganze byzantinische Reich, in Rumelien und Anatolien die Türken in's Land gerufen hatten, um sie von einem anderen ihnen

eben unbequemen Christen zu befreien. Die Völker alle, wie die Menschen auch im Einzelnen, gelangen zuletzt nach einem längeren Stadium großer Zügellosigkeit in einen Zustand, da ihnen die Freiheit das Unerträglichste wird.

In Epirus folgten nun die romantischen Freiheitskämpfe des berühmten Georg Castriota, Fürst von Albanien von 1443 bis 1467, Skander beg genannt, heute noch der Gegenstand vieler Volkslieder und Sagen. Wer diese Gestalt eines anderen macedonisch-illyrischen Helden etwas näher betrachtet mit dem reichen Materiale, welches die Geschichte über ihn geliefert hat, der wird auch manches von den gegenwärtigen Ereignissen jener Länder begreifen. So wie er und seine Verhältnisse ist dort noch immer Alles. Und die Umstände und die Menschen sind so, daß jeden Augenblick ein anderer Skander beg in jenen Bergen aufstehen kann, sobald nur der göttliche Funke in irgend einer Seele entzündet wird.

Georg Castriota war der vierte, der jüngste Sohn eines kleinen Stammfürsten, Johannes Castriota, in Epirus, der zwischen der adriatischen See und den Bergen seine Grafschaft hatte. Der Vater unterlag dem Sultane und die vier Knaben wanderten als Geißeln nach Constantinopel. Dort wurden sie in Muselmänner umgewandelt. Die drei älteren starben. Georg, welcher auffällig schön und auch geistig befähigt sich zeigte, spielte am Hofe und im Heere des Sultans Murad des Zweiten eine große Rolle. Dort im persönlichen Dienste des Herrschers und beinahe noch ein Knabe, erwarb er sich schon den ehren- und erinnerungsvollen Beinamen Iskender Bey, der große Alexander, unter welchem er später besungen ward. Sein väterliches Fürstenthum wurde ihm zum Danke für seine Tapferkeit zwar nicht als freies Erbe, aber doch als beinahe unabhängige Provinz übergeben Er war damals erst achtzehn Jahre alt, also eine durch Jugend, Schönheit, Ansehen und Macht begeisternde Heldengestalt. Kaum fühlte er sich so weit,

so kam auch der alte Geist wieder über ihn, der nun einmal untilgbar über diesen wilden Gebirgen zu walten scheint. Wie soll auch der Mensch bezähmbar sein, wo es die Natur so gar nicht ist. In den civilisirtesten Zeiten des Alterthumes, als das ganze Mittelmeer ein Landsee der blühendsten Städtecultur geworden war und durch Epirus die wichtigsten Handels- und Poststraßen führten, blieben doch diese Thäler und ihre Bevölkerungen barbarisch, aber auch urkräftig und zu riesigen Thaten befähigt. Sie müssen nur aufgeweckt werden, wenn sie manchmal einschlafen. Georg Castriota schwor seinen neuen Glauben ab und die militärische Treue, welche er dem Sultan gelobt; wurde ein Lehensmann des Papstes und führte bald alles, was muthig und abenteuerlich war in Epirus gegen seine früheren Waffengefährten. Mehr als einzelne Burgen und die Berge hat er nie gegen die Türken behaupten können. Aber ihre stärksten Heere und zuletzt der Eroberer von Constantinopel selbst, Mohamed der Zweite, vermochten ihn auch nicht zu bemeistern. Dreißig Jahre erhielt er sich frei und unabhängig im Felde. Die meisten dieser Kämpfe zogen sich um Durazzo herum, weil die See ihm immer Zufuhr an Geld und Waffen brachte. Alle seine Kriegsthaten waren blendend durch ihre Raschheit, ihren Muth und die Verwegenheit. Der Sultan Mohamed selbst war vielleicht der begeistertste Bewunderer seines Heldenmuthes und wohl hat es Iskender Bey verdient von Lord Byron ein zweites Mal in die Unsterblichkeit erhoben zu werden.

Solche Leute bringen diese Berge Corfu gegenüber hervor. Aber nach Georg Castriota's Tode, und er starb friedlich zu Alessio auf venetianischem Gebiete, verschwand der letzte Widerstand der Albanesen gegen die Türken. Viele wohlhabende Familien Albaniens wanderten damals nach Neapel und Sicilien aus und fanden dort gastliche Aufnahme. Ihre Spuren haben sich in der dortigen Bevölkerung bis heute er-

halten. Was zurück blieb wird immer am beſten durch die Worte des byzantiniſchen Geſchichtsſchreibers Kantakuzenos charakteriſirt: Αλβανοι αυτονομοι νομαδεζ, die Albaneſen ſind immer unabhängige Hirten. Seitdem iſt dieſes Bergland Corfu gegenüber türkiſch geblieben, das heißt Eigenthum des Sultans von Conſtantinopel und zum größten Theile auch muſelmänniſch in ſeinem Glauben geworden. Die Wellen der franzöſiſchen Revolutionskriege brandeten nur unmerklich daran und die Schaaren Napoleons, wie die ſeiner Gegner, der Engländer und Ruſſen, haben nie mehr als die Küſte geſtreift.

Wohl kein anderer Fleck der Erde hat mehr und verſchiedenartigere Herren geſehen. Pelasger, Phönikier, Hellenen, Griechen, Chaonen, Theſproter, Molloſer, Macedonier, Römer, Byzantiner, Bulgaren, Walachen, Normannen, Neapolitaner, die deutſchen Hohenſtaufen und die franzöſiſchen Anjous, Serben, Albaneſen, die Venetianer und Genueſen und endlich die Türken, ſie Alle ſind in Epirus einmal eingekehrt und haben hier die Herrſchaft behauptet. Am beweglichſten wurde die Deſpotie, nachdem einmal der altrömiſche Kaiſerſcepter, den Byzanz ererbt hatte, hier Anſehen und Geltung verlor. Nichts auf dieſem Boden wollte dann mehr Wurzel faſſen, um bleibend zu gedeihen. Es war, als hätten die vielen Völkerfluthen, die über Epiros ausgegoſſen worden waren, alle nährende Erde daraus weggeſpült. Denn ſolche Ueberſchwemmungen der wilden Menſchennatur können verheerender noch wirken als die bibliſche Sündfluth. Der ganze Charakter des Landes wurde dadurch grauſteinig, ſo wie die Berge der Keraunien herüber nach Corfu erſcheinen, wie ich denn überhaupt als Regel glaube, daß ſich der politiſche und ethiſche Zuſtand eines Landes in ſeinem landſchaftlichen Aeußern ausprägе, nicht anders als man aus dem Geſichte eines Menſchen die Sünden oder den Frieden ſeiner Seele ableſen

kann. Mit Oedipos auf Kolonos also zu reden und zu philosophiren:

„die Kraft des Erdreichs welkt, es welkt des Leibes Kraft!"

Mehr als an jedem anderen Leiden aber gehen die Länder und Völker an politischer Unbeständigkeit, an dem Aufgeben eines ursprünglichen Principes zu Grunde. Epiros hat heute noch nicht diese Zustände überstanden, welche sich Spanien und Frankreich eben bereiten. Aber das Mene tekel der Geschichte wird von den Völkern ebenso wenig beachtet als die Erfahrungen der Eltern von den Kindern und es scheint, daß Gott zu seiner Weltordnung diesen ewigen Unverstand nicht weniger als den Verstand der Menschen brauche, indem er jedesmal, wenn ihm Jemand zu himmelsstürmisch groß werden will, nur jenen walten läßt. Er braucht dann gar nichts dazu zu thun. Der Gigant bringt sich immer selbst um, statt das Unglück am meisten zu fürchten, wenn es am fernsten erscheint.

2. Capitel.

Die Burg und der See von Buthroton.

An Bord der Yacht Castrell, Sonntag, den 20. November.

Aber ich eilte zum Schiff und ermahnete meine Gefährten
Einzusteigen und schnell am Ufer die Seile zu lösen.
Eilig brachten wir jetzt die Geräthe des Schiffes in Ordnung,
Saßen dann still und ließen von Wind und Steuer uns lenken.

So begann gestern unsere „glückliche Fahrt". Auch das homerische Stillsitzen ist immer noch unwillkürlich der Anfang jeder solchen Seereise hier auf dem Segelboote. Es ist als ob sich zuerst Andacht in die Seele legte. Sie ist wort- und tonlos und meistens fehlen ihr selbst die Gedanken, aber das Gefühl schwelgt darin. Wir hatten zunächst kein anderes Ziel

als uns im unbestimmten Herumfahren der See zu freuen. Wind und Segel sollten ihr Spiel mit uns haben und nahmen es in der zierlichsten und gefälligsten Weise. Der Abend kam und eine milde Nacht und eine Fülle der Sterne am reinsten Himmel. Ein Kindergemüth, das schläft, kann nicht wolkenloser sein. Aber kein Mond erschien. Ich hatte die größte Mühe unsere griechischen Schiffsleute dazu zu bringen, am Maste die Signallaterne anzuzünden. So unvorsichtig um eines kleinen Gewinnes willen sind sie in diesen so befahrenen Meeren.

Auch da ich heute auf das Verdeck stieg, fand ich noch völlige Dunkelheit. Aber ich wollte keine Minute, ja keine Ahnung des kommenden Tages verlieren. Die Segel hatten sich schlaff um die Masten gehängt. Sie klappten nicht einmal, denn kein Windhauch ging. Erst nach einer Stunde hoben sie sich leise und rundeten sich und nun begann auch das Grauen des Tages. Sein Athemzug ging dem Lichte voran. Das erste Erwachen in diesen Landen wird dann gleich ein blendendes Leuchten, noch ehe die Sonne selbst erschienen. In einen wolkenlosen Himmel stieg sie hinauf, hinter den albanesischen Bergen, aus den Schluchten Dodona's hervorkommend; ein Feuerball, durch keine Dünste, keinen Nebel in seinem Umrisse, seinem Glanze beeinträchtigt. Nicht grell, in die milden zusammenfließenden und übereinstimmenden Farben des Perlmutters kleidete sie See und Land, daß der neue Tag wirklich wie eine Perle in der aufgeschlossenen Muschel lag. Es war als höre man Musik, Sphärenmusik. Keines Menschen Geburt ist feierlicher als solch' eine der Zeit auf dem jonischen, griechischen Meere. Auch die Sonnenaufgänge der Gletscherwelt verblassen daneben.

Corfu war rosig angehaucht, auf der See wogten und mischten sich Blau und Silber und wo sie sich trafen jenes weiche Roth, das ich nur im Süden gesehen, das dem Be-

griffe unſeres Violetts nahe liegt, aber roſiger iſt. Die See ſchlummerte noch ruhig und glatt in jenem halben und doch ſo erquicklichen, beinahe wollüſtigen Morgenſchlafe, welchen auch der Menſch hat, und glänzte mit einem beweglichen weichen Flimmerſcheine als ſei ſie ein Atlasſtoff. Dante im Purgatorio, als er eben aus der Hölle dort angelangt und zum erſten Male wieder das Werden des Tages ſieht, nennt dieſes mit klangvoll maleriſchen Worten il tremolar della marina:

L'alba vinceva l'ôra mattutina
Che fuggia innanzi, si che di lontano
Conobbi il tremolar della marina.

Auch ein albaneſiſches Märchen aus Hahn's Sammlung fiel mir ein, in welchem das ſtiefmütterlich behandelte Kind der guten Fee das Meer mit ſeinen Wellen als Muſter für eines der drei Kleider gibt, die ſeine höchſten Wünſche begehren. Wenn man ſolche See im Frühlichte eines griechiſchen Morgens geſehen hat, dann findet man dieſe Sprache und ihre bilderhältigen kleidſamen Vergleiche das naheliegendſte, ja wie das Ei des Columbus als von ſelbſt gegeben.

Die Ferne hinab, das Thor zwiſchen Levkimno, das zu Corfu gehört, und dem Cap von Parga, das klotzig vom türkiſchen Feſtlande in die See hinaustritt, lag frei und klar. Man unterſchied deutlich hinter dem weißen Vorgebirge das höhere, felſig gethürmte Paxos und ſogar Santa Maura wurde in weiteſter Entfernung als ein Schatten ſichtbar. Wie Thürſtöcke ſo ſtehen die beiden Landzungen, Cap Levkimno auf Corfu und das Gebirge von Parga ſich gegenüber. Es ſind die Grenzſäulen, welche den Eingang in die bergende Straße von Corfu, die beinahe ein Hohlweg iſt, und nach der anderen Richtung den Ausgang in das weite wogende und unſicherer durchſtürmte joniſche Meer markiren.

Nur ein leiſer Wind trieb uns, welcher auch nicht ganz Scirocco war, ſo daß wir mit Kreuz- und Querzügen dem

epirotischen Ufer näher zu kommen suchen mußten. Ich war dieser äolischen Zögerung nicht unzufrieden. Wer nur die Gewohnheiten der rohen und lärmenden Erschütterungen eines Dampfers kennt, der muß die lautlose, flügelartige Bewegung eines Segelschiffes, das sich wohl hebt und senkt, aber immer in derselben Lage, wie Mozartische Musik nach dem ohrenbeleidigenden Geräusche moderner Zukunfts-Compositionen empfinden. Mit einer Verszeile meines Freundes Prokesch sagte ich mir, die Wanderung selbst bringt mir Gewinn!

Die Luft war ebenso milde und weich als sie schön war, oder eigentlich, sie war schön, weil sie milde und weich, selbst durch den Hauch, der sonst immer dem Sonnenaufgange vom Lande her vorausgeht, nicht gekühlt ward. Nicht für einen Augenblick wurden uns Mäntel nothwendig.

Unser Curs stand auf Cap Stilo, das sich ausspringend vom Festlande in seiner Richtung mit dem Cap der Akropole von Corfu begegnet. Verlängert in südlicher und nördlicher Erstreckung müßten die beiden senkrecht aufeinander treffen und durch eine Barre den Canal von Corfu sperren. Es ist auch zwischen ihnen eine der engsten Stellen dieser Wasserstraße. Cap Stilo ist ein nackter, felsiger, nicht sehr hoher Klotz. Sturm und Wellen haben ihn ausgewaschen, daß nur mehr Knochengerippe der Erde übrig ist. Nahe rechts von ihm gegen Osten senkt sich der Hafen Vathi und daneben der größere, die Bai von Ftelia in das Land. Beide schmal in ihrem Eingange, aber tief eingeschnitten und für denjenigen, der die Engpässe ihrer Pforten zu passiren wußte, geschützt in ihrem Ankergrunde. Auf der anderen Seite links biegt das Cap jäh nach Norden um. Dorthin lag unser Weg, nachdem wir die Höhe des Vorgebirges einmal gewonnen hatten.

Wir hielten uns nahe der Küste. Grauer, weiß sich brechender Kalkstein, horizontal geschichtet, bildet sie. Arbutus, Lorbeer, Stinobüsche, Haselnuß und Feigenstauden nisten darauf.

Zerbröckelt und herabgestürzt liegt ein Archipel schwarzer Klippen vor dem Ufer. Es zieht sich so eine einförmige Mauer eine lange Strecke nach Norden hin, bis es wieder tief in den Osten zurückfällt und die ansehnliche Bucht von Butrinto, den Pelodes Limen, das ist den Schlammhafen des Strabo und Ptolomäus bildet. Die Bucht greift weit hinter dieses Vorgebirge in das Land hinein und in neue Thäler, welche für Corfu verschlossen sind, sieht man. Dann aber auch durch die Thalung hinter dem Vorgebirge Stilo erkennt man Ortschaften, welche für Corfu viel südlicher liegen als Butrinto. So, hoch auf dem Berge, Conispolis.

Einmal war all' dieses Land, über das man jetzt wegsieht, mit Wasser gefüllt. Damals mag das Meer hart unter den steilen Bergen gelegen sein, die jetzt tief im Lande aufragen. So groß die Bucht, so wenig Ankergrund bietet sie und nur ganz auf ihrer Schwelle, eigentlich schon im Canale von Corfu. Alles Uebrige ist seichtes Wasser, dem immer mehr Schlamm zugetragen wird von den Abflüssen des See's und von den Abstürzen des Gebirges, auf welchem kein Busch und Wald mehr Staub und Gerölle aufhalten. Beinahe nicht zu unterscheiden schließt sich an das Schlammwasser der Bucht niedriges, feuchtes Land an. Wie eine Pyramide steigt aus diesem flachen Felde ein einziger Kegelberg auf. Er steht ganz einsam, ohne Kettung an das Gebirge zur Rechten und Linken und hinter ihm. Eine kleine Ortschaft, Murcia, ist an ihn gelehnt. Die größere, Conispolis, breitet sich höher auf einer Mittelstufe des Gebirges und weit über den Hang und in die Mulden hinein zerstreut, so daß ansehnliche Pflanzungen zwischen den einzelnen Häusern liegen. Es ist dieses die Art wie in Albanien sich alle Dörfer anbauen, im Gegensatze zu denen Corfu's, welche gedrängt und enge auf Felsenvorsprünge gestellt sind, daß ihre Häusermasse wirkt und leuchtet weithin. Die albanesischen findet man aus der Entfernung kaum mit dem Glase.

Im Norden sperrt Capo Scala, das alte Vorgebirge Poseidion, die Bucht von Butrinto, den Pelodes Limen. Wie ein Riegel schiebt es sich vom Festlande gegen Corfu hinüber und engt dort den Canal am schmalsten. Die Aussicht in's Freie, in's nördliche adriatische Meer ist abgeschlossen, und die Berge der Insel und des Continentes erscheinen nicht mehr durch das Wasser, nur durch Schatten und Farbentöne getrennt und geschieden. Zu den Felsenhängen des Capo Scala hat sich der Ausfluß des Butrintosee's hingedrängt. Wir mußten in eine Ruderbarke übersteigen, um in diesen Fluß einzufahren. Er ist ziemlich breit und tief, von lehmig gelber Färbung. Eine Unmasse von Fischen sprang aus dem Wasser auf. Die Keckheit derselben läßt vermuthen, daß sie eine wenig bestrittene Existenz hier feiern. Schon im Jahre 1320 gaben die Fischereien von Buthroton eine Rente von 1500 Liren.

Die Ufer sind flach und schlammig. Schilf in undurchdringlicher Dichtigkeit, Urwälder im Kleinen, deckt sie. Niedrige Tamariskenbüsche, Tamarix gallica, ragen an einzelnen Stellen daraus auf. Schaaren von Stechfliegen nisten darin, fliegen auf und stürzen sich auf uns. Man kann sich ihrer nicht erwehren. Es ist ein trauriges Bild, die Fahrt auf diesem Flusse von Butrinto. Seine Eindrücke mahnen mich an die Schilderungen, die ich von amerikanischen urwälderischen Flüssen gelesen. Weit und breit kein menschliches Wesen, nur Adler, Geier, Pelikane, die auffliegen, der träge Strom, das langsame Rudern unsers einzigen Fährmannes, stechende Sonne und stechende Fliegen, seichte Ufer und eine unveränderliche Einförmigkeit, die länger als eine Stunde dauerte. Nichts zu sehen als immer dasselbe, aber durch Hitze und Sonne und den Stachel der Mücken auch keine Ruhe.

Gleich beim Eingange in dieses Paradies der Hölle, auf dem linken Flußufer steht die Ruine eines venetianischen Fort's, hohe Ringmauern um einen aufrechten Thurm, aber

kein Mensch darin zu finden. Es begreift sich, daß man, sobald die unbedingteste Nothwendigkeit nicht mehr zwang, den Gedanken aufgab, solche Scheußlichkeit, wie den Weg durch diesen Strom zu vertheidigen.

Auch das eigentliche Schloß von Butrinto ist heute eine Ruine. Ueberlebten und vergessenen Menschen wird doch bald die Wohlthat des Sterbens und Verschwindens. Ihren Werken geht es nicht so gut. Dieses andere unsterbliche steht gleichfalls auf dem linken Stromufer, gerade dort, wo der See in denselben mündet. Das Castell, die Akropole der Alten, das Buthroton der Römer und Byzantiner, hielt sich auf dem rechten Ufer, während man alle die späteren kräftigen Neubauten der Venetianer, welche diesen Ein- und Ausgang Italiens so uneinnehmbar den Türken machten, das eigentliche Butrinto oder Butzindro, wie der Volksmund sprach, auf dem linken Stromufer, also rechts vom Einschiffenden suchen muß. Blos durch Sonderung dieser zwei Namen kann man sich dieses leicht vergegenwärtigen. Allerdings bestand auch Buthroton zur Venetianerzeit noch fort und machte dadurch die Festung so stark. Aber die fränkischen Ritter von Neapel und deren Vorgänger, die Griechen, hatten nur diese Bergfeste und nicht das venetianische Butrinto, das unten auf dem Flachlande steht, zur Vertheidigung. Es bildet ein Dreieck, durch drei schwere runde Thürme flankirt, schilfgefüllte Wassergräben um das Ganze. Sein äußeres Ansehen wie auch das der Feste unten an der Mündung des Flusses erinnert am meisten an die Skaligerburgen auf der Halbinsel Sirmio des Gardasee's bei Verona. In einem der Thürme fand ich einen Feigenbaum gefangen. Dieser Baum zeigt überall im Süden Neigung sich so kühl einkerkern zu lassen. Das Innere des Schloßhofes füllen Viehställe und Misthaufen der albanesischen Rinderhirten, denn Buthroton ist unveränderlich der Etymologie seines Namens — βοῦς und θρώσκω — getreu ein vor-

züglicher Weideplatz für alles schwerwandelnde Rindvieh geblieben.

Der Umgang auf der Festungsmauer, der immer noch möglich ist, gibt ein verständliches Bild der Gegend und läßt behaupten, daß hier niemals eine größere Stadt gestanden haben, daß auch das Buthroton der Römer nur ein Castell zu Vertheidigungszwecken gewesen sein könne. Wer sollte sich auch je, und diese Landschaft trug immer denselben Charakter, hierher in diese trostlos steilen Berge, an einen See, dessen Ufer nur Schlamm und Ungeziefer nähren, gesetzt haben? Auch fehlt der Raum, um eine Stadt darauf zu bauen.

Jenseits des Flusses, auf dessen rechtem Ufer, steht ein anderer hoher viereckiger Thurm, der mit zu diesem venetianischen Werke gehört. Und dann hebt sich der Felsen, der Buthroton trug. Jener Berg ist ganz mit Mauerlinien überzogen, und unten um ihn ist eine hohe Wand gestellt, welche wohl stets das Einzige barg, was hier Stadt genannt wurde. Dieser Kreis ist mit Ruinen gefüllt. Ueber alle, auch über diese Wallmauer hebt sich ein langes viereckiges Gebäude, das in seinen Formen und durch seine Fensterstellung mich an den Rest des byzantinischen Kaiserpalastes im Stadtviertel Aiwan Serai zu Constantinopel erinnert. Und so dürfen wir annehmen, daß wir hier noch ein Ueberbleibsel der Justinianischen Bauten aufrecht vor Augen haben, welche er diese ganze Küste hinauf und hinab zum Schirme gegen Seeräuber anlegen ließ. Nur das Dach ist dem Gebäude eingestürzt. Unzugänglich halten es Epheugewinde, Lianen, stachelige Büsche gefangen. Das ganze Stadtgebiet von Buthroton ist mit einer Vegetation gefüllt, die anders als durch völlige Vertilgung nicht zu überwinden ist. Kein Menschentritt kann seit Decennien dort eingegangen sein und in dem Schlosse mögen Schätze und verzauberte Existenzen schlafen, ohne daß wir mehr davon wissen als von dem Palaste des Dornrösleins. Ich dachte an

Gustav Doré. Manches seiner Bilder scheint wie lebendig geworden hier.

Ich ließ mich über den Fluß rudern und mußte dann noch durch Schilf, Moor und Wasser waten, um diesem Nymphäum zuzukommen. Aus den Ruinen herabgestürzt, liegen ungeheuere Mauerblöcke unten am Fuße des Berges ausgestreut. Der Ziegel, Kalk und Stein halten zusammen, als sei es ein von der Natur gegossener Felsen. Um einen dieser Blöcke haben sich die mächtigsten Feigenbäume gesellt, die ich jemals und irgendwo bemerkte. Es sind ihrer fünf enge beisammen, der eine wie gekrümmt unter der Ruine, die auf ihm lehnt. Wahre Drachenleiber mit ihren graulich glatten Rinden. Und so gesehen, kann man es nur die wörtliche Nachbildung eines natürlichen Eindruckes nennen, daß der albanesische Volksglaube diese Stämme mit Nereïden belebt. Sie sind wirklich wie Wohnungen, die sich absonderliche Gespenster auf den Leib gepaßt haben. Ich blieb überrascht und lange davor stehen. Ueberhaupt ist das Wachsthum dieser Gegend, wie überall wo Schutt und Moder düngen, ein sehr üppiges. Narcissen und Hyacinthen, der Akanthus und die Meerzwiebel decken beinahe wie anderswo Graswuchs den Boden. Von der letzteren sah ich Familien, jede Zwiebel groß wie ein Kinderkopf. Das Gemäuer ist wie gewöhnlich im Süden von Lorbeer überwuchert. Denn selbst die Ruinen sind unter dieser Sonne glücklicher daran. Nicht auch die Todten?! Ihre Gräber jedenfalls. Die Disteln, weit über Manneshöhe hoch, standen schon verdorrt, graue Skelette, wie sie Homer in dem Gleichnisse Vers 328 des fünften Gesanges der Odyssee verwendet. Hosen und Rock blieben mir fortwährend in dem stachlichen Unkraute hängen, daß sich wohl ein furchtsames Gemüth von den Geistern dieser Trümmer erfaßt glauben konnte. Denn ohne Gespenster können diese Mauern nicht sein, die so viel erlebt haben und so viel Blut fließen sahen. Die Gewaltthaten der Menschheit

lassen sich nirgends spurlos auswischen. Sie graben sich in die Seelen der Landschaften hinein und es bleibt diesen darum, darin und darüber waltend, eine bange Ahnung und die Furcht übrig, welche die Geister werden, die immer noch umgehen. Schlangen, die mein Tritt weckte, raschelten zwischen dem Schutte, daß ich am hellichten Tage gleichsam wie vor Gespensterersheinungen zurückfuhr, und damit es der erschrecklichen Ueberraschungen kein Ende habe, lief mir ein Hase aus einem nahen Busche so in den Weg, daß ich ihn mit einem Stocke hätte erschlagen können. Unter dem Schlosse, wo der Berg sich mit steilen Felswänden in eine Bucht des See's senkt, gackerten Tausende von schwarzen Enten. Es war die größte Fülle Geflügels, die ich je auf einem Orte gesehen.

Diese Bucht des Sees ist auch von Schilf umschlossen. Ihr Wasser ist gelbschmutzig, wie das des Flusses, durch den ich gekommen. Vom See sieht man nur wenig. Das andere Vorgebirge dieser runden Einbuchtung sperrt die Aussicht. Weit blickt man vom Schloßberge in die Thäler von Albanien und frei hat man die Aussicht auf die freundlicheren Landschaften von Corfu, auf dessen Golf und dessen Hügel. Das waren aber eben die Punkte und die Wege, welche das Schloß zu beherrschen die Bestimmung hatte. Es war also militärisch ganz richtig und geschickt gestellt.

Von allen Völkern und Zeiten will man in dem Gemäuer Spuren gefunden haben, kiklopische, griechische, römische und byzantinische. Die natürlichen Verhältnisse des Ortes machen es wahrscheinlich, daß hier immer, zugleich schon mit der ersten Besiedlung Scheria's auch eine Colonie gesessen, denn es wäre eine seltene Ausnahme von der Regel gewesen, wenn nicht auch hier die Handel treibenden Phönikier die Vortheile der Lage für ihre Zwecke erkannt und davon nicht Besitz ergriffen hätten.

Die erste schriftliche Kunde nennt uns Buthroton eine chaonische Stadt. Virgil singt und beschreibt:

Schnell versinken vor uns der Phäakier luftige Hügel,
Und wir gleiten vorbei an Epirus Gestaden und laufen
In den chaonischen Port, und betreten das hohe Buthrotum.
Hier erfüllt ein Gerücht' unglaublicher Ding' uns die Ohren.
Helenus, Priamus Sohn, sei Herrscher in grajischen Städten,
Scepter besitzend und Weib des äakidischen Pyrrhus,
Und Andromache sei dem heimischen Gatten vermählet.
Hoch erstaunt' ich, mir brannte das Herz von gewaltiger Sehnsucht,
Anzureden den Mann und so großes Geschick zu erkunden.
Also wandl' ich vom Hafen, die Flott' und das Ufer verlassend:
Als so eben ein festliches Mahl und Trauergeschenke
Außer der Stadt in dem Hain, an des Aftersimois Wellen,
Opfernd Andromache weihte der Asch' und die Manen herbeirief
Zum hektorischen Grab'; sie hatt' es aus grünenden Rasen
Ihm, nebst zween Altären, geweiht, dort weinen zu können.

Helenus, so berichtet Andromache dann dem erstaunten Aeneas, sei mit ihr aus dem trojischen Raube zuerst in der Dienstbarkeit des Neptolemus hierher geschleppt worden,

Nach Neptolemus Tod fiel einiger Theil des Gebietes
Endlich dem Helenus zu, der die Felder chaonische nannte,
Und Chaonia allen Bezirk, nach dem trojischen Chavon,
Auch hier Pergamus baut' und ein ilisches Schloß auf den Anhöh'n.

So daß Aeneas dann weiter erzählen kann:

Vorwärts geh' und erkenn' ich die kleinere Troja, der großen
Pergamus nachgebildet, das seicht fortrinnende Bächlein,
Xanthus genannt, und umarme die Schwellen des skäischen Thores.

Ganz ohne Veranlassung eines localen Mythus kann Virgil kaum dieses Zwischenspiel in den dritten Gesang seiner Aenäide eingeflochten haben. Denn nähme man auch die bloße Erfindung der Scene als leicht möglich an, so wird es doch schwer fallen zu behaupten, daß er sie ohne besonderen Grund gerade nach dem wenig bekannten Buthroton

verlegte. Und der Localmythus wieder muß seinen Keim in irgend welchem dieser Sage wirklich ähnlichen Factum, vielleicht einer Auswanderung aus Kleinasien und Ansiedlung auf diesem Küstensaume von Epirus gehabt haben. Denn die Aehnlichkeit der Gegend mit denen des Ida kann weder den Volksmund, noch Virgil zu diesem Glauben bestochen haben. Sie ist absolut nicht vorhanden. Den Späteren wurde diese Landschaft durch die virgilische Weihe erst interessant, wie wir Brüssel und Ferrara andächtig besuchen, weil sie Göthe mit seinem Tasso und Egmont adelte. Auch Ovid hat dann noch dichterische Kränze um Buthroton geschlungen und Julius Cäsar berichtet in seinen Denkwürdigkeiten des Bürgerkrieges, daß er nach seiner Landung bei den Keraunien von Oricum hierher gezogen und „gerade bei Buthroton, Korkyra gegenüber, von den Wünschen unterrichtet worden sei", welche zwei pompejanische Legaten nach einer Verständigung mit ihm zu erkennen gegeben hatten, was ihn sofort wieder zurückgehen machte. So daß Cäsar auf diesem Küstenwege nicht weiter nach Epirus eingedrungen ist. Wenn es aber richtig ist, wie Göthe seine Leonore Sanvitale im Tasso sagen läßt, daß der Mensch, dessen Betreten eine Stätte einweihe, vor Allem ein guter sein müsse, dann ist dieser Gegend der höchste Ruhm doch nur durch den Titus Pomponius Atticus geworden, der allein, wenigstens so wie Cornelios Nepos ihn schildert, in jenem entsittlichten Rom, das sich zum Kaiserthum vorbereitete, „sich nicht in die bürgerlichen Stürme hineinwarf, überzeugt, daß wer sich diesen preisgebe, ebenso wenig über sich gebieten könne, als wer von Meeresstürmen umhergetrieben werde. Der um Ehrenstellen, ungeachtet sie ihm theils vermöge seiner Verbindungen, theils vermöge seines Standes offen standen, sich nicht bewarb, weil sie nicht mehr der Sitte der Vorfahren gemäß gesucht, mit Achtung der Gesetze — bei der verschwenderischen Bestechung in der Bewerbung — nicht mehr erlangt,

und — bei der Verdorbenheit der Sitten des Volkes — zum Wohle des Staates nicht mehr ohne Gefahr verwaltet werden konnten. Der nie sich bei Versteigerung von Staatseigenthum einfand und dem es hierbei nicht blos um die Behauptung seiner Würde, sondern auch seiner Ruhe zu thun war, da er auch schon dem Verdachte von Vergehungen auswich. So daß darum Jedermann um so mehr Werth auf seine Achtung legte, indem man sah, daß sie bei ihm Huldigung seines sittlichen Gefühles, nicht der Furcht oder eigennütziger Zwecke war und er durch die That die Wahrheit jenes Ausspruches bewies: Jeder bilde sich durch seinen sittlichen Charakter sein Glück". Denn diesem Atticus, dessen Porträt uns sein Freund Nepos in so schmeichelhaften Zügen vermacht hat, daß wir ihn als den vollendetsten aller griechischen und römischen Philosophen, ja als den Philosophen par excellence, wenn es je einen gab, bewundern und als die neutralste Menschennatur anstaunen müssen, gehörte hier ziemlich das ganze Land in dem letzten Jahrhunderte vor Christi und von hier aus sind mehrere seiner Briefe an den Freund Marcus Tullius Cicero datirt, der ihm wieder einmal schrieb „daß sich sein Antium (die Villenstadt auf dem lateinischen Ufer Italiens) zu Rom verhalte, wie dort Dein Buthrotum zu Korkyra. Nirgends ist es ruhiger, kühler, anmuthiger:

Leicht verleidet wohl Einem die eigene heimische Wohnung",

— womit er Rom im Gegensatze zu Antium und Buthrotum meint; und dann in einem anderen Briefe sein und des Atticus Haus des näheren noch dahin malt, daß er es „ein befestigtes Schloß" nennt, „wie Dein Gut ist."

In dem Itinerarium Antonini wird Buthroton als Station der Küstenstraße verzeichnet, welche von Rom über Brundisium und Avlona die Akrokeraunien herab, an Phönike vorbei nach Aktia Nikopolis, Achelon, Delphi, Megara, Eleusina, Athenis, Thebis, Chalkide, Lariſſa, Theſſalonika, Byzanz und

weiter nach Asien führte. Also nicht blos des Seeverkehres wegen stand hier eine bewaffnete Station. Die Festung hatte auch einen Landweg zu schließen und offen zu halten, der damals eine Weltstraße war, so gut als eine der heutigen großen Eisenbahnlinien.

Unter der oströmischen Herrschaft im Jahre 523 wurde Buthroton Sitz eines Bischofs. Eine Ehre, die ihm aber schon 1229 erloschen zu sein scheint. Bohemund, der abenteuerliche Sohn des Normannenkönigs Roberto Guiscardo, landete mit fünfzehn Galeeren hier im Mai 1081. Er kam als Vorläufer seines gewaltthätigen Vaters, der auf diesem Wege den ersten Versuch einer Eroberung des oströmischen Kaiserreiches begann. Im October des Jahres 1084 kehrten beide, Vater und Sohn, mit demselben Gedanken und mit einer neuen Flotte von 120 Kriegsschiffen wieder. Sie führten diese Verstärkungen den Truppen zu, welche sie das erste Mal zurückließen. Bohemund hatte schon vor der Ankunft des königlichen Vaters auch das Schloß von Buthroton eingenommen. Der König lagerte nun sein ganzes Heer unter dessen Mauern und leitete von diesem festen Punkte aus seine Angriffe auf Corfu, das bereits 1081 von Bohemund erobert, sich kurz vorher dem Dogen Domenico Silvio ergeben hatte. Zehntausend Mann verlor er in den Sümpfen am Fieber. Selbst Bohemund mußte nach Salerno zurück, um sich in besserer Luft herzustellen. Aber Guiscard hielt trotz alledem aus. Schlacht folgte auf Schlacht. Zweimal unterlag seine Flotte den Venetianern. Endlich half ihm Verrath den eben nichts erwartenden Sohn des Dogen zu überraschen und die venetianische Flotte zu zerstreuen. Die Griechen waren gleich Anfangs geflohen. Die Venetianer hielten aus, aber sieben ihrer neuen großen Schiffe wurden versenkt, zwei genommen und zweitausend achthundert Gefangene niedergemetzelt. Die kaiserliche Geschichtsschreiberin Anna Komnena behauptet, daß

dreizehntausend Parteigänger ihres Vaters Alexios in dieser Seeschlacht umgekommen seien. Dieses Alles gerade auf den Wassern, auf welchen ich heute Nacht so friedlich und stille geschlummert bei matt anschlagenden Segeln und unschuldig plätschernden Wellen. Aber stille Wasser sind tief und diese, mit der Wirkung jener Ereignisse in die Ferne, bergen den Keim der ganzen späteren Seealleinherrschaft der Venetianer.

Venedig nämlich hielt aus. Es spielte nicht um das Glück der Byzantiner, es spielte überlegt und selbstbewußt um seine eigene Zukunft. Der Doge, zur Strafe für die verlorene Seeschlacht, wurde abgesetzt und durch Vitale Faledro ersetzt. Der Kaiser Alexios, um sich die Venetianer im Bündnisse zu erhalten, ernannte den Dogen von Venedig zum Herzoge von Dalmatien und Croatien, denn so hoch stand damals noch das Ansehen des oströmischen Kaiserthumes, immer als Erbe des weltblendenden Rom's, daß der Bannerträger des heiligen Markus solche Belehnung nicht unter seiner Würde finden konnte.

Der Winter verging im Lager von Buthroton und als im Frühlinge des Jahres 1085 Faledro mit einer neuen Flotte erschien, verlor auch er hier eine Schlacht, so daß vielleicht nur der plötzliche Tod des Helden Robert Guiscardo, schon im Juli dieses Jahres auf Kephallonia, Byzanz von dieser zweiten Drohung der Unterwerfung unter das Normannenjoch befreite. Aber man erkennt hier auf Buthroton, von welcher Kraft und von welchem Ernste die Normannen erfüllt waren und wie nahe in dem Glauben der Zeitgenossen sie ihrem Ziele gekommen sein müssen, daß solches Ringen und solche Vereinigung des ganzen Kaiserthums Byzanz und Venedig gegen sie erforderlich war. Diese Episode der Normannen ist mir immer eine der ritterlichsten und poetischesten der ganzen Weltgeschichte gewesen, gewissermaßen die Uhlandische Ballade in derselben. Selbst neben Virgil gedenke ich

ihrer hier gerne. Um sie sich auf Buthroton zu vergegenwärtigen, muß man sich diese Ruinen aufbauen wie ungefähr die festen Castelle von Neapel uns noch erscheinen und sie dann beleben mit den glänzenden Gestalten, wie sie im ersten Acte des Robert der Teufel die Bühne füllen. Das Aeußerliche des Lagers aber schlägt man sich am besten mit den Farben und Formen auf, welche Walter Scott zu ähnlichen Bildern in seinem Richard Löwenherz und Quentin Durward so glücklich gefunden hat.

Der arabische Geograph Edrisi, der für den späteren Erben des Robert und Bohemund, für Roger den Zweiten von Sicilien schrieb, nennt dann 1153 Buthroton einen volkreichen Handelsplatz. Aber die geographischen Begriffe der Leute waren damals in bescheidene Grenzen gewöhnt worden. Schildert derselbe Edrisi doch auch zugleich die Stadt Corfu auf dem Felsen, wo heute nur die Festung Platz hat, als groß und blühend. Diese ewigen und ganz barbarisch geführten Kriege, welche die Zerstörung des Eroberten nicht blos als ein Recht, aber förmlich wie eine Pflicht übten, ließen nichts mehr in's Große und Breite sich entwickeln. Denn schon 1191 nennt der Engländer Bromton, auf seiner Heimreise aus dem heiligen Lande, Buthroton öde, so wie es uns heute erscheint und der Natur seiner localen Elemente nach immer gewesen sein muß. Er legt ihm zwar einen guten, tiefen und weiten Hafen bei, aber die damaligen Schiffe waren anspruchsloser als unsere zwei- und dreitausendtönnigen Dampfer. Kantakuzenos nennt es Bothrentos.

Die nächsten, welche etwas für die Burg von Buthroton thaten, scheinen die Despoten der Familie Angelos gewesen zu sein. Der Geschichtsschreiber Marmora will im siebzehnten Jahrhundert noch in einem der Thürme die Inschrift des einen der Michaele gefunden haben. In den endlosen Kämpfen dieser Despoten wechselte auch Buthroton viel die Besitzer

bis die Anjous kamen. Ihre Statthalter hielten dann oft die Burg noch als das ganze Land und die Hauptstadt Durazzo den Neapolitanern verloren gegangen waren. Solche Uferplätze ermöglichten ihnen auch immer wieder Landungen und Wiedereroberung des Verlorenen. Diese Pflicht hat Buthroton redlich und oft genug erfüllt und darf sich wie ein verdienter alter Soldat rühmen, in Ehren grau geworden zu sein.

Die Zölle, die durch das Schloß erhoben wurden, waren in dieser Zeit oft an Barone der Insel Corfu verliehen. Ende des Jahres 1366 bot der Titularkaiser von Constantinopel Philipp der Zweite von Anjou und Tarent zugleich mit Corfu auch Buthroton der Republik Venedig als Pfand an, weil er nicht die Mittel mehr sah, bleibend den Anjous dieses nun auch von den Türken bestrittene Eigenthum zu bewahren. Aber erst im Juli 1386, als Corfu eben venetianisch geworden war, übergab der Castellan Rizzardo de Altavilla auch diesen festen Posten dem Golfcapitaine Giovanni Miani. Altavilla war 1382 von Carl dem Dritten von Neapel zum lebenslänglichen Schloßhauptmanne ernannt worden und erklärte sich erst dann für Venedig als ihm die Nachricht gebracht wurde von dem gewaltsamen Tode seines Königs und Lehensherren in Ungarn.

Venedig befestigte sofort den Posten von Buthroton noch mehr, in seiner Angst besonders gegen die Anjous gekehrt. 1394 wurde das Hexamilion, so hieß aus der Byzantiner Zeit eines der Nebencastelle des See's von Livari, in eine Insel verwandelt und der Zugang dadurch von der Seeseite noch erschwert. Als altes Annex von Corfu wurde Butrinto dem dortigen Bailo unterstellt. Es blieb ein corfiotisches Lehen. 1403 wurde es dem Perotto de Altavilla, dem Sohnes jenes Rizzardo, verliehen. In dieser Familie erhielt es sich lange erblich. Perotto war der Schwager des gewaltigen Albanesenhäuptlings Thopia Zeneviſi, der um 1435 den Türken so unbequem wurde, der würdige Vorläufer des Skander beg.

Uebrigens lebten diese Herren von Butrinto meistens drüben auf Corfu, das also damals auch schon der Lebensannehmlichkeiten mehr bot als die Fieberluft von Epirus.

1454 hatte der Bailo von Corfu an den Senat von Venedig zu melden, daß der Sohn Simon dieses Zenevisi von seinem benachbarten Schlosse Strivali mit begierigen Augen nach Butrinto schiele. Der Bailo erhielt Befehl, Butrinto und die Umgegend gegen diesen ehemaligen Freund sicherzustellen. Es kam zur Fehde und Venedig hatte die größte Mühe sich die Festung vor den Albanesen zu erhalten. Erst am 26. Februar 1458 kam ein Friedensschluß zu Stande, ganz zum Vortheile Venedigs. Simon wurde mit Geld abgefunden, ein venetianischer Pensionär.

An die Stelle der albanesischen Beschwerden traten nun für Butrinto die türkischen. 1470 schon griffen die Streifzüge der Türken bis unter seine Mauern. Sie raubten alles Vieh und verheerten die Pflanzungen der Umgebung. Am 26. April 1502 fiel auch das Schloß in ihre Hände und wurde nun der Stütz- und Ausgangspunkt für alle die furchtbaren Angriffe der Mohamedaner auf Corfu. Suleiman der Erste, der Prächtige, hatte hier wie Robert Guiscard, der Normannenfürst, sein Lager und schickte von Butrinto am 26. August 1537 seinen Großvezier Ajas Pascha nach Corfu zu der ersten schweren Türkenbelagerung, deren die kleine dortige Akropole drei zu bestehen hatte und sich trotzdem jungfräulich unüberwunden bis heute erhielt. Der gewaltige Chaireddin Barbarossa commandirte damals die Flotte. Die Belagerung vom Jahre 1716 hatte für Venedig den Vortheil, daß nach ihrer Abwehr im September auch Butrinto wieder venetianisch wurde. Man hatte zweimal Gelegenheit gehabt, zu erfahren, von welcher Bedeutung für die Behauptung Corfu's dieses Thor des Festlandes sei. Durch den Passarowitzer Frieden vom 21. Juli 1718 erwarb es Venedig dann auch gesetzlich wieder. Auf Rath des

Grafen Schulenburg wurde nun Butrinto neu und stärker denn jemals befestigt. Venedig opferte viel Geld daran. Und wirklich, venetianisch wie Corfu, erhielt sich Butrinto bis zur Sterbestunde der Republik im Jahre 1797. Der Friede von Campo Formio machte es französisch. Eine französische Compagnie vertheidigte es dann sehr tapfer gegen die Türken. Aber nach der verlorenen Schlacht tiefer unten in Epirus auf der Landzunge von Nikopolis konnte es nicht länger behauptet werden. Fünf Tage darnach, am 26. October 1798, wurde es auf Befehl des Generals Chabot, des damaligen französischen Commandanten von Corfu, an den blutigen Ali Pascha von Janina ausgeliefert. Er besetzte es. Seitdem, wie überall wo der Türke herrscht, wurde nichts mehr erhalten. Man sieht nur noch diese Ruinen, und wenn nicht die Geister der Normannen und Venetianer sich pflichtgetreuer zu nächtlicher Runde ablösen, sind sie auch völlig leer geworden.

Um den Blick auf den ganzen See zu haben, der mit seiner südlichsten Bucht an die Nordseite des Schloßberges anspült, ging ich nach dieser langen Wanderung durch die virgilische Pergamus tiefer in das Land und auf einen Hügel, der weithin sichtbar auch eine weite Aussicht gewährt. Eine Wallfahrtskirche des heiligen Elias macht seinen Gipfel noch auffälliger. Man dringt durch üppigsten Buschwald und oben um das Gotteshaus stehen mächtige Steineichen. Es ist ein eigentlicher Rundblick wie von einem Thurme herab, der sich unter ihrem Schatten erschließet. Im Osten liegen Thalwellen von Albanien und höhere Gebirgsmassen dahinter, im Norden der See, im Süden und Westen Corfu und das Meer. Der See erscheint für diese Entfernung blau und — was er nicht ist — breiter als lang, denn er wird in die Länge mit acht Kilometer, in die Breite mit nur vier gemessen. Ganz an seinem Nordende beginnt er mit Sümpfen, die noch größer als der See selbst sind. Die beiden Bergflüsse Bystritza und

Pavla strömen dort ein, bilden ihn und diese giftigen Ablagerungen. Im Osten und Westen sind die Ufer des See's darin abfallende Berge. Ohne jedes Vorland stehen sie unmittelbar mit ihren Füßen in seinem Wasser. Ihre Hänge sind kahl und nur weniges Gestrüppe hält darauf. Ihre Farbe ist die graulich weiße des Kalkes, den man Karstformation nennt. Diese Ufergebirge Albaniens vertragen nicht die Besichtigung in der Nähe. Sie wollen aus großer Entfernung und in allgemeinen Massenumrissen gesehen sein, wo die Farben auf ihnen spielen und der Linienzug des Großen, des Ganzen, das imponirend Colossale wirkt.

Nicht ein Hauch regte sich auf dem See und auch die Ufer sind völlig ausgestorben. Keine Menschenpflanzung, kein Ort, kein Hof darauf. Es ist ein düsteres, ein melancholisches Bild, dieser Blick auf den See von Butrinto und scharf contrastirend zu dem lieblichen Eindrucke, welchen man hat, wenn man nur den Kopf wendet und Corfu wiedersieht mit seinen grünbekleideten Hügeln, mit den Bergen auf denen die Cypresse bis zu den höchsten Gipfeln hinaufsteigt, mit dem Meere davor, ganz goldleuchtend und auch wie ein sicherer und Frieden gebender Landsee ringsum eingeschlossen, von weißen Segeln schwanengleich und langsam durchzogen. Der Charakter und die Verschiedenheiten zweier Länder können nicht vollständiger zum Verständnisse gebracht werden, als durch diese so hart neben einander gestellten Landschaften, und es wäre wohl eine interessante und dankenswerthe Aufgabe, gerade von diesem Aussichtspunkte aus von beiden mit dem geschichtlichen Hintergrunde als Unterlage Bilder zu malen, das eine verklärt von der Sonne Homers, das andere düster und ernst in dem Klagegesange des Virgil und in der Romantik der Zeit der Kreuzzüge.

So verschiedenartig auch wie ihre Berge stehen die Bewohner der zwei nahe benachbarten Länder neben einander. Statt der schwarzhaarigen, weiß geschleierten Bäuerinnen von

Gasturi, die mit perlenleuchtenden Zähnen und lustigen Augen mir Grüße und Scherzworte in den Wagen nachriefen, nahm ich dann mein Mahl in der Mitte von einigen grimmigen, wilden, trotzigen, ganz barbarisch stark und ungebändigt aussehenden Gesellen, welche den Gürtel voll von Dolchen und Schußwaffen hielten. Sie hatten mir Fische aus dem See gefangen, in Oel gebraten, boten mir dann Feigen noch dazu, schwarzen Kaffee ohne Zucker und rothen Wein, der stark ricinirt war. Ihr Wesen war freundlicher und humaner als ihr Aussehen. Der zuthunlichste war ein schöner, aufrechter Bursche in „langzottigem" Rocke, immer noch derselbe Stoff, welchen Homer im dreizehnten Gesange der Odyssee Vers 73 so nennt, mit einem unschuldig unbefangenen Gesichte, in das noch keine Leidenschaft eingegraben war, und die Haare gerade über der Stirne abgeschnitten und zu beiden Seiten tief herabhängend, daß er wie Rafael's Selbstportrait erschien. Das sind die Albanesen oder Tjames, wie sie sich selbst nennen, und waren einmal die Σελλοί, wie sie Homeros nannte.

Schon um drei Uhr trat ich den Rückweg an. Völlige Windstille empfing uns auf der See. Wir lavirten von rechts nach links. Die Sonne sank, tiefblau legten sich Schatten in die Falten der albanesischen Gebirge und das kahle Gestein ihrer Stirnseiten war rosig überglüht. Corfu muß im Morgenlichte, Albanien will von Corfu aus Abends gesehen sein. Pechschwarze Schatten warf der San Salvatore aus dem gesunkenen Sonnenscheine in die See. Alle Höhen sanken, daß Corfu nur mehr wie ein leicht aufgeblähtes Land auf der See lag. Es blieb etwas vom geheimnißvollen Schöpfungslichte in der Beleuchtung, so wie es war, noch ehe da Gott die Sonne, den Mond und die Sterne erschaffen hatte. Ab und zu sprang ein Fisch auf, der Wind plätscherte in den Segeln als ob es Wasser wäre, aber sie regten, sie trieben uns nicht. Die Sterne kamen und wir lagen beharrlich auf

derſelben Stelle: auch dieſe Ruhe und die Einſamkeit ganz urvorweltlich. Und es war wieder eine ſolche Windſtille und auch dieſelbe Geſpenſterſtunde, die auf dem gleichen Flecke zur Zeit des Cäſar Tiberius endlich dem ägyptiſchen Schiffsherrn Thamus den Ruf abnöthigte, daß der große Gott Pan geſtorben ſei, der ihm unten bei der Inſel Paxos auf ſeiner Ueberfahrt nach Italien von einer Geiſterſtimme auf die Seele gebunden worden war. Ein ungeheueres Wehgeſchrei vieler Stimmen ſoll ihm nach der Erzählung des Plutarch geantwortet haben. Die Nereiden meiner fünf großen Feigenbäume in den Sümpfen unter dem virgiliſchen Ilion mögen mit dabei geweſen ſein. Thamus ſtand auf dem Bugſpriete des Schiffes, da er den Seufzer ausſtieß und eine Menge Menſchen, die zugegen war, bezeugte das Wunder, das durch ſie in Rom kund ward, ſo daß ſelbſt der Kaiſer Tiberius den Schiffsherrn vor ſich citirte, um alles genau und verläßlich wieder erzählt zu hören. Dieſe Gegend ſcheint im römiſchen Alterthume beſonders als den Pangottheiten eigenthümlich gegolten zu haben. Sulla ſoll hier noch einen leibhaftigen Pansjüngling ſchlafend überraſcht haben. Das mag mit dem älteſten Orakelglauben zuſammenhängen, der, ein reiner Naturdienſt, ein Pantheismus, bei Dodona zuerſt hauſte. Dieſes ſollte alſo die Wallfahrtsſtätte eines großen Theiles unſerer Philoſophen werden. Wer übrigens in dieſen heißen Bergſchluchten und auf den wie zu Blei gewordenen Meeren, die ſich zu ihren Füßen breiten, ſolche ſchwüle Luftſtimmungen mitgemacht hat, für den verliert das Wunder ſolcher Erzählungen das Unglaubliche. Er weiß, daß es mehr Empfindungen der Seele als wirkliche, augenſcheinliche Eindrücke ſind. Auge und Ohr glauben nur zuletzt auch zu ſehen und zu hören, womit ſich die Seele und das Ahnungsvermögen zum Ueberfließen vollgeſogen haben. Der Glaube wie die Wunder liegen dann zugleich in der Luft, und unſeren Bauern in der großen

Einsamkeit ihrer Gebirgshöhen werden ganz ähnliche Wunder zu erzählen gegeben. Der große Gott Pan zählte unter den sterblichen Dämonen und seine Mitdämonen bejammerten sein Ende. Das erwachende Christenthum und der überallhin eingeführte ägyptische Geheimdienst der Isis und des Serapis hatten den Dämonenglauben nur um so lebendiger gemacht. Absterbende Religionen verlieren sich immer in solche Schleichwege des Glaubens.

Mir bleibt die ganze Nacht, um auf dieser geheimnißvoll geweihten Stätte über dieses Wunder des Pan weiter nachzudenken, denn wir können erst morgen Früh nach Corfu zurückkehren. Dann soll der unzweifelhafte vento di terra diese Aufgabe vollführen. So kann uns die Windstille, was der Schiffer in diesen Meeren bonazza nennt, im Fortgange des Lebens nicht weniger hinderlich werden als Stürme und Ungewitter. Es bedarf meistens das menschliche Leben der Ruder und der Nachhilfe. Nur selten sind die Tage des Glückes, da Alles durch günstigen Wind besorgt wird. Das ist dann „Meeresstille und glückliche Fahrt" wie sie Mendelsohn so melodisch in Musik gesetzt hat.

3. Capitel.

Das Schlachtfeld von Aktium und die Ruinen von Nikopolis.

An Bord des Lloyddampfers Verbano,
Samstag, 10. December Abends.

Seit meinem glücklichen Ausfluge nach Butrinto drängte mich der Gedanke denselben näheren Einblick, wie ich ihn damals nach Chaonien gethan, auch in das Land der Thesproten zu nehmen. Ich wählte aber zu dieser neuen Landung auf dem jenseitigen Ufer den südlichsten Punkt von Epirus, das heutige Preveſa und seine Landzunge, indem ich auf diesem

Wege auch noch einem anderen älteren Wunsche genügen kann, Nikopolis, die Siegesstadt des Cäsar Octavianus Augustus und das Schlachtfeld von Aktium zu sehen, wo des Antonius Ruhm und der Kleopatra Liebesglück den ersten unheilbaren Schiffbruch erlitten.

Abends um acht Uhr schiffte ich mich ein. Acht Tage lang hatten See und Sturm gegen Corfu gewüthet und die Insel mit Regenschauern übergossen. Man muß es im Süden während des Winters halten wie zur Sommerszeit in der Schweiz, dann aufbrechen zu Ausflügen, wenn das Wetter eine Weile getobt und noch nicht ganz beruhigt ist, indem daraus die sicherste Hoffnung auf eine längere Reihe ununterbrochen schöner Tage entsprießt. Denn alles geht vorüber, wie der Muselmann sagt, und stets waltet ein gesunder Ausgleich, so daß auch die übeln Launen des Winters im Süden nicht dauerhafter sind als die unseres eigenen Gemüthes. Wirklich fand ich den Himmel schon ziemlich geklärt, den Mond entschleiert und die See ruhig.

Um zehn Uhr fuhren wir fort. Aber noch in dem Canal von Corfu holte uns der Regen wieder ein. Die Hügelwellen der Insel lagen dunkel und wenig kenntlich. Gerade in der Beleuchtung der Nacht ist das Aufsteigen der Insel gegen Norden am auffälligsten und ebenso, daß sie sich gegen Süden wie mit Wogenschlag verflacht. Das Gebirge des Festlandes zu unserer Linken im Osten war deutlicher sichtbar, indem wir uns ihm näher hielten, aber auch reichlicheres Mondlicht seine Massen taufte. Indeß, auch dies währte nicht lange. Corfu zuerst ward von neuem Gewölke, das aus dem Süden und Westen zugetrieben wurde, völlig bedeckt, und diese Schichte spannte sich über die zwischenliegende See und stützte sich auf die Berge von Albanien. Als sei das Meer wie bei einer neuen Sündfluth auch oben und suche mit dem unteren

eins zu werden und den ganzen Weltraum auszufüllen, solche Ströme entleerten sich nun nochmals auf uns.

Wir sah'n nicht wohin wir uns wandten.
Dickes Dunkel umdrängte das Schiff, es leuchtet am Himmel
Weder Mond noch Stern, in schwarze Wolken gehüllet.
Niemand erblickte daher mit seinen Augen die Insel;
Selbst die langen Wogen, die hin an's Ufer sich wälzten,
Sahen wir nicht.

Und sobald wir außer dem bergenden Canale waren, wurde dieses poetische Ungemach noch schlimmer, ich sagte mir, odysseeischer. Der Wellensturz der offenen jonischen See faßte das Schiff in der rechten Flanke und rollte das nur kleine Boot unaufhörlich. Trotzdem brach mein Glaube nicht und ich vertraue dem morgigen Tage, denn ich fühle, daß auch ganz odysseeisch „ein Gott unser Geleiter ist durch die finstere Nacht", der Gott meiner Wünsche und der Gott meiner Ideale, der mir den Gedanken zu dieser Reise in den Sinn legte. Man hat mir die Cabine des Capitains hergerichtet und es bleibt mir nur, mich in diesem bequemen Quartiere zu Bette zu legen und diesen Gott walten zu lassen, in kleinen wie in großen Dingen manchmal der praktischeste Ausweg.

An Bord des Verbano, Sonntag, 11. December.

Auch das umnebelte Haupt des Leukategebirges enthüllt sich,
Und der Tempel Apolls, den die Schiffer fürchten. Ermüdet
Steuern wir hin und erreichen das kleine Städtchen. Der Anker
Fällt von den Schnäbeln, den Strand umlehnen die Hinterverdecke.
Also da unverhofft wir endlich zu Lande gekommen,
Reinigen wir uns dem Zeus, dem Gelübd' Altäre beflammend,
Und beehren den aktischen Strand durch iliſche Spiele.

Die Nacht soll schwer verdaulich für unser kleines Schiff gewesen sein. Ich verschlief den Sturm. Da ich Morgens um sechs Uhr auf das Verdeck steige, finde ich uns, wie es Virgil oben besingt, in Sicht von Leukadien. Noch war keine Sonne. Gleichförmig und gleichfärbig, ein Ruinenrest der

wilden Nacht, lastete eine dicke braune Wolkenschichte vom Himmel herab. Kein Luftzug ging und bewegte sie. Nur um den Rand dieses niederen Gewölbes glitt ein etwas helleres Licht. Es war ganz als sei man während der Nacht aus dem Saalbau des Erdglobus in eines seiner Mezzanin-Gemächer versetzt worden. Nur die nächsten Bergkuppen Akarnaniens zur Linken und einiges von dem höchsten Gebirge der Insel vor uns war sichtbar. Wo nicht weißer Schnee lag, gab alles nur schmutzige graue Farbe zu sehen. Auch die See trug dieses befleckte Gewand. Aber die Luft war badwarm, und das ließ den Süden nicht vergessen und die Landschaft selbst in diesem ungünstigen Lichte nicht verächtlich finden.

Als das Schiff gegen acht Uhr den Lauf nach Osten nahm, wurde ganz plötzlich auch die Farbe der Natur eine warme. Herrlich erschien das eben sonnengetroffene Festland vor uns. Man sieht die Landzunge von Preveſa im Norden, erkenntlich an ihrer grauen Festungsruine; hinter ihr langgestreckt den Hügel von Nikopolis und noch weiter zurück und bis zu diesem herab schneeweiß gedeckt zwei hohe Gipfel, der eine davon so kuppelrund gewölbt wie der Santa Decca auf Corfu. Dies sind blutgetränkte Berge von Suli. Ihr Schnee hielt die Sonne wie réverbères. Ebenso im Osten das Gebirge, mehr im Hintergrunde des Golfes von Arta. Dort sind es Ausläufer des fabelreichen Pindos, des Lieblingsgebirges des Apollo, welche noch höher, gewaltiger, mehr mit Schnee bedeckt sind, wie ich nur das Fletschhorn, den Monte Leone diesen Sommer vom Simplon aus gesehen. Und so auch diesen ähnlich erscheinen zur Rechten im Süden die Berge Akarnaniens, wo schon griechisches Festland, nicht mehr türkisches steht. Sie sind colossal, in Massen zusammengehäuft, lauter Klötze, welche sich kaum mit schwachen Spitzen heben. Nicht eine Individualität sondert sich dort aus. Wie ein gewaltiger Block, als Ganzes, steigt Akarnanien unmittelbar aus dem

Meere auf. Kaum irgend eine andere Landschaft gibt den Eindruck eines strengeren Gebirges. Und ebenso stellt sich Leukadien dar, das also auch äußerlich sich sofort als Fleisch von diesem Fleische verräth. Es war einmal nur die Halbinsel dieses festen Körpers, aber allerdings eine Landzunge wie sie gleich mächtig und selbständig kein anderer Continent ausstreckt.

Wolkengürtel lagen um die Mitte dieser Gebirge von Akarnanien. Gerade dort wo die Hänge grün werden, hatten sich die Schleier thauig angeheftet. Tiefblau, beinahe schwarz, waren die Bergwände, wo sie uns näher auf der See aufstehen, von den Schatten des Gewölkes, das über uns sich hielt.

Morn dawns; and with it stern Albania's hills,
Dark Suli's rocks, and Pindus' inland peak,
Robed half in mist, bedewed with snowy rills,
Arrayed in many a dun and purple streak,
Arise; and, as the clouds along them break,
Disclose the dwelling of the mountaineer:
Here roams the wolf, the eagle whets his beak,
Birds, beasts of prey, and wilder men appear,
And gathering storms around convulse the closing year*).

So sah ich den Rahmen des Schlachtfeldes von Aktium in demselben Lichte und auch in derselben Jahreszeit wie der wallfahrende Childe Harold. Das Feld selbst, auf das ich

*) Der Morgen tagt, Albaniens Felsenzinnen,
Das Horn des Pindus, Suli's Klippenbau,
In Dunst gehüllt, bethaut von Gletscherrinnen,
Gestreift mit Purpur und mit dunklem Blau,
Tauchen empor. Nun birst der Wolken Grau,
Die Dörfer des Gebirgs erscheinen klar;
Hier streift der Wolf, der Adler wetzt die Klau,
Hier hausen Männer, wild wie Wolf und Aar,
Und Sturmgewölk umzuckt das bald entschwund'ne Jahr.
Uebersetzung von Gildemeister.

nun einfuhr, war rollende schmutzig braune See, denn wieder badeten uns Regenschauer, die mit Wolken dicht und schwarz, als gelte es den Weltuntergang, aus dem Westen und Norden kamen. Das Schiff rollte furchtbar, diesmal von links nach rechts, um so ärger als das Wasser, in dem wir fuhren, nahe dem Strande nur seicht ist.

Die Küste, die wir nun zu unserer Rechten hatten, sieht man kaum, so niedrig ist die Landzunge, womit Akarnanien, diese bergige Burg neugriechischer Tapferkeit, mit ihrem letzten Erdstücke nach dem türkischen Epirus hinübergreift. Büsche, hohes Schilf kleiden diese Halbinsel ärmlichst, so daß man über sie weg vom Verdecke des Schiffes schon den Spiegel des dahinter liegenden ambrakischen Golfes sieht. Sie kann nie viel reichlicher bewachsen gewesen sein. Und doch trug sie das berühmte Heiligthum des aktischen Apoll, einen künstlichen Hügel dabei mit heiligem Hain und Tempel der Ἀφροδίτη Αἰνειάς und der θεοὶ μεγάλοι, der großen Götter. Das waren die Samothrakischen Schifffahrtsgötter. Der Apollo-Tempel stand ziemlich an derselben Stelle, welche heute ein türkisches Fort entweiht. Denn die Landspitze von Aktium wurde von Griechenland abgeschnitten und mohammedanisches Land, weil die Veste von Prevesa ohne dieses nahe Gegenüber des Eingangs zum Golfe von Arta nicht zu halten sein soll.

Ein türkischer Soldat ging auf den grauen Mauern von Aktium, das Gewehr schulternd, auf und ab, die Wache haltend, da wir vorbeidampften. Welcher beinahe unfaßbare Wechsel der Menschen, der Geschichte und des Glaubens auf dieser kleinen Erdenstelle und in verhältnißmäßig kurzer Zeit! Wie rasch in der That leben wir, auch in den längsten unserer historischen Epochen, im Vergleiche zu den geologischen Bildungen der Erde! Jeder Stein muß uns und die Geschichte

der ganzen Menschheit wie eine Eintagsfliege betrachten. Ein Muselmann hier, wo man „zum Gotte der menschenerleuchtenden Sonne" viele Jahrhunderte gebetet und geopfert hatte, und wir Christen mit der Schraube eines Dampfschiffes die Wasser aufwühlend, welche die Flotten des römischen Antonius und der ägyptischen Kleopatra getragen! Damals bliesen die langen Trompeten der Göttin Isis den Schlachtruf des Imperators, jetzt hörten wir vom dürftigen Minaret des Forts herab den Muezzin die gläubigen Osmanlis zum Gebete rufen. Und auf unserem Schiffe breiteten sogleich mehrere ihre Teppiche aus und folgten dieser Mahnung. Wer so wie ich diese erinnerungsvollen und gedankenschweren Länder des Ostens unablässig und mit Vorliebe durchstreift und ihre reiche Geschichte auf den Stätten selbst liest und beschaut, dem erscheinen zuletzt alle die gerühmten und aufgeblähten Producte unserer Civilisation verschwindend klein, wirklich beinahe wie das Arbeiten der Eintagsfliegen, also wohl in ihrer wahren, natürlichen Bedeutung. Man wird Orientale, wenn man lange im Orient reist. Und dies scheint mir für den tiefen seelischen Gehalt dieser Länder zu zeugen, denn das Hohle und Leere besticht uns gewiß nicht bleibend. Ich aber bin schon so weit gekommen, daß ich die Rückkehr nach Europa jedesmal verwünsche.

Die vom Süden nach dem Norden hinaufgreifende Halbinsel von Aktium wird heute einfach la Punta genannt. Neben ihr, gegen Osten, an der ersten Bucht, die sich nach dem Golfe von Ambrakia zu öffnet, stand Anaktorion, die Colonie, welche die Korkyräer gegründet. Das Vorgebirge von Prevesa, welches von Epirus aus diesem akarnanischen Ufer entgegenkommt, ist dem Pantokrator geweiht. Ein neuer frommer Glaube hat also dem Apollo im Grunde des Wesens seine alte Stellung hier erhalten. Denn der Sonnengott war ja ein Allherrscher und Erzeuger.

Zwischen den beiden also von Alt und Jung immerwährend geheiligten Vorgebirgen tritt man in den Golf von Arta ein. Dieser Weg, nur einen Kilometer breit, ist eine förmliche Enge, so gut als der des thrakischen Bosporus oder der Dardanellen. So weit, so sicher das Wasser, das dahinter in dem Kessel der Berge von Akarnanien, des Pindos und der Höhen von Suli liegt, so schwierig ist der Eintritt in diesen Hafen und so muß es immer gewesen sein, wenigstens in unserer historischen Zeit. Denn der Meeresboden, welcher nur in einer geringen Breite die seichte Tiefe von vier Meter hat, ist unveränderlicher Fels. Die Fluth rechts und links von diesem schmalen Fahrweg unter dem südlichen Ufer von Aktium und dem nördlichen von Epirus hat sogar nur die Tiefe von zwei Meter. Das ist die hohle Gasse, durch welche Antonius und Kleopatra kommen mußten und wo ihnen der trockene und kalte Augustus auflauerte.

Rom, das kaiserliche, das große weltgebietende Rom, wie wir es unter diesem Namen verstehen, war erst wenige Decennien vorher geboren worden. Kaum jemals hat die Welt, auch nicht zu Alexanders Zeiten, zu gleicher Zeit eine solche Fülle großer Männer gesehen wie sie jener Geburtsstunde eines neuen Weltreiches zu Hilfe kam. Die kleinsten hatten noch immer etwas Großes und die Nebenbuhlerschaften und Eifersüchteleien dieser Männer wurden darum immer Kriege, welche die ganze Welt in Bewegung setzten. Ohne daß sie es klar wollten oder auch nur wußten, gingen sie dabei mit ihren Thaten bald wieder in denselben Geleisen, welche durch ein offenbar über dem Willen der Menschen stehendes Gesetz die Weltgeschichte, soweit wir wenigstens sie übersehen können, unabläßig befährt. Die magnetischen Wärmelinien laufen nicht gesetzmäßiger über den Globus als sich stets wieder die Dinge der Menschheit im Großen und Ganzen auf diese selbe Bahn der Entwicklung zusammendrängen: das ist in den Kampf

zwischen dem Oriente und dem Occidente. Denn selbst als endlich einmal ein Reich und ein Kaiser die ganze Welt in sich begriff, fand dieser Zwiespalt sofort die Form wieder sich auszusprechen. Die inneren Kämpfe, die Bürgerkriege und die Revolutionen verkleideten sich nun in die Gestalt der orientalischen Frage. Zuerst stand so Pompejus mit dem ganzen Osten gegen Cäsar und die weströmische Weltmacht, und dann Antonius und Kleopatra gegen Augustus und Rom.

„We could not stall together
In the whole world*)",

umschreibt der Augustus des Shakespeare diesen fatalistischen, die Weltgeschichte bewegenden Trieb. Alexander und Darius, Xerxes und Themistokles, Priamos und Agamemnon haben denselben Krieg, nur nicht Bürger gegen Bürger, sondern Nachbar gegen den Nachbar, geführt. Aber dann auch in der Form des Bürgerkrieges unterlag beidemal der Osten dem Westen, ohne daß doch dadurch mehr als durch die früheren Niederlagen die orientalische Frage aus der Welt geschafft worden wäre. So kann die Schlacht von Aktium auf diesem wässerigen Felde zwischen der Punta von Akarnanien und dem Vorgebirge von Prevesa, als eine der vielen Stationen dieser weltbewegenden Frage gefaßt werden. Sie hat hier, wie dann später bei Lepanto und noch mehr südlich in der jonischen See, bei Navarin, dreimal einige Stunden nur, aber sehr blutig, sich aufgehalten.

Dio Cassius und Plutarch sind die beiden ausführlichsten Biographen, welche uns über diesen Entscheidungskampf des Antonius und des Augustus berichten; beide in ganz drama-

*) Denn auch Paul Heyse's neuerliche Uebersetzung: „Für beide war nicht Raum im Umkreis dieser Welt", gibt das noch nicht charakteristisch genug.

tisch malender Form, Plutarch das Vorspiel, Dio Cassius die Schlacht selbst genauer gebend.

Verschiedene Vorzeichen, so erzählen beide, hatten Unglück für Antonius prophezeit. Die Stadt Pisaura, eine Colonie, welche Antonius an dem adriatischen Meere gegründet hatte, wurde von der Erde verschlungen. In Alba ward eine Statue, die man zu Ehren des Antonius errichtet hatte, mehrere Tage von einem Schweiße bedeckt, der sich nicht abwischen ließ. Während er in Patras war, zerstörte der Blitz den Tempel des Herkules. In Athen erfaßte ein Windstoß die Statue des Bacchus und trug sie aus den Hallen der Gigantomachie in das Theater. Antonius aber leitete seine Abstammung von Herkules her und ahmte in allem dem Bacchus nach; er ließ sich sogar Bacchus den Jüngeren nennen. Derselbe Sturm traf in Athen die Colosse des Eumenes und Attalus, welche den Namen des Antonius trugen, und stürzte sie um unter einer Menge anderer, die aufrecht blieben. Aber das erschrecklichste Zeichen ergab sich auf dem Admiralsschiffe der Kleopatra, das sie Antoniades genannt hatte: Schwalben hatten unter dem Hintertheil ihr Nest gemacht, es kamen andere, vertrieben diese und tödteten ihre Jungen. So sagt Plutarch; Dio Cassius aber fügt noch die anderen Warnungen hinzu, daß zu Rom in dem Ceres-Tempel während des Opfers ein Affe erschien und alles unter einander warf, was er fand; daß eine Eule zuerst auf den Concordia-Tempel flog und dann fast auf alle übrigen den größten Göttern geweihte Tempel; daß man sie überall aufscheuchte und sie sich endlich auf die Capelle des römischen Volksgenius setzte, wo sie nicht gefangen werden konnte und auch nicht auffliegen wollte, was sie doch endlich, obgleich spät am Abende, that; daß Jupiters Prachtwagen bei dem feierlichen Aufzuge zu circensischen Spielen zerbrach; ein Luftzeichen, wie eine Fackel gestaltet, mehrere Tage über dem griechischen Meere stand und sich in den

Aether verlor; Stürme vielen Schaden anrichteten, ein Trophäum vom aventinischen Berge und die Bildsäule der Siegesgöttin von der Scene auf das Theater herabgeworfen ward und die hölzerne Brücke über die Tiber völlig zusammenstürzte; daß auch Feuer große Verwüstungen anrichtete und Lava so gewaltig aus dem Aetna floß, daß sie Städte und ganze Gegenden überströmte; — so daß also die Römer nichts als Unglück sahen und hörten und ihnen nun auch die Begebenheit mit einem Drachen einfiel, der desgleichen für sie vorbedeutend werden mußte. In Etrurien hatte sich nämlich kurz vorher ein solches Ungethüm mit zwei Köpfen und so ungeheuer, daß es einen Raum von siebenundzwanzig Meter in der Länge einnahm, plötzlich sehen lassen, großen Schaden gethan und war endlich vom Blitz erschlagen worden. Antonius' Besiegung insbesondere gaben, nach Dio Cassius, Roms Knaben ganz deutlich im voraus zu erkennen; sie theilten sich aus eigenem Einfall in zwei Schaaren, die einen nannten sich Antonianer, die anderen Cäsarianer. Ihr Gefecht dauerte zwei Tage und die ersteren unterlagen.

Trotzdem verlor damals Antonius den Muth noch nicht. Er ging bis Korkyra, das also auch ihn gesehen. Dort erhielt er die ersten genaueren Nachrichten über die Stellung des Augustus. Vor der Mittheilung, daß sich einige Schiffe desselben schon an die Keraunien gelegt hätten, wich er nach Griechenland zurück. Die Flotte ließ er im Golf von Arta überwintern, die Landarmee vertheilte er von Patras durch den Peloponnes und Akarnanien bis hieher nach Aktium.

Ehe Augustus zu diesem gewaltigen Krieg auszog, der — ihm wohl bewußt — nur mit der endgiltigen Entscheidung über sein und der Welt Schicksal abschließen konnte, hatte er zu Puzuoli bei Neapel in dem Neptuns-Tempel geopfert, dessen Ruinen heute noch die Touristen durchwandern. Es war als hätte seine Seele geahnt, daß die See ihm die Entscheidung

bringen müsse. Oder hatte er damals schon für so weit hinaus seinen Plan in der Form festgestellt, in welche er dann wirklich die Ereignisse nöthigte? Denn das dürfen wir Christengläubige nicht annehmen, daß jenes Bittopfer, welches er dem Neptun gebracht, die Lösung so herbeigeführt habe. Er sammelte darauf in den Häfen von Tarent und Brundisium seine Streitkräfte. Lange hielt er sie zögernd und furchtsam zurück, weil er deutlich die größere Macht des Antonius sah. Man war in jenen Tagen nicht so eilig sich die großen Entscheidungen der Geschichte zu holen. Die Geschmacksrichtung und Gewohnheit waren auch in dieser Beziehung ganz andere und die kurze Spanne Zeit, in welche heute von der öffentlichen Meinung die gewaltigsten Kämpfe zusammengedrängt werden, ist vielleicht sogar das allerauffälligste Weisstück von der Ungeduld und Hast, welche mit den Eisenbahnen und Telegraphen unsere Lebensweise befallen haben. Nur einmal wagte Augustus selbst sich nach Korkyra herüber, mit der Absicht die Flotte des Antonius bei Aktium zu überfallen. Ein Sturm vereitelte ihm diesen Plan. Aber Agrippa umschwärmte mit mehr Glück den Peloponnes und machte da und dort erfolgreiche Landungen. So kam der Frühling des Jahres 31 vor Christi. Nun ging Augustus mit der ganzen Flotte und dem Heere über das jonische Meer. Korkyra wurde besetzt und die Truppen der Insel gegenüber, in Epirus ausgeschifft. Sie rückten von den Keraunien langsam über das Gebiet des heutigen Parga hinab, die Flotte nebenher nach dem heutigen Golfe von Komaros segelnd. „So nahm er von der Gegend, wo jetzt Nikopolis liegt, Besitz und schlug sein Lager an einer Anhöhe auf, von der er das ganze äußere Meer bis zu den Inseln Paxos und Antipaxos und das innere, d. h. das des ambrakischen Golfes und den Canal zwischen beiden mit den Buchten um Anaktorion herum übersehen konnte. Dieses Lager befestigte er und zog eine Linie

bis zu dem äußeren Hafen Komaros, und durch dieſe Stellung konnte er Aktium zu Waſſer und zu Land beobachten und, wenn er wollte, angreifen."

Das Lager des Auguſtus ſtand alſo gerade auf der Stelle der weit von Epirus hinauslaufenden Landzunge von Preveſa, wo ſie zwiſchen dem Golfe von Arta und dem joniſchen Meere am allerſchmälſten wird, und hatte auch dort ſeine Grenze. Denn die Spitze der Landzunge, das Feld, wo heute Preveſa ſteht, überließ er dem Antonius. Dieſes hatte auch der Imperator des Oſtens wirklich beſetzt, weil er nur ſo den Ein- und Ausgang für ſeine Flotte aus dem joniſchen Meere in den ambrakiſchen Golf frei hatte. Wer Herr der Dardanellen und des Bosporus zu ſein wünſcht, muß die Ufer von Aſien und Europa gleich ſicher in Händen halten. Antonius beobachtete alſo dieſelbe Theorie nur in geographiſch umgekehrter Richtung, welche hier auch die Türken wieder beide Ufer zur Behauptung ihrer Herrſchaft, das jenſeitige akarnaniſche, die Punta von Aktium, noch zu dem nördlichen von Preveſa zuzuziehen für nothwendig halten ließ. So ſchildert es auch der Bericht des Dio Caſſius.

„Aktium ſelbſt war dem Apollo gewidmet und lag vor der Mündung der nach dem ambrakiſchen Buſen führenden Meerenge, den um Nikopolis liegenden Buchten gegenüber. Dieſe Meerenge geht lange in gleicher Breite fort und iſt ſowohl ſelbſt als alle vor ihr liegenden Häfen zum Landen, auch für ganze Flotten, ſehr bequem. Hier hatten die Antonianer ihren Standort genommen, auf beiden Seiten der Einfahrt Thürme aufgeführt und die Durchfahrt ſelbſt mit Schiffen beſetzt, um heraus und zurück ſichere Bahn zu haben. Auf der einen Landſeite neben Apollo's Tempel (alſo auf dem Ufer von Akarnanien) ſtand die Armee in einer ebenen und weiten Fläche. Als Antonius ſie ganz hier verſammelt hatte,

ging er über die Meerenge und schlug sein Lager nicht weit von dem des Augustus auf."

Diese Schilderung des Dio Cassius ist von wahrhaft militärischer Klarheit. Er muß die Gegend mit eigenen Augen gesehen haben, um so ihr gewissenhafter Topograph geworden zu sein. Nicht ein fehlerhafter Zug ist der Wirklichkeit zugelegt, und nicht ein wesentlicher fehlt im Porträt.

Also zuerst standen sich Antonius und Augustus auf derselben Halbinsel von Epirus unterhalb der Gebirge von Suli beinahe auf Sprechweite gegenüber, unmittelbar nahe, Antonius mit seinen Gezelten auf der Stelle des heutigen Preveſa, die Landspitze beherrschend, und Augustus tiefer im Lande drinnen, dort wo heute die Ruinen seiner Siegesstadt vermodern.

Während Antonius die starke, aber gefährliche Stellung behauptete — denn er hatte den Canal des ambrakischen Golfes hinter sich — schickte er auf dem Ufer dieses großen Meerbusens seine Reiterei in den Rücken des Augustus, um ihn so in die Mitte zu nehmen und zu zermalmen. Augustus, nur mit anderen Mitteln, verfolgte denselben Plan. Er ließ den Agrippa mit dessen Flotte vom Süden heraufrücken, zuerst Patras und Korinth, dann selbst Leukadien und die dort vor Anker liegenden Schiffe des Antonius erobern, dem so der Rückzug und die Zufuhren bedroht wurden. Dieser Umstand und eine Niederlage der Reiterei in ihrem Ueberfallsprojecte zwang den Antonius sein Lager auf der Landspitze von Preveſa aufzugeben. „Bei Nacht verließ er also seine Linien in der Nähe des Feindes und zog sich auf die andere Seite der Meerenge hin, wo seine Hauptarmee campirte."

„Nie war vorher eine Zurüstung zu einem Kriege so fürchterlich gewesen", sagt Dio Cassius, „als diese, wie man schon aus der Menge der Nationen, welche beiden Theilen in

diesem Kriege halfen, schließen kann." Auf des Augustus Seite standen Italien, Gallien, Spanien, Illyrikum, Sardinien, Sicilien und das westliche Afrika, kurz der ganze Westen der damals bekannten und Rom unterthänigen Welt. „Antonius" — so schildert Plutarch die Macht seines Lieblings — „hatte nicht weniger als fünfhundert Schiffe, unter denen viele mit acht und zehn Ruderbänken waren, und alle so herrlich bewaffnet, als seien sie nur zum Pompe eines Triumphzuges bestimmt. Sein Landheer zählte zweimalhunderttausend Fußgänger und zwölftausend Reiter. Eine Menge von Königen war ihm gefolgt und stand unter seinen Befehlen, Bocchus von Afrika, Tarcondemus, König des obern Cilicien, Archelaus von Cappadocien, Philadelphus von Paphlagonien, Mithridates von Comagene, Adallas, König von Thrakien, und vor allen mit mehr Schätzen und Truppen und Schiffen und ihrer ganzen Liebe die königliche Kleopatra von Aegypten. Andere Fürsten, die sich nicht selbst einfinden konnten, hatten ihm ihre Truppen geschickt, so Polemon, König von Pontus, Manchus, König der Araber, Herodes, König der Juden, Amyntas, König der Lykaonier und der Galater; der König der Meder sogar hatte ihm bedeutende Hilfsvölker gesandt. Denn das Gebiet des Antonius reichte vom Euphrat und von Armenien bis zum jonischen und illyrischen Meere", das heißt bis zu den Grenzen dessen, was wir heute noch Europa nennen, so daß wirklich „in dem Namen Antonius eine Hälfte der Welt lag".

Und trotz dieser ungeheueren, die Armee des Augustus überwiegenden Macht war der Plan des Antonius von allem Anfange an nur Flucht. So stellt es der klare und einfache Bericht des Dio Cassius dar, und auch Plutarch, der nur aus Parteilichkeit für seinen Helden etwas höflicher umschreibt, widerspricht dem nicht eigentlich. „Die Seele eines verliebten Mannes lebt", wie sein Cato der ältere meint, „in einem

fremden Körper", oder wie Shakespeare den Antonius klagen läßt:

„sein Schwert ward geschwächt durch seine Liebe."

Wie Ahnung scheint es von diesem feigen Vorhaben des liebekranken Imperators in den Gemüthern gelegen zu haben. Eine Menge seiner Freunde verließ ihn noch vor der Schlacht: „verlassen sei, was sich selbst verläßt!"

Wenn man mit diesen Gedanken an die Flucht auf Seite des Antonius die Schlacht in das geographische Gemälde einpaßt, verliert sie alles Unbegreifliche, was erstens sonst ihr Beginnen und weiter die Niederlage hat. Denn es ist kaum zu fassen, aus welchem anderen Grunde Antonius aus seiner so vortheilhaften Stellung sich herauslocken ließ, in welcher er beinahe unangreifbar war, und nicht zu fassen, warum er, wenn einmal herausgerückt, floh, da die Schlacht noch nichts weniger als verloren war.

Um nicht gleich Anfangs alles in die Flucht zu reißen, und weil er seine und der Aegypter Schwäche voraussah, hatte er ihre Schiffe bis auf sechzig verbrennen lassen. Auf seine Galeeren, die größten und besten, von denen angefangen, welche drei Ruderbänke, bis zu solchen, die ihrer zehn hatten, vertheilte er zwanzigtausend Legionssoldaten und zweitausend Pfeilschützen. So gewaffnet wartete er fünf Tage. Die See war zu bewegt zum Kampfe. Am 2. September 31 vor Christi hatte sich der Wind gelegt und das Meer war ruhig und eben wie zu einem Festspiele geworden. Die Truppen des Antonius unter dem Canidius, die des Augustus unter dem Befehle des Taurus standen beide unbeweglich in Schlachtordnung aufgestellt auf den Ufern der Landzungen von Akarnanien und Epirus. Bis um zwölf Uhr Mittags hielt sich auch die Flotte des Antonius regungslos in der Meerenge zwischen dem Cap von Prevesa und dem von Aktium. Erst da mit einem leichten Winde schob sich der linke Flügel etwas

auf die freie See hinaus. Celius commandirte diesen, Antonius und Publicola den rechten Flügel, während Marcus Octavius und Marcus Justeius das Centrum hielten. Augustus hatte sich den rechten Flügel seiner Flotte vorbehalten, den linken dem Agrippa und das Centrum dem Arruntius gegeben. Er war von dieser endlichen Bewegung der Antonianer entzückt und ließ sofort seinen rechten Flügel zurückweichen, um die Gegner noch mehr aus der sicheren Meerenge herauszuziehen und mit seinen leichten und beweglichen Schiffen die Galeeren des Antonius anzufallen und zu umringen, welche durch ihre Größe und den Mangel an Rudern schwerfällig und nicht leicht zu bewegen waren. So wurde es eine Reihe von Einzelkämpfen und die Schlacht zog sich immer mehr aus der Meerenge von Ambrakia auf die offene jonische See hinaus. Die Schiffe des Augustus kamen von Norden herab, die des Antonius vom Osten nach dem Westen. Agrippa suchte, als die ganze Flotte des Antonius herausgerückt war, mit dem linken Flügel des Augustus den rechten des Antonius einzuwickeln. Dies zwang den Publicola sich mehr nach rechts hinzuwenden. Dadurch verlor er die Fühlung mit dem Centrum des Antonius und ließ dort eine Lücke, was die ohnedies schon erfolgreichen Schiffe des Arruntius, der das Centrum des Augustus führte, noch mehr benutzten.

In diesem doch erst zweifelhaften Augenblick entfalteten plötzlich die sechzig Schiffe der Kleopatra die Segel zur Flucht. Weil sie hinter die großen Galeeren des Antonius gestellt worden waren, mußten sie die Linien mitten durchschneiden und brachten diese noch mehr in Unordnung. Um Leukadien herum mit günstigem Winde schlugen sie sich nach dem Peloponnes und Antonius eilte ihnen nach: „Weib, Du wußtest nur zu wohl, daß an Dein Ruder mein Herz gebunden war und Du mich ziehen würdest im Schlepptau!“ Und so ging es nun weiter zuerst nach dem tänarischen Cap — Antonius,

der auf das Prachtschiff der Kleopatra übergestiegen war, immer schweigend und verdrossen auf dem Vordertheile sitzend — dann nach Aegypten und auch dort noch beide nichts als Liebe und weitere Flucht sinnend. Die ganze Welt wollten sie durchfliehen, um den Winkel zu finden, wo sie versteckt und vergessen nur ihrer Liebe leben könnten. Romeo und Julie haben sich nicht eigensüchtiger und weltverachtender geliebt. Liebe und Flucht haben dem Tage von Aktium vorgestanden und hätten die Parole im Feldlager des Antonius sein sollen.

„Das größere Eckstück dieser Welt, verloren
Durch baren Unverstand; Provinzen küßten
Wir weg und Königreiche!"

Das ewige Schicksal und Verhängniß scheint auch seine ironische Ader und humoristische Laune zu haben. Aber so leicht wie dem Cäsar Augustus hat es doch keinem anderen je die Eroberung der Welt gemacht.

Erstaunt sahen Freunde und Feinde diese unbegründete Flucht. „Nun wurde auch die andere Flotte des Antonius muthlos und überall riß Verwirrung ein. Jeder suchte sich zu retten, so gut er konnte; die einen setzten alle Segel bei, die anderen warfen Streitthürme und Geräthe über Bord, um mit desto leichteren Schiffen zu fliehen. Noch damit beschäftigt, wurden sie von den Cäsarianern angegriffen. Diese konnten den Fliehenden nicht nachsetzen, weil sie keine Segel führten und sich nur auf den Kampf bereitet hatten. Sie griffen also die zurückgebliebenen Schiffe, mehrere gegen eines vereinigt, bald in der Ferne, bald in der Nähe an. Von beiden Seiten sah man dann die mannigfaltigsten Auftritte der hitzigsten Streiter. Die einen beschädigten die unteren Theile der Schiffe rund umher, brachen die Ruder ab, rissen das Steuer heraus, erstiegen die Gallerien der Ruderbänke; jeder faßte seinen Mann, zog ihn herab, trieb ihn zurück oder kämpfte mit ihm,

denn sie sahen sich nun dem Feinde an Zahl gewachsen. Die anderen suchten sich mit großen Stangen zu wehren, hieben mit Aexten um sich, warfen große Steine und andere zu diesem Zwecke schon vorbereitete große Körper hinab, stießen den Feind, wenn er ihr Schiff ersteigen wollte, zurück oder rangen mit ihm, wenn er schon auf das Verdeck übergeklettert war. Dürfte man kleine Dinge mit großen vergleichen, so hätte man glauben können, man sehe eine belagerte Stadt oder viele dicht neben einander liegende eingeschlossene Inseln vor sich; so emsig bemühten sich die einen, als hätten sie festes Land und Wall unter ihren Füßen, die Schiffe zu ersteigen und alle Mittel zu versuchen ihren Endzweck zu erreichen; so emsig waren die anderen jene zurückzutreiben und alles vorzukehren, was Belagerte thun können.

„Noch schwankte immer das endliche Schicksal der Schlacht und Cäsar wußte keinen Rath mehr als Feuer aus dem Lager kommen zu lassen. Vorher hatte er dieses Hilfsmittel, um sich die feindliche Habe zu erhalten, nicht brauchen wollen; weil er aber jetzt keine andere Möglichkeit zu siegen sah, so mußte er zu diesem Zwangsmittel schreiten. Und nun eröffnete sich eine neue Scene der Schlacht. Die Cäsarianer segelten von allen Seiten zugleich an, warfen aus freier Hand brennende Wurfspieße oder auch Töpfe, mit Kohlen und Pech gefüllt, von weitem aus Maschinen. Antonius' Leute suchten sich gegen all' dieses zu schützen. Fiel etwas auf ihre Schiffe und zündete deren Holzwerk an, daß es, wie beim Luftzug auf Schiffen sehr leicht geschieht, zu hellen Flammen ausbrach, so brauchten sie erst das vorräthige süße Wasser und waren auch zuweilen so glücklich den Brand zu löschen. Doch dieses war bald verbraucht und nun schöpften sie Seewasser. In gehöriger Menge that es nun wohl seine Wirkung und dämpfte mit Gewalt das Feuer auf einmal; weil man dies nicht überall zu thun im Stande war, denn ihre Eimer waren nicht zahlreich und

groß genug, oder man schöpfte sie in der Angst nur halb voll, so hatte man keinen Vortheil davon und man machte das Uebel nur ärger; denn Seewasser in geringem Maß in eine Flamme gegossen, verstärkt sie durch sein Salz nur desto mehr. Da dieses Rettungsmittel nicht ausreichte, suchten sie durch dichte Kleider und selbst durch todte Körper das Feuer zu dämpfen. Einige Augenblicke ward es auch unterdrückt und schien ganz gelöscht zu sein; aber weil der Wind zu heftig ging, loderte es, von jenen Löschungsmitteln nur mehr genährt, noch heftiger auf. So lange ein Schiff nur auf einer Seite brannte, suchten sie es noch immer zu retten, sprangen selbst in's Feuer hinein oder räumten was sie konnten und warfen es in die See oder brauchten es als Waffen gegen den Feind selbst, um vielleicht noch auf diese Art einen oder den anderen zu tödten. Andere zogen sich auf den noch nicht brennenden Theil des Schiffes zurück, wandten alle ihre Kraft mit eisernen Haken und langen Spießen an, um sich an ein feindliches Schiff zu legen und wo möglich es zu ersteigen oder, wenn dies nicht gelänge, zugleich in Brand zu setzen.

„Um dies zu vermeiden, hielten sich die Cäsarianer in der Ferne. Das Feuer fraß immer weiter in den Seitenwänden fort und drang bis in den Boden hinab; die armen Leute befanden sich in den kläglichsten Umständen. Zum Theil erstickten sie vom Rauch, besonders die Schiffsmannschaft, noch ehe ihnen das Feuer näher kam, oder wurden mitten in der Flamme wie in einem Ofen gebraten oder schmolzen unter der Gluth ihrer eigenen Waffen. Andere wollten es nicht dazu kommen lassen und warfen oft schon halb verbrannt die Waffen aus der Hand, wurden aber nun aus der Ferne von feindlichen Pfeilen verwundet oder sprangen in's Meer und ertranken, wurden mit Stangen von Feinden untergetaucht oder von Seethieren zerfleischt. Das mildeste Schicksal, das unter solchen Umständen sich denken läßt, hatten noch immer die, welche

jene Leiden nicht erwarteten, sondern sich unter einander selbst oder mit eigener Hand umbrachten und so ohne lange Marter ihre Schiffe zu ihren Scheiterhaufen machten. So lange die Cäsarianer sahen, daß ihre Gegner sich noch wehren konnten, kamen sie ihnen nicht zu nahe. Wenn aber das Feuer die Schiffe ergriff und das Schiffsvolk sich selbst nicht mehr helfen, geschweige denn an Nothwehr denken konnte, so segelten sie schnell an, um vielleicht noch die Schätze zu retten und suchten nun selbst das von ihnen erregte Feuer zu löschen. Indessen kamen auch selbst viele von ihnen, durch die Flammen oder eisernen Haken ergriffen, um's Leben und gingen mit ihren Schiffen zu Grunde."

Es scheint mir eine Versündigung an der Wahrheit und an dem guten Geschmacke hier, wie es sonst in schriftstellerischen Darstellungen üblich, erst eine neue gekünstelte Umschreibung statt des vollen Wortlautes des Dio Cassius einzuschieben. Vielleicht ist seitdem nur mit gleicher Anschaulichkeit von Rafael in der Constantinsschlacht ein Kampfgemälde angefertigt worden. Auch wie dort gibt das Bild des Dio Cassius in seinen Einzelnheiten mehr das Ausleben, das Sterben des Streites. Unter diesem verzweifelten Ringen des Ehrgefühles, der entfesselten Leidenschaften und männlichen Tugenden war es vier Uhr Abends und dann in dieser späten herbstlichen Jahreszeit bald dunkel geworden. Das Bild muß nur immer entsetzlicher gewesen sein. Der thatsächliche Erfolg selbst aber war für „die Römer" schon seit der Flucht der Kleopatra gewonnen und so das Schicksal zwischen dem Cäsar Octavianus Augustus und dem Markus Antonius durch diese Seeschlacht bei Aktium am 2. September des Jahres 31 vor Christi Geburt hier auf diesen Gewässern, die ich heute befuhr, entschieden worden. Es gibt wenige Stellen der Erdrinde, die denkwürdiger sind und folgenreichere Saat für die Menschheit aufsprossen ließen, als dieses flüssige Feld von Aktium. Heute

noch ist die Epoche nicht ausgelebt, welche damals für die Weltgeschichte begonnen, und unser Zeitalter, mit fernsichtigerem und umfassenderem, mit eigentlich weltgeschichtlichem, nicht blos localem Blicke gesehen, datirt von Aktium und jener Flucht der Kleopatra.

Augustus ließ sich in späteren Jahren die Siegesschlacht von Aktium auf dem Averner-See noch einmal vorspielen, ganz in der Nähe des Neptun-Tempels, wo er vor seinem Auszuge zu dem Gotte der Wellen um übernatürlichen Beistand gebetet hatte. Und sein Hofdichter Virgil hat wirklich auf dem Schilde des Aeneas die Schlacht dargestellt, als hätten sich die göttlichen Heerschaaren ganz homerisch in diesen doch schon sehr modernen Kampf eingemischt. So haben die Götter und das Schicksal bei Aktium dem Augustus Recht und der Liebe, wie so oft, ein neues Dementi gegeben. Aber die Vorliebe der meisten Menschen, und der Männer noch mehr als der Frauen, wird immer beim Antonius sein. „Es wogen Flecken und Glanz sich in ihm auf", wie Shakespeare meint. Und daß er so leidenschaftliche Schwächen hatte, bringt ihn uns eben näher als den kalten, abgemessenen, von des Gedankens Bläße angekränkelten Augustus, „denn ihr Götter leiht uns Fehler, daß wir Menschen sei'n".

Antonius war, wie alle Männer, die durch das Uebergewicht der Phantasie und der Leidenschaften berühmt geworden sind, das Kind einer Ehe, in welcher die Mutter hoch die Fähigkeiten des Vaters überragte. Auch sein Aeußeres, nach dem schönen Bilde, das uns Plutarch gibt, muß dieses große, offene, überschäumende Wesen wiedergegeben haben: „Die Würde und der Adel seiner Person verriethen sofort einen Mann von hoher Geburt. Sein starker Bart, die breite Stirne, die Adlernase und die Männlichkeit, die über der ganzen Gestalt lag, gaben ihm viele Aehnlichkeit mit den Bildern und Statuen des Her-

kules." Man sieht gar oft Morgens Campagnolen in die Straßen Roms einziehen, welche ganz diesem Porträt entsprechen. Mir macht ihn seine Vorliebe zum Oriente noch besonders werth. Sie war ihm angeboren und wurde ihm nicht erst durch die Liebe zur Kleopatra eingeimpft. Im Gegentheile, diese Liebe befiel ihn wohl so leicht, weil er die Neigung zu allem Orientalischen in sich trug, wie ihr Augustus so behende entschlüpfte, indem er nur einen nordisch kalten Sinn und Geschmack hatte. Erst bei diesem vierten großen Manne, der Roms und der Welt Schicksale in seiner Toga trug, versagte ihr die Liebe den Dienst; denn Antonius hatte schon zwei andere weltgebietende Vorgänger gehabt. „Ich fand Dich, einen kalt gewordenen Bissen auf Cäsars Teller; ja ein Brocken warst Du von des Pompejus' Tisch." Sie ist gewiß das bezauberndste Weib der Geschichte; denn sie hat das größte Weltschicksal einzig durch die Liebe gemacht. Keine andere Eigenschaft war in ihr rege, nicht einmal eine andere Eitelkeit, nur die Schönheit und die Liebe regierten ihr ganzes Wesen. „Ein herrliches Weib war sie" — so schildert sie Dio Cassius — „den feinsten Ausdruck hatte sie ganz in ihrer Gewalt, und wer mit ihr sprach, glaubte mit einer Grazie zu sprechen. Eine Lust war es sie nur zu sehen und zu hören, und weil sie sich mächtig genug fühlte auch den kaltblütigsten, den abgelebtesten Mann an sich zu fesseln, hoffte sie bei einer Unterredung immer ihren Vortheil zu finden, und da blos ihre Schönheit für sich sprechen zu lassen." Sparsamer noch als die Alexander und Cäsare werden der Welt solche allmächtige Frauenschönheiten zugetheilt. Es ist wirklich als seien sie, wie es antike Mythe und Dichtung gelehrt, eine Menschwerdung der Aphrodite, eine Incorporirung der göttlichen Venus. Aber hier dieses Meer von Leukadien scheint der schönen Göttin nicht günstig gesinnt wie das von Cerigo und Cyprien. Zweimal litt die Liebe hier gräulichen Schiffbruch: Kleopatra in der Schlacht von Aktium und die thränenvolle

Sappho, als sie ihr Herz nur ein weniges weiter südwärts in denselben Wellen begrub.

Ich habe immer, wohl weil wir Männer die Weiber so sehr lieben, vor allen anderen Kämpfen der Geschichte mich für die Schlacht von Aktium interessirt. Nirgendwo in der Geschichte hat die Liebe gleich allmächtig und entscheidend mitgespielt. Das bürgerliche Trauerspiel „Romeo und Julie" hat die Liebe selbst gedichtet, aber hier bei Aktium hat die Liebe die Geschichte gemacht, und es ist so die heutige Reise nur der Wallfahrtstrieb einer alten Sehnsucht, welche die Bühne dieses liebevollen Ereignisses in engster Nähe zu schauen begehrte. So ist mir denn auch dieser Wunsch, weil er warm gehegt worden, getreulich meinem Glauben, daß alles wird, was man sehnsuchtsvoll will, in Erfüllung gegangen.

Uebrigens wurde das Meer von Aktium, wie schon lange vor, so auch später nach dem Siege des Augustus, durch andere kriegerische Thaten der Geschichte berühmt und denkwürdig. Zuerst war es, daß bei Beginn des peloponnesischen Krieges die Korinther hier ganz dieselbe Stellung einnahmen wie die Land- und Seekräfte des Markus Antonius und daß ihre erste Schlachtordnung die Korkyräer mit einem ähnlichen Angriffe, wie der des Cäsar Augustus es wurde, sprengten und besiegten. Dies war die Seeschlacht des Jahres 435 vor Christi, zu deren Triumphe das Trophäum auf dem Cap Leukimne errichtet worden ist, dessen weißsandige Stelle ich von Corfu aus besuchte. Anschaulich und zweifellos schildert Thukidides die Strategik dieses Kampfes und so verwandt erscheint sie dem späteren Feldzugsplane des Augustus, daß wohl der Verdacht möglich ist: er habe sich denselben nach der Darstellung des griechischen Geschichtsschreibers ausgebildet. Denn Cäsar Augustus war von Haus aus ein Gelehrter, welcher zu Apollonia auf der Universität eben seine philosophischen Studien absolvirte, als man ihn auf den Thron berief, weil sein Adoptiv-

vater davon etwas unsanft und blutig herabgestoßen worden war. Zweitausend Jahre nach dieser urältesten Schlacht von Aktium, am 28. September 1538, siegte dann der türkische Admiral Chaireddin Barbarossa ziemlich mit derselben Stellung des Antonius gegen die zögernden Spanier, denen die Flotten des Papstes und der Republik Venedig untergeordnet waren. So scheinen manche Stellen unserer Erdoberfläche wie für ewige Zeiten vom Kriegsgott gepachtet zum Exercirplatz seines Uebermuthes. Es ist als sei ihnen schon in der Weltgeburtsstunde diese Arbeit aufgetragen worden.

Um neun Uhr kamen wir vor Preveſa an. Cicero hat die Reise von Corfu hieher bei günstigem Winde in derselben Zeit gemacht. Das Vorgebirge von Preveſa ist nicht so spitz wie das von Aktium und dichter Oelwald deckt es. Man fährt eine Strecke neben seinem, auch höheren, Ufer, bis erst eine Wendung um die Ecke des Strandes das Schiff vor die Stadt Preveſa in die gleich einem Landsee geborgene Bucht stellt. Sie ist im Golfe von Arta ein zweiter, kleinerer, eingeschachtelter Golf, wie auch das Goldene Horn nur ein Bruchstück des thrakischen Bosporus ist. Und dieser kleinere Golf im Canale von Preveſa ist das Lager des Antonius. Zu der Tiefe in den Golf von Arta, wo er sich erst in seiner ganzen meerähnlichen Breite entfaltet, bleibt aus dem Busen von Preveſa noch ein zweites Thor, eine andere Enge der Ufer von Epirus und Akarnanien zu passiren. Dieses andere Cap von Preveſa heißt das der Panagia, der Allerheiligen.

Der Ort Preveſa sieht sich vom Meere niedrig an. Es sind kleine Häuser und, wie überall in der Türkei, von bunt gemaltem Holze. Als alte Freunde grüßte ich die darüber aufstehenden Minarete, die ich dieses Jahr zum ersten Male sah. In den Gassen fand ich reges Leben, bunte Menschen, auch manchen ernsten, für alle Umgebung gleichgiltigen Türken,

viel Schmutz und offene Buden. Der Himmel ſpendete dazu plötzlich eine völlig orientaliſche Sonne, eine ſolche nämlich wie wir ſie im Begriffe dieſes geographiſchen Wortes tragen, licht und goldig und Schatten von jener Schwärze und Schärfe verurſachend, daß ſie gleichſam mit dem Meſſer umriſſen erſcheinen. In nicht zehn Minuten trübte das Gewölbe über mir keine Wolke mehr. Wo nicht Golddunſt leuchtete, dort wies er jenes intenſive Blau, das ſo oft beſprochen, oft gerühmt, nie getreu geſchildert worden und nicht durch Schilderungen begreiflich zu machen iſt. Es muß geſehen werden, aber einmal geſchaut, dann genügt die Mahnung eines einzigen glücklich anklingenden Wortes, um es wieder vor die Sinne zurückzuzaubern. Denn vergeſſen läßt es ſich nicht, daß es eine unerforſchliche Tiefe und etwas wie von der Schwere und dem Glanze des Metalles hat. Es iſt merkwürdig, und doch, wie mir ſcheint, noch nicht angemerkt worden, wie raſch ſich im Süden während des Winters dieſe Wandlungen vom ſchlechten in das blendendſt ſchönſte Wetter vollziehen. Geradezu unbegreiflich erſcheint es, obgleich man darunter ſteht und Augen es zu ſehen, Gefühl es zu empfinden hat. Aber es iſt da, ehe man ſieht, woher es kam und daß das andere ſchwand. So, denke ich mir, kommt das Sterben und das Verpflanzen in die andere Welt. Auch ſie ſteigt zu uns herab, nicht wir zu ihr hinauf.

Ich mußte zunächſt die Feſtung beſehen: ein weiter Mauergürtel, der mir ohne Vertheidigungskraft zu ſein ſcheint. Im Hofraume ſtehen die aſtronomiſchen Inſtrumente, womit die von Wien aus gekommene Commiſſion am 22. December die Sonnenfinſterniß beobachten will. Die Moſchee, die ziemlich groß, iſt von einem Säulengange umgeben. Schäfte wie Capitäle erkenne ich als Werke ſpätrömiſcher Kunſt, was man byzantiniſch nennt. Ali Paſcha von Janina hat ſie von Nikopolis hieher geſchafft, der überhaupt die Ruinen der Sieges-

ſtadt als Steinbrüche zu der Feſtung und dem Neubau von Preveſa verwendete.

Ich wartete in warmem, köſtlichem Sonnenſchein — und welches rothe, kräftige Licht gab er! — vor dem Gouvernementspalaſte, einer getünchten Holzkeuſche, die aber doch höher als ein Erdgeſchoß ragt, das ſonſtige Maß der anderen hieſigen nur dörflichen Häuſer. Erſt um eilf Uhr kamen die Pferde und dazu ein Piquet militäriſcher Schutzwache ſammt dem Dragoman des Statthalters, die von dieſem zu meiner ehrenvollen Begleitung abgeordnet waren.

Man paſſirt zwiſchen reichen Gärten der Vorſtadt. Agaven und das Cannarohr, welche ſie umzäunen, ſind ganz ungewöhnlich hoch entwickelt. Der Weg führt durch das Thor und über die Brücke, welche den ſeichten, ſchmalen Graben überſpannt, der die ganze Stadt umwallt. Der ſtarke Sprung eines Fußgängers ſetzt darüber und nur die Einbildung kann in dieſer Vorkehrung ein Vertheidigungsmittel ſehen. Unmittelbar vor dem Thore, wie ſie beinahe keiner türkiſchen Stadt an ſolchem Orte fehlen, findet man die Friedhöfe. Es war ein römiſches Geſetz, welches die Gräber in dieſe Entfernung verwies, und dieſes Geſetz pflanzen die Muſelmänner durch die Sitte fort. Aber auch das alte Athen begrub ſo ſchon ſeine Todten. Hier in dieſem vorſtädtiſchen Gottesacker von Preveſa ſtehen eigenthümliche alte Grabmale, große viereckige Mauerzäune von kleinen maſſigen Säulen, welche niedrige und breitgeſpannte Rundbogen mit ſchwerem Quadergemäuer tragen. Sie haben etwas byzantiniſch-romaniſches. Für muſelmänniſch halte ich ſie jedenfalls nicht. Vielleicht ſind dies auch Reſte der deſpotiſch-normänniſchen Zeit. Ich ſah ähnliche nirgends. Beſonders maleriſch macht ſich das eine dieſer Denkmäler, welchem aus der Mitte des Sarkophages zwei Cypreſſen entſproſſen.

Aus dem Friedhofe tritt man in einen Olivenwald. Er beſchattet rechts und links die Straße. Das Auge verliert ſich

in ihm und sieht nirgends dessen Ende. So deckt er den ganzen Isthmus, die lange Zunge, welche von dem nordischen Festland als Sperre vor den ambrakischen Golf geschoben ist, der Riegel, dem sich vom Süden herauf Akte vereinigen will. Wohl eine Stunde dauert dieser erquickliche Ritt. Die Bäume sind nicht so alt und groß und ehrwürdig wie die der Wälder von Corfu, aber sie sind in denselben malerischen verzweigten Formen entwickelt, weil man sie auch hier wild wachsen läßt, nicht schändet und entstellt durch die Scheere der Cultur und immer noch schöner als alles, was man in Italien von der Olive sieht. Der Wald gab dieses Jahr eine Einnahme von hunderttausend Thalern, den Thaler zu zwei ein halb österreichischen Gulden gerechnet. Um neun, bis neun und einen halben Thaler verkauften sie diesmal den Baril. Aber es sind andere Jahre, da sie leicht zehn, eilf, auch dreizehn und fünfzehn Thaler dafür kriegen.

Halbwegs des Pfades durch diesen fruchtbaren Urhain links kommt man an einem ganz von Myrthen, Brombeeren und Steineichen überwilderten einsamen Grabe vorüber. Kaum ist noch Stein daran zu erkennen, so hat das lebendige Grün den Sarg überwuchert. Die Stelle heißt im Volksmunde noch immer i due fratelli und dort liegen sie begraben, zwei Brüder, junge, beinahe noch knabenhafte Burschen, welche Ali Pascha von Janina völlig muthwillig, weil sie ihm nicht gefielen, morden ließ. So hat sich die Grausamkeit dieses blutgierigen Menschen durch ganz Epirus Denkmäler aufgerichtet. Verschieden eben sind die Mittel der Unsterblichkeit.

Der Wald verliert sich zuletzt in ein Buschdickicht und nun sieht man Berge vor sich. Man muß einen leichten Hügel durch das Gestrüppe der Myrthen hinauf und in eine Art Pforte eintreten, welche schon Ruine der Stadt ist, um den ersten Blick auf die Campagna und die Trümmer von Nikopolis zu gewinnen. Und der erste ist auch der schönste. Etwas

besseres gibt selbst drüben jenseits des Feldes der oberste Bogengang des Theaters der aktischen Siegesspiele nicht. Man steht im Castelle. Dessen Ringmauern dehnen sich mächtig aus. Besonders links, im Westen, zur See hinab, haben sie sich beinahe völlig gesund erhalten. Dort sind noch die Thürme aufrecht und die Treppen, die auf den Wall führen. In weiter Senkung breitet sich dazwischen das wiesengrüne Feld mit den Ruinen der todten Siegesstadt: gefallene Schlösser, geborstene Paläste, feuchte Thermen, leere Rennbahnen und hohle Theater, zerbröckelnde Aquäducte, nur gar keine Tempel mehr, alles von Immergrün umsponnen, von Myrthen, Lorbeer, Arbutus und Steineichen bevölkert und beschattet, und von Hunderttausenden blühender Narcissen, Hyacinthen und Meerzwiebeln umduftet und bekränzt. Im Hintergrunde der blumigen Ebene selbst erhebt sich ein Hügel, der einzige auf dieser Fläche, mit milder Schwellung, gleichförmig von beiden Seiten zu einer stumpfen Spitze, nicht hundertsechzig Meter hoch. Auf seinem Fuße steht noch völlig erhalten und überallhin auffällig sichtbar das große Theater des Apoll. Auf seiner Höhe stand das Zelt des Cäsar Augustus, der von dort herab seine Land- und Seearmee am 2. September, 31 Jahre vor Christi Geburt, commandirte und die Kleopatra fliehen sah. Nach dem Siege stellte er auf diese Stelle eine Statue des Apollo, welcher er die Schnäbel der eroberten Schiffe in die aus Quadersteinen gefügte Basis zuheftete, und nannte den Berg „den heiligen des Apoll", ἱερὸς λόγος τοῦ Ἀπόλλωνος. Der Hügel schimmert röthlich mit frisch genäßter Erde durch einen zarten Wiesenschleier. Kein anderes Kleid deckt ihn. Weit hinter ihm steigen andere, höhere Berge auf, auch nackt: wo die Sonne sie traf, in jener starren silbergrauen Farbe, die nur Rottmann auf seinen Bildern sicilianischer Landschaften in den Arcaden des Münchener Hofgartens so naturgetreu erhaschte; tiefblau in ihren Schluchten. Ueber sie stufen und

thürmen sich die schneeweißen Alpen Suli's, auch wie die vorliegenden Hügel mit jenem langen, edlen, ungebrochenen Linienzuge profilirt, welcher den Erdwellen des classischen Südens eigenthümlich ist, als habe Gott ihn schon in der Schöpfungsstunde zur Heimat der Kunst gewählt, so daß die Welt nirgends schöner ward. Und Meere rechts und links von diesem Lande der Nikopolis. Zur Linken im Westen das freie, jonische: tiefblau, beinahe schwarz, mit immer noch laut bis hieher grollender Brandung. Paxos und Antipaxos schwimmen darauf und selbst von Corfu ist noch der Schattenriß des weißen Caps sichtbar. Im Osten zur Rechten: der glatte, stille, silberhelle Golf von Arta, eingeschlossen wie ein Schweizersee, eine Lagune davon im Vordergrunde.

Man hat das Ruinenfeld von Nikopolis der Campagna di Roma ähnlich gefunden; aber man sollte nicht zu sagen vergessen, daß sein Hintergrund auch Züge der gewaltigeren sicilianischen Landschaften hat.

Der erste Städtegründer, der auf diesen Acker säete, war Pyrrhos, der große König von Epirus, welcher so lange dem damals schon mächtigen Rom widerstand. Beronikis — Βερονικίς — das er, wie Plutarch erzählt, auf den epirischen Chersones stellte, scheint indeß rasch hinfällig gewesen zu sein, gleich der ebenso kurzblüthigen Herrschaft seines Erbauers. Es findet sich schon kurze Zeit nach des Königs Falle nichts mehr davon hier und früher trug die Gegend nur den Ruhm der aktischen Nachbarschaft. Die Stätte selbst fand Octavianus Augustus leer, ein rechtes Feld für ein Heerlager und um Menschen darauf zu erwürgen. Und weil es ihm damit den Sieg vermittelte, beschloß er das Ganze in ein Denkmal zu verwandeln, welches die Gründung des römischen Kaiserthums verewigen und verherrlichen sollte. Ein Inschriftstein, eine Säule, eine Statue oder gar ein Tempel, Ruhmeshallen, womit sonst solche Thaten gefeiert wurden, das alles schien

zu wenig der Lorbeeren für die Schlacht von Aktium. Eine ganze Stadt von immer sich erneuernden Generationen sollte dafür zeugen und ihr Name den Sieg in alle Zeiten bewahren. Von Anaktorion, das drüben in Akarnanien unweit des Tempels des aktischen Apoll in urältester Zeit schon von Korinthern und Korkyräern gegründet worden war, von Ambrakia, der Hauptstadt des unglücklichen Königs Pyrrhos, das tiefer im ambrakischen Golfe an der Stelle des heutigen Arta lag, vom ätolischen Kalydon, von Argos Amphilochikon, von Leukas und Thyreian trieb er eine Bevölkerung herbei. Jene alten Städte sollten sterben, damit seine neue auf das glänzendste, auf das volkreichste auflebe. Die Güter, den Grund- und Tempelbesitz nahm er ihnen und theilte ihn Nikopolis zu. Die Spiele des aktischen Apollo selbst mußten auswandern. Aus dem Hain, in welchem sie seit uralter Zeit bei dem Tempel des Apollo auf Aktion gefeiert worden waren, nahm er sie hinweg und verpflanzte sie in das große Theater und das Stadium der Vorstadt, die mit geweihten Hainen und einem Gymnasium den Fuß des heiligen Berges sich hinaufzog. Zu den Wettkämpfen der Gymnastiker, Reiter und Wagenlenker stiftete er noch nautische und musische. Die Aufsicht übertrug er den Lakedämoniern und die Welt sollte zum Gedächtnisse seines Sieges nach der vierjährigen Wiederkehr dieser Spiele von nun an nach Aktiaden und nicht mehr nach Olympiaden die Zeit rechnen, den 2. September 31 vor Christi als den neuen Geburtstag ihrer Lebensgeschichte nehmen. In den Amphiktyonenbund schob er die Stadt ein mit fünf Vertretern, welche sie zu den berühmten Versammlungen abordnete, und frei erklärte er sie und gab ihr das Münzungsrecht.

Vornehme römische Familien, die sich ihm gefällig erweisen wollten, mußten hier Häuser, Villen erwerben, ab und zu eine Villeggiatur in Nikopolis machen. Wir wissen, daß die heilige Paula, die Erbtochter der Scipionen, auf einem

solchen Besitze ihrer Familie ein ganzes Jahr lebte. Auch Herodes der Große von Judäa soll nach Josephus Nikopolis mit Prachtbauten geschmückt haben, dem Kaiser zu lieb. So muß sich die Stadt rasch durch diese Triebkraft eines nunmehr absoluten monarchischen Willens und in großer Pracht, in stattlichem Ansehen, volkreich und bedeutungsvoll entwickelt haben. Auch ihre Handelslage war eine bereichernde. Zur See und zu Lande gingen schon seit alten Zeiten die bedeutendsten Wege der damaligen Verkehrsgewohnheiten hier vorbei. Dieselbe römische Küstenstraße nach Athen, Makedonien, Byzanz und Kleinasien, welche Buthroton streifte, hatte auch in Aktia Nikopolis eine Station. Das „Itinerarium Antonini“ nennt es ausdrücklich als eines der Postquartiere, und wir wissen aus den Annalen des Tacitus, daß Germanicus auf dieser Straße seine berühmte Studienreise nach dem Oriente fortsetzte. „Bei Nikopolis, einer Stadt in Achaja, wohin er durch das illyrische Küstenland gekommen war, nachdem er seinen in Dalmatien weilenden Bruder besucht hatte, trat Germanicus sein zweites Consulat an. Auf dem adriatischen und dann auf dem jonischen Meer hatte er widrige Fahrten bestanden, daher er einige Tage mit Ausbesserung der Flotte zubrachte. Zugleich besichtigte er die durch den Sieg bei Aktium berühmten Buchten, die von Augustus geweihten Denkmäler und des Antonius Lager, wobei das Andenken an seine Vorfahren in ihm auflebte. Denn er hatte Augustus zum Großoheim, Antonius zum Großvater, und so trat ein großes Bild trauriger und froher Ereignisse vor seinen Geist.“

Auch der heilige Paulus kam wohl auf diesem Wege hierher und fand es der Mühe werth einen ganzen Winter in Nikopolis zu predigen. Seit 357 residirte dort ein eigener Bischof. Kaiser Julian erneuerte ihr inzwischen die Festspiele des aktischen Apollo. Aber nur kurz währte doch im Ganzen die

Blüthezeit der Siegesstadt. Kaum das römische Reich hat sie überdauert.

Zur Zeit der Epigonen des Römerreiches, unter den byzantinischen Kaisern, residirte in Nikopolis einer der vier Strategen, welche Griechenland vorstanden, und um 960 nach Christi erscheint es in der Reichsgeographie des Konstantin Porphyrogenetos als Hauptstadt des fünften Thema's mit dem Sitze eines Dux, der unter den anderen Herzogen des ganzen Reiches den zwanzigsten Rang einnahm. Diese Strategen und Herzoge waren in erster Reihe Soldaten, Militärgouverneure, beauftragt das Reich gegen die überall andringenden Barbaren zu vertheidigen. Ihre Pflicht der Civilverwaltung stand jener Aufgabe nach. Am besten vergegenwärtigt man sich diese und ebenso schon die ältere römische Provincial-Verwaltung, wenn man die heutige türkische Pascha-Wirthschaft deutlich in's Auge faßt. Bis auf die Kleinigkeiten, die Art und Weise der Geschäftserledigung, die Hilfsbeamten, die ungesetzliche Willkür im Einzelnen, wie das regierende Princip einer duldsamen Gleichgiltigkeit im großen Ganzen, dürfte alles ähnlich befunden werden. Ueberhaupt, ich kann es nicht genug wiederholen, wer Unverständlichkeiten in der Geschichte des classischen Alterthums findet, der bürgere sich im Oriente ein und reconstruire sich nach den dortigen noch lebendigen Mustern die unbegreifliche Vergangenheit. Wie ganz anders faßlich werden sich einmal die Geschichtsbücher lesen, wenn sie nicht mehr theatralisch mit eingebildet nackten oder steifleinen betogaten Helden, sondern mit menschenmöglichen Gestalten von Fleisch und Blut und in Trachten, die mehr oder weniger den noch heute üblichen des Orients ähnlich sind, erläutert werden. Selbst die Iliade und Odyssee nehme ich nicht aus von diesem Wunsche und verzeihe eher ein Zuviel in der Richtung des noch heute Bestehenden, als solche lächerliche Irrthümer, wie sie Genelli's ganz nacktes Illustrationsbuch in die Köpfe einpflanzt. Dergleichen

hat die Auffassung der antiken Welt mehr gefälscht als die Racine'schen und Corneille'schen Tragödien.

475, unter dem Kaiser Zeno, belagerte der Vandale Genserich Nikopolis. Seit 466, nachdem sie Rom und Sicilien geplündert, schwärmten diese deutschen Horden auf dem jonischen Meere, überfielen die Inseln und die Westküste Griechenlands. Alles stand ihnen offen. „Ueberlasse dem Winde und den Wogen uns zu steuern", pflegte Genserich seinem Piloten zu antworten, wenn er ihn frug, wohin er die Piratenflotte führen solle. „Sie werden uns an die Küste treiben, welche sich der göttlichen Strafe am schuldigsten gemacht hat." Also handelte und glaubte er sich ganz als Gottesgeißel. Nur daß die schuldigste Küste sich dann immer als diejenige erwies, welche eben die reichste war. Auch Nikopolis wäre damals diesem interessirten Gottesgerichte erlegen, hätte nicht der kaiserliche Gesandte Severus gerade hier im Lager vor der bedrohten Stadt endlich einen Friedensschluß zu Stande gebracht. Zwei Jahre darauf starb Genserich und befreite also diese Ufer von seiner Geißel. Aber schon 553 wiederholte der Gothenkönig Totilas diese Gefahr für Nikopolis. Mit dreihundert Schiffen erschien er in diesen Meeren und neben Corfu brandschatzte er am härtesten Nikopolis. Und 929 erobern die Bulgaren die Stadt und siedeln sich dort an. Aber das slavische Element konnte nicht lange der griechischen Cultur widerstehen und ging in kurzer Zeit in ihr verloren. Ebenso war Alarich mit seinen Hunnen spurlos vorübergegangen. Denn damit dieser Acker denkwürdig sei wie nur irgend einer, zogen auch Alarich und Totilas und Genserich darüber, die ganze Weltgeschichte der Völkerwanderung.

Justinian, der, wie Prokop in den Aedificiis IV, 1 erzählt, den Einwohnern mit Staatsmitteln zum Wiederaufbaue der Stadt zur Hilfe kam, konnte ihr doch keine Zukunft geben. Ihr Urtheil scheint von allem Anfange an in den Faden des römischen Kaiserthums gesponnen worden zu sein. Wie sie

dessen Gründung glorificiren sollte, so folgte sie Schritt für Schritt dessen Schicksalen und als Rom keine Siege mehr erfocht, starb auch die Siegesstadt ab. So lange das Reich anscheinend wenigstens noch fortbestand unter den Nachfolgern Justinians, blieb ihrem zehrenden Leichname der Name einer Hauptstadt für das Thema des südlichen Epirus. Mit dem letzten Zerfall des imperium mundi fiel sie 1204 der Despotie des Michael Angelos Komnenos und später den Franken zu, und als diese Diebe des römischen Ansehens, die sich in den Kaisermantel getheilt hatten wie die Soldknechte unter dem Kreuze in die Gewänder des Erlösers, zu schwach wurden auch nur gegen Seeräuber ihre Küsten zu vertheidigen, übersiedelten die bedrohten Bewohner von dem sieggekrönten Chersones zurück an die Stätten ihrer Ahnen, nach Arta, das an der Stelle des alten Ambrakia steht, und nach Vonitza, das nahe bei Anaktorion, der ehemaligen corfiotischen Colonie, gebaut wurde, weil im Innern der Bucht mehr Sicherheit und leichtere Vertheidigung möglich war. Der Bischofssitz wurde nach Janina übertragen. Was sonst in humaneren Zeiten ein Titel für die Anlegung einer Stadt gewesen war, ihre leichte Erreichbarkeit von der See, wurde jetzt als eine Ungunst der Oertlichkeit geflohen. So grell wechseln Zeit und Sitte und so wurde Nikopolis, was es heute ist.

Einen Theil seiner Bedeutung nahm dann nach langer wüster Unterbrechung das erst von den Türken errichtete Prevesa wieder auf. Am 29. September 1684 besetzte dieses und zugleich mit ihm die ganze Campagna von Nikopolis der überall siegreiche Francesco Morosini, der Peloponnesier, für die Republik Venedig. Ein General Strasoldo hatte diese Expedition nach dem Festlande geführt, von Leukadien aus, das Morisini wenige Tage früher, am 6. August, erst erobert hatte. Der Carlowitzer Friedensschluß vom 26. Januar 1699 bestätigte das Recht dieser Eroberungen. Erst im gewaltigen

Feldzuge des Jahres 1716, welcher Venedig aus beinahe allen griechischen Landen warf, ging Preveſa für einige Zeit an die Türken verloren, das aber Schulenburg am 22. October 1717 nach der glücklichen Vertheidigung von Corfu der Republik noch einmal zurück eroberte, ſo daß im Frieden von Paſſarowitz auch dieſes Landſtück den Venetianern behauptet werden konnte. Ein Provveditor der Republik verwaltete dann die Landſchaft. An ihre Stelle ſetzten ſich die Franzoſen für kurze Zeit, bis ſie am 23. October 1798 in einer Schlacht auf dem Ruinenfelde von Nikopolis ſelbſt die Herrſchaft an Ali Paſcha von Janina verloren. So rächte ſich ſchließlich auf derſelben Stelle der Orient für die Niederlage des Antonius und der Kleopatra an den Erben des Auguſtus. Denn geheimnißvoll und langgeſponnen ſind die Fäden der Weltgeſchichte und des ausgleichenden Geſchickes.

Ali Paſcha, der blutige Reformator dieſer Gegenden, achtete darum auch, ganz im Geiſte dieſes Schickſalſpruches, die Siegesſtadt nur noch als Steinbruch und ſchöpfte aus ihren kaiſerlichen Ruinen das Material zum ärmlichen Wiederaufbaue des dörflichen Preveſa, und der Volksmund, der ſonſt andächtig für die Erinnerungen der geſchichtlichen Vergangenheit iſt, wie Greiſe für die Mahnungen an ihre Jugendzeit, hat nicht einmal die Namen bewahrt. Nikopolis nennen ſie jetzt hier Παλαιοπρέβεζα, Altpreveſa; den heiligen Hügel des Apollo, wo das Zelt des Siegers geſtanden, Μιχαλιτσι (Michalitzi); den weſtlichen Hafen der Halbinſel — wo ſie am engſten iſt und ſich die Schiffe des Auguſtus ſammelten — der damals Komaros hieß, die Bucht von Μύτικας (Mytika) und das öſtliche Meer von Ambrakia den Buſen von Arta; die Lagune desſelben, die ſich an das Ufer von Nikopolis gegenüber dem Hafen Komaros angelegt hat, den Teich von Mazoma. So furchtbar, ſo verhängnißvoll, ſo meſſend mit dem gleich rückſichtsloſen Maße richtet Gott den Hochmuth des Siegers.

Die Trophäe des Augustus ist gefallen und erlegen wie der arme Flüchtling Antonius, dem er auch im Timonium zu Alexandria nicht die Ruhe und das Leben lassen wollte, und wie die schöne ägyptische Zauberin Kleopatra, deren Andenken sie beschämen sollte, und wie der Kaiser und das Reich selbst, das er hier gegründet. Und der Name der Stadt selbst ist nur noch eine Ruine, wie es hier der auch einmal so ruhmreiche des Antonius geworden ist. Triumphirend in alle Ewigkeit bleibt nur Gott. Die Menschenschicksale wie die Menschenwerke begegnen sich in dem gemeinsamen Grabe gleicher Demüthigung. Homeros schon in der Iliade hat nicht anders gedacht. Es ist dies also kein Altweiberglaube.

Eine lange Weile stand ich sinnend vor diesem großen Bilde irdischen Ausgleiches. Denken, Sehen und Fühlen mischten sich und ließen mich zu keiner Klarheit kommen. Es bilden sich so Gemüthszustände unfaßlich, unbegreiflich, unbegreifbar, nicht zu beschreiben und nicht zu nennen, aus hunderterlei Einzelheiten gemischt, ähnlich jener wunderbaren Mengung der weichen südlichen Pflanzengerüche, welche mich umdufteten und welche schon Dante un incognito indistinto nannte und die mir ein Naturproduct für sich scheinen. Keine Zeit dünkte mir lange genug alles das zu ergreifen, was hier vor mir lag. Erst die Neugierde, welche das große Theater, das ich durch das Glas jenseits der Campagna noch wie unversehrt zu erkennen wähnte, auch zu durchschreiten wünschte, veranlaßte mich das Zeichen zum Aufbruche meiner Cavalcade zu geben.

Wir stiegen in das Trümmerfeld hinab. Es ist quer durch dasselbe noch immer eine starke halbe Stunde nothwendig, um zu dem Zelthügel des Augustus zu gelangen, bei dem das Theater des Apollo steht. Ein kleineres fand ich näher, westlich von der Akropole. Seine Sitzreihen sind noch

zu erkennen, aber nicht zu zählen, weil Gebüsch sie überwuchert. Es waren ihrer wenigstens fünfzehn, nicht mehr als zwanzig. Dieses Theater lag innerhalb der Stadt. Es mag ein Schloßtheater, mit dem kaiserlichen Palaste in unmittelbarer Verbindung, gewesen sein.

Bei einem Bade saß ich ab, den Pferden einige Rast zu gewähren. Es sind mächtige Wölbungen, ganz wie die römischen Thermen gebaut, unter denen wir lagerten. Wassertropfen fielen von oben herab, und wo sie sich bei eingestürztem Gemäuer gesammelt haben, dort ist um den Tümpel ein feuchtes Dickicht von Feigenbüschen und breitblätterigen, dunkel schattirten Wasserpflanzen aufgequollen. Mir fielen im Ruhen Goethe's Verse ein, die er zu einer kleinen Tischbein'schen Zeichnung gesungen:

Würdige Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß nach tausendjähr'gem Treiben
Thor und Pfeiler sich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten;
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohlgerathen.

Es ist als hätte Tischbein diese Thermen-Ruinen von Nikopolis zur Vorlage gehabt und wäre Goethe so ihr Dichter geworden.

So warm der Tag, es war kühl in diesem ehemaligen Schwitzbade. Sie nennen es il bagno di Cleopatra, die arme flüchtige Königin hieher verpflanzend, wo der Sieger stand und ihr zum Schandmale die Siegesstadt erst später baute. Welch' einen Zauber ein Weib, blos weil sie schön und reizend war und unwiderstehlich sein wollte und drei Weltherrscher fesselte, über die Wahrheit und alle Beweisstücke der Geschichte auszuüben vermag! Das ist „Wahrheit und Dichtung" im Sinne der

Goethe'schen Ueberschrift und der Glaube des Volkes daran Poesie, die werthvoller als alle Aufklärung der Gelehrten. So bilden sich die Ortssagen und so die Volksgesänge, aus denen dann später wieder die Iliaden und Odysseen werden.

Nichts Lebendes begegnete mir auf meinem weiteren Wege durch die Ruinen als albanesische Hirten, immer noch dieselben wilden Gestalten wie die Thesproter, ihre urältesten Vorfahren auf diesem Boden. Sie tragen weiße langhaarige Lodenmäntel, den Gürtel voller Yatagane, die Füße in rothen Schnabelschuhen, um die Beine weiße grobe Filzgamaschen, dieselben „Schienen" wie sie Homer in der Odyssee, Gesang 24 Vers 228, nennt. Ihre Mienen sind, trotz dem struppigen schwarzen Kopfhaar, das sie umgibt und dem starken kecken Schnurrbart, gutmüthig und grüßten mich freundlichst. In den Händen hatten sie lange Olivenstäbe, oben rund gehenkelt, um ein flüchtiges Thier der Heerde, das nicht folgen und kommen will, mit dem Griffe am Fuße einzufangen. Es ist dies noch ganz lebendig das ursprüngliche Vorbild unseres Bischofsstabes, der auch fangen und halten soll.

Hunde auch ruhten dabei gleich reißenden Thieren von Ansehen.

Die langwolligen Schafe, die sie hüteten, weideten zwischen den Asphodelos, den Narcissen und den Hyacinthen, den Feldlilien unseres Erlösers, und den blühenden Eriken und den wilden Artischoken, welche — mächtige Stauden mit stachelig ausgezackten Blättern, wie der Schmuck unserer Architektur um Säulencapitäle und Gesimse — zu Tausenden und Abertausenden den weichen Wiesengrund wie mit Gittern überspannen. Es muß dieser saftige Boden der dortigen thesprotischen Gegend schon den alten Römern vor der Gründung ihrer Siegesstadt als eine vorzügliche Weide gegolten haben, denn die Böckchen wurden von hier als besondere Delicatesse nach Rom eingeführt.

Auch im großen Theater finde ich die wilden Artischocken einheimisch. Parterre und Logen sind mit diesen üppigen Gästen besetzt. Die Marmortäfelung indeß ist vom Zuschauerraum weggenommen. Nur in der Orchestra und auf dem oberen Gange, wo sie zu fest hafteten, um leicht gestohlen zu werden, sind noch einige weiße Quaderſteine diesem machtvollen Baue gelassen worden. Der Kern desselben ist, wie bei allen Ruinen von Nikopolis, Ziegelgemäuer, ähnlich dem der Bauten in Rom. Nur sind bei diesem Theater die Ziegel von ungewöhnlicher Größe. Blöcke groß wie kleine Häuser sind in den Gängen und im Knochengerüste der Bühne hoch herabgestürzt und haften trotzdem noch fest zusammen, wie Stein dem Sturze nicht widerstanden hätte. So fest leimte der römische Mörtel, fester und dauerhafter den Ziegel und Stein als er die Völker und Provinzen zu verbinden verstand. Nie wieder und nie früher ist mit einem Materiale, das nicht natürlicher Fels war, so kraftvoll und ausdauernd gebaut worden wie von den Römern durch gegossene Ziegel und weichen Mörtel. Ihr opus incertum, dieses ungewisse Arbeitsproduct, ist gewiß das stärkste und sicherste Werk, welches die Menschen jemals und beinahe aus dem Nichts, aus dem Thon, so wie Gott den Menschen formte, gebildet haben. Der ganze starke Charakter des Volkes und seine stählerne Regierungsart sprechen sich in dieser Kunstweise aus. Unsere Bauart ist heute eine andere. In Rom selbst baute man übrigens erst seit zweiundvierzig Jahren monumental, als diese Monumente, deren Ruinen man hier sieht, von den Römern aufgerichtet wurden.

Meine Pferde grasten in der Orchestra. Von der Stufenwand der Scene durchzieht sie quer zur Cavea ein breiter Graben, den ich mich nicht erinnere in anderen römischen Theatern gefunden zu haben. Er lag ursprünglich unterirdisch unter dem Parquete der Orchestra und mag dazu gedient haben

Wasser abzuleiten. Denn zu Maschinen-Kunststücken scheint er mir nicht recht zweckmäßig. Das Gemäuer des Scenariums steht völlig erhalten. Zwischen den Coulissen geht man spazieren und tritt auf als wollte man eben eine Komödie des Plautus aufführen. Nur hält man erstaunt inne, weil das Haus so leer, und sieht dann rechts und links die hohen Coulissenwände hinauf, sich wundernd, daß in solcher Einsamkeit und Vernachlässigung sie nicht dem Sturme und der Zeit zum Opfer gefallen sind.

Das Wort Scene bedeutete zuerst den Raum hinter der Bühne, welcher dem Zuschauer verschlossen war; dann die Mauer dieses Verschlusses, gegen welche die Decoration gelehnt wurde; später diese Decoration selbst und schließlich all' das, was es uns heute noch darstellt. So wachsen auch die Worte allmählich. Sie decken, je älter sie werden, immer größere Begriffe.

Nirgends habe ich mir diese Einzelnheiten der Organik und der Geschichte des antiken Theaters deutlicher machen können als hier in dem Schauspielhause des Augustus. Sein Zuschauerraum hatte siebenundzwanzig Sitzesreihen, welche in drei senkrecht getrennte Abtheilungen geschieden waren. Die Gänge, welche dazwischen hinauf und darin herumführten, weisen sich noch alle erkennbar. Wie eine Riesentreppe steigt man dieses Logenhaus von dem Halbrunde der leeren Orchestra zu einer Gallerie hinauf, welche der Höhe des ganzen Baues als offener Porticus aufliegt. Ihr Rücken ist durch eine Mauer geschlossen, in der sogar noch die Nischen erhalten sind, welche einstmals die Statuen beherbergten. Wie die Menschen, fehlen aber auch diese steinernen Gäste heute dem Theater und den Siegesspielen des aktischen Apollo. Vorne hinaus dringt der Blick von dieser obersten Gallerie frei in den hohlen Raum des Theaters und über seine Bühne weg in weite landschaftliche Ferne.

Man kann dieses Theater nicht sehen, nicht in seinen Gängen wandeln, nicht auf den Stufen sitzen und von den obersten herab in's freie Land, in den tiefblauen Himmel hinauf schauen, ohne an die Kraniche des Ibykus erinnert zu werden und das Wunder anzustaunen wie der deutsche Dichter, welcher nie die Wirklichkeit eines solchen Schauspielhauses sah, dasselbe so getreu der Wahrheit wiedergeben konnte. Denn hier ist wirklich der Bau, welcher von Menschen wimmelte und in weiter stets geschweiften Bogen hinaufwächst bis in des Himmels Blau, und des Theaters Rund, das streng und ernst nach alter Sitte, mit langsam abgemessenem Schritte hervortretend aus dem Hintergrunde der Chor umwandelte, und sind die höchsten Stufen, von denen man auf einmal eine Stimme rufen hört: „Sieh' da, sieh' da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus!" Und auch der Flug der Vögel fehlte nicht, die über das Theater zogen, denn ein Schwarm Adler wurde mir plötzlich gezeigt, der in langen Schlangenzügen den Schneegipfeln des Pindos sich zuwandte.

Meere und Länder beherrschend ist die Aussicht von dem obersten Gallerieumgange, nirgends entzückender zu wandeln als auf diesem Theaterrunde. Welches Schauspiel, von unten hinauf die Verse eines classischen Dichters zu hören und gleichzeitig das schöne Land, das blaue Meer und die weißen Gebirge zu schauen, und die Erinnerung an die Siegesschlacht des Augustus, an die Schönheit der Kleopatra und die Flucht des Antonius im Gedächtnisse zu tragen!

Man wird Dichter von dem bloßen Gedanken an eine solche Vorstellung. Wie muß erst die laute und sichtbare Wirklichkeit gewirkt haben! Uebrigens so viele Ruinen der antiken Welt ich nun auch gesehen, keine ergreifen mich immer so wie die der alten Theater. Man schaut die Stätte der ausgelassensten Festfreude, des übermüthigsten Leichtsinnes und einer Vergnügungssucht, welche die ganze Welt zu Grunde richtete, wie

in ein großes Grab, in einen seitdem schon wieder aufgebrochenen und geschändeten Riesensarkophag verwandelt, und diesen tragischen Gegensatz des heutigen melancholischen Ernstes und der unvergessenen leichtlebigen Vergangenheit finde ich eindrucksvoller als alle Heiligkeit, selbst so alter Tempel wie die von Karnak und Abu Simbl.

Das Theater des Apoll sitzt mit seinem Rücken, dem Logenhause, auf dem leise aufsteigenden Zelthügel des Augustus. Unmittelbar daneben rechts von diesem Berge blickt man in den Krater des ebenfalls im Umrisse noch erhaltenen Stadiums. Die Kränze, welche dort in der Rennbahn und hier im Schauspielhause erfochten wurden, galten nicht weniger würdig als die von Olympia und Delphi. Eine Menge Grabinschriften, welche auf uns gekommen, rühmen sich derer, wie unsere Epitaphien den späteren Jahrtausenden von der „Eisernen Krone" und dem „Schwarzen Adlerorden" erzählen werden. Ein heiliger Hain umgab ehemals die Gruppe dieser Schauspielhäuser und ein Gymnasium, das dabei stand. Er gehörte mit diesen Gebäuden zur Vorstadt. Heute ist hier wie auf dem ganzen Ruinenfelde kein Baum mehr übrig.

Südlich an diesen Vorort der geheiligten Lustbarkeit schließt sich der grüne Anger der todten Stadt an. Man findet von diesem hohen Aussichtspunkte leichter den Zusammenhang ihrer Ruinen und baut sie sogar mit einigem Studium in ihren Hauptzügen wieder auf. Eine Mauer sieht man sie scheiden von dem Myrthenwalde und dem Olivenhaine, die ich, von Prevesa herkommend, durchritten hatte. Einige Minarete hoben sich dort aus der muselmännischen Stadt über das zarte Silbergrün der Oelbäume. Daneben rechts in dieser weiten Ferne dehnt sich das flüssige Schlachtfeld von Aktium, bis dahin wo es im Westen der Zusammenfluß von Himmel und Meer, und im Süden der weiße Sarg der Sappho begrenzen. Und schneegedeckt wie diese Insel und auch klotzig und

massig wie Leukadien gestaltet erschien mir im Osten, an das Grab der Sappho angeschlossen, das Gebirge von Akarnanien und das der barbarischen Aetoler. Und noch mehr gegen Osten bis zum Norden hinauf spiegelte sich der hohe Pindos winterumstarrt im stillen warmen Golfe von Ambrakia. Es sind das Berge, die von Akarnanien, von Aetolien und die pindischen der Doloper, welche zweitausend Meter übersteigen, aber hoch wie die höchsten Gipfel unserer Alpen erscheinen, weil sie unmittelbar aus der Seefläche auftauchen und man sie nicht von schon hoch gehobenen Vorländern mißt. Und in all' dieser Größe und Weite blieb mir vorwaltend bewußt, daß diese Berge gesehen haben, wie auf diesen Wassern die Welt leichtsinnig verspielt und spielend gewonnen worden ist:

Ambracian's gulf behold, where once was lost
A world for woman, lovely, harmless thing!

Weniges auf meinen Reisen hat mich wie dieser Rundblick auf das Schlachtfeld von Aktium, auf die Siegesstadt des Augustus, bewegt. Nicht Troja und nicht die Ammonstempel von Theben in gleichem Grade. Aber es war auch der Tag gar zu unvergeßlich schön, und es ist die ungeheure Vereinigung von Natur und Geschichte, von weiter See, wolkentragendem Gebirge und weltengestaltenden Menschenschicksalen, welche im Theater von Nikopolis die Seele des Zuschauers gefangen nimmt. Nirgends hat sich mir ein großartigeres Drama abgespielt.

Die Entfernung von Nikopolis nach Preveſa beträgt fünf Kilometer. Ich sah die Sonne noch in der Bucht von Preveſa untergehen, was ein ganz Claude Lorrain'sches Gemälde war, und durchlebte eine andere glückliche Stunde ganz in seinen beseligenden Farben und ruhigen Gemüthsstimmungen.

Erst nach sieben Uhr fuhr der Verbano wieder fort und wir liegen dann noch bis eilf Uhr Nachts vor Santa Maura.

So wunderbar hell und milde ist die Mondnacht, daß ich in ihrem Scheine auf dem Verdecke schreiben kann. Nicht eine Welle rührt sich. Kein Sommertag bei uns gibt diesen Balsam. Es waren Stunden, die unter die aufgeweckteſten meines Reiselebens zählen.

Griechisches Publikum fand ich nun eingeschifft in der Cajüte. Eine Madame Valoriti, die sich vornehm und kostbar macht. Zwei lustige arme Mädchen mit ihrem hübschen Bruder, der eine Militäruniform trägt und der Capo di banda in Santa Maura ist, und ihre Mutter. Weil diese niedriger Herkunft ist, wurde der Vater und werden diese Enkel von den reichen angesehenen Großeltern verstoßen. Der junge Bursche macht mich neuerdings erstaunen, wie ausnehmend schön, zierlich — svelte ist doch wieder nur der richtige Ausdruck — das männliche Geschlecht auf diesen jonischen Inseln ist. Das zeigt noch antike, freie Formen und Grazie in der Haltung. Denn das Element der männlichen Schönheit, das was einen Mann gefällig macht, liegt in der Regsamkeit seiner Gestalt, in dem Fluß seiner Bewegungen. Und diese, die Beweglichkeit, muß, wenn sie graciöse erscheinen soll, ihre Ursache vorzüglich in den Hüften haben. Sie und nicht die Beine müssen den schwereren Oberkörper tragen, und so entsteht die Leichtigkeit und Freiheit des Ganges, das Ungezwungene und Behende jeder Regung. Ich möchte sagen die beiden Körpertheile, von den Hüften aufwärts und den Schenkeln abwärts, müssen nöthigen Falls für den Augenschein den Eindruck geben können, gar nicht zusammen zu gehören und jeder seinen eigenen Weg gehen und seinem besonderen Einfall folgen zu können. Alles andere, Gesicht und Haare, Augen, Körpergröße und Stärke ist nebensächlich zum Eindrucke der absoluten und vollendeten griechischen Grazie, welche wir durch classische Bildwerke, Gemälde und Statuen erhalten, und damit sich die antiken Tanzformen erklären und begründen, wie wir sie in

manchen Körperübungen dieser Länder und auch in Aegypten und Kleinasien noch lebendig finden. Und dieser junge Capellmeister von Santa Maura in seiner knapp zugeknöpften blauen Uniform war, ganz entsprechend dieser artistischen Forderung, schlank, zierlich und beweglich um die Hüften, daß er die ganze Liebenswürdigkeit eines Alkibiades begreiflich machte.

Wie wohl auch das thut, in einem Lande zu reisen, wo die Menschen so schön sind und noch charakteristische Gesichtsbildungen zur Schau tragen. Auch wird mir dadurch, daß diese angenehmen Begegnungen hier gewöhnliche und häufige sind, erklärlich, wie in der griechischen Kunst das Genre eine so große Rolle spielen konnte. Denn das Meiste und das Beste ihrer Werke, was man nur heute ungeschickt mit anmaßlich göttlichen und heroischen Namen verunziert, halte ich für nichts Geringeres und Höheres als Nachbildungen solcher Figuren und Erlebnisse, wie es dieser junge Soldat für mich ist. Und so füllt nicht nur die Landschaft, auch die alltäglichste Staffage noch das Auge des Touristen hier mit bildenden Eindrücken und weckt classische Erinnerungen und Vergleiche. Man wandelt in lebendig gewordenen Museen und ihren Anregungen.

4. Capitel.

Das römische Onchesmos und das Phönike der Phäaken.

> Cicero an Atticus. VII, 2: Wir hatten bei unserer Fahrt Dein Reiseglück; so hübsch hat uns „Her von Epirus geweht der gelindeste Onchesmites."

Und ebenso noch in demselben Monat December habe ich wie bei Nikopolis den Süden nun auch den Norden der Küste von Epirus besucht.

Wir verließen Corfu um acht Uhr Morgens. Der Tag war farblos, wenn auch milde. Die kahle, steinige Küste, der wir zusteuerten, wurde dadurch in ihrem Aussehen noch melancholischer. Auf den Bergen, die wolkenfrei erschienen, lag mehr Schnee als vor den letzten Regentagen. Der Tsika stellte sich immer mehr als eine regelrechte Pyramide in unseren Weg. Bei dieser Reise nehmen auch die Dampfer den Lauf näher der albanesischen Küste. Doch sah ich auf Corfu deutlich wieder Caragol, diesen freundlichen Ort, der mir das erste Mal schon, da ich in diesen Canal einfuhr, so wohl gefiel. Er mahnt mich durch seine Lage unter den steilen Gebirgen, und weil er nur von der See zugänglich, an manchen Punkt der Ufer des Gardasees. Eine Landzunge greift schmal aber weit von Süden nach dem Norden zugespitzt, vor dem kleinen Hafen hinaus. Herbergend würde Homer diesen bezeichnet haben. Auf der Landzunge steht das helle Haus, ein kleines Schlößchen mit Thürmchen. Es gehört einem Signor Gennata. Er diente einmal in München, jetzt hier bei der Dogana. Er soll reich gewesen, nun durch Mißgeschick verkommen sein. Im Hafen hinter der Landzunge wiegten sich die Masten eines kleinen Bootes, dessen Schiffskörper man übrigens nicht sah. Dort zum Beispiele leben zu können, ein Stilleben in der Idylle! Selbst die Stürme der See und des Gewitters können dort den Frieden nicht brechen. Es gibt Orte, welche den Frieden der Gesinnung in ihren Gesichtszügen tragen und welche ihn dann wie durch Ansteckungsgewalt denen, welche dort weilen, mittheilen. Warum soll auch nur das Böse, das Krankhafte solchen ansteckenden Einfluß haben? Milde Menschen, die uns durch Nichts, schon in ihrem Aeußerlichen nicht verletzen, üben ähnlichen Zauber der mittheilsamen Ruhe und Zufriedenheit. Und es kann diese Uebereinstimmung der Wirkungen kaum überraschen, wo die Ursachen des Wirkens gleichartige sind, indem die Erde und ihre Bewohner ja nach der

Schöpfungslehre der meisten und edelsten Religionen aus demselben Stoffe gebildet wurden und es daher auch nur als natürlich gelten kann, die Erde ebenso wie die Menschen in ihrem Aussehen charakteristisch und mannigfaltig individualisirt zu finden, daß man mit ihr, wenn man nur mehr bedacht ist, auch sie daraufhin anzuschauen, gleichstimmig wie mit anderen Gesichtern zu empfinden vermag; eine Anschauungsweise, wodurch dann auch Landschaften wirklich zu Berichterstattern, zu Sängern und zu Erzählern werden und aufhören stumm zu sein, obwohl sie ohne Worte sind. Eine ganze moderne Kunstschule wußte sie so zu fassen und so sind wir zu historischen, zu mythologischen, zu classischen Landschaftsbildern gelangt. Ich gestehe, daß ich durch sie auch das Wissen mehr unterstützt und gefördert glaube, als durch viele der geschichtlichen Wandgemälde, welche früher überwogen und heute noch immer von den Zunftkritikern der Aesthetik als Gipfelpunkte der Kunst herbeigerufen werden. Diese tragen stets die Gefahr in sich uns von der Natur in die Schule und das Conventionelle zu entfernen, jene — die durchdachten Landschaftsbilder — binden uns auch unwillkürlich an das Natürliche.

Auf dem nördlichen Cap einer anderen kleinen Bucht, welche in dem Ufer von Corfu dem friedlichen Hafen von Caragol unmittelbar folgt, versteckt sich ein zweites solches Buenretiro. Nur ist das Haus nicht so wohl gehalten, sondern verwittert, blos zwei Fenster breit, ein Stockwerk hoch, etwas thurmähnlich. Und dicht darum ganz urwälderisch schattet alter Oelwald. Unten am Hange sind die Felsen gelbroth ausgewaschen. Diese Villa gehörte dem Prinzen Peter Napoleon Bonaparte. Von dort aus schiffte er hinüber zur Jagd nach Albanien, wo er den Grenzwächter tödtete. Sie gehört heute einem Signor Canona.

Den Scoglio Tigonoso, der mitten im nördlichen Eingange des Canales die wohlthätige Laterne trägt, womit die

Engländer die Schiffahrt beschenkten, ließen wir dieses Mal links und weit von uns. Er ist von Opuntien-Cactus beinahe uneinnehmbar dicht bewachsen. Das hängt wie Perrücken malerisch wild vom schroffen zerwaschenen Gesteine herab. In den Klüften schaukelt sich an Flaschenzügen das einzige Boot der zwei Lampenanzünder, die auf dieser wüsten Klippe im ganzen Wellenansturme des adriatischen Meeres seit vielen Jahren leben. Ich kann nie solche abgelegene Leuchtthürme sehen, ohne das Schicksal ihrer Bewohner beneidenswerth zu finden. Sie haben immerwährenden Verkehr mit der großartigsten Natur näher um sich als jede andere Wohnung, und mehr Gleichförmigkeit und Frieden für die Seele als selbst ein Camaldulenser Kloster. Dieser Fels im Canale von Corfu ist mir aber immer ganz besonders begehrenswerth erschienen. Romantischer, einsamer steht er dort als jeder andere Fanal, herausfordernd beinahe, ihm irgend ein besonderes Abenteuer auf den Leib zu dichten und ich trage eines im Gedanken, das ich einmal vielleicht noch verwirklichen werde. Uebrigens erwähnt dieser Insel schon der Engländer Bromton 1191 in seiner Reisebeschreibung bei der Heimkehr des Königs Philipp II. von Jerusalem. Und ganz richtig schildert er sie: „am Ausgange des Canales von Corfu, im Meere steht eine gefährliche Klippe, ähnlich einem halbzerstörten Thurme." Und so muß sie auch ohne die Laterne schon ausgesehen haben, und wohlthätig ist sie erst durch ihre Leuchte geworden.

Zwei Stunden dauerte die Fahrt bis Santa Quaranta. Seine Bucht ist gegen Süden offen. Das Meer davor ist schon außerhalb des Canales von Corfu. Im Norden und Osten deckt das Gebirge völlig den Hafen, im Westen springt ein klotziges Cap weit vor. Auf allen drei Seiten steigt das Land steil auf, nackt, auch nicht einmal wiesen- oder strauchbedeckt, ganz der Boden und die Bildung unseres Karstes. Es ist einer der traurigsten Anblicke, ein völlig unterwelt-

licher, besonders an einem grauen Tage wie dem heutigen. Die wenigen Häuser, welche dem Hafen seinen heutigen Namen geben, die zerfallene byzantinische Kirchenruine der Vierzig Heiligen, horsten im Osten auf einem runden Hügel, zu dem eine Stunde beinahe hinauf zu klettern ist. Man sieht Dorf und Kirche bei klärendem Nordwinde von der Gasse Arsenios in Corfu, die über die Wälle der dortigen Festung neben dem Hafen herläuft. Unten am Strande ist nur ein militärisches Stationshaus der türkischen Regierung, in diesem auch die Lloydagentur, die in vollster Harmonie mit den Landesbehörden functionirt.

Zur Linken davon, völlig im Nordwinkel der Bucht, liegen die ausgedehnten Ruinen der alten Ansiedlung. Ich durchwandere sie kreuz und quer. Rohes ungeschliffenes Mauerwerk aus demselben grauen Karststeine, der überall wild hervorsticht, beinahe polygone Formung, aber kleine ärmliche Blöcke. Manches davon erinnert an die Trümmer von Nymphea, der versunkenen Stadt unterhalb Norma in den pontinischen Sümpfen, welche Gregorovius in ein Pompeji des Mittelalters umgetauft hat. Auch hier ist etwas von einem Pompeji zu sehen. In der Mitte, noch erhalten, steht eine Kirche, schwerfällig, beschränkt, mit ängstlich kleinen Fenstern. Diese sind durch Rundbogen überspannt. Etwas dem Spitzbogen auch nur Aehnliches kömmt hier nirgends vor. Ich glaube also nicht, daß man es mit Resten der normännischen und neapolitanischen Eroberungen zu thun hat, eher mit noch älteren der byzantinischen Herrschaft. Gewiß standen hier schon römische Bauten, welche dann die rege Regierungsperiode des Justinian wieder aufrichtete und die Tradition unter den griechischen Despoten von Epirus wie später die Anjous und Venetianer erhielten. Denn dieses ist Onchesmos, der Hafen, welcher in den römischen Schriftstellern häufig genannt wird. Er scheint für den Transit zwischen Italien und Epirus einer der gebräuchlichsten gewesen

zu sein, so daß der günstige Wind, der von Epirus nach Italien hinübertrug, von ihm den Namen Onchesmites erhalten hatte. Auch als Anchiasmos kömmt übrigens der Name vor. Damals stand hier statt der Kirche der Vierzig Heiligen ein Tempel der Aphrodite, als der schützenden Hafengöttin. Denn glauben wollen die Menschen immer, nur einmal an Götter, an lächelnde, schöne, blühende Marmorweiber, und dann wieder an blutige goldgrundirte Heiligen- und Märtyrerbilder.

Man sieht aus den Ruinen auf die jonische See, auf Fano, die Erikusa und Salmastraki, auf Corfu, das selbst beinahe schon von hier aus gesehen die homerische Gestalt des Schildes hat. Dieser Blick ist schön, wie überall wo das Meer im Auge liegt. Aber die nächste Umgebung ist trostlos, hoffnungslos, wie ich sagte, einer Verbannung in die Unterwelt ähnlich. Das und auch die ganze Beschaffenheit der Ruinen, ihr denn doch nur beschränkter Umfang sagen, daß in diesen Mauern nie eine Stadt, immer nur die Mannschaft einer Festung gestanden haben kann, bestimmt, den Eingang, den Paß in die hinten liegende Gebirgswelt Epirus zu vertheidigen. Das ist auch heute wieder die Bestimmung der türkischen Uferansiedlung. Die Hauptstraße, weil die kürzeste, geht von hier aus nach Janina und der Lloyddampfer bringt und nimmt regelmäßig der Provinz die Gouvernementspost für und aus Constantinopel.

Dieser Postweg streift in einer kleinen Entfernung östlich von Santa Quaranta die Ruinen von Phoenike. Ein kleines Dorf, Phiniki, nahebei bewahrt sogar den Namen dieser wohl ältesten Colonie der Korkyräer. Ich behaupte es nämlich durch dieses lebendige Wortzeugniß erwiesen, daß das Scheria und die Phäaken des Homer von einer phönikischen Einwanderung abstammen, die über Trinakria kam und diese dem Durchfuhrshandel besonders günstigen Ufer besetzte, ganz so wie

es schon die Odyssee, nur in dichterische Schleier verhüllt, darstellt. Denn dieses Phoenike bezeugt jedenfalls, wie überall, wo es sich findet, eine phönikische Abstammung. Dann ist aber nicht anzunehmen, daß dieser verlorene, zurückgezogene Posten zuerst die seetüchtigen Ansiedler anzog, sondern wir können nur glauben, daß diese einmal seßhaft und ausgebreitet in Corfu dort die Nothwendigkeit einer Handelsstation auf dem gegenüberliegenden Ufer von Epirus zur Ein- und Ausfuhr in das Innenland erkannten, wie sich jetzt wieder der Lloyd mit seiner Dampfschifffahrtsstation dasselbe Bedürfniß unterthan gemacht hat. Ich begreife nicht, wie sich gelehrter Eigensinn dieser am nächsten liegenden Deutung aus den realen heutigen Elementen heraus so beharrlich verschließen kann. Es gibt zwei Theorien, die durch jede neue Reise nach der Levante uns immer greifbarer und wahrscheinlicher werden; die erste ist, daß die Cultur überhaupt aus dem Oriente stamme, und die zweite, daß die Phönikier sie an alle diese griechisch-, sicilianisch- und italienisch-europäischen Ufer gebracht haben.

5. Capitel.

Avlona und die Unterwelt der Keraunien.

„Infames scopulos Acroceraunia?"
Horatius, Carminum I, 3.

An Bord des Lloyddampfers Lucifer, Dienstag 9. Juli 1871.

Also dem Teufel habe ich mich dieses Mal verschrieben, um noch mehr von den Unterweltsgegenden des antiken Volksglaubens zu sehen. Doch dieser Lucifer ist gut, elegant, ein Raddampfer und der Capitän Florio mir schon von zwei Reisen in den ägyptischen Meeren bekannt.

Ich saß noch in Corfu eine letzte ruhige Stunde an dem Steingeländer der Spianata, wo ich so manchen Nachmittag

geruht, und las in Gregorovius' Wanderjahren die Insel Elba beschrieben. Ach, das Meer und die Berge von Corfu gegen Süden hinab, wo sie zuletzt förmlich aussterben in der See, waren noch schöner und weicher als sie selbst dieser Dichter zu idealisiren vermag. Das Abschiednehmen wird auf keinem Punkte der Erde schwerer als im Lande der Phäaken. Dankbarkeit und Rührung legten mir die schönen Worte des Odysseus auf das letzte Blatt meines dortigen Tagebuches:

Weitgepriesener Held, Alkinoos, mächtigster König,
Sendet mich jetzt, nach geopfertem Tranke, in Frieden und lebt wohl.
Denn ich habe nun alles, was meine Seele gewünscht hat:
Eine sichere Fahrt und werthe Geschenke. Die Götter
Lassen mir alles gedeihen!
Ihr, die ich jetzo verlasse, beglückt noch lange die Weiber
Eurer Jugend, und Kinder! Euch segnen die Götter mit Tugend
Und mit Heil, und nie heimsuche die Insel ein Unglück!

Mir scheint, daß solch' ein Segensspruch, aus dem gütevollsten Herzen gespendet, nicht anders als wirklich heilbringend sein könne. Und in Wahrheit hat sich der odysseeische bis heute als so unfehlbar bewährt. Die Insel und ihr Schicksal im Ganzen genommen und verglichen mit dem, was andere antike Ortschaften seitdem erfuhren, die dürr geworden sind und ausgestorben bis in das felsige Bein ihres Bodens hinein, ist glücklich, grün und fruchtbar, bevölkert und ein Garten Gottes, immer noch ein Eiland der Seligen wie sie die Phantasie des Homeros gesehen und sein Griffel uns ihr unvergängliches Bild überliefert hat.

Erst um halb sechs Uhr schiffte ich mich ein. Nach sechs Uhr begann der Dampfer seine Reise.

Jetzo segeln wir fort, an den nahen Keraunien seitwärts,
Wo der Weg gen Italia führt auf kürzester Meerbahn.
Indeß sinket die Sonn' und Schatten umdunkeln die Berge.

Diese Worte des Virgil legten sich mir in den Sinn, weil unsere Reise wie eine Abschrift derselben wurde. Der Abend

zündete alle seine schönsten Farben an. Es war der schönste, den ich auf Corfu erlebte, und das will viel sagen. Zuerst roth die Berge, dann violett, das sich zum Dunkelblau verdichtete. Dieses sind die Gradationen des Sonnenunterganges auf Corfu. Und eine unendliche Milde und Weichheit beseelt sie. Matthison hätte hier seine Ideale realisirt gefunden, denn diese Farben und Töne sind gleichstimmig zu seinen Versen und Beethoven hat die Adelaide nicht gleichfärbiger instrumentirt.

Um acht Uhr hielten wir einen Augenblick vor Santa Quaranta, dem römischen Onchesmos. Man ließ hier die Keraunien, das donnergetroffene Gebirge anfangen, das nach der Orographie der Alten im Norden mit dem akrokeraunischen Cape, dem heutigen Vorgebirge Linguetta, auch Capo Glossa genannt, Avlona gegenüber endigte. Noch die Felseninsel Sason, das heutige Saseno, zählte dazu. Bis über dreizehnhundert Meter erheben sich senkrecht aus dem Meere diese Steilgebirge. Nur der einzige Hafen von Palermo, Panormos der Alten, ist halbwegs derselben ein Zufluchtsort. Sie zeigen recht in ihrem Aussehen was die griechische Küste, was Dalmatien wäre, wenn ihnen nicht schützend gegen den Wellenansturm der weiten See der Lido ihrer Inseln vorläge. Was die syrische, was die Ostküste von Italien sind, wären auch die griechischen und dalmatinischen Ufer, hafenlos und wenig brauchbar für den Handel. Die See hätte wie hier an den Keraunien alle Vorgebirge und Unebenheiten weggespült, das heißt eben die größeren, welche bergen und Häfen schaffen, nicht die kleineren, die von jenen nur zurückgebliebene Klippen und unbrauchbare seichte Buchten sind. Nie hätte Griechenland ohne seine Inseln den Reichthum an Golfen und Häfen erhalten, der ihm eines der handelstüchtigsten Völker gab. Die jonischen Inseln sind nur die Fortsetzung des Werkes, das die Natur im Norden mit den dalmatinischen Küsten gestiftet. Nur hier vor den Keraunien ist die Kette unterbrochen. Was dort tiefer im Fest-

lande erst oder hinter Inseln aufsteht, taucht hier wie eine Wundererscheinung unmittelbar aus der See. Es verräth ein ernstes Volk und eines, das nicht handelsthätig und beweglich in die Ferne zu schweifen gewöhnt ist, dieses Küstengebirge von Epirus. Und nur ernste Sagen und Geschichten können die Schiffer aller Zeiten an diese schroffen Felsenwände geheftet haben. Auch möchte ich wohl die Frage aufwerfen, ob es nicht diese Berge zuerst gewesen und nicht die anderen mäßigeren bei Suli und Parga drunten im Süden, welche den ersten Aberglauben die Unterwelt und ihren schauerlichen Eingang in Epirus finden machten? Sonderbarer Weise wird auch eine der wildesten Kuppen der Keraunien, welche unsere Karten Monte Griva nennen, in den daranliegenden Dörfern Nivitza und Plocha vom Volksmunde selbst noch Tartari genannt.

Lichter, gespensterhafter Mondschein lag auf den Keraunien, da wir hinaustraten aus der schattigen Bergung des Hafens von Santa Quaranta. Die Unterwelt kann in der Phantasie der Alten nicht anders dagestanden haben. Auch die See fanden wir hier wild und das Schiff taucht nun tüchtig. Strabo nennt dieses Meer das ausonische.

An Bord des Lucifer, den 10. Juli 1871.

Um halb fünf Uhr Morgens fahren wir in die Bucht von Avlona ein. Um fünf Uhr steige ich auf das Verdeck. Freilich ein ganz anderes ernstes Bild als das milde, weiche von Corfu, das noch gestern um mich gestellt war. Am meisten Aehnlichkeit durch Farbe und Gestaltung der Berge finde ich mit der ernsten Landschaft von Santa Maura. Die Tiefe der Bucht liegt gegen Süden. Wie sonst ein Molo zur Deckung eines Hafens in die See hinaus gebaut wird, so steht dort zwischen dem Golfe und dem freien Meere abwehrend hoch und senkrecht wie eine Mauer das akrokerauniſche Gebirge, wüste, ohne jeden Baum und Strauch, nur grün von Gräsern

und von Oben nach Unten durch Regenrinnen gefurcht. Nicht ein Vorland greift vor ihm in die See hinaus. Unmittelbar in ganzer Höhe steigt das Gebirge als Cap auf. Das ist das Cap Linguetta, von seiner Zungengestalt so italienisch oder griechisch Glossa genannt, der östliche Thürpfosten des adriatischen Meeres. Einmal wohl mit ihm vereinigt und jetzt nur losgerissen, liegt mitten im Eingange zu dem Golfe von Avlona die Insel Saseno, ein unbewohnter Fels, zwei Kuppeln neben einander. Man passirt ihn zu beiden Seiten. Wir kamen auf seiner Südseite, zwischen ihm und dem Cap Linguetta herein und gingen nördlich von ihm hinaus. Ihm gegenüber im Norden der Bucht ist Avlona, in eine Schlucht und in dunkle Oelwälder versteckt, und so reich belaubt ist dort die ganze Küste und hoch so die Berge hinauf. Einige Minarete thürmen sich über den weichen wolligen Wald. Das Hügelland um die Stadt ist viel und schroff gebrochen. Malerische Felsen ragen manchmal täuschend wie altes Gemäuer auf.

Auf dem zweiten Hügelzuge über Avlona horstet dessen Akropole, das Bergdorf und verlassene Schloß Kanina. Die Burg krönt und deckt gerade die Hügelerhebung, wie Mauerzinnen noch auf einem Thurme aufstehen. So weit ich die Wartburg im Gedächtnisse habe, ist dieses Kanina ihr sehr ähnlich. Es ist in seinen kriegerisch-romantischen Schicksalen identisch mit denen der Hafenstadt Avlona. Beide haben erst in dem Mittelalter unserer Geschichte ihre Rolle gespielt. Im Alterthume waren Apollonia und Orikon die zwei Städte dieses weiten Meerbusens, wo die weltbewegenden Ereignisse anliefen. Im Hafen von Orikon lag ein pompejanisches Geschwader von achtzehn Schiffen als Cäsar weiter unten bei Paljassa in den Akrokeraunien auf der Verfolgung nach den aus Italien geflüchteten Republikanern landete. Und nach Apollonia, dessen Ruinen wenige Stunden nordwärts von dem heutigen Avlona

mit einem verlassenen Kloster stehen, zog er sich zurück, da er von Pompejus und den Republikanern bei Dyrrachium geschlagen worden war. Von Apollonia aus marschirte das erste kleine Heer nach Griechenland, das die erschreckten Römer gegen Antiochus den Großen zusammengerafft hatten. Doch wird dann auch Avlona selbst schon in dem Itinerarium Antonini genannt. Es ist in jenem Bädecker der Ausgangspunkt der Küstenstraße, welcher ich schon zu Buthroton und Nikopolis begegnet bin. Sein Name verschwindet dann beinahe. Doch läßt es sich in dem Synekdemus (Reiseführer) des Hierokles als zur Zeit des Kaisers Justinian des Ersten in der dreizehnten Eparchie von Neuepirus gehörig erkennen und ebenso, daß es in der späteren Reichseintheilung der byzantinischen Kaiser in dem neunten Thema stand. In den Schriften der Anna Komnena bezeichnet Avlona eine ganze Provinz, die nächste auf dem Wege von Constantinopel neben Dyrrachium. Indessen kömmt dort auch eine Stadt mit diesem Namen vor. Der arabische Geograph Edrisi, der 1153 für Roger den Zweiten schrieb, nennt es Labluna. In den Kriegen dieser Normannen gegen Byzanz spielte es eine große Rolle. Gleich in den ersten landeten hier gewöhnlich Robert Guiscard und Bohemund bei ihren Ueberfällen auf das oströmische Kaiserreich. Im Herbste 1084 wieder war Avlona der Sammelpunkt ihrer Streitkräfte zum zweiten Feldzuge gegen Buthroton und Corfu. Es lag eben zur Ueberfuhr aus ihren italienischen Besitzungen am allerbequemsten und durch die naheſtehenden Keraunien konnten verwegene Guerillaschaaren immer am vortheilhaftesten einem nicht allzu muthigen Feinde den Rücken bedrohen. Nachher gehörte Avlona mit zu den Städten, durch deren Freihandel die Byzantiner den Venetianern ihre Beihilfe in diesen Normannenkriegen lohnten.

Bei dem zweiten Angriffe der Normannen auf das byzantinische Reich, den nach des Vaters Tode Bohemund

dann allein führte, landete er in Avlona am 9. October 1107 mit zweihundertdreißig Schiffen und einem Heere, in welchem allein fünftausend Ritter dienten. Von Avlona aus zog er nach Dyrrachium. Aber auch dieser Ueberfall hatte nur einen halben Erfolg. Die Normannen waren Soldaten, aber sie waren keine Diplomaten. Und deshalb hat ihr Erscheinen in der Geschichte so viel poetischen Reiz, aber sie haben nichts Großes bleibend gestiftet. Es ging so ausnahmslose allen Eroberern, welche das Werkzeug des Geistes nur nebensächlich der rohen Gewalt benutzten, während Feiglinge trotz Niederlagen, aber verwegen mit den Waffen des Geistes, Reiche stifteten.

Die Hohenstaufen, als Erben der normannischen Macht, hielten die Ansprüche auf Avlona aufrecht und so kam es dem Könige Manfred als Heiratsgut seiner griechischen Gattin, der schönen Despotentochter Helena Angela zu. Er unterstellte es seinem treuen Admirale Philippo Chinardo, der sich nach dem Unglücke des hohenstaufischen Hauses hier selbständig einrichtete. Chinardo's Ehe mit der griechischen Fürstenwitwe Maria Petralipha, der Schwägerin des Despoten Michael des Zweiten, sanctionirte dann auch noch insbesondere diese secundairen Ansprüche. Der Admiral ernannte seinen alten Waffengefährten Jacques de Baligny zum Castellane in der Burg von Kanina und der Stadt Avlona. König Carl von Anjou und Neapel, als er das geraubte Erbe der Hohenstaufen antrat, war zuerst zu schwach anderes zu thun als diesen Burgverwalter nominell zu bestätigen. Erst als er durch den Vertrag von Viterbo sich befestigt hatte, schickte er den Johann de Clary herüber, der um 1268 als sein Generalcapitän Burg und Stadt persönlich und förmlich in Besitz nahm. Baligny nahm aus seiner Hand die Burgverwaltung nun entgegen und auch als König Carl schon im Januar des Jahres 1269 den Clary durch den Gazone Chinardo, Bruder

des inzwischen ermordeten Admirals Philippo, ablöste, wußte sich Baligny unter diesem neuen Generalcapitäne von Epirus zu Avlona und Kanina in seiner wieder beinahe selbständig gewordenen Stellung zu behaupten. Erst Anselm de Cayeux, der im Mai 1273 dem Gazone succedirte, brachte den Baligny dahin, die Burg von Kanina und Avlona, die ihm auf Lebenszeit überlassen waren, und drei Archontien mit zehn Dörfern, die sich sogar auf seine Nachkommen vererben sollten, gegen Lehensgüter im Neapolitanischen einzutauschen. König Carl von Neapel in seiner eifrigen Sorge um Erhaltung seiner Herrschaft in Epirus gegen die Palaeologen wie gegen die Albanesenhäuptlinge unterstützte die ganze Zeit über die Stadt und das Schloß durch Sendungen von Truppen, Gold, Getreide und Salz. Selbst Maurer schickte er von Italien herüber, um die Befestigungen auszubessern. Die Soldaten waren meistens Sarazenen aus den hohenstaufischen Colonien in Apulien, so daß nicht der Türke, sondern der Christ die Lehre Mohameb's in Albanien eingeführt hat.

Dieser fortwährenden Sorgfalt für die Instandhaltung der Festungen war es denn wohl auch zu danken, daß Avlona und Kanina als Emporien der angiovinischen Macht in Epirus erhalten blieben, da der nächste Generalcapitän Hugo le Rousseau de Sully zu Anfang des Aprils 1281 in der unglücklichen Schlacht von Berat das offene Land ganz an die Byzantiner verlor. Kanina war einer der Sammelpunkte der Anjous zu diesem unglücklichen Feldzuge gewesen.

Im Sommer des Jahres 1292 plünderte Avlona der abenteuerliche Roger de Luria, der berühmteste Seemann seiner Zeit, ein Spanier im Dienste der Fürsten von Arragonien und vom heftigsten Hasse gegen die Anjous erfüllt. Von Sicilien aus überfiel er eine ihrer Küstenstädte um die andere. Er ist eine Erscheinung, muthig, verwegen, ritterlich, räuberisch und glanzsüchtig wie Herold's Zampa, der Bräu-

tigam der Marmorbraut. Als er einstmals bei einem solchen Ueberfalle, wie dem von Avlona, in der Morea einen fränkischen Ritter gefangen bekam, der sich wahrhaft heldenmäßig vertheidigt hatte, nahm er ihn auf sein Admiralsschiff, kleidete ihn dort in einen gleichen Purpurmantel wie er selbst ihn trug, bediente ihn bei der Tafel als sei er des Gefangenen Sclave und entließ ihn dann sammt seiner ganzen mitgefangenen Schaar ohne Lösegeld nur unter der Bedingung, mit ihm einen Waffenrock auszutauschen, so daß jeder künftig zur gegenseitigen Auszeichnung des Anderen Heereszeichen trage. Solche ritterliche Thaten haben auch, was gewiß nur die wenigsten bei uns wissen, in diesen jonischen Meeren und auf dem griechischen Boden gespielt. Nicht blos die Antike hat hier ihre Triumphe des Muthes und Edelmuthes gefeiert.

Von dem Schlage der Schlacht von Berat erholte sich die Herrschaft der Anjous in Epirus nie ganz wieder. Selbst Avlona fiel nach einiger Zeit an die griechischen Despoten. 1314 saß dort als Statthalter für den Thomas Angelos der Grieche Demetrios Ganzas. Er ließ, als die Truppen des Kaisers Andronikos des Zweiten von Byzanz kamen, um Epirus dem Philipp von Tarent völlig zu entwinden, die Kaiserlichen sofort in die Stadt und er erhielt diese auch dem Sohne des Andronikos, dem Kaiser Michael dem Neunten, als mit der Ermordung des Despoten Thomas Angelos Epirus wieder von den Byzantinern, Angiovinen und Serben mit Krieg erfüllt wurde. Ganzas verheerte von Avlona aus die See. Weil er dabei auch venetianische Schiffe plünderte, reclamirte die Republik gegen ihn in Constantinopel und der Kaiser verurtheilte ihn zum Schadenersatze. Diesen weigerte er und starb darüber 1320. Sein Sohn Nicolaos wurde von Constantinopel aus als Nachfolger bestellt. Gegen ihn ließ die Republik Venedig den Giovanni Michieli vor dem Golfe von Avlona kreuzen und brach alle Handelsbeziehungen zu ihm ab. Noch

1335 war diese Frage unausgeglichen. Nicolaos Ganzas hielt sich ganz als Feudalherr der Stadt, die fränkischen Muster nachahmend. Er nannte sich ausdrücklich: Herr von Vallona, Spinarza, Berat und Klausura. Avlona hatte also damals für einige Zeit die Bedeutung der Hauptstadt eines beinahe selbständigen Fürstenthumes. Doch duldete er neben sich in der Burg von Kanina kaiserliche Militärbefehlshaber, zuerst einen Laskaris, dann einen Theodoros Lykondas; denn Avlona blieb das Hauptquartier der byzantinischen Bestrebungen sich wieder in Epirus einzusetzen. 1337 nahmen aber die Serben Avlona ein, das nun bis zur Türkenherrschaft in slavischen Händen blieb.

Nach dem Tode des Serbenfürsten Dusan und dem Zerfalle seines jungen Reiches, bemächtigte sich Alexander Gioric der Gewalt über Avlona. Er nannte sich, und Venedig gab ihm sogar in Verträgen vom Jahre 1357 den Titel: Despot von Vallona. Jetzt erst wurden die freien und offenen Handelsbeziehungen mit der Republik wieder aufgerichtet. Venedig gestattete ihm dafür Waffen aus seinem Gebiete zu holen. Er verband auch Panormo und Chimara seinem Despotate und später ebenso Kanina nach dem Tode des Bulgarenprinzen Ioanes Asan Komnenos, der zuerst nach dem Untergange des dusanischen Reiches sich in diesem Bergschlosse festgesetzt hatte. Die Uferfesten Chimara und Panormo, das heutige Palermo unter den Akrokeraunien, wo ich heute Nachts im Mondscheine vorbei gefahren, hatte er Mühe gegen sicilianische Piraten zu vertheidigen. Doch konnte er noch 1371 das ganze Despotat von Avlona ungemindert seinem Sohne Giuras Illiic hinterlassen. Dieser aber verlor schon 1372 Reich und Leben an den großen Serbenfürsten Balsa den Zweiten. Die Einwohner von Avlona flüchteten sich nach der Felseninsel Saseno und damals tauchte zum ersten Male der dann später so oft wiederholte Antrag auf, Stadt und Burg an Venedig zu

übergeben. Wahrscheinlich waren die angeseheneren und einflußreicheren Bürger von Avlona ohnedies Fremde, Colonisten, die sich nach Avlona nur der Handelsvortheile wegen gesetzt hatten, wie sie auch im Alterthume schon von den übervölkerten Handelsemporien an diese Küste gekommen waren.

Aber Venedig lehnte damals wie später immer wieder das gefährliche Geschenk ab. Beinahe klüger noch als auf unserem Continente hielt sich die venetianische Politik in den orientalischen Fragen. Sie nahm nur was ihr gerade nothwendig war und niemals etwas aus Eitelkeit. Wo sie das Wesen des Einflusses ohnedies hatte, verzichtete sie auf den Schein und Glanz der Macht, um nicht dadurch in dornige Verpflichtungen verflochten zu werden.

Balsa der Zweite wurde 1385 Bürger von Venedig. Als er in der Schlacht bei Saura gegen die Osmanen fiel, blieben immer noch Avlona, Kanina, Chimara und die Insel Saseno seiner Witwe, der Comita Musachi. Sie starb 1396. Der Bailo von Corfu, welches sich Venedig eben damals aneignete, hatte sie immer unter seinem Schutze gehalten. Ihr folgte in Avlona ihre Erbtochter, die Regina Balsa. Noch zu Lebzeiten der Mutter hatte sich diese mit dem Serben Mirce vermählt, einem Anverwandten der Palaeologen, die damals im byzantinischen Reiche so zahlreich und ebenso wohlberechtigt waren wie heute im Türkenlande die grünen Turbane der Abkömmlinge des Propheten.

Bis 1414 führte Mirce Palaeologos das Scepter in Avlona. Er starb dort, beschützt und getragen von Venedig. Seine Witwe regierte noch bis 1417 in Avlona und bis 1420 in Kanina. Denn zuerst ging die Stadt, dann auch die Burg an die Türken verloren im großen Schiffbruche aller dieser Länder. In den Kriegen zwischen Venedig und der Pforte diente die Bucht von Avlona den Türken öfters zum Sammel-

punkte ihrer Flotte, so besonders 1537, als der Sultan Soliman von hier aus den Angriff auf Corfu vorbereitete. In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, 1638, wagte es auch einmal der venetianische Admiral Marino Capello, der als Capitän des Golfes auf dem adriatischen Meere die Polizei auszuüben hatte, Barbaresken, welche Seeräuberei trieben, bis unter die türkischen Kanonen von Avlona zu verfolgen und trotz dem heftigen Feuer der Festung die sechzehn Raubschiffe wegzunehmen. Und in dem fünfzehnjährigen Kriege, der kurz darauf von 1684 bis 1699 mit der Pforte geführt wurde und Venedig den Besitz der Morea und Leukadiens eintrug, nahm es diese Feste selbst für einige Zeit in Besitz. Dann aber fällt die Gegend in Vergessenheit, denn die Türken wußten die Vorzüge des Ortes nicht mehr auszunützen und so ist die glorreiche und oft ritterlich berühmte Stadt der elende, dürftige, fieberige Flecken geworden wie ich sie heute sah. Ruinen thun dem Auge und Gemüthe wohler und sind ehrenvoller für das Angedenken, als dieses unglückliche Vegetiren bis in die Gegenwart. Es ist dasselbe wie das sumpfige Fortleben mancher großer Geschlechter, denen auch ein gestürztes Wappenschild auf dem Grabe besser stünde. Glücklich alles Irdische, das in der Blüthe seiner Kraft und nach einer schönen That gestorben; sei es nun ein Einzelner, eine Familie, eine Stadt oder ein ganzes Volk und ein Reich. Nur mit eigenen Augen noch den Zusammenbruch des Glückes zu sehen, ist wirkliches Unglück. So war es für Napoleon auf Elba und St. Helena und so ist es für eine Stadt wie Avlona. Nikopolis und die Tempel von Aegypten triumphiren noch in ihren Ruinen, und Alexander und Cäsar konnten nichts Glücklicheres mehr erleben als im rechten Augenblicke zu sterben.

Nessun maggior dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria,

muß die Tröstung für jede scheinbar zu frühzeitige Abkürzung des Menschenschicksales auf Erden sein.

Hinter der Burg von Kanina, welche Avlona und seine Olivenwälder überragt, steigen höhere und noch höhere Gebirgszüge auf bis zu schneebedeckten Gipfeln. Und doch ist diese Seite des Rundbildes eine nur freundliche durch die Wellenschläge des Grüns, welche dort überall die Hänge der Berge, das weite Flachland und auch den schmalsten Uferrain noch decken. Der Ernst, der fürchterlichste Ernst des Bildes, liegt erst im Süden des Golfes, dort offenbar auch was in der Meinung der Alten als einer der Eingänge zur Unterwelt galt. Zwischen dem freundlichen Waldgelände im Nordosten und der schroffen Mauer der Akrokeraunien buchtet sich dort ein Thal ein. Gebirgswasser kommen durch dasselbe vom Tsika und Monte Tartari herab. Zu immer steileren beschneiten Massen über schöne romantische Stufen sieht man die Keraunien hinter dem Thale sich thürmen, ein wahrhaft gigantisches Bild. Es ist eine Landschaft zufällig ganz derjenigen ähnlich, womit Preller in seinem odysseeischen Bilder-Cyklus das Opfer des die Schatten rufenden Odysseus vor der Unterwelt illustrirte. Auch die antiken Odysseusfresken in der Bibliothek des Vatican sind nicht ohne Anklänge an diese Gegend.

Ein einziges Segelschiff lag mit uns im Golfe und suchte durch Kreuzen die Mündung zu gewinnen. Es stand so als komme es eben aus der Unterwelt: eine arme Seele, welche hinauf in die Sonne und den Himmel entfliehen wollte. Doch auch das Schifflein des Dante mochte es sein, das aus der Oberwelt dem Purgatorio zu seine neue Beute brachte; denn seine Schwingen waren ebenso vogelgleich gebreitet und sein Flug nicht weniger geisterhaft „verschmähend jedwedes Menschenwerkzeug und kein Ruder, nur die eigenen Flügel als Segel zwischen den entfernten Küsten gebrauchend, gegen

den Himmel sie gerichtet, die Luft bewegend mit den ew'gen Federn, die nicht wie sterbliches Gefieder wechseln*)."

6. Capitel.

Die letzte Römersäule von Apollonia.

Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.
Uhland.

An Bord des Lucifer 11. Juli.

Erst heute gegen zehn Uhr Morgens setzten wir die Reise fort. Wieder Maestral wie vorgestern, der uns sofort bei dem Austritte aus dem Golfe von Avlona in die Seite fiel.

Die Küste von Epirus zu unserer Rechten ist nun flach. Erst in weiter Entfernung sieht man im Inlande Gebirge aufragen, aber nicht sehr hohe. Die Erde hat all' ihre Kraft in den Keraunien ausgegeben.

Auf diesem seichten Ufer stand einmal Apollonia, das wie all' diese Küstenstädte von Epirus und Akarnanien eine Gründung der Korinther gewesen war, wohl um des Handels wegen zu den barbarischen illyrischen Bergvölkern. Denn in alter wie in neuester Zeit sind die Rohstaaten die gesuchtesten und vortheilhaftesten Käufer und Verkäufer für die industriellen

*) Vedi che sdegna gli argomenti umani,
Sì che remo non vuol, nè altro velo
Che l'ali sue, tra liti si lontani.
Vedi come l'ha dritte verso 'l cielo,
Trattando l'aere con l'eterne penne,
Che non si mutan come mortal pelo.
Purgatorio Canto secondo.

Völker. Indem jene gerne hergeben, was sie im freien und unwillkürlichen Ueberfluße besitzen und mit dieser für sie wohlfeilen Waare hohe Preise für die ihnen als Wunderwerke erscheinenden Culturproducte zahlen, lassen sie sich leicht übervortheilen.

Thukidides erzählt, daß in Apollonia die korinthischen Hilfstruppen einkehrten und rasteten, als sie Epidamnus von den Barbaren und Korkyräern entsetzen sollten. Die Korkyräer selbst aber hatten sich mit bei der ersten Anpflanzung auch hier betheiligt. In der späteren römischen Zeit, da sich Apollonia der illyrischen Seeräuberzüge nicht mehr erwehren konnte, unterwarf es sich zugleich mit Korkyra und Epidamnus dem starken jungen Polizeischutze der Römer. Der Prätor Publius Valerius übte ihn auch sofort auf das kräftigste, als Philipp von Macedonien, einer der thronräuberischen Erben im alexandrinischen Weltreiche, die Stadt belagerte und hart bedrängte. In wenigen Tagen darauf befand sich Philipp auf einer eiligen Flucht durch die Gebirge nach seiner Heimat.

Später hat Sulla hier ein merkwürdiges Abenteuer erlebt. Plutarch erzählt dieses sehr draſtisch. „Sulla aber, wie er von Asien kam, zog nun durch Thessalien und Macedonien an die See hinab — also auf der via Egnatia — und traf Anstalten mit eintausendzweihundert Schiffen von Dyrrachium nach Brundisium überzusetzen. Nahe bei Dyrrachium liegt die Stadt Apollonia und bei dieser das Nymphaeum, ein heiliger Platz, wo aus einem grünenden Thale und Wiesen an verschiedenen Orten beständig Feuerquellen hervorfließen."

Das sind die Asphaltgruben, mit denen mein verstorbener Freund, der Generalconsul Hahn, sein Lieblingsproject einer Eisenbahn von Salonik nach Durazzo mächtig zu nähren meinte, indem er auf die Ausfuhrmöglichkeit ihrer Massenproducte wies. Ich möchte fragen, ohne sie jedoch untersucht zu haben, sind dort nicht auch Petroleumquellen? Das wäre

vielleicht noch vortheilhafter für diese Wiederherstellung der via Egnatia.

Und auch die andere, mythologische Frage kam mir dabei: haben diese unterirdischen Feuer, welche hier in der Umgebung der Keraunien von allen Geographen des Alterthums, von Plinius, Aelian, Dio Cassius, auch von Vitruv bemerkt worden sind, nicht den Glauben an den dortigen Eingang in die Unterwelt veranlaßt? Denn ganz ohne Höllenfeuer stand wohl auch in der Phantasie der griechischen Mythologen nicht jene Gegend des Jenseits.

„Hier wurde — so aber fährt Plutarch in der Schilderung des sullanischen Abenteuers bei diesen Höllenfeuern fort — hier wurde, wie man erzählt, ein Satyr ganz von der Gestalt, welche die Bildhauer und Maler darstellen, schlafend gefangen und zu Sulla geführt. Dieser ließ ihn durch viele Dolmetscher befragen, wer er sei? Als er aber mit vieler Mühe endlich dahin gebracht war, den Mund zu öffnen, gab er keine verständlichen Worte, sondern nur rauhe, bald dem Wiehern eines Pferdes, bald dem Meckern eines Bockes ähnliche Laute von sich, so daß Sulla sich entsetzte und ihn als ein Scheusal wieder fortschaffen ließ."

Behält nun Shakespeare's Caliban noch etwas absolut Unmögliches und Fabelhaftes? Denn Plutarch und Sulla, das ist Geschichte, welche hier ein anderes Mal darthut, wie ausdauernd und allgemeingiltig das Privilegium gewesen, welches diese epirotischen Gebirgs- und Waldgegenden seit uralterster und mythischer Zeit im Aberglauben der antik classischen Völker für alles auf den ersten ursprünglichen einigen und einzigen, unsichtbaren Gott Bezügliche und die von ihm ausfließenden, emanirenden Pangeister besassen. So zähe hat sich dieses bewährt, indem es erst mit den antiken Religionen selbst erlosch und hier schließlich noch der große allgemeine Klageruf der ganzen Natur über den Tod des großen Pan deut-

lich vernommen worden ist, daß man diese Ufer und Meere, Berge und Thäler von Epirus in der That als ein anderes heiliges Land der menschlichen Gläubigkeit feiern und verehren darf.

„Als Sulla nun im Begriffe war seine Soldaten nach Italien überzusetzen, entstand in ihm die Besorgniß, sie möchten, sobald sie dahin gelangten, sich in ihre Städte zerstreuen. Und er wollte doch hinüberfahren gegen fünfzehn feindliche Feldherrn, die an der Spitze von zweimalhundertsiebzigtausend Mann standen. Allein aus eigenem Antriebe leisteten die Truppen den Eid bei ihm zu bleiben und so viel an ihnen sei, Italien keinen Schaden zuzufügen. Sie thaten noch mehr. Da sie sahen, daß er viel Geld brauche, brachten sie ihm freiwillig Geschenke dar, ein Jeder nach seinem Vermögen. Sulla nahm dieses Opfer nicht an, lobte aber ihren guten Willen, ermunterte sie zu fernerem Eifer und fuhr dann hinüber. Die Gottheit gab ihm aber die deutlichsten Anzeigen glücklichen Erfolges", und wir wissen, wie solches die Gepflogenheit der antiken Götter war, daß sie auch damals den Sulla nicht belogen.

Auch diese schöne That soldatischer Treue und die Schilderung des Plutarch, die er so warm davon gibt, müssen wir einschließen, jeder der hier betrachtungsvoll steht, in den schönen Rahmen dieser erhabenen Berg- und Seelandschaft.

In Apollonia studirte Augustus, wie Sueton erzählt, in der Stille und Einsamkeit. Er hatte seinen Lehrer für griechische Beredsamkeit, den Apollodorus von Pergamus, aus Rom mitgebracht. Wir müssen uns ihn damals noch mit dem schönen Jünglingskopfe der Büste des vaticanischen Museums vorstellen. Und mitten in die Muße dieser Studien, in seine Jugend hinein kam ihm hier die Nachricht zu, daß sein Adoptivvater in Rom neben dem Theater, in der Curie und unter der Statue desselben Pompejus ermordet worden sei,

welchen Julius Cäsar auf diesen Ufern bekämpft, bei Pharsalus dann gestürzt hatte und daß er, der junge Student, so über Nacht Cäsar des römischen Reiches geworden sei.

Eine einzige Tempelsäule steht noch auf der Ruinenstätte vom Zufalle übrig gelassen. Mir scheint, daß Kunst und Absicht kein würdigeres Denkmal dieser Vergangenheit und ihren Erinnerungen hätte aufrichten können. Die Spur des antiken Namens hält ein ärmliches griechisches Kloster fest. Wir sahen dort noch eine andere Ruine, einen Zweimaster, der auf dem gefährlichen Ufer kürzlich gestrandet ist. Den Schiffskörper hat der Flugsand bereits vergraben.

Zwischen Apollonia und Dyrrachium ist wohl auch die Stelle, wo das berühmte Wort gesprochen wurde: „Du trägst Cäsar und Cäsars Glück! steuere guten Muthes!" Und zwar nicht schon auf dem freien Meere, sondern dort, wo sich die Seewogen der Fahrt aus dem Küstenfluße Apsos, Andere sagen, daß es der Aoas gewesen, widersetzten. Es war eine stürmische Winternacht im ersten Jahre der Bürgerkriege auf diesen illyrischen Küsten, Cäsar als Sclave verkleidet einem Gastmale entschlüpft und unerkannt an Bord des Kauffahrers gelangt. Er wollte sich selbst was von der Flotte und Armee noch fehlte und ihm dringend nothwendig geworden war, in Italien holen und erst an diesen selbstbewußten Worten erkannten die Schiffer, wen sie führten. Auch nicht die wilde See, erst der Anbruch des Tages und die Gewißheit beinahe, daß die blokirende feindliche Flotte des Pompejus die Barke errathen und abfangen werde, vereitelten den Plan. „Seine Soldaten hatten sich nämlich inzwischen — so wörtlich stellt Plutarch die Sache dar — grollend in Gesprächen über die Schonungslosigkeit der cäsarischen Eilmärsche in aller Ruhe auf Brundisium bewegt. Als sie aber hier ankamen und den Cäsar nicht mehr fanden, der muthig mit wenigen Truppen und Schiffen schon über den jonischen Golf dem Feinde nach-

geeilt war, änderte sich schnell ihre Stimmung. Sie schmähten auf sich selber, indem sie sich Verräther ihres Imperators nannten; sie schmähten auf ihre Anführer, daß sie den Marsch nicht mehr beschleunigt hätten. So saßen sie auf den Höhen, den Blick auf das Meer und nach Epeiros gerichtet und warteten auf die Schiffe, auf denen sie zu Cäsar hinüber fahren sollten."

Ich konnte in Brindisi nie über die Hügel gehen, welche jetzt von den romantischen Festungswerken des Mittelalters bekrönet sind, ohne dieser herrlichen Stelle des Plutarch zu gedenken. Mir erschien sie malerisch ausdrucksvoll wie das θάλαττα des Xenophon oder das Götheische: das Land der Griechen mit der Seele suchend. Solche Worte prägen einer Gegend für ewige Zeiten einen Weihestempel auf, und wenn Rottmann Brundisium unter seine historischen Landschaften von Italien aufgenommen hätte, wie es sich geziemt haben würde, er hätte es malen müssen, daß sich diese plutarchischen Zeilen von der Stirne seines Bildes herunterlesen.

Dem Wunsche dieser braven Krieger, ihrem Drange, der dort so plastisch geschildert worden, der Reue der Säumigen hätte das nächtliche Wagniß begegnen sollen. Cäsar, man sieht es, handhabte das Glück förmlich wie ein Werkzeug, mit dem er arbeitete. Vielleicht verdient es das nicht Anders. Alle Leute, welche im Leben unbändig viel davon gehabt haben, gewöhnen sich zuletzt in einen solchen Mißbrauch. Sie endigen dann aber auch wie Cäsar, weil jedes Mißtrauens und aller Vorsicht entwöhnt, plötzlich sehr rasch und auf einmal, durch einen Zufall völlig und tödtlich zerschmettert.

So ist diese ganze Küste, an der ich vorüberfuhr, beinahe wie die von Latium jede Zollbreite des Bodens eine Stätte der Geschichte und Quelle mannigfaltiger anregender Betrachtung.

7. Capitel.

Durazzo und das Epidamnus der Korkyräer.

11. Juli, vor Durazzo.

Um vier Uhr Nachmittags halten wir vor Durazzo.

„Epidamnus ist eine Stadt" — sagt Thukidides — „welche man zur rechten Hand liegen läßt, wenn man in den jonischen Meerbusen fährt." Und so auch sind Dyrrachium und Durazzo stehen geblieben. Sein Golf ist mehr gegen Norden eingegraben und insbesondere muß er dieses in älterer Zeit gewesen sein. Die Sümpfe, die nun dort liegen, waren damals gewiß Hafen des alten Dyrrachiums und des noch älteren Epidamnus. Gebirgswasser haben ihn versandet. Kein Hafen, der nicht gebraucht wird, erhält sich. Auch die Natur wie die Menschen verfault und versumpft wo sie die angeborenen Kräfte nicht nutzt. Arbeit nur ist in der allgemein giltigen Weltordnung gesundes Leben, was die Schrift mit dem Gesetze ausgesprochen hat, daß ob der Erbsünde das Brod im Schweiße des Angesichts zu verdienen sei.

Die Stadt Dyrrachium lag neben diesem Hafen auf seiner West- und Nordküste, weit geschweift und wie Neapel in die Breite gezogen. Dort eine weite Strecke neben den Sümpfen von Süden über den Westen gegen Norden hinauf sind deren Spuren deutlich zu verfolgen. Ein ungeheueres, wirklich ein großstädtisches Gebiet. Ich fand nicht nur Säulenstümpfe, Kapitäle, Gesimsstücke, Mauersteine; auch römisches Ziegelgemäuer aus dem Boden aufstehend, Schutthügel darum angesammelt, so erhalten auch den Grundriß einer Basilika, die Absyde noch ganz vorhanden. Myrten, Granatbüsche blühten eben darauf. Man zieht jetzt kreuz und quer Gänge in diesem wüste gelassenen Anger, um sich Steine aus diesem Grabe einer einst so mächtigen Stadt zum Neubaue einer anderen

zu holen. Das dürfen wir nicht kritisiren und verurtheilen. Unsere Wissenschaft macht es ja nicht anders. Sie zieht auch Gräben und holt sich antike Quadern heraus und verleugnet sie, wie es hier die türkischen Baumeister in Durazzo gethan. Ueberall eben und in Allem lebt die heutige Welt noch in den Resten und Formen, Gedanken und Bausteinen der alten. Unbewußt und unüberlegt, auch etwas selbstbewußt und hochmüthig, gestehen wir uns dieses nur nicht immer ein.

Endlos setzt sich diese Fläche der antiken Stadtquartiere gegen Norden zu fort. Der Blick dorthin mahnt an den auf das Delta in Egypten. Das Land ist ähnlich grün. Hinter der Stadt im Westen, sie deckend gegen die See, steht ein mäßig hohes Vorgebirge, ein langer Hügelzug, dünenartig. Er muß mit von dem alten Dyrrachium bewohnt gewesen sein. Je näher man ihm kömmt desto mehr Säulentrümmer decken die wüste Campagna. Schafheerden weideten darauf. Nur auf der äußersten Zungenspitze dieses Flachlandes stehen heute Häuser. Nicht größer als ein Dorf ist Durazzo, und nur das letzte Cap haben die Venetianer befestigt. Daß sie die eigentlichen Zerstörer der alten Stadt, oder doch wenigstens ihrer prächtigen Ruinen gewesen, thun die Mauern dieser Festung dar. Beinahe jeder Stein derselben ist als Bruchstück eines edleren Baues zu erkennen. So sind dort Marmorbilder eingelassen, eine Victoria, die eine Trophäe aufgerichtet hat und einem verwundeten Krieger daraus den Lorbeer reicht; ein Centaur und anderes. Aber Alles römische Arbeit. Nicht ein Stein, dem ich den griechischen Meißel angesehen hätte. Die Römer mögen mit diesen noch älteren Resten vorher hier dasselbe gethan haben, was die Venetianer wiederholten. Merkwürdig, daß die beiden Völker, die so ansehnlich in ihren Neubauten waren, so wenig Achtung für die Kunst hatten, die sie vorfanden.

Bei dem österreichischen Consul Ballerini zeigte man mir zwei gute römische Köpfe, besonders eine Frauenbüste mit complicirtem Haarputze.

Vor Durazzo an Bord des Lucifer, 12. Juli.

Auf dem östlichen Ufer des Golfes und Hafens von Dyrrachium, wo es also auf der via Egnatia weiter ging, steigt Hügelzug hinter Hügelzug auf, bis es endlich Berge und Gebirge werden, alle in gleicher Linie mit der Seeküste laufend von Nord nach Süden. Auf einer der ersten Stufen des Inlandes schimmert weiß die Ortschaft Kroja, der Geburtsort des gewaltigen Giorgio Castriota, den die Türken ob seiner Stärke Scander bey — Alexander magnus — nannten. Gegen Süden ist der Golf nur durch so schmales und niedriges Land geschlossen, daß man es vergessen und einen Hügelaufwurf im Westen für eine Insel halten könnte. Der Schluß des Golfes gegen die See ist heute nur schlecht. Einmal als der Hafen gegen Norden so tief griff als dort heute Sümpfe liegen, muß er sichersten Ankergrund gegeben haben. Diese günstigere Oertlichkeit und Handelsverhältnisse, welche andere Wege gingen als der heutige Verkehrstrieb, werden die griechischen Colonisten von dem gewinnsüchtigen Korinth und Korkyra hierher gelockt haben. Denn heute, so wie die Welt jetzt steht und geht, wäre wohl Niemand zu dem Einfalle verleitet worden, hier die erste Hütte zu bauen. Wenn einmal eine Eisenbahn Salonik-Durrazzo, die nur wenigen Schwierigkeiten auf dem alten Geleise der via Egnatia begegnet, Italien wieder in kürzester Weise mit dem Oriente verbunden haben wird, dann ändern sich wohl auch diese ganz verneinenden Verhältnisse der Gegenwart wieder zu Gunsten Durazzo's. Und diese Bahn gehört zu den zwingenden Bedingungen der heutigen Welt- und Handelspolitik, kann also trotz der Lethargie der Türken für alles Nationalökonomische nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Diese älteste Gründung von Epidamnus, deren Zeit zuverlässig nicht zu ermitteln ist, glaube ich auf derselben Stelle des heutigen Durazzo, also dieses viel mehr mit der urältesten Stadt als mit der römischen zusammenfallend. Denn Thukidides sagt: „die Stadt, welche auf einem Isthmus liegt". Er gibt ihr als fabelhaften Gründer den Phalios, Sohn des Eratoklides, einen Korinther und Abkömmling des Herakles. Das war im Alterthume mit solchen Abstammungen von Heroen und Göttern, wie man sich heute im mohamedanischen Oriente der Verwandtschaft zu dem Propheten rühmt. Dieses Epidamnus der Korinther und Korkyräer galt als die älteste und mächtigste der griechischen Colonialstädte in Illyrien. „Mit der Zeit wurde es groß und volkreich", schildert es Thukidides, und ergab sich denselben Luxuskämpfen der inneren Parteiung wie die Städte des Vaterlandes, hätte er hinzusetzen können. Denn die Einwohner hatten nicht nur die Götter und die Sprache, auch die sämmtlichen politischen Leidenschaften auf diese doch so entlegene und beinahe schon als barbarisch gerechnete Küste aus der Heimat mitgenommen. Die Kämpfe einer Aristokratie und Demokratie, wie sie jedes griechische Städtchen für sich beanspruchte, begannen auch in Epidamnus, sobald die Colonie die nöthige Kraft hatte. Die Vertreibung ihrer Adeligen im Jahre 436 v. Ch. wurde dann die erste Ursache des peloponnesischen Krieges, der die Blüthe Griechenlands zu Grunde richtete und seine Bedeutung als Weltmacht knickte. Die Aristokraten wurden nämlich von dem mütterlichen Korkyra und die Demokraten von dem großmütterlichen Korinth geschützt. Zu Korkyra stellte sich dann Athen und zu Korinth Lakedämon, und darüber ging die schöne griechische Welt in Brand auf und wurde zuletzt ein Aschenhäuflein der Erschöpfung aller der edelsten und besten Menschenkräfte. So klein beginnen in der Regel die bedeutendsten Dinge. Der größte Sturm auf der ruhigen See kündet sich nicht unansehnlicher durch ein kleines Wölkchen

am reinen Horizonte an. Und doch reden die Menschen von Vorausſicht, daß ſie den Willen der Vorſehung in Händen halten.

Aber trotz dieſes großen Schickſales hat das Epidamnus der alten Griechenwelt nur die Bedeutung eines Localſtädtchens gehabt. Solche welterſchütternde Geburten ſind auch oft aus dem Schooße kleiner Dörfer zu Tage getreten. Im weiteren Verlaufe der griechiſchen Geſchichte iſt es beinahe vergeſſen und hat nur wenig zu ſagen. Mit dem benachbarten und ſtammverwandten Apollonia verzehrte es ſich in Kämpfen gegen die illyriſchen Barbaren. Ganz verloren glaubte es ſich als die amazonenhafte Königswitwe Teuta bis nach Akarnanien die joniſche See und das nordiſche Feſtland erobert hatte, und in dieſer Verzweiflung unterwarf es ſich zugleich mit Apollonia den römiſchen Conſulen Gnaeus Fulvius und Aulus Poſtumius. Polybios hat das ausführlich in acht Capiteln ſeines zweiten Geſchichtsbuches geſchildert. Eine Großſtadt wurde es nun erſt unter den Römern und ſteht als Dyrrachium beinahe auf jeder Seite ihres Geſchichtsbuches. Caesar de bello civili, Plutarch in ſeinen Biographien, Livius und Dio Caſſius und ſo alle römiſchen Geſchichtsſchreiber und Chroniſten ſind voll von dieſem Namen. Es wuchs mit den römiſchen Siegen, als dieſe das ganze breite bergige Hinterland bis zum ägäiſchen Meere und endlich dieſes auch noch, und darüber die reichen Inſeln, das waldige Thrakien, das üppige Byzanz und den reichen Pontos ſich unterwarfen. Orient und Occident ſtießen damals hier und in Brundiſium ſo zuſammen, wie heute die neue und die alte Welt in Liverpool und New-York. Es waren die zwei Brückenköpfe des Ueberganges, der Italien dem unendlich reicheren und viel gebildeteren, civiliſirteren Oſten verband; das dazwiſchen ſtehende Korkyra ſein Pfeiler. Und man muß ſich auch in der That dieſes Dyrrachium der römiſchen Kaiſerzeit wie einen der beſuchteſten unſerer Handels-

häfen vorstellen, belebt wie Marseille oder Hamburg und viel buntfärbiger. Touristen, denn auch diesen Luxus hatte die römische Welt in hohem Grade, Kaufleute, die Beamten der Provinzen, Generäle und ganze Armeen stiegen hier fortwährend ein und aus. Der Hafen war gedrängt voll großer Schiffe und die Stadt ein immerwährendes Fremdenquartier. So wie wir heute in Alexandrien und Constantinopel landen mit denselben Gefühlen der Erwartung und des Staunens über die neue Welt, stieg der betogate Römer hier an das illyrische Ufer. Eine wilde, noch lauter als in Italien schreiende Schaar in Kleidungen, die ihm fremdartig waren und die er selbstgefällig barbarisch schimpfte, überfiel ihn damals wie heute bei jeder Landung in einem Hafen des Orientes, ihre Dienste anbietend. Die nächste Sorge des Gelandeten war, und auch dieses wie bei uns, nach einem möglichst guten Wagen, nach bequemen Sänften, nach ausdauernden Pferden zur Weiterreise auf der via Egnatia nach Thessalonik, Byzanz und Kleinasien oder auf der Küstenstraße durch die locis maritimis nach dem eigentlichen Griechenlande, nach Athen, das die damaligen Römer lockte wie uns heute Rom. Und ebenso wieder war der Zurückkehrende ganz wie unser einer sehnsüchtig nach einem guten Schiffe, nach einer geräumigen Cabine darauf, nach glatter See und günstigem „onchesmitischem Winde". Hatte er diesen, so brauchte er von Durazzo nach Brindisi nur die Fahrt einer Nacht und die via Appia brachte ihn in drei Tagereisen nach Rom. Ueberhaupt kömmt man dem von uns so sehr angestrebten Verständnisse der antiken Zeit nur dadurch ganz nahe, wenn man sie überall mit den entsprechenden verwandten Eindrücken der Gegenwart wiederherstellt. Diese aber geben für die ganze Mannigfaltigkeit des antiken Lebens nur eine reiche Reiseerfahrung des Orientes. Darum auch das Motto dieses Werkes. Behelfe zur Restaurirung solcher classischer Reisebilder, aber doch nur Werkzeuge, die

mir erst durch diese localen Anschauungen Realität erhielten, indem sie an ihren gehörigen Platz eingestellt wurden, sind mir das Relief eines Grabsteines zu Maria Saal in Kärnten gewesen, das einen förmlichen Reisewagen und zwar unter Wegs, mit zwei Pferden bespannt, auf vier Rädern ruhend, den Kutscher vorne im gedeckten Cabriolet sitzend, den Passagier aus dem geräumigen, völlig geschlossenen Kasten durch das Fensterchen herauslugend darstellt, und für die Schiffe auf der Fahrt, die köstlichen, anschaulichen und voll Leben gemalten Fresken von Pompeji im Museo Burbonico zu Neapel, die sie förmlich beseelt, die Ruder wie Schwingen hoch gehoben, wie im Fluge erscheinen lassen und ganz den Eindruck geben der großen Raschheit der Seereise, wie wir ihn so durch manche Stellen der Classiker bestätigt hören.

So kam Cicero auf der See von Brundisium hierher und ging zu Lande von Dyrrachium nach Thessalonik weiter, als er aus Rom vor den Gesetzesanträgen des Clodius entwichen war, die ihm wegen seiner Verdammungsreden gegen den Lentulus und die anderen Spießgesellen des Catilina, also auch ob des berühmten Quousque tandem nach dem Leben und nach dem Gute strebten. Er hatte in Rom vorher noch eilig eine kleine Statue der Minerva nach dem Tempel des Capitols getragen und sie dort unter dem Namen der „Beschützerin" weihend aufgestellt. So der Philosoph, der aufgeklärte Cicero, und man will heute den Mann des niederen Volkes roh und verdummt nennen, und sich vornehm über ihn erheben, blos weil er sein Weihekerzlein der Muttergottes oder irgend einem Santo und Padrone stiftet? Man erkenne doch lieber, daß die Bedürfnisse des Herzens und der Seele immer dieselben bleiben, oder man beginne sein Verdammungsurtheil dort wo jenes begann, bei dem Philosophen des Alterthums, bei Cicero.

Cicero war drei Mal in Dyrrachium, jedesmal unter Umständen, die für ihn höchst peinliche waren und auch in seinen Briefen an Atticus nicht weniger bejammert werden, als es Ovid später in seinen Klageliedern vom Pontos aus that. Das erste Mal, 58 Jahre vor Christi, geschah es zur Strafe, daß er seine consularische Gewalt mißbraucht hatte, den Catilina mittelst einer Gesetzesüberschreitung zum Tode zu verurtheilen. Er sollte dieses vierhundert Millien fern von Rom in der Verbannung abbüßen. Sein Tusculum und sein römisches Stadthaus wurden zerstört, sein Vermögen confiscirt. Auf Schleichwegen hatte er sich nach Brundisium gerettet. Dreizehn Tage hielt er sich dort bei einem gewissen Marcus Laenius Flaccus versteckt. „Er ist ein wackerer Mann", schrieb er seiner Familie, der Gattin, dem Sohne und der Tochter, „ein Mann, der über der Sorge für mich die Gefahr für sein Vermögen und seine Existenz nicht beachtet und sich nicht durch die in dem ruchlosen Gesetze angedrohte Strafe hat abschrecken lassen, gegen mich alle Pflichten des Gastrechtes und der Freundschaft zu erfüllen. Könnte ich ihm doch einst meinen Dank durch die That erstatten! Im Herzen werde ich ihn immer bewahren. — Von Brundisium reise ich heute noch ab. Ich werde über Macedonien nach Cyzicus gehen. Ich würde hier auf einen Brief von Euch gewartet haben, wenn die Schiffer es gestatteten, welche die gute Witterung nicht vorbeilassen wollen. Im Uebrigen halte Dich aufrecht, meine Terentia, mit aller sittlichen Kraft, die Du hast. Wir haben gelebt, wir haben geblüht. Kein sittlicher Fehler, mein Verdienst hat mich gestürzt. Ich habe in nichts gefehlt, als daß ich mit den Würden nicht auch das Leben weggeworfen habe. Indeß, wenn es für unsere Kinder wünschenswerther war, daß ich lebe, so will ich alles Uebrige, so unerträglich es ist, ertragen. Aber ich, der ich Dir Muth einspreche, habe für mich selbst keinen." Der Brief ist mit dem Datum des 30. April unterschrieben.

Ohne langen Aufenthalt, immer noch sich fürchtend, eilte er dieses erste Mal sofort von Dyrrachium die via Egnatia entlang nach Thessalonik. Erst im Herbste wagte er es Italien wieder näher zu kommen. Am 26. November schrieb er seiner treuen Gemahlin, die er später so schmählich verließ: „Nach Dyrrachium bin ich gekommen, weil es eine freie Stadt, mir ergeben und Italien zunächst gelegen ist. Wenn aber die Frequenz des Ortes mich stört, so begebe ich mich anders wohin und werde Dir Nachricht geben." — Er meinte die etwas südlicher, bei Butrinto auf den Ufern des Thyamis, den corfiotischen Orangenwäldern von Benizze gerade gegenüber gelegenen Güter seines Freundes Atticus. Denn von diesem erhielt er am 27. November in Dyrrachium drei neue Briefe, die ihm die freundschaftlichsten Einladungen wiederholten. Aber er blieb in Dyrrachium. Die „Frequenz" des Ortes paßte in seine Plane und Hoffnungen. „Denn eben dieses ist der Zweck meines dermaligen Aufenthaltes in Dyrrachium, daß ich sobald als möglich, was vorgeht, höre", erklärt er sich schon am 30. November darüber in einem neuen Schreiben an seine Gemahlin. Man sieht, die Leute schrieben damals, als doch für jeden Brief ein eigener Sclave nothwendig war, den man nach Rom schickte und von dort zurück erwartete, nicht weniger oft, ja Cicero an Atticus viel häufiger als dieses Freunde und Ehegatten heute unter einander thun, da doch ein Schreiben über die Breite von ganz Europa und von Brindisi nach Alexandrien und Byzanz mittelst einer zehn Kreuzer-Briefmarke befördert wird. Vielleicht ist nichts mehr geeignet als diese Beweglichkeit des antiken Verkehrs trotz der Kostspieligkeit seiner Mittel den ganzen Begriff von der außerordentlichen Großartigkeit des damaligen Lebens zu geben.

„Auch bin ich hier sicher" — schrieb dann Cicero in jenem Briefe vom 30. November an seine Gemahlin weiter —

„denn diese Stadt ist von mir immer beschützt worden. Sobald ich höre, daß meine Feinde im Anzuge sind, gehe ich nach Epirus (zum Atticus). Du schreibst, wenn ich es wünsche, so wolleſt Du zu mir kommen. Allein da ich weiß, daß Du zu einem großen Theile die Laſten in der Heimat trägſt, so will ich lieber, daß Du dort bleibſt. Wenn Ihr Eueren Zweck erreicht, so ist es an mir, zu Euch zu kommen. (Seine Freunde bemühten sich nämlich, das Verbannungsdecret aufheben zu machen.) Wo nicht — doch hierüber brauche ich nicht weiter zu schreiben. Aus Deinem ersten oder höchstens zweiten Briefe werde ich abnehmen können, was ich zu thun habe. Sei nur so gut mir Alles auf's Ausführlichste zu schreiben. Freilich sollte ich, statt Briefe, die Sache selbst jetzt erwarten dürfen. Sorge für Deine Gesundheit und sei überzeugt, daß Du mein Theuerstes bist und von jeher warst. Lebe wohl, meine Terentia; ich glaube Dich vor mir zu sehen und werde von Thränen überwältigt. Lebe wohl."

Er weint viel in seinen Briefen. Aber, wenn man sie lieſt, glaubt man nicht neben der Gattin Terentia und dem Töchterchen „Tullchen" auch ihn zu sehen? Es gibt nichts, was die römische Welt, die antike nämlich, mehr von den Todten auferweckt, anschaulicher darstellt, gegenwärtiger macht, als die Briefe des Cicero. Sie sind geradezu alltäglich, für den idealistischen Alterthumsschwärmer erschreckend gewöhnlich. „Die Zeit fehlt ihm" in diesen Briefen, ganz so wie wir heute diese banale Entschuldigungsphrase gebrauchen. Ein andermal „ist ihm der Stoff zum Schreiben am Ende, überdies tagt es bereits". Also Nachtarbeit, wie wir sie heute auch noch treiben. Und so der Aehnlichkeit mit unserem Leben kein Ende. Das römische Leben, das wir uns so steifleinen in die kalte, kühle, feierliche marmorene Toga unserer Alterthumsforscher eingeschlagen und auf „nackigen Füßen" stehend denken, wird befremdlich einfach und natürlich, reine Wirklichkeit. Nur was

dieſen Briefen des Cicero gänzlich fehlt und ſich doch manchmal in unſeren heutigen findet, wenigſtens in Reiſebriefen, iſt jeder poetiſche Anhauch. Es iſt die kühlſte, egoiſtiſcheſte Praxis, nichts als Proſa. Aber ſo wird man ſich immer mehr das römiſche Leben geſtaltet denken müſſen. Dadurch eroberten die Römer die Welt. Sie waren die Engländer der heutigen, keine Poeten. Das waren auch nicht mehr damals die Griechen, aber doch geweſen. Nur von Aſtura und Porto d'Anzio ein paar Male, am Lateiner Meere, und da Cicero eben ſeine einzige Tochter Tullia verloren hatte, hat er Ausrufe des Entzückens über die Anmuth, die Ruhe, das Troſtvolle der Natur. Nur knappe, kurze, ſparſame Worte. Aber man hört doch, daß er ſie geſehen. Hier in Durazzo, in Mitte dieſer majeſtätiſchen Berge, vor dem glanzvollen Golfe und dem weiten prächtigen Meere ſpricht er nie eine Silbe darüber. Es hält daher auch nicht ſchwer, zu glauben, daß die Troſtgründe, welche ihm nach der Darſtellung des Dio Caſſius der athenienſiſche Philoſoph hier in ſein Exil gegeben haben ſoll, bei dieſem proſaiſchen Egoiſten ganz ohne Wirkung blieben. Unter vielem Anderen rieth ihm jener Athener Philiskus beſonders dringend an, die Welt gehen und laufen zu laſſen, ſich aber „ein Landgütchen an der Seeküſte, von der Heerſtraße abgelegen zu wählen und dort wie Xenophon und Thukidides ſeine Zeit in ländliche und gelehrte Arbeiten zu theilen. So wird Dir zu Deinem Vergnügen nichts fehlen. Dieſes iſt die Gattung von Weisheit, die uns die dauerhafteſte Beſchäftigung gibt; für jeden einzelnen Mann, für jede Regierungsform die paſſendſte, zu der die Verbannung eine nur mehr fruchtbare Muße gewährt. Iſt es alſo Dein Ernſt, wie jene unſterblich zu werden, ſo nimm' ſie Dir zu Muſtern." Dieſe Stelle des Dio Caſſius aus dem achtunddreißigſten ſeiner Geſchichtsbücher und der Rath des Philiskus, das idylliſche Bildchen von dem Landgütchen auf der Seeküſte von Dyrrachium zeigen, daß die

Alten indeß doch, was man oft bezweifeln, selbst bestreiten will, dieselben landschaftlichen Augen, Sehnsuchten und Bedürfnisse nach Naturschönheiten hatten, wie wir heute wieder und insbesondere unsere Xenophone und Thukidideſe.

Aber Cicero machte es diesen reiferen Weisen des älteren griechischen Alterthumes nicht nach und begnügte sich nicht mit dem Landhäuschen auf der Küste von Dyrrachium, obwohl ihm der römische Senat Zeit genug ließ sich zu sammeln und mit der Natur von Dyrrachium zu befreunden. Den ganzen Winter blieb er hier und klagte fortwährend um Rom wie ein heutiger Franzoſe um sein verlorenes Paris. Erst am 5. August des folgenden Jahres durfte er in Brundisium den heimatlichen Boden wieder betreten. Er dankte Pompejus die Erlaubniß zur Rückkehr.

Das dritte Mal mußte er sich hier im Lager dieſes nun auch aus Rom verbannten Pompejus, da sie Julius Cäſar eingeschloſſen hielt, nicht weniger lang gedulden. Im Juni des Jahres 49 vor Christi war Cicero von Brundisium her gekommen nach diesem Coblenz der römischen Aristokratie. Er fühlte sich unbehaglich, lehnte jedes Amt ab, aber kritisirte Alles. Er lieh dem Pompejus zwar Geld, aber er hatte keine Hoffnung mehr und rieth zum Vergleiche mit Cäſar. Sein einziger Sohn, erst sechszehn Jahre alt, wurde hier von Pompejus zum Hauptmanne in der Reiterei ernannt. Cicero ging nicht nach Pharsalos. Er entwich im August des nächsten Jahres nach Korkyra und von dort nach Italien, wo er auf der Landstraße von Tarent mit dem aus Alexandrien und den Armen der Cleopatra heimkehrenden Cäſar Frieden machte. Cäſar, da er ihn sah, stieg aus der Sänfte und eilte ihm entgegen, um ihn an seine Brust zu drücken. So hoch wurde damals schon und selbst von einem Cäſar die parlamentariſche Geschwätzigkeit gewerthet.

Dieſer Cäſar verbrachte, wie Plutarch es darſtellt, bei Dyrrachium die traurigſte Nacht ſeines Lebens, ſo ungefähr wie der preußiſche König Friedrich nach der Schlacht von Kolin, „die traurigſte von allen in ſchweren Gedanken über den Fehler, den er als Feldherr begangen habe". Pompejus war vor der ſchwächeren Macht des Nebenbuhlers aus Italien entwichen. In Brundiſium hatte er die meiſterhaft verkleidete Einſchiffung ſeiner Truppen bewerkſtelligt. Dyrrachium war nun das Hauptquartier ſeiner Landmacht geworden. Dort wollte er die ganze ihm noch anhängliche Kraft des Orientes um ſich ſammeln und dann erſt für die Republik den letzten Kampf mit dem neuen Monarchen wagen. So erhielt auch dieſer Krieg die Formen und Geſtalten der orientaliſchen Frage. Denn nach Dyrrachium ſtrömten nun die thrakiſchen, die aſiatiſchen, die egyptiſchen und afrikaniſchen Lehensfürſten. Aber auch die Reſte der von Cäſar in Spanien inzwiſchen beſiegten pompejaniſchen Legionen kamen hierher und alles hatte ſich hier verſammelt, was in Rom mißvergnügt und unglücklich war. Das ganze hocharistokratiſche Rom war damals im Lager des Republikaners Pompejus, in und um Durazzo, und ein damaliger Grillparzer hätte ihm den Päan anſtimmen können: In Deinem Lager iſt Rom. Ungeheuere Maſſen von Getreide und Waffen waren hier aufgehäuft worden. Vielleicht hat es niemals ein wohlbewehrteres Lager gegeben als dieſes des Pompejus um das römiſche Dyrrachium, ſo daß es kein Erſtaunen erregen kann, wenn ſelbſt ein Julius Cäſar von einer ſolchen Burg abgewehrt wurde. Vom November 45 vor Chriſti durch mehrere Monate hatten ſich ſeine Angriffe über die ganze Stadtebene verbreitet. Die letzte entſcheidende, für ihn unglückliche Schlacht, denke ich mir auf dem Lande, welches Durazzo gegenüber im Süden die Bucht ſperrt. Darauf folgte jene reuevolle Nacht der plutarchiſchen Schilderung. „Er hatte ein weites Land und die reichen ma-

cedonischen und thessalischen Städte in der Nähe und saß, indem er es unterließ den Krieg dorthin zu verlegen, hier am Meere, welches der Feind mit seinen Schiffen beherrschte, und war durch Mangel an Lebensmitteln vielmehr der Belagerte als er den Feind mit Waffen belagert gehalten hätte. So wurde er von Sorge und Unmuth bei der Mißlichkeit und Noth seiner Lage hin und hergeworfen. Endlich entschloß er sich aufzubrechen und sich gegen Scipio nach Macedonien zu wenden." Bei Pharsalos sah er die Pompejaner wieder. So nahe stehen oft, ja diese grellen Gegensätze sind sogar die Regel, die verzweifeltsten Augenblicke den glücklichsten unseres Lebens. Und der Mensch dünkt sich trotzdem frei und nicht das Werkzeug höherer, überlegener Absichten zu sein. Das römische Imperium sollte der Welt gegeben, die Welt für Jahrtausende neu gegliedert und geformt werden, und selbst die Fehler eines Julius Cäsar konnten diesen Gedanken nicht mehr zum Schiffbruche bringen. Pharsalos stand in den Büchern der Vorsehung und in dem Freibriefe des cäsarischen Glückes vorgeschrieben. Nachdem er diesen Schlag noch geschlagen, war seine große Schicksalsrolle ausgespielt. Der Mohr hatte der Weltgeschichte seinen Dienst gethan und konnte eigentlich damals schon gehen.

Schicksal, nicht Weisheit, ist das Thun der Sterblichen,

so sagt Plutarch mit dem Verse eines unbekannten Dichters in seiner Moralschrift über den Zufall.

Nachdem Dyrrachium also glücklich entsetzt worden war, hatte Pompejus den letzten der ehrlichen Republikaner, Cato den Uticenser, mit achtzehn Cohorten in dasselbe gelegt. Er selbst war dem Cäsar gefolgt. Auf den gebahnten Wegen, welche von dort über die illyrischen Gebirge führten, hatten sich diese ungeheueren nebenbuhlerischen Heere tiefer in den Orient gewälzt. Das, daß Dyrrachium der Brückenkopf dieser

antiken, heute vergessenen und verfallenen Straßen nach dem reicheren Morgenlande war, gewissermaßen das Thor zu all' den Schätzen, welche die ganze alte Welt genährt haben, beantwortet wohl auch die Frage, welche man oft hört, warum Pompejus gerade hierher von Italien gegangen sei. Auch hat dieser erste Erfolg gegen den sonst unbesiegbaren Cäsar seinen Gedanken glänzend gutgeheißen.

Da Augustus nach Philippi ging, um den ermordeten Cäsar zu rächen, folgte er demselben Wege und vielleicht wohlbewußt derselben Politik auch. Er mußte eine Zeit lang krank auf diesem westöstlichen Marsche in Dyrrachium pausiren. Dabei mag er sich die Stadt näher angesehen haben, und als er heimtückisch auch den Antonius beseitigt hatte und er der letzte große kalte Mann, alleingebietend auf der römischen Staatsbühne stand, schickte er hierher in das Exil die Freunde und politischen Anhänger seines unglücklichen Collegen im Triumvirate. Die Stadt wurde immer größer und bedeutungsvoller und so noch mehr als Constantin die Kaiserresidenz nach Byzanz verlegte. Man mußte und ging nun über Dyrrachium oder Apollonia von der einen zur anderen der beiden zugleich noch und neben einander blühenden Hauptstädte der Welt. Denn dieses waren die zwei westlichen Ausgangspunkte der via Egnatia.

Auch der prächtige Teridat, dieser König aus dem Morgenlande, war hier von Brundisium kommend und heimkehrend, da ihm Nero eben in Rom die Krone von Armenien auf das Haupt gesetzt hatte, wohl ganz ebenso wie Cicero und diese vielen anderen Touristen gelandet, eingekehrt und weiter gezogen.

Eine größere geschichtliche Rolle spielte dann aber Dyrrachium wieder eben mit dieser seiner Stellung auf der Brücke zwischen Italien und Constantinopel in den Kriegen, womit

der Kaiser Justinian Italien dem oströmischen Reiche zurück erobern wollte. Seine Generale Belisar, Johann, Isak und Constantin zogen sich wiederholt aus jenen transmarinen Kämpfen vor den Gothen hierher zurück, um in geborgener Sicherheit die Kräfte zu sammeln, welche ihnen Justinian zu Hilfe schickte. Oder sie kamen nach Dyrrachium, um sich einzuschiffen zum Ueberfalle auf die Küsten von Calabrien und Apulien, oder auch im tiefen eliptischen Bogen um das ganze adriatische Meer, Dalmatien und Illyrien hinauf, nach dem gegenüberliegenden Ravenna zu marschiren. In so ferne sind die Geschichtsbücher des Procopius auch eine Geschichte der via Egnatia.

In Dyrrachium ließ auch der Kaiser Justinian einen Palast herrichten für die Gothenkönigin Amalasuntha, als sich diese kluge und schöne Tochter des großen Theodorich nicht mehr sicher wähnte vor den Intriguen ihres mißrathenen Sohnes Athalarich. Und wirklich flüchtete sie von Ravenna schon vierzigtausend Goldgulden ihres Schatzes hierher, um die Zukunft für alle Fälle vorzusehen, falls ihr das verwegene Hazardspiel mißglücke, das sie, aber erfolgreich, gegen die Günstlinge und Verführer ihres unmündigen Sohnes versuchte.

Es wäre interessant und dankbar, und es wundert mich, daß es in unserer schreib- und wanderlustigen Zeit, welcher doch eigentlich neue Touristen- und Schriftsteller-Aufgaben fehlen, noch nicht geschehen ist, eine Geschichte dieser räumlich größten und auch ethisch bedeutungsvollsten Weltstraße zu schreiben. Beinahe das ganze Leben des kaiserlich römischen Reiches und dieses bis in seine letzten Ausathmungen hinein, ja auch seine Todeszuckungen noch, ließen sich darum flechten. Aber es müßte eine Geschichte aus dem Vollen heraus, gewissermaßen aus dem Fleische der Landschaft geschnitten, mehr ein lebendiger und anregender Spaziergang, die einzelnen

Geschehnisse geknüpft an die Landschaftsbilder und persönlichen Natureindrücke und diese illustrirt mit Volksstudien sein, als eine langweilige chronikartige Aufzählung der historischen Ereignisse, welche dort vorübergeschritten, und auch keine bloße Baugeschichte sein, denn dieses beides existirt eigentlich schon. Dann aber würde der Leser beinahe wieder mit Cicero auf die Reise sich begeben können und wohl mehr vom Alterthume erleben und tiefer in sein Wesen eindringen als ihm dieses durch alle Schlachtenberichte und Verdolmetschung der Senatusconsulten vermittelt wird.

Die Straße ging zuerst in südlicher Richtung nach Clodiana. Das war die erste Poststation, nicht allzuweit von Dyrrachium, wahrscheinlich am heutigen Shumbi gelegen. Dort vereinigte sich ihr der Zweig, der von Apollonia kam. Nun schlug sie sich über das kandavische Gebirge, woher sie auch, wie Strabo wenigstens behauptet, eine Strecke weit den Namen via Kandavia führte. Dieses Gebirge ist heute das von Elbassan, der Lenia Dag, und sieht man es im Osten von Durazzo von Norden nach Süden streifen, die Grenzmark dorthin für das Auge. Quer durch Epirus, recht wohl beinahe dessen nördliche Grenze versinnbildlichend, erreicht die via Egnatia Thessalonika. Strabo nennt sie auf diesem Wege die südliche Grenze von seinem Macedonien. Von Thessalonik setzte sie sich fort über Amphipolis, das schlachtenberühmte Philippi, über Neapolis, das dem heutigen Cavala entspricht, und um die Ostküste des ägäischen Meeres hinab nach Trajanopolis bei Dede Agadjie durch das dem Odysseus gleich zu Anfange seiner Leidensfahrten so feindselige Land der Kikonen. Ich bin dort in späteren Jahren auf ihrem Pflaster gestanden, das ich parallel neben der neuen Eisenbahnlinie noch wohlerhalten fand und dann auf ihrer Spur durch das nun beblümte und grünende Stadtgebiet von Trajanopolis gewandert. Sie bog von ihm ab, gleich vor seinem Thore

wieder nordoſtwärts neben dem Hebros, der heutigen Maritza, hinauf, durch die breite Ebene des Doriskos, wo Xerxes auf ſeinem Zuge gegen Griechenland die aſiatiſchen Kriegsvölker gemuſtert hat. Dyme, das man in Feredſchik zu erkennen glaubt, und Kypſela, das heute noch nahe verwandt Ipſala heißt, waren dort ihre Stationen. So wurde Adrianopel erreicht und über Tſchorlu ſtieg ſie nun nach Perinthos-Heraklea, dem heutigen Eregli zum Marmora-Meere hinab und neben ſeiner ſilbernen Fläche nach Byzanz und Conſtantinopel. Bis auf dieſes letzte kurze Stück wußte die heutige Eiſenbahn keinen näheren und bequemeren Weg zu finden. Man ſieht ſie von dem Geleiſe der Bahn noch mehrfach in den maleriſchen Ruinen hoch- und ſpitzbogiger Brücken und ihres ſchwarzen Polygonpflaſters, das ganz an die ſogenannten kyklopiſchen Mauergefüge erinnert. Man darf alſo ſagen, daß, wenigſtens was Thrakien betrifft, die via Egnatia wieder auferſtanden ſei. Es kann nicht lange dauern, wenn erſt dieſes Beiſpiel Erfolg gehabt, daß ihr dasſelbe glückliche Schickſal auch in Epirus und Macedonien erblühen werde. Wirklich gute und glückliche Gedanken ſind eben, wenn nur einmal geboren, dann auch unſterblich. Es verſchwindet vielleicht für einige Zeit, weil von dem Blödſinn der Menſchen umgehauen, der laub- und fruchttragende Stamm aus der Welt, aber die Wurzel keimt immer wieder auf, ſobald man es nur erlaubt. Es iſt nichts, was einmal geboren iſt, ſterblich in der Welt. Die Geburt ſelbſt iſt zu ſehr eine Bethätigung der Gottheit, deshalb auch in ihrem zeugungskräftigen Acte, wie alles Göttliche, in undurchdringliches Geheimniß gehüllt, als daß dieſe das von ihr Erſchaffene unwürdiger, gänzlicher Vernichtung anheimgeben könnte. Es wäre gerade ſo, als ſtürbe die Gottheit ſelbſt. Darum haben die Religionen ganz recht von der egyptiſchen der Pyramiden bis zur heutigen chriſtlichen, welche die Auferſtehung des Leibes neben der der Seele predigen.

Die eingehendsten Studien über die via Egnatia glaube ich, hat mein verehrter, leider schon todter Freund, der österreichische Generalconsul von Hahn in seinem Werke: „Drin und Wardar-Reise" angestellt und es war immer mein Traum gewesen, einen solchen naturgeschichtlichen Spaziergang, wie ich ihn oben vorschlage, mit ihm zu unternehmen.

Ursprünglich gehörte Dyrrachium zu Neuepirus. Es wird ausdrücklich als letzte Grenzstation dieser römischen Provinz genannt. Auch Procopius de aedificis hat diese Eintheilung. Unter den Byzantinern wird es Vorort der dreizehnten Eparchie, dann des neunten Thema's und in der Reichsbeschreibung des Constantin Porphyrogenetos, also um 960 nach Christi, des sechsten hellenischen Thema's. Sein Herzog hatte den siebenundzwanzigsten Rang unter den Provinzial-Würdenträgern und sein Erzbisthum zählte unter den ersten des Reiches. Noch um 512 schmückte der Kaiser Anastasius, weil er dort geboren war, Dyrrachium neuerlich mit Prachtbauten, und 1107, erzählt Anna Komnena in ihrer Alexiade, stand auf dem nach Osten gewendeten Thore der Stadt, also dem Landthore, noch eine bronzene Reiterstatue, als Bohemund sein Lager unter ihren Mauern aufschlug. So lange und trotz aller Unglücksfälle erhielten sich die antiken Reste und die Stadt in ihrer glänzenden Erscheinung.

Denn im Jahre 548 schon waren die Slaven verheerend vor ihren Thoren gestanden wie einige Jahre vorher die Langobarden, und bis zum zehnten Jahrhundert mußte Durazzo den Bulgaren fortwährend abgerungen werden und ging wieder an sie verloren. Diese unfreundlichen Berührungen der Völkerwanderungen dankte Dyrrachium eben seiner Bedeutung im römischen Straßensysteme. Heute denkt kein Mensch mehr daran, viel weniger, daß man sich darum stritte.

Im Jahre 1077 revolutionirte sein Statthalter Nikephoros Bryennios gegen den Kaiser Michael den Siebenten. Denn

das war eine der Erbschaften des römischen Kaiserreiches geworden, daß sich auch in Byzanz jeder entfernte Gouverneur einer Provinz, sobald er sich nur etwas mächtig wußte, ebenso berufen zu Krone und Scepter glaubte als der Herrscher in der Hauptstadt. Dahin kömmt man, wenn erst der Grundsatz: Macht gehe vor Recht, zur obersten Staatsreligion in die Gemüther eingeprägt ist. Diesem Revolutionär von Dyrrachium kam aber ein anderer von Nikea in Asien aus zuvor, auch ein Nikephoros, aber ein Botoniates, und entthronte wirklich den legitimen Kaiser Michael den Siebenten aus dem Hause Dukas.

Das war das Factum, welches Robert Guiscard zum Vorwande seines Kreuzzuges gegen Byzanz nahm. In Italien hatte er der byzantinischen Herrschaft ein Ende gemacht. Er wollte nun dasselbe im Osten erreichen und Papst Gregor der Siebente billigte dieses Vorhaben, weil er davon die Vereinigung der zwei Kirchen hoffte. Die Tochter des Robert, die Prinzessin Helena, war an den Kronprinzen Constantin, den Sohn des Kaiser Michael, vermählt worden. Daß man den Schwiegervater und Schwiegersohn entthronte, in Klöster steckte und entmannte, die Tochter ihm gefangen hielt, gab Robert den willkommenen Vorwand gegen den Usurpator Nikephoros Botoniates zu Felde zu ziehen. Dieser war bis dahin Gouverneur von Nikea gewesen. Mit der Belagerung von Durazzo am 14. Juni 1081 begann der Normannenkrieg.

In Constantinopel war durch eine Palast-Revolution inzwischen schon wieder, am 1. April 1081, ein neuer Kaiser geworden, Alexios der Erste, der zweite Herrscher aus dem neuen Komnenen-Geschlechte. Sein Heerführer in Dyrrachium wurde ein rasch neu bestellter, zuverlässiger Statthalter Georgios Palaeologos. Ueber ein Jahr hielt sich die Stadt, heldenmüthig vertheidigt und heldenmüthig angegriffen. Es ist wohl die ehrenvollste Episode in ihrer Geschichte, das Großkreuz

ihrer wohlverdienten Auszeichnungen und unsterblich der Ruhm, welchen sie damals geerntet. Erst am 14. Februar 1083 fiel sie. Die Normannen hatten zuerst Butrinto und Corfu und dadurch festen Fuß in der Adria genommen. Nachdem sie sich so den Weg erschlossen, die Flanke und den Rücken gedeckt hatten, theilte Herzog Robert bei Avlona seine Macht und ging mit der einen Hälfte zu Lande gegen Durazzo, die andere schickte er auf der Flotte mit seinem Sohne Bohemund das Ufer entlang. Er machte es also nicht anders als Cäsar, da er von Oricum und Buthroton ganz dieselbe Straße gegen den Pompejus zog. Manche Gegenden tragen nicht blos die Bestimmung, das Loos des Krieges, auch die Regeln seiner Kunst für immerwährende Zeiten unabänderlich in ihre Gesichtszüge eingegraben und vorgeschrieben.

Der Vater gelangte glücklich vor Durazzo, aber dem Sohne auf der See erging es nicht unähnlich wie den Schiffen, welche Julius Cäsar hatten Hilfe bringen wollen. Mitten im vollen Frühjahre, beim Cap von Linguetta, auf dieser schon beinahe tropisch südlichen Grenze überfiel ihn ein völliger Wintersturm mit einem Regen von geschmolzenem Schnee. Der Sturm war so heftig und erregte das Meer so sehr, daß der Wellensturz den Schiffsleuten die Ruder in den Händen zerbrach, die Segel zerrissen, die Masten zerbrochen, die Schiffe mit Wasser gefüllt und viele mit den Menschen und der Ladung darauf von der See verschlungen wurden. Gegen diese Feinde hatten auch die Normannen keinen Muth und so klammerten sie sich an das Beten, an Thränen und Seufzen. Anna Komnena will dieses Alles nur als Warnung und Strafe des Himmels verstehen für den Hochmuth und das Unrecht dieser grimmigen Feinde ihres Vaters. Aber nicht Robert und nicht Bohemund ließen sich dadurch im geringsten zurückschrecken. Wenige Tage nach dem Seesturme lagerte schon die ganze vereinigte Normannenmacht „in den

Ruinen des alten Epidamnus", wie Anna Komnena ausdrücklich sagt, das heißt nicht in den Ruinen der ältesten Griechenstadt, derjenigen, welche die Colonisten von Korkyra gerade dort auf der äußersten das Meer und den Golf abschneidenden Landzunge gegründet hatten, wo heute Durazzo steht, sondern tiefer im Halbmonde der Bucht auf dem größeren, breiteren und tiefen Blachfelde, wo ich den ganzen Boden gespickt mit halb versenkten Säulencapitälen, mit Schäften, die aufragen, mit Gräberresten besäet fand, ein romantisches und viel größeres Städtebild, als es die kleine, nahe den Barbaren und den wildesten Zuständen exponirte Colonie von Epidamnus jemals gewesen sein kann. Die Römerstadt baute sich hier wie auch in Constantinopel neben die ältere schon vorhandene Ansiedlung und die Neustadt wieder setzte sich dann neben jene römische Gründung auf die inzwischen mehr verfallene und immer am rationellsten gestandene älteste griechische Pflanzung.

Alexios hatte begriffen, daß die oströmische Kaiserkrone für die Griechen auf dem Spiele stand und alle Mittel der Abwehr aufgeboten. Er verbündete sich mit den Venetianern, weil er sich auf der See besonders schwach fühlte. Mit dreiundsechzig großen Galeeren erschienen sie vor Durazzo und mit noch mehr kleineren Schiffen. Der Doge Domenico Silvio selbst commandirte die Schlacht. Ihr Schauplatz war das offene Meer etwas nördlich von Durazzo. Die Normannen hielten sich tollkühn. Trotzdem wurde ihre Niederlage eine vollständige. Ihr Admiralschiff, mit Bohemund darauf, sank. Er rettete sich knapp. Die Belagerten machten gleichzeitig einen glücklichen Ausfall. Und doch hielten die Normannen vor der Stadt aus. Es haben auch diese Kämpfe wieder eine auffällige Aehnlichkeit mit den früheren vor Dyrrachium des Pompejus und Cäsar. Die Normannen wie Cäsar griffen die feste Stellung an und waren, wie er, ohne Stütze auf

dem Meere, und Pompejus, wie die Byzantiner, beherrschte die Stadt und wie die Venetianer auch die See. Und auch bis in die Gegend von Pharsalos spielten sich wieder die byzantinischen und normannischen Schlußkämpfe, wie auch der Preis des endlichen Sieges in beiden Fällen derselbe sein sollte: den Orient des römischen Reiches Italien wieder zu verbinden, denn dort waren die Normannen und Cäsar unbestrittene Herren. So scheinen den Localitäten nicht nur die Fauna und Flora mit feststehenden Charakter-Eigenschaften, sondern auch die Geschichte mit gleicher Unveränderlichkeit eigenthümlich zu sein.

Eine zweite unentschiedene Seeschlacht folgte. Eine Hilfsflotte der Byzantiner stieß zur venetianischen. Erst darauf zog Robert die seinige in den Golf zurück. An zehntausend Mann und fünfhundert Ritter verlor er durch das Fieber. Man litt Hunger in seinem Lager. Um Zufuhr aus Apulien und Sicilien zu holen, mußte sich seine Flotte doch wieder auf die offene See wagen. Er hielt aus, denn die Normannen waren am tapfersten im Ungemache.

Wie auf der See kamen nun auch auf dem Lande die Byzantiner selbst der bedrohten Stadt zu Hilfe. Im August des nächsten Jahres hatte der Kaiser Constantinopel verlassen und endlich am 15. October erschien er mit siebenzigtausend Mann auf der Höhe der egnatischen Bergstraße, vor der Kirche des heiligen Nicolaus auf einem Vorgebirge, das in das Land und das Meer vorläuft, die Stadt und die Ebene, die Flotte und die See überschauend. Er hatte dort, schildert Anna Komnena die Stellung, das Meer zur Linken und einen hohen Berg zur Rechten und der Hügel selbst neigte sich mit linder Senkung bis in die Campagna von Durazzo. Und diesen erhabenen Ort auch fand Kaiser Alexios am tauglichsten zur Lagerung seiner Armee.

Unter den Truppen befand sich auch die Garde der gefürchteten Waräger, eine deutsche Schaar. Der Kaiser war langsam und vorsichtig, ich möchte sagen, staatsklug gekommen. Die letzte Hoffnung des Palaeologos stand auf diesem Entsatze. „Zahllos wie Heuschrecken" bedeckte diese Armee die Ebene nördlich von der Stadt. Am 18. October, unserem Tage von Leipzig, kam es zur Schlacht. Die Ritter des Herzog Robert hatten sich die Nacht über durch den Empfang der heiligen Sacramente in der Kirche des heiligen Theodor dazu vorbereitet. Robert commandirte das Centrum, sein Sohn Bohemund den Flügel, der sich gegen die Berge lehnte, also wohl den rechten und der Graf Ami den linken, der gegen das Meer zu stand. Die Herzogin Sigel-Gaitha selbst führte eine Schaar der Normannen. Bohemund's Tapferkeit, die er in diesem einen Kampfe entwickelte, wäre genügend, seine ganze poetische Berühmtheit zu rechtfertigen. Die Byzantiner ließen sechstausend Todte zurück und flohen. Ihre Armee, die fünfmal stärker war, war vom Hügel und der Kirche des heiligen Nicolaus herabgekommen, also aus dem Norden, dem Meere entlang und immer mit Anlehnung an dasselbe, an die dort befindliche Flotte und durch die Plänkler der Fremdengarde auch in fortwährender Verbindung mit der Festung Durazzo selbst gestanden. Der Kaiser persönlich führte die Vorhut. Seine Tochter Anna Komnena gibt der Flucht der türkischen Hilfstruppe die Schuld der Niederlage. Sie lag aber wahrscheinlich in der unwiderstehlichen Kampfesweise der Normannen. Es war eine jener im Alterthume nicht seltenen Schlachten, wo nur durch die individuelle Tapferkeit aller Einzelnen der Sieg entschieden wurde, und das wohl allein sind Heldenkämpfe zu nennen, würdig wie die von Troja besungen zu werden. Diese anderthalbjährige Belagerung von Durazzo wartet noch ihres Homeros! Fähig und würdig seines Liedes ist sie.

Alexios verlor alle seine kaiserlichen Kleinodien und rettete sich kaum nach Devol. Georgios Palaeologos, der Statthalter von Dyrrachium, der sich vor der Schlacht mit den Kaiserlichen vereinigt hatte, wurde von der Stadt abgeschnitten. Ein Albanese, Komis Kortis, trat dort an seine Stelle. Auch dieser hielt sich so, daß nur der Verrath eines Venetianers, Domenico, die Festung zum Falle brachte. Der Sohn des Dogen Silvio war mit unter den Gefangenen. Es war auch jetzt wieder wie bei Troja gewesen, als ob der Muth sich gegenseitig durch das Beispiel gesteigert habe.

Der Eroberer, Robert Guiscard instituirte nun den Fortino di Rossano zum Commandanten von Durazzo und seitdem haben die Ansprüche der Italiener auf diesen wichtigen Posten des adriatischen Meeres kein Ende mehr genommen. Die via Egnatia lag dem Abenteurer frei und bedeutend näher gerückt schien das ehrgeizige Ziel, die Eroberung des byzantinischen Kaiserthrones. Er setzte sich auch wirklich sofort auf der alten römischen Heerstraße nach Thessalonik in Bewegung. Aber die Normannen haben es nie verstanden ihre Siege auszunützen. Ihre größten Erfolge auf den Schlachtfeldern verpufften wie Feuerwerk. Sie waren schlechte Diplomaten und hatten die gewandtesten sich gegenüber. Mit Geld und goldigen Versprechungen schlüpfte der Grieche in ihr Lager, meuterte die Truppen und machte die Freunde nur mehr zu halben. So wurde im Juni 1084 die Schlacht von Lariſſa verloren. Als auch am 25. Mai 1085 zu Salerno Papst Gregor der Siebente starb, der die Seele dieses Versuches gewesen war, den Osten dem Westen, Byzanz wieder Rom in kirchlicher wie in weltlicher Beziehung zu unterwerfen, und am 17. Juli 1085 auf Kephallonien sein Schwert, Robert Guiscard, ihm im Tode folgte, fiel bald darauf die Festung Dyrrachium an die Griechen zurück. Die Stadt, aber ohne Castell, war inzwischen sogar einmal schon durch einen Ueber-

fall der Venetianer besetzt worden. Den Venetianern wurde jetzt der Freihandel in Durazzo gestattet, eine Kirche des heiligen Andreas und ein Stadtquartier eingeräumt. So hat der Löwe von San Marco sich hier das erste Mal eingenistet. Als Herzog wurde der Neffe des Kaisers Alexios, ein Joanes Komnenos, eingesetzt. Dieser empfing hier auch den Bohemund, da er zum wirklichen Kreuzzuge friedlich an der via Egnatia auf der Reise nach Constantinopel landete.

Gerade ein Jahrhundert später wiederholte sich das Schauspiel dieses Normannensturmes auf das griechische Reich und beinahe wörtlich gleichlautend. Wieder saß in Constantinopel auf dem Kaiserthrone ein Usurpator, der blutgierige Andronikos, der letzte der Komnenen, ehe das Geschlecht noch einmal in Trapezunt aufflackerte. Wilhelm der Zweite führte wie Robert Guiscard von Italien das Normannenheer nach Dyrrachium. Tancred stand statt Bohemund als Paladin im Kampfe. Wieder begann der Krieg mit der Einnahme von Dyrrachium, nur daß diese dieses Mal leicht wurde und die Stadt dann, als im großen Ganzen auch dieser Versuch gescheitert war, den Normannen blieb. Der Großadmiral Margaritone erhielt sie von seinem normännischen Kriegsherrn zum Lehen mit den anderen in Epirus behaupteten Uferplätzen und mit den jonischen Inseln: Margarito rege Epirothorum.

Kaiser Heinrich der Sechste nahm dann diese Eroberungspläne mit der normännischen Verlassenschaft in sein Regierungsprogramm auf und der spätere Sturm der Kreuzfahrer auf Constantinopel ist noch durch diese normännischen Ambitionen veranlaßt worden, welche alle von dem Grundgedanken beseelt waren, den der große Gregor der Siebente, dieser Schirmherr der Normannen, gegeben hatte: Die beiden Welthälften, wie sie zur Zeit des heiligen Constantin gewesen waren, wieder in eines zu formen, damit ein Reich und eine Kirche, das Ideal des Papstthumes wie der weltlichen Gewalt, die

Völker regiere. Dyrrachium ist immer der jenseitige Brückenkopf zum Uebergange dieser Pläne nach dem Oriente gewesen.

In diesem angeblichen Kreuzzuge des Jahres 1203, der mit der Einnahme von Constantinopel und der Gründung des lateinischen Kaiserthumes endete, war Dyrrachium der erste Punkt des griechischen Reiches, wo die bekreuzte Flotte landete und hier proclamirte sie den Scheinkaiser Alexios den Vierten, den sie als Vorwand des Krieges mitführte. Nach der Einahme von Constantinopel ließ sich Venedig Dyrrachium zutheilen und hielt es auch zehn Jahre unter seiner Botmäßigkeit. Marino Balaresso war sein erster Statthalter dort mit dem Titel eines Duca di Dyrrachium. Auch richteten sie hier sofort ein katholisches Erzbisthum ein, dem ganz Epirus untergeordnet war. Aber 1214 fiel Dyrrachium in die Hände des Despoten Theodoros von Epiros, des zweiten Fürsten der neubegründeten Angelos-Dynastie. Er machte es zur zweiten Hauptstadt des großen Reiches, das er sich gleich nach seines Bruders Michael Tode bildete. Und weil er die Bedeutung dieses Postens für die Erhaltung seines illyrischen Kaiserthumes — denn so hoch hinauf avancirte er selbst seinen Titel — richtig erkannte als Einbruchsstation nicht nur in Epiros, sondern durch die via Egnatia auch nach Thessalien und Macedonien, befestigte er Dyrrachium noch mehr mit starken Thürmen. Deshalb strebten und warben auch alle griechischen Kaiser fort und fort nach diesem Besitze.

Aber der Despot Michael der Zweite gab 1259 Durazzo als Heiratsgut seiner Tochter Helena mit in die Ehe mit Manfred, der übrigens schon 1257 dieses Eigenthum mittelst der normännischen Erbschaftstiteln der Hohenstaufen angesprochen hatte. Er setzte Philippo Chinardo dorthin, den treuen Diener seines Hauses.

Nach Manfred's Fall und Tode nahm Michael der Zweite von Durazzo wieder Besitz und Venedig, das es

wenigstens dem Namen nach ununterbrochen als sein rechtliches Eigenthum behauptete, unterstützte ihn in der Vertheidigung gegen König Carl von Neapel, weil es im Despotate der Angeli eine begünstigte Handelsstellung hatte. Aber der zweite Versuch Carl's von Anjou 1272 führte ihm doch auch diese kostbare Beute der manfredischen Güter zu. Gleich 1273 zerstörte es ein Erdbeben beinahe gänzlich. Pachymeres, der byzantinische Geschichtschreiber, hat dieses sehr drastisch und ausführlich geschildert. Mehr als alle früheren und späteren Belagerungen und Eroberungen der Stadt, scheint dieses Naturereigniß den traurigen, verkommenen Zustand veranlaßt zu haben, in dem man sie noch heute sieht. Die Einwohner flüchteten auf die Berge, daß die Stadt der Plünderung der Albanesenhorden offen blieb. Die Statthalter der Anjous suchten ihr und den Befestigungen wieder aufzuhelfen. Ueberhaupt die Verwaltung der Anjous in Epirus ließ sich energisch und civilisatorisch an. Sie gaben der Provinz gewiß mehr, als sie ihr entnahmen.

Nach der unglücklichen Schlacht von Berat blieb auch Durazzo Dank dieser Fürsorge mit den anderen Uferschlössern ein Refugium der Macht der Anjous in Epirus. Giovanni Scotto, der bisher Burghauptmann gewesen, wurde sein Statthalter. Nach ihm, 1283, Guglielmo Berardi, der besonders wohlthätig in Durazzo waltete. 1296 überrumpelte es der Serbenfürst Stephan Milutin. Aber schon im September 1305 übergab sich die Bevölkerung der Stadt wieder den Anjous. Zum Danke erhielt sie von Philipp von Tarent, dem Stellvertreter seines Vaters, des König Carl des Zweiten von Neapel, eine Menge Rechte und Freiheiten. Philipp ernannte den Anfusio Ferrante zum Stadthauptmanne und ging von Durazzo erst nach einem Jahre, im Herbste 1306, zurück nach Neapel. Das ganze Despotat der Anjous von Durazzo aus zurück zu erobern, war ihm jedoch nicht geglückt.

1311 war Peter d'Argallon anjouischer Capitän hier. Die Stadt erforderte fortwährend Zufuhren von Getreide, die sich alle in den neapolitanischen Staatspapieren verzeichnet finden. Damals folgten endlich einige Jahre der Ruhe für die hart mitgenommene Bevölkerung. Den religiösen Orden, besonders den Dominikanern, diente Durazzo in dieser Zeit als Ausgangspunkt einer eifrigen und nicht erfolglosen Propaganda durch Griechenland.

Im Februar 1315 erschien hier Carl von Tarent als Vicar seines Vaters Philipp, um Durazzo gegen eine Griechendrohung zu befestigen. Auch hielt es sich gegen die Byzantiner. Aber 1319 wurde es für einige Jahre wieder serbisch und erst 1322 erlangten es die Anjous aus dieser Zwischenherrschaft zurück. Und bei diesem Geschlechte erhielt es sich nun auch.

1333 wurde es zu einem selbständigen Herzogthume erhoben und Johann von Anjou-Gravina sein erster Herzog bis 1335. Es folgte ihm sein ältester Sohn Carl bis 1348. Die Stadt war wohlgehalten in dieser Zeit und gut verproviantirt. Die Capitäne waren seit 1333 zuerst Nicolo und Berardo di S. Giorgio. Seit dem Februar 1334 Tommaso Capograsso aus Salerno. Im Frühjahre 1337 erschien Ludwig von Tarent als Generalvicar der Anjous. Statthalter nach seiner Abreise war Guglielmo Sanseverino. Diesen nahm der Albanesenhäuptling Graf Tanusio Thopia gefangen, während bis dahin immer das Geschick und Glück der Anjous darin bestanden hatte, mit diesen benachbarten Bergleuten nicht nur in Frieden, sondern in hilfsgenössischer Freundschaft zu leben. Statt des Sanseverino gebot seit 1337 bis 1339 Loisio Caracciolo als Statthalter in Durazzo. Ihm folgte Amelio Sanseverino und 1346 Paolo Brancaccio als Hauptmann der Burg und Philippo Roncella als Gouverneur der Hauptstadt, der letzte, von dem uns der Name erhalten ist aus

dem immer wilder werdenden Chaos, in das diese unglücklichen Gegenden verfielen.

Man sieht, lauter Abkömmlinge der besten Familien von Mittel- und Unter-Italien administrirten Durazzo, was auch Zeugniß dafür ablegt, daß damals diese Orte als ganz in den Bereich unserer Cultur gehörig und als von höchster Bedeutung betrachtet wurden. Es dürften auch wirklich selbst in Italien, dem doch am meisten historisch betroffenen Boden, wenig Punkte zu finden sein, die öfter von Thatsachen unserer modern-europäischen Geschichte berührt worden sind, als dieses heute in einem Winkel des adriatischen Meeres so abgelegene und verleugnete Durazzo.

Nach der Enthauptung des Herzogs Carl zu Aversa am 24. Januar 1348 durch den siegreichen und rachevollen Andreas von Ungarn erbte Durazzo des Herzogs älteste Tochter. 1368 verlor sie aber das Herzogthum an die Albanesen, mit denen man die frühere besänftigende Diplomatie der Freundschaft nicht aufrecht erhalten hatte. Carl Thopia machte Durazzo zur Hauptstadt seines Königreiches Albanien, wie er die vereinigten Despotien umtaufte.

Am 28. März 1368 kam die Nachricht nach Venedig, daß dies wichtige Handelsemporium dem „Herrn von Albanien längs dem Meere" erlegen sei. Es war das definitive Ende der Anjous in Epirus.

Zwanzig Jahre lang, bis 1388, herrschte Carlo Thopia hier, der sich auch Primus de domo Francia nannte, denn er stellte einen Stammbaum auf, der ihn dem Lilienhause verwandt machte. Nur für einen Augenblick störte ihn sein Schwager Balsa der Zweite, der Herr von Vallona, in diesem Besitze. Immer hielt sich Thopia mit Venedig gut und nur mit der Hilfe des Golfcapitäns der Republik war er im Frühlinge des Jahres 1387 im Stande Durazzo gegen

die Türken zu behaupten. So geschickt betrieb man damals in diesen wilden Zeiten selbst in Albanien die Diplomatie. Ueberhaupt, ich behaupte, je näher wir unseren Zeiten, das heißt den sogenannt fortgeschrittensten kommen, desto ungeschickter und roher wird dieses Handwerk des gesunden Menschenverstandes geübt.

Auch Durazzo sollte damals der Republik abgetreten werden, wie man ihr Avlona antrug und sie Corfu annectirte. Aber nur gegen Ersatz von Gütern in Euböa oder auf Kreta wollten es die Thopia cediren und die klugen Staatsmänner von San Marco sahen den Augenblick voraus, da ihnen die überreife Frucht in den Schooß fallen müsse. Il fallait seulement corriger un peu la fortune, würde sich Lessing's Riccaut de la Marliniere ausgedrückt haben. Es ließe sich an diese Venetianisirung der Stadt und Festung Durazzo ein ganzes Gemälde der Staatskunst und Diplomatie der Republik von San Marco knüpfen. Uebrigens Piemont in neuerer Zeit hat es nicht viel anders und ungeschickter gemacht. Die Italiener sind immer noch, wie dieselben Menschen des Mittelalters, so auch die besten Diplomaten geblieben. Was ihre Soldaten auf den Schlachtfeldern verlieren, gewinnen sie in den Cabineten.

Carl Thopia, der erste aus dem Hause Frankreich, eine abenteuerliche Erscheinung, starb in Durazzo Anfangs Januar 1388. Sein Sohn Georg succedirte ihm sofort. Die Türken standen vor den Thoren und der venetianische Consul Antonio de Pieripizzoli begnügte sich, das Volk zur Gegenwehr aufzumuntern, ohne inzwischen selbst etwas zur Unterstützung des neuen Fürsten zu thun. Die Venetianer ließen den Türken für das „albanesische Königreich längs dem Meere" immer drohender werden. Die Hauptstadt selbst konnte kaum mehr athmen. Nur die See gehörte der Republik und damit eben beinahe Alles. Der nächste Verwandte des Georg Thopia,

Constantin Castriota bettelte bei dem Sultan Bajazid um die Belehnung mit Durazzo. Da erst, am 2. Mai 1391, beschloß die Republik ehe sie dieses zulasse, das Land zu occupiren. Es wurde dieses unter der Form der Hilfeleistung für den bedrängten Fürsten bewerkstelligt. Der Fürst wurde zuerst wie unter freundschaftliche Vormundschaft genommen, Marino Cocco zum Rettore in Durazzo ernannt, so daß von 1391 bis 1393 nichts ohne seine Zustimmung geschehen konnte. Am 8. März 1392 erhielt dann der Golfcapitän Saraceno Dandolo die Vollmacht, Stadt und Burg in „friedlicher Weise" zu besetzen. Und dieser führte den Befehl so artig aus, daß blos auf sein Erscheinen hin der Fürst ihm die Burg räumte. Paolo da Canale wurde dort der erste Castellan der Republik. Ueber die Stadt ließ man dem „König Thopia" noch den Schein der Herrschaft. Im October 1392 aber schon starb dieser Schwächling eines so kräftig aufgeflammten, aber rasch erloschenen Geschlechtes, und Venedig trat nun in den Besitz des ganzen Durazzo. Nur Napoleon der Erste und die Engländer in Indien haben so heuchlerisch tugendhaft Länder erobert. Am 20. Februar 1393 übergab der bisherige Rettore Marino Cocco Stadt und Burg dem neuernannten Bailo und Hauptmanne von Durazzo, dem Francesco Giorgio.

Bis 1395 führte Giorgio hier das Regiment. Die Stadt erhielt alle Gewohnheiten und Freiheiten verbrieft. Die Albanesenhäuptlinge der Umgegend wurden durch Geschenke und kluge Behandlung verbunden und huldigten alle der Republik. Die Festung wurde nun mit Wachthürmen bewehrt und der Golfcapitän beauftragt, die umliegende See sorgsam zu bewachen. Es waren dort nicht blos die Türken, noch gefährlicher die catalonischen Banden. Doch scheint damals schon der Verfall des Handels nicht mehr aufzuhalten gewesen zu sein, wohl eben weil durch die fortwährende Türkengefahr das, was Durazzo gegründet, bereichert und wichtig gemacht hatte,

alle Landwege durch Epirus nicht nur verlegt und abgeschnitten, geradezu zerstört und vernichtet waren. So kam es wohl auch, daß die Behörden der Republik die Stadt im Jahre 1403 für ihren Umfang nur mehr sehr schwach bevölkert fanden.

1415 erneuerte sich die Türkengefahr in allerbedrohlichster Weise. Am 22. September bestürmten sie Durazzo unter Pir Amur beg und nur durch Geld wendete der Statthalter die Uebergabe ab. Die benachbarte Bergveste Kroja, die in Händen venetianischer Freunde gewesen war, wurde aber türkisches Besitzthum.

Von 1427 konnte sich die Republik in Albanien nur gegen eine regelmäßige Tributzahlung an die Türken behaupten. Die Gegenden wurden immer unsicherer. 1425 in einem Streite ging sogar die Stadt Durazzo, ohne die Burg, für einige Zeit an die Serben verloren. Das Leben hier war nur mehr Krieg, nichts von Handelsverdienst mehr übrig. Nur die Salinen und das mit allen Nachbarn vereinbarte Salzmonopol gaben dem Besitze von Durazzo für Venedig noch Werth und Bedeutung. Es war das Salzkammergut des ganzen jonischen Meeres geworden.

So ging es fort bis zum Anfange des neuen Jahrhunderts, da Durazzo von den Osmanen erobert und im Friedensschlusse vom 6. October 1503 auch rechtlich von der Republik an sie abgetreten ward. Seitdem setzte sich der Verfall bis zu dem heutigen Elende fort.

Da ich mich wieder einschiffte, ging eben die Sonne unter. Mildes rosenrothes Licht deckte die Berge im Osten und schwamm auf dem Meere. Es war eine trübe, wehmüthige Stimmung in der Landschaft, etwas von dem Herbstlichte, das um den gestorbenen Sommer trauert und wie es in der Geschichte liegt, die ich eben erzählt habe.

Am Landungsplatze steht eine Platane, würdig der Ufer des Bosporus. Vielleicht hat sie Bohemund, der diese Bäume dort gesehen, dann hier gepflanzt. Der andere Kreuzfahrer, Gottfried von Bouillon, soll ja unter den großen von Bujuk-dere, die auch heute noch grünen, gelagert haben.

Zigeunermusik empfing mich an Bord des Schiffes. Dieses Heute und das Damals, wie es Thukidides und Cäsar geben! Ich möchte wissen, ob irgend Jemand diese Küstenplätze des Ostens der Adria mit anderem als mit jenem melancholischen Gefühle sehen kann, das mich seit drei Tagen gefangen hält. Wahrhaft krank bin ich. Das sind nicht mehr die heiteren belebenden Gesichte, die mir Same und Ithaka, das Cap der Sappho und Nikopolis gaben. Er ist gar zu entsetzlich dieser Verfall in die heutige Gegenwart, die noch etwas sein will und nichts mehr ist.

Um acht Uhr Abends fahren wir weiter. Dieses Buch aber muß hier abbrechen, indem das Ufer und die Inseln, die nun nordwärts folgten, historisch kaum mehr als Colonialländer der Korkyräer nachzuweisen sind.

Viertes Buch.

Geschichte Corfu's.

1. Capitel.

Erste Dichtung und Wahrheit auf Scheria.

Die Insel erscheint in den ältesten Fabeln und wächst gleichsam aus den Urgebilden der griechischen Mythologie heraus. Kronos soll den Uranos hier entmannt und die Urmutter Demeter hier geackert und geerntet, die Titanen in der Landwirthschaft unterrichtet haben, und als sie auf Erden ihres Handwerkes müde geworden und das goldene Zeitalter abschied, ihre Sichel, die sie von Hephaistos empfangen, in den Boden vergraben haben, die dadurch der Insel die halbmondförmige Gestalt und für lange Zeit den Namen Drepane gab. Uebrigens war er im Alterthume vielen Orten gegeben, landläufig durch die ganze damalige Welt, und ist daher wohl auch für die Geschichte der Nationalökonomik ein Zeugniß, daß sich jene erste seßhafte Zeit der alten Griechen hauptsächlich mit der Landwirthschaft beschäftigte. Aus dem vergossenen Blute des Weltvaters Uranos seien die Phäaken entstanden. Andere behaupten, daß diesem Sichelnamen sogar ein noch älterer der Nymphe Makris vorausgegangen sei. Dieses Alles ist wenig erwiesen. Nur vielgeschwätzige Alexanderiner zeugen dafür. Indessen wenn man den häufigen Namenswechsel, welchen diese Inseln dann später in unseren Zeiten wieder erfahren,

nicht vergißt, verliert diese mehrfache sagenhafte Umtaufe allen Anschein der Unwahrscheinlichkeit. Es bleibt überhaupt eine der größten Unbegreiflichkeiten, wie wenig Bestand geographische Namen in der Geschichte haben. Man sollte glauben, weil nie und nirgends das Menschengeschlecht auf einmal und völlig ausstirbt, Väter immer noch neben den Kindern fortleben, könne auch diese Tradition nie ganz erlöschen. Und doch ist nichts gewöhnlicher. Ithaka und Troja, das egyptische Theben und Sparta hatten sich völlig aus dem Gedächtnisse verloren. Und erst die neuere Zeit, wie sie die Ruinen und Stätten suchte, hat ihnen auch die alten Namensklänge wiedergefunden. Es macht dieses noch mehr als der Zusammensturz von Tempeln und Palästen die Sterblichkeit von allem Menschenwerke anschaulich.

Historischer schon ist der nächste Name, welchen Homer der Insel gibt, und die zwölf ersten Zeilen des sechsten Gesanges der Odyssee dürfen wir die erste geschichtliche Kunde von Corfu nennen. Alles übrige Vorhergehende ist ganz unbeglaubigte Fabel:

Aber Athene
Ging hinein in das Land zur Stadt der phäakischen Männer.
Diese wohnten vordem in Hypereien's Gefilde,
Nahe bei den Kyklopen, den übermüthigen Männern,
Welche sie immer beraubten, und mächtiger waren und stärker.
Dorther führt' auswandernd Nausithoos, göttlicher Bildung,
Daß sie in Scheria wohnten, entfernt von erfindsamen Menschen.
Rings dann umzog er mit Mauern die Stadt und bauete Häuser,
Richtete Tempel den Göttern empor, und vertheilte die Aecker.
Der war schon vom Tode besiegt, zum Aïs gewandelt;
Aber Alkinoos herrschte, begabt von den Göttern mit Weisheit.

Auch diese Stelle der Odyssee muß erst gedeutet, ich möchte sagen aus einer uns fremden Sprache in uns vertraute Laute übersetzt werden. Aber was es dabei an Aus- und Zulegung, an Hypothesen bedarf, ist nicht mehr und nicht willkürlicher

als die historische Forschung zuläßt und übt bei den Notizen über viel jüngere Ereignisse, welche dann deshalb doch als beglaubigt und erwiesen gelten, und allgemein so angenommen werden.

Nausithoos, ein anderer Moses, führte die Phäaken aus ihrem Stammlande, nahe dem übermüthigen Volke der Kyklopen aus, weil diese sie stets überfielen und mächtiger und stärker waren, also sie bedrückten und unterjochten. Das sind die Daten, die uns Homer hier gibt, und daß dieses Stammland der Phäaken Hypereien hieß und ein weites Gefilde war.

Und nun die Auslegung. Die ganze antike Weltbeschreibung, griechische und römische Geographen deuten die Kyklopen nach Sicilien hin und zwar auf das gerade Corfu zugekehrte östliche Gestade Trinakriens. Alle gegentheiligen Vermuthungen der Neuern können doch nicht wohl gegen diese abgehärteten Beweisstellen des Strabo, des Thukidides und so vieler Anderer aufkommen. Die Kyklopen werden und müssen immer als Einwohner der trinakrischen Steilküste geglaubt werden. Sie mögen in Wahrheit anders geheißen haben und vielleicht noch wahrscheinlicher anders geartet gewesen sein als sie Homer in späteren Gesängen böswillig genug schildert, obwohl auch für die Umtaufe ihres Völkernamens kein rechter Zweifelsgrund vorliegt; allein das was die Alten als Kyklopen begriffen, hat nun einmal auf Sicilien ungefähr auf der Strecke von Messina bis Catania in dortigen Bergen gelebt, Ureinwohner, Eingeborene des Landes, die sich mit Ueberfällen und Guerillakriegen gegen die Eindringlinge auf der Südküste wehrten und rächten.

Das können nur Sidonier gewesen sein, Phönikier wie sie in unsere historische Nomenclatur übergegangen sind. Darauf weist auch der Vers 130 des dreizehnten Gesanges der Odyssee, wo Poseidon zum Zeus sagt:

Jene Phäaken, obzwar aus meinem Geschlecht sie entstammt sind.

Alles Phönikische nämlich rühmte sich oder wurde der Abstammung des Erderschütterers zugeschrieben. Und diese Kinder des Meergottes, die segelberühmten Phäaken bewohnten das Südufer, Syrakus, Girgenti und Selinunt, wie es später so ihre Nachfolger im Geschlechte, die Karthager, wieder anstrebten, weil es der Stammheimat, dem asiatischen und afrikanischen Vorlande zugekehrt ist. Daher auch der ganz andere Charakter im Denken und Handeln der Phäaken als ihn Homer in der Odyssee und Iliade seinen Achaiern und Trojanern gibt. Sie sind orientalisch milde. Jeden, der viel im Orient gereist ist und dort gelebt hat, frage ich, ob er nicht im Wesen der seeligen Phäaken Züge findet der Großsinnigkeit, des Edelmuthes, der Freiherzigkeit, wie sie ihm wohl in Syrien und durch ganz Kleinasien, aber niemals oder doch nur äußerst selten auf dem Peloponnes und in den Inseln begegnet sind. Aus solchen Daten darf die Geschichtschreibung auch folgern. Und ebenso aus diesem an die See anklingenden Namen des die Hypereiener ausführenden Häuplinges Nausithoos, daß sie wirklich von Alters her mit See und Handel und Kaufmannschaft Zusammenhang und darin Ursprung hatten. Nicht minder scheint mir für diese phönikische Stammtafel der Phäaken ihr absolutes Königthum zu zeugen. Die Phönikier lebten überall echt asiatisch orientalisch unter diesen strengen Formen der Gewalt. Solche Nachbarkämpfe der Stammreste aber blieben endlose Sitte auf Sicilien bis zur gewaltthätigen Zusammenschmelzung durch römische Weltherrschaft, nicht anders als das heutige Banditenthum dort, welches vielleicht sogar als ein Ueberbleibsel jener ungebundenen Gewohnheit behauptet werden könnte, indem es ein Irrthum ist zu glauben, daß es jemals, auch zur Zeit der geordnetesten römischen Polizeiregierung nicht, völlig aus jenen hohen und wilden Gebirgen ausgerottet gewesen. Sicilien hat immer und wird es stets in seinem Volkscharakter behalten etwas von jenem kyklopisch

Gewaltigen seiner Bergnatur, womit es die Phäaken des Homeros von sich aus und nach Corfu hinüber getrieben hat.

Also das Erste, was wir historisch von Corfu wissen, ist, daß Phönikier von Sicilien herüberkamen, schon eine reiche Handels- und Gewerbecultur mitbrachten, hier Tempel und Häuser bauten, die Stadt umwallten und die Aecker vertheilten, und ein Steuersystem auch schon einführten, gegründet auf diesen Privatbesitz:

„Auf, nun schenk' ihm ein groß dreifüßig Geschirr und ein Becken
Jeder von uns. Wir nehmen versammelt darauf von dem Volke
Wieder Ersatz; denn einen belästigten solche Geschenke,

heißt es zu Anfang des dreizehnten Gesanges in der Odyssee, als dem Odysseus die Gastgeschenke vom Könige zugesprochen werden. Solche Entlassung des Fremdlings gehörte zu den damaligen Verpflichtungen eines gebildeten Staates wie heute das Schul- und Kriegsbudget, und wir dürfen vielleicht darum ihn etwas gebildeter, civilisirter wie wir sagen, nennen, als alle unsere moderne Cultur, welche Gastfreundschaft nirgends und niemals noch unter ihre berufspflichtigen Leistungen eingereiht hat. Nausithoos, dieser glückliche Einwanderer, war todt; Alkinoos herrschte in seinem Reiche. Odysseus ist der erste Grieche, der es betrat; denn durchaus gilt er als Fremdling, das Land ihm als fremd und unbekannt, beinahe ganz wie ein Zauber- und Fabelland. Auch dieser bunte Farbenton gilt für meine These, daß die Phäaken phönikischen Ursprungs waren. Denn alles Phönikische hatte in jenen altgriechischen Zeiten den Glauben einer höheren Bildung für sich. Die ersten Culturländer, ja die einzigen, wo von solchen Zuständen die Rede sein konnte, das Paris und London unserer Tage, die Modeplätze und Modegesetzgeber waren damals, das ist aus Allem ersichtlich, die Phönikier und Aegypter. Und gerade das, und es bewundernd und Schätze davon als Beweisstücke

dieser Bildung und ihres Reichthumes mit in die arme rohere, aber noch griechisch gebliebene Heimat, in das liebe Land der Väter nehmend, fand Odysseus im Reiche des Alkinoos aufgeblüht, ja in solcher Entwickelung, daß man beinahe schon wieder den Verfall voraussehen konnte. Und auch die andere der fabelhaft ausgebildeten Eigenschaften der Phäaken, ihre auf Erden sonst beinahe nicht dagewesene Seekunde, aus welcher Welker etwas kurzsichtig folgern zu können glaubte, daß die Phäaken Fabelmenschen und Scheria selbst nur eine Zauberinsel der Dichtung sei, thut eben nur dar, wie hoch damals im Begriffe der unerfahrenen Menschheit die Schiffahrtskunde der Phönikier stand. Sie war zur Fabel geworden und ihr legte man Wunder unter, weil sie den anderen noch ungelehrten Völkern als unbegreiflich wunderbar erschien. So mögen die Mexikaner des Montezuma von den ersten Reitern des Cortes, und die Rothhäute von den Gewehren und Kanonen des Columbus gesprochen und gesungen haben. Daher dann ebenso das dieſem phäakischen Nebelgebilde von Corfu ganz ähnliche reiz- und sagenvolle Gemälde der italischen West- und Südküste und des sicilianischen Landes, wo überall wie auf Corfu, lange vor griechischer Culturentwickelung durch die Hand der Phönikier Zustände aufgeblüht waren, nach denen sich die bewegte und immer sehr begehrlich gestaltete griechische Kaufmannsphantasie sehnte. Und die Odyssee ist das Bild jener ersten Wechselwirkungen zwischen Europa und Asien, lebhafter und anschaulicher als irgend ein Zeitungsfeuilleton heute. Also auch als historisches Document dürfen wir sie feiern.

Diese weite und intensive Verbreitung der Phönikier, welche wir dergestalt auch für Corfu dargethan finden und welche, von allen anderen Beweismitteln abgesehen, Homer allein schon für das ganze Mittelmeer feststellt, ist vielleicht das auffälligste Zeugniß von der wunderthätigen Gewalt des

Handels, welches der Geschichte jemals geliefert worden ist. Denn ein Völkchen, in seinem Ursprunge und in seinem ersten Besitze nicht größer als das biblische Senfkorn, ist beinahe auch wie der Baum der evangelischen Parabel geworden und hat seine Zweige und den wohlthätigen Schatten seiner Laubkrone über das ganze Mittelmeer gelegt, ja sogar Wurzeln in die jenseitigen Küsten zweier anderen Welttheile gesenkt, und dieses Alles nur durch seine Handelsthätigkeit, daß man heute noch in Europa, Asien und Afrika die Sprachen und das commercielle Leben mit phönikischen Zeichen behaftet erkennt. Dabei ist sein Wirken und seine Existenz nirgends sehr viel greifbarer und definirbar nachzuweisen, als wir es hier in der Odyssee dargestellt sehen. Sein Erscheinen behält immer und überall trotz aller neuen Entdeckungen etwas Spuckhaftes. Ich möchte sagen die Phönikier, welche aus einer uns vorhistorischen Zeit Zeugniß gebend in die heutige geschichtliche herüberragen, sind ein Rest jener uns unbekannten Cultur, uns warnend, daß es immer, so lange Menschen waren und sind, irgend einen Welttheil geben werde und gegeben habe, wo sich die fünf Sinne der Menschen zu besonderen Werken und Bildungen ausgenutzt und bethätigt hatten. Denn jene Zeit zu erreichen, da die ganze Welt chaotisch ungebildet und in erster Rohheit lag, sollten wir mit unseren Sinnes- und Gedankenwerkzeugen aufgeben, so wenig als es uns jemals gelingen wird, mit historischen Maßstäben die erste Entwickelungsepoche der Erde, ihrer Flora und Fauna in unsere Berechnung und Vorstellung ziehen zu können. Auch hinter uns, nicht nur vor uns liegt ein unbekanntes Etwas, ein Land, das wir mit körperlichem Auge und Ohr nie erreichen werden. Es muß sich der Mensch eben überall und immer in Demuth zu bescheiden und zu beschränken wissen auf die Grenze der ihm mit seiner Geburtsstunde als sein eigentliches Gebiet eröffneten Gegenwart. Hier aber auch gehört Alles ihm, was

er ernstlich will, strebt und wünscht, gerade so wie es diese kleinen, schwachen, unscheinbaren Phönikier in Europa, Asien und Afrika und auch auf dem zwischenliegenden Eilande Corfu nach den Worten des Homers verwirklichten.

2. Capitel.

Erste griechische Geschichte auf Korkyra.

Griechisch wurde Scheria erst als Korinther es besiedelten. Sie setzten sich über die eingewanderten Phönikier, wie ihnen dieses ebenso auf den Küsten Siciliens, Süditaliens und Etruriens glückte, so daß wir hier wie dort dieselbe Völkerschichtung beobachten: Phönikier auf dem kyklopischen Urelemente, Griechen auf die eingewanderten Phönikier gehäuft. Die Gräberfunde des Herrn Cesnola haben mir auf Cypern ganz die gleiche Bildung handgreiflich vor Augen gestellt. Es wird also immer mehr, und so wenigstens für die innerste Mitte des Mittelmeeres, dieselbe Volks- und Culturbewegung auch der ältesten Zeit und also eine völlige Einheit der Geschichte behauptet werden dürfen.

Zwischen dieser zweiten griechischen Landung und der früheren des Odysseus mögen in Wahrheit Jahrhunderte gelegen haben, von Jahrtausenden nicht zu reden, denn ich nehme die Realität der homerischen Gedichte als unabsehbar lange vor Homer geschehen. Die erste Meldung von diesem Streben der Korinther gibt uns vielleicht die über den Odysseus hinaus noch ältere Sage, daß Jason und Medea auf Corfu gelandet, dort von ihrem kolchischen Vater eingeholt und von dem Könige der Insel getraut worden sind. Altäre blieben davon übrig bis in spätgriechische Zeit, welche man von Medea im Haine des Apollo den Parzen und den Nymphen zu Danke errichtet,

und worauf man stets die Opfer darbrachte, die man dann durch sie gestiftet glaubte. Aber nur die Alexanderiner, kein Homer und keiner der älteren Geschichtsschreiber hat uns diese Sage eingekleidet, die man 1349 Jahre vor Christi datirt.

Anders wird es nun um 710 vor Christi, als Chersikrates eine Schaar mißvergnügter Adeliger aus Korinth hierher führte. Dafür werden die Bücher des Thukidides und beinahe unsere ganze Bibliothek griechischer und lateinischer Classiker Belegstellen. Was nun von der Geschichte Corfu's folgt, ist so wahr als irgend ein anderes Factum von Athen und Lakedämon, und muß geglaubt werden so gut als Herodot und Plutarch.

Die meisten griechischen Städte waren damals von Parteikriegen erfüllt, wie sie Dante später eben so grausam, so schonungslos, mordsüchtig und unversöhnlich nach der Wirklichkeit seiner italienischen Heimat abgebildet hat. Je reicher die Stadt war, desto heftiger flammten darin die politischen Leidenschaften auf. Die reichste von Griechenland war das auf beiden griechischen Meeren, dem jonischen, das gegen die nordischen Barbaren führte, und dem ägäischen, das die Wege nach Asien vermittelte, gelegene Korinth. Dieses hatte auf seiner Schiffahrt nach Italien, nach Sicilien, in die Adria hinein und zu den Barbaren von Dodona und Illyrien unter allen Staaten zuerst erfahren, von welcher Bedeutung Corfu durch seine geographische Stellung für den Verkehr von Griechenland nach Italien und von Italien dorthin zurück und weiter hinaus nach dem ganzen Oriente ist. Ein Gedanke, der später die ganze athenienfische Politik in ihrem Zwiste mit dem Peloponnes erfüllte und der die Römer von allem, was sie in diesen Meeren angriffen, zuerst nur Corfu für sich in Anspruch nehmen ließ.

In weniger als einem halben Jahrhundert nach seiner griechischen Colonisirung war Corfu schon so erstarkt, daß es

Korinth herausfordern und 664 vor Christi in einer Seeschlacht bekämpfen konnte, welche Thukidides die älteste genannt hat, womit sich Griechen unter einander auf dem Meere stritten. Die korinthischen Einwanderer und Eroberer hatten die Insel unter einem Prytanen ihrer eigenen Verfassung ähnlich organisirt und bis auf den Namen alles Phönikische ausgelöscht. Scheria, das einmal Δρεπάνη oder Αρέπανον, noch früher Μακρίς und Ἀργός, oft auch Φαιακωνγῆ oder Φαιακίς, Φαιακία geheißen, erscheint nun auf seinen Münzen als Κόρκυρα, ein Name, der sich in der ganzen griechischen und römischen Zeit, ja bis in unser Mittelalter erhielt, und nur manchmal ein weniges, so bei Herodot, Thukidides und Strabo in Κέρκῦρα und bei Cicero und anderen Lateinern in Corcyra umlautet. Auch das byzantinische Corypho und das venetianische Corfu hat von jenem Namen der Korinther wenigstens eine Spur, einen Anhauch bewahrt.

Schon ein Jahrhundert, nachdem Korkyra also gräcisirt worden war, scheint es einen solchen Reichthum an Kräften gehabt zu haben, daß es, um den Ueberfluß abzustoßen, selbst zu Colonialbildungen griff. Epidamnos und Apollonia am Eingange des adriatischen Meeres, und tiefer in dessen Buchtung wahrscheinlich auch das heutige Melada, ehemals Melaena, und Issa, das seitdem als Lissa noch berühmter geworden ist, sind damals ausschließlich von Korkyra gegründet und bevölkert worden. Die Münzen dieser Orte weisen dieselben Sinnbilder wie jene von Korkyra, die Gärten des Alkinoos und die säugende Kuh. Es war eine glückliche Gewohnheit der Alten ihre Geldstücke kenntlich zu machen durch die sprechendsten Eigenthümlichkeiten ihrer Heimat und ihres Bodens. Wie die Beiworte des Homer's kann dieses uns noch heute den Weg weisen und geographische Begriffe feststellen. Leukas und Anaktorion, wo sich auch solche Zeichen finden, scheinen die Korkyräer indeß in einem der seltenen Augenblicke des Einver-

ständnisses und Friedens gemeinsam mit den Korinthern besiedelt zu haben. Und beide neigten auch später immer zu Korinth und standen feindselig zu dem näher benachbarten Korkyra. Aber auch diese Ansiedelungen scheinen sich gleichzeitig mit jenen mehr nordwärts gegangenen schon im sechsten Jahrhundert vor Christi vollzogen zu haben.

Es ist diese thätige Colonialbildung, welche sich so zum zweiten Male im Mittelmeere verbreitete — denn ein erstes Mal hatten sie die Phönikier und vielleicht sogar noch betriebsamer geleitet — eines der erstaunlichsten und interessantesten Phänomene der ganzen Weltgeschichte. Was Spanier und Portugiesen seitdem, und in allerneuester Zeit wir Deutsche und die Engländer in dieser Weise geleistet haben, erscheint neben jenem emsigeren und auch für die allgemeine Culturentwickelung viel erfolgreicherem Ameisengetriebe jener ältesten Völker der Menschheit nur kleinlich und unbedeutend. Denn unsere gesammte heutige Weltbildung, unsere Wissenschaften und Künste fundiren zum größten Theile in den durch jene phönikischen und griechischen Auswandererzüge geweckten Thätigkeiten. Dabei ist es ein merkwürdiger Unterschied zwischen der Entwickelungsgeschichte der griechischen Städte und der modernen Staaten, daß dort die Colonialbildungen sich zu Anfang des Volkslebens machten, nicht wie heute als Folge der Ueberfülle. Uebrigens glaube ich, daß die Korkyräer auf jenen Zügen in das adriatische Meer, nach Epirus und Illyrien sich von älteren, stammverwandten, dort schon seit Jahrhunderten ansässigen Phönikiern leiten ließen, wie denn auch gar nicht anzunehmen ist, daß jene Küsten mit den großen Hinterländern, die den Phönikiern gerade das gaben, was sie am meisten benöthigten, Rohproducte, nicht längst erkannt und erschlossen gewesen sein sollten. Phoinike, das kleine Dorf, Corfu in den Bergen gerade gegenüber, das durch die ganze Römerzeit noch als der reichste Handels-

ort jener Gegenden bestand, ist vielleicht mit dem ihm gebliebenen Namen ein Ueberbleibsel jener älter als Homeros und Odysseus gewesenen Cultur. Auch das Aufblühen des umgetauften Korkyra's, welches alle diese Auswanderungen ermöglichte, kann sich nur auf der Basis und der Mithilfe der eingeboren eigenen, phäakisch-üppig-reichen Cultur vollzogen haben. Die korinthischen Einwanderer eigneten sich wohl nur an, was sie schon fertig vorfanden, und das bisher Phäakische wurde jetzt nur griechisch genannt und dadurch den griechischen Schriftstellern und durch sie wieder uns bekannter als das früher Gewesene. So kömmt es, daß Korkyra schon zur Zeit der Perserkriege, 480 vor Christi, als es die Unterstützung für die Schlacht bei Salamis weigerte, in einem Reichthume, einer Ueppigkeit, Blüthe, auch in militärischer Kraft erscheint, die ihres Gleichen damals jedenfalls noch nicht in Griechenland, nur in Kleinasien und Sicilien bei den also ehemals stammverwandten Städten und Staaten fand.

Nach vier Richtungen betrieb es einen Handel, lebhafter als ihn Korinth übte. Der eine Weg ging durch das adriatische Meer nach Dalmatien, Liburnien und Istrien. Auf diesem Wege sind Lissa und Melada tributär gemacht worden. Der zweite griff nach Epirus und Illyrien hinüber. Wie Xenophon versichert, hatten die Korkyräer damals schon feste Castelle in Epiros. Oefters kamen korkyräische Kaufleute auf dieser ersten Spur der via Egnatia an das ägäische Meer. Der dritte Handelsweg ging nach Griechenland, der vierte nach Italien, besonders nach Lokris, Kroton, Tarento und Syrakus. Die Korkyräer scheinen zwischen dort und Griechenland vermittelt zu haben. Aus dem adriatischen Meere holten sie Elektron, den Bernstein, auch Zinn, Sklaven und Felle, welche die Völker der wilden Hinterländer an die Ufer brachten. Dorthin lieferten sie korkyräische Vasen, ein berühmtes Product der Insel, und den Wein, welchen Xenophon als so genußvoll

dargestellt hat. Aus Illyrien führten sie Schiffbauholz aus, von Apollonia Asphalt. Sie brachten den wilden Stämmen auch dorthin ihren Wein, Oel, Salz und Thunfische, auch Gold- und Silberschmuck, der damals schon ganz so filigran gearbeitet wurde, wie heute in diesen Ländern noch immer. Ihre Schiffe hatten auffallend lange Schnäbel, was auch auf den Münzbildern kenntlich ist. Denn von ihrer Seetüchtigkeit gaben nicht weniger als von der Ackerwirthschaft die Gelder werthvolle Anzeichen. Das Haupt des Neptun, die Prora, das Steuer, ein Ruder, ein Delphin, der Dreizack, das Schiff selbst sprechen von diesem Handwerke, von ihrer Uebung darin und wohl auch von der politischen Macht und Geltung, die sie durch dasselbe erreicht hatten. Es liegt das ausdrückliche Zeugniß des Thukidides darüber vor, daß nur die sicilianischen Tyrannen und die Korkyräer schon vor dem persischen Kriege mit dem Xerxes eine beträchtliche Anzahl dreiruderiger Schiffe in See hatten. Der Aeginäter, Athenienser und einiger Anderer Flotten hatten wenig zu bedeuten und bestanden noch meistens aus Schiffen mit nur fünfzig Rudern, und an anderen Stellen nennt er Korkyra „eine zur See vielvermögende Stadt, der ihr Reichthum Alles möglich mache". Und selbst in späterer Zeit, als sich das ganze Griechenland mächtig entwickelt und bereichert hatte, vermochten nur Korinth und Athen ihr zu vergleichende Flotten auszurüsten. „Nur drei ansehnliche Seemächte gibt es unter den Griechen, die eurige, die unserige und der Korinther ihre", läßt Thukidides die korkyräischen Gesandten vor den Athenern argumentiren, als es sich darum handelte ihren Beistand gegen die Korinther im epidamnischen Kriege zu erwerben, der nur kurze Zeit nach diesem persischen ausbrach. Herodot bei dieser ersten kriegerischen Gelegenheit und Xenophon in einer späteren Periode reden nicht anders davon. Das adriatische Meer behandelten und behaupteten sie ganz wie ihr eigenes inneres Eigenthum. Sie

übten auch wie eine Polizeiherrschaft darauf aus, strenger als sie selbst Rom später auf seinen Meeren gehandhabt hat. So lange ihre Seemacht blühte, kömmt nichts in der griechischen Geschichte von den illyrischen Seeräubern vor, die später alle griechischen Küsten überflutheten und schon 384 vor Christi, da Korkyra geschwächt war, die Inseln des adriatischen Meeres bevölkerten.

Aber trotz dieses Reichthums, dieser behäbigen Stellung der Einzelnen und des Staates scheinen sie sich von jeder Großmachtspolitik sorgsamst ferngehalten und ihre Insellage, ähnlich wie die Engländer, zum Vorwande des möglichsten Rückzuges von den Geschäften des Festlandes verwendet zu haben. Sie trieben Handel, ackerten und schifften, und kümmerten sich sonst wenig um geistige Interessen und um politische Leidenschaften. In der Rede ihrer Gesandten vor der athenienſischen Volksversammlung, als es endlich doch galt mit fremder Hilfe sich zu verbinden, rühmten jene: „in den vorigen Zeiten Niemanden gerne im Kriege beigestanden zu haben", und nannten es „kluge Eingezogenheit, daß sie sich in keine auswärtigen Bündnisse eingelassen", ganz die Sprache eines egoistischen Handelsstaates, eine Sprache, wie sie England so oft führt. Corfu ist also auch dadurch in dieser Zeit als Handelsstaat verrathen und England ähnlich charakterisirt. Und selbst in der schwersten Nothlage der Griechen, in den Perserkriegen, 480 Jahre vor Christi, als Xerxes das ganze Griechenthum vom Erdboden auszulöschen drohte, übten sie auch noch diese Politik. Als ein Gefühlssturm das ganze griechische Volk erhob, wie das unserige, da es im Jahre dreizehn galt das französische Joch abzuschütteln, lehnte es zwar Korkyra nicht ausdrücklich ab, wie Argos, die Kreter und Gelon von Syrakus dieses thaten, sich bei der Abwehr dieses furchtbaren Feindes zu betheiligen, eines Welttheiles, der sich auf das kleine Griechenland stürzte, aber die korkyräischen Staats-

lenker verhielten sich diplomatisch klüger, um es mit keinem Theile der Streitenden, nicht mit ihren Stammesgenossen und nicht mit den Persern zu verderben. Wahrscheinlich hatte Korkyra phönikisch-jonische Handelsinteressen bei den Asiaten, die es nicht schädigen wollte und seinen griechischen nicht nachsetzte. Der eigentliche Ablehnungsgrund der Kreter und Syrakusaner, dieser zwei anderen bedeutendsten Handelsvermittler der damaligen Zeit, wird kein anderer gewesen sein. Ich möchte überhaupt behaupten, wenn man die antiken Geschichtsschreiber recht eindringlich liest, kömmt man dahin, damals noch mehr als heute die Menschen rein materialistisch interessirt und die Motive der meisten politischen Entscheidungen in national-ökonomischen Rücksichten zu finden. Der antike Staat, so namentlich Rom und neben ihm die Mehrzahl der griechischen Städte, waren und dachten viel realistisch-praktischer als man dieses heute ist. Schöngeistige Ideen hatten dort lange nicht dieselbe Gewalt als wir sie heute Unklugheiten verschulden sehen. Nur der Orient ließ sich auch damals schon von Idealen und großherzigeren und religiösen Motiven verführen.

Herodot hat diese egoistische Politik der Korkyräer während der Perserkriege in der Polymnia, dem siebenten Buche seiner Geschichte, Capitel 168 also geschildert: „Die Korkyräer aber hielten es so, nachdem auch zu ihnen dieselben Gesandten kamen, welche nach Sicilien gegangen waren, und ihnen die nämlichen Worte vortrugen. Sie versprachen ihnen gleich Hilfe zu schicken und sagten, sie dürften allerdings den Untergang von Hellas nicht so mitansehen, denn wenn es fiele, so könnten sie sich auch nur gleich auf die Knechtschaft gefaßt machen; sondern sie müßten ihnen beistehen nach allen ihren Kräften. Das klang ganz schön; aber wie es Zeit war zu Hilfe zu kommen, da hatten sie ganz etwas anderes im Sinne. Nämlich sie bemannten sechzig Kriegsschiffe, und kaum waren sie in See gegangen, so näherten sie sich dem Pelo-

ponneſos und hielten ihre Schiffe bei Pylos und Tänaros im Lande der Lakedämonier auf hoher See vor Anker, um auch abzulauern wie der Krieg ausfallen würde. Denn ſie hofften gar nicht, daß die Hellenen würden gewinnen, ſondern glaubten, der Perſer werde den vollſtändigſten Sieg erfechten und ganz Hellas erobern. Sie thaten es alſo mit Fleiß, damit ſie zu dem Perſer alſo ſprechen könnten: O König, da uns die Hellenen aufgeboten haben zu dieſem Kriege, ſo wollten wir, die wir nicht die kleinſte Macht hatten und nicht die wenigſten Schiffe ſtellten, ſondern die meiſten nach den Athenern, Dir doch nicht entgegen ſein, noch thun, was Dir mißfällig wäre. — Wenn ſie alſo ſprächen, hofften ſie beſſer wegzukommen als die anderen. Und ſo wäre es auch gekommen, glaube ich. Gegen die Hellenen aber hatten ſie einen Vorwand erſonnen, deſſen ſie ſich auch bedienten. Nämlich als die Hellenen ihnen darüber Vorwüfe machten, daß ſie nicht zum Beiſtande gekommen, ſagten ſie, ſie hätten zwar ſechzig Dreiruderer bemannt, vor dem Strichwinde aber nicht um Malea herumfahren können. Darum wären ſie nicht nach Salamis gekommen, und es wäre gar nicht ihre Schuld, daß ſie die Seeſchlacht nicht mitgemacht. Alſo vertheidigten ſich die Korkyräer gegen die Hellenen."

Wenn man bedenkt, daß nur fünfzehn Jahre nach dieſem Kriege der Sieger von Salamis ſelbſt vor ſeinen eiferſüchtigen Landsleuten flüchtig auf Korkyra erſchien, ſo wird ein ſolchen durchaus egoiſtiſchen Geſichtspunkten entſprechend praktiſch gebildetes Auge dieſes ſich auf die Seite Wehenlaſſen der korkyräiſchen Kriegsſchiffe weniger ſtrenge beurtheilen. Es bildete ſich ſpäter eine Sage, welche von Commentatoren des Thukidides uns auch ſchriftlich überliefert wurde, daß eben, weil Themiſtokles nach der Schlacht bei Salamis eine Züchtigung dieſes doppelzüngigen Weſens der Korkyräer gehindert habe, er 465 vor Chriſti auf ſeiner Flucht von ihnen ſo

freundlich aufgenommen worden sei. Aber, was wir die zeitgenössischen Schriftsteller nennen dürfen, Thukidides selbst, Herodot und Xenophon, diese geben eine ganz andere Darstellung der Flucht und der Motive, warum der unglückliche Feldherr auf der Insel des Alkinoos Schutz gefunden. „So verbannten sie ihn denn", — sagt Plutarch, der das Alles sehr schön und beredt zusammengefaßt hat — „seine Größe und Ueberlegenheit zu zerstören, durch das Scherbengericht, wie sie es mit Allen thaten, deren Uebermacht sie drückend und mit der volksthümlichen Gleichheit in einem Mißverhältniß zu sehen glaubten. Denn diese Verbannung war nicht sowohl Strafe als Trost und Herzenserleichterung für den Neid, der sich der Erniedrigung des Emporragenden freute, und seinem Uebelwollen in dieser Entziehung von Bürgerrecht und Ehre Luft machte. Das Volk ließ sich von seinen Anklägern bestimmen, Häscher zu senden, die ihn in Argos greifen und vor ein Gericht der Griechen stellen sollten. Er erfuhr es aber noch und setzte nach Korkyra hinüber, wo man ihm zu einigem Danke verbunden war. Denn als ihr Schiedsrichter in einem Streite, den sie mit Korinth hatten, begütigte und entschied er die Sache dahin, Korinth solle zwanzig Talente erlegen und Leukas, als beiderseitige Colonie, mit ihnen zu gleichen Theilen haben." Er ließ sich dann von korkyräischen Schiffen nach dem gegenüberliegenden Festlande zu dem Molosser Könige Admetos schiffen, der großmüthig und edelsinnig wie alle Barbaren ihn, obgleich Themistokles sich nie als seinen Freund benommen hatte, den verfolgenden Lakedämoniern und Athenienfern entzog und auf dem Umwege über einen makedonischen Hafen zu dem Perserkönige Xerxes geleiten ließ.

3. Capitel.

Der korinthische Krieg um Epidamnos.

Dieses war die negative Rolle gewesen, welche Korkyra in jener Episode der uralten orientalischen Frage, einer ihrer wichtigsten Bethätigungen, und in dem bedeutendsten Ereignisse der auswärtigen Politik Griechenlands, in dem persischen Kriege spielte. Nicht so außerhalb vermochte es sich aber der inneren Wirrnisse der griechischen Geschichte zu erhalten. Ja es gilt sogar als der letzte Urheber des schlimmsten Theiles derselben. Seine immer noch nicht ausgestorbene Blutsverwandtschaft zu Korinth verschuldete dieses. Denn der Geist, der seine Colonisirung veranlaßt hatte, war von dort aus auch mit ausgewandert und lebte fort im Verhältnisse zur Mutterstadt und daheim ebenso, indem er aristokratische und demokratische Parteien bildete. Korinth stellte übertriebene Forderungen der Dankbarkeit, weil es einmal vor Jahrhunderten einige seiner Bürger, die ihm gerade zu viel und zur Last waren, nach Korkyra als Colonisten geschickt hatte, und die Korkyräer wieder fanden nichts unbequemer, auch den Krieg dem noch vorzuziehen, wie die Menschen im Allgemeinen und so besonders in den Fragen der staatlichen Politik, als die Dankbarkeit zu üben.

So soll es zu jener Seeschlacht gekommen sein, von welcher die griechischen Geschichtsschreiber berichten, daß sie überhaupt die Erste sei, von der die Menschen Kenntniß hätten. Man datirt dieses Ereigniß der griechischen Geschichte gewöhnlich auf das Jahr 665 oder 664 vor Christi. Doch muß ich bemerken, daß mir alle diese Zeitbestimmungen so weit zurückliegender Geschehnisse und auch die mikroskopische Ausführung der davon überlieferten Sagen, stets sehr fraglich bleiben. In dieser Weise fraglich ist es, was man heute aus dem Siege jener „ersten" Seeschlacht folgert, welcher den

Korkyräern geblieben sei, daß sich diese damals schon ein erstes Mal dem Souzeränitätsverhältnisse zu Korinth entwunden hätten und daß dieser Verlust für den korinthischen Handel eine der Ursachen gewesen, warum in dem isthmischen Staate die Herrschaft der Bakchiaden gestürzt worden sei; fraglich ebenso, wenn man in demselben Sinne und in der gleichen Richtung weiter deutet, daß das Geschlecht des Kypselos darauf sich in der Tyrannis über Korinth leichter befestigen konnte, weil es Korkyra wieder unter die Botmäßigkeit der Mutterstadt zurückgezwungen habe und fraglich auch nur, daß der usurpatorische Vater selbst dieses schon angebahnt und der Sohn Periander, welcher dem Kypselos 625 vor Christi in der Regierung folgte, durch die vollständige Unterwerfung Korkyra's die Alleinherrschaft der korinthischen Flotten über das jonische Meer neuerdings aufgerichtet habe. Chronikalisch überliefert aber ist es, daß schon 585 vor Christi, also nur anderthalb hundert Jahre nach der Gründung der Colonie, die Korkyräer wohl ganz in dem alten mitgebrachten Geiste des Bürgerzwistes und der Blutrache dem Tyrannen Periander von Korinth den Sohn Lykophron, der ihnen von dort aus eine neue Schaar mißvergnügter Demokraten zugeführt hatte, erschlugen, da der Vater den flüchtigen Sohn zurück- und den Gehorsam der Colonie verlangte; überliefert auch, daß zur Strafe dafür Periander dreihundert Knaben der Korkyräer in die asiatische Sclaverei verkaufte, damit sie in Sardes zu Eunuchen umgewandelt, in den dortigen Harems Dienste thäten; und deßgleichen durch die Schrift bekräftigt, daß diese Kinder unter Wegs von den Samiern abgefangen und den Eltern unverletzt zurückerstattet wurden, was indessen wohl das Rachegefühl auf beiden Seiten nicht wesentlich gemildert haben wird.

Zu diesem also traditionel bewiesenen Zwiespalte scheinen dann auch noch verschärfend verschiedene Handelsrivalitäten

getreten zu sein und bei den Korkyräern das Selbstbewußtsein einer immer gesteigerten Macht, eines großen Reichthumes und leichtsinniger Ueppigkeit, bis diese Gefühle im vierten Jahrhundert vor Christi endlich bei beiden Theilen so weit gediehen waren, daß man geradezu nach einem Grunde, einen Vorwand suchte, auf einander loszuschlagen. Diesen Gefallen thaten ihnen 436 vor Christi die Epidamnier. Denn, daß die Korkyräer, „ohnerachtet sie ein Pflanzvolk der Korinther waren, sich schon eine Zeitlang nicht viel um ihre Stammväter kümmerten, indem sie ihnen weder bei den allgemeinen feierlichen Zusammenkünften die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen erwiesen, noch bei ihren Opferhandlungen einem Korinther jedesmal die Vorhand ließen, wie die übrigen Pflanzvölker zu thun pflegten, sondern sehr geringschätzig und übermüthig mit ihnen umgingen", hatte vor der öffentlichen Meinung doch nicht ausgereicht einen Angriffskrieg auf das reiche und mächtige Corfu zu rechtfertigen.

„Epidamnos ist eine Stadt, welche man zur rechten Hand liegen läßt, wenn man in den jonischen Meerbusen fährt." So naiv anschaulich leitet Thukidides seine malerisch gefärbte und manchmal tragisch erregte Geschichte dieses „erschrecklichen Krieges" ein. Das ist also das heutige Durazzo, das ich mit diesen Worten im vorigen Buche auch schon geschildert habe. „Nahe dabei", fährt er fort, „wohnen die Taulantier, eine barbarische Nation" (wie es auch heute dort die Menschen noch sind und immer waren) „von illyrischer Abkunft. Ihren Ursprung hat sie einem korkyräischen Pflanzvolke zu danken, welches dieselbe unter Anführung des Phalios, eines Sohnes des Eratoklides von Korinth und eines Abkömmlinges vom Herkules, welcher dem alten Herkommen gemäß aus der Mutterstadt dazu genommen wurde, angebaut hatte; wobei sich jedoch auch einige Korinther und andere vom dorischen Stamme zu ihnen gesellet." (Also Korkyra war der Vater,

Korinth der Großvater von Epidamnos.) „Dieſes Epidamnos nun ward mit der Zeit eine große und volkreiche Stadt. Nachdem ſie aber, lauten die Nachrichten, viele Jahre lang in einheimiſche Unruhen, alſo ganz ſo wie die vaterländiſch griechiſchen Städte in ewigen Hader und Bürgerkrieg verwickelt geweſen, ſo wurde ſie durch einen Krieg der angrenzenden Barbaren ſehr gedemüthigt und verlor einen guten Theil ihrer Macht. Endlich, kurz vor dem peloponneſiſchen Kriege, jagte das Volk die Vornehmen zur Stadt hinaus, welche ſich dann zu den Barbaren begaben und mit denſelben die Epidamnier zu Waſſer und zu Lande beraubten.“ (Denn Blutrache am eigenen Blute galt den Griechen doch noch über declamatoriſche Vaterlandsliebe.) „Da die in der Stadt befindlichen Epidamnier hiedurch ſehr in's Gedränge gebracht wurden, ſo ſchickten ſie Botſchafter nach Korkyra als ihrer Mutterſtadt, und baten dieſelbe, ſie möchte doch ihrem Verderben nicht müſſig zuſehen, ſondern ſich zwiſchen ihnen und ihren vertriebenen Landsleuten in's Mittel legen und dem Kriege mit den Barbaren ein Ende machen. Hierum baten ſie dieſelbe indem ſie nach der Weiſe von Flehenden im Hera-Tempel ſich niederſetzten. Allein die Korkyräer gaben ihrem Anſuchen kein Gehör, ſondern ließen ſie unverrichteter Sache wieder fortreiſen.“

Nun holten ſich die verzweifelten Epidamnier Rath bei dem delphiſchen Apoll. Das war der eigentlich ſtaatenlenkende, politiſche Gott der alten Griechen. Wenn man auf dieſe Frage hin die antike Geſchichte durchforſchen wollte, würde man finden, daß ihre heidniſchen Völkerſchaften weit mehr von einem Prieſterthume beeinflußt und regiert worden ſind, als man dieſes von irgend einer Epoche unſeres Papſtthumes behaupten kann. Denn die geſammte Coloniſirungsthätigkeit, dieſe großartigſte Lebensäußerung der griechiſchen Welt, welche ſich über das ganze Mittelmeer und bis in den letzten Winkel des Pontus Euxinus ausſpann, der auch allein es nur zu

danken ist, daß dieses Corfu und Durazzo in den classischen Culturbereich gehören, ist von dem delphischen Orakel eingeleitet, betrieben und forterhalten worden; und dieses andere Räthselwort, das nun die Priester den fragenden Epidamniern antworteten, hat ebenso entschieden wie ehemals zum Aufgange, die griechischen Geschicke von da an zum Niedergange gelenkt. Sie riethen ihnen nämlich, sich den Korinthern als ihren Stiftern zu überlassen. Das war eine Stufe höher in der municipalen Genealogie, denn die Korkyräer waren nur die Pflanzer, und machte aus der kleinen localen, eine allgemeine großgriechische Frage. Den Korinthern wurde dieses nämlich Mittel zum Zweck, ihrem Hasse gegen Korkyra Genüge zu thun. Ohne es auszusprechen und deshalb klagbar zu erscheinen, schlugen sie auf Korkyra und seine Handelsinteressen, indem sie sich einer von ihm preisgegebenen Sache annahmen. Auf der See fürchteten sie die Ueberlegenheit der Korkyräer. Sie schickten also zunächst eine Landtruppe den bittstellenden Epidamniern zu Hilfe. Amprakiotische und leukadische Kriegsvölker schlossen sich ihnen an. Der Zug ging über Apollonia, also das heutige Avlona, welches ebenfalls eine korinthische Schöpfung war, wenigstens erster Instanz so wie Epidamnos.

Inzwischen waren die aus Epidamnos Ausgewiesenen von dem barbarischen Festlande nach Korkyra herüber gekommen. Sie flehten das Stammvolk bei den Gräbern ihrer Ahnen an, sie in die Heimat zurückzuführen. Als nun die Nachricht vom korinthischen Heerzuge dazu kam, forderten die Korkyräer in den trotzigsten Ausdrücken dessen Rückzug, schickten sofort fünfundzwanzig Schiffe in See, denen bald der Rest der Flotte folgte und, weil sie auf dem Festlande unvermögend waren, machten sie sich dort eine Position durch ein Bündniß mit den illyrischen Bergvölkern. Man muß sagen, die Abwehr geschah mit viel Energie und geschicktem Zusammenraffen aller möglichen Mittel. Die Flotte, nun vierzig Schiffe stark, sperrte die See und die

Barbaren rückten vor die Landmauern von Epidamnos, „welches auf einer Erdzunge liegt", also genau dasselbe wie ich heute Durazzo sah, welches offenbar mehr sogar in der Lage des älteren Epidamnos als in der Römerstadt Dyrrachium steht, indem das ἰσθμός des Thukidides der ganzen Natur des Landes nach hier kaum anders zu übersetzen ist.

Diese Belagerung erinnert durch ihre ganze Aufstellung auch mehr an die spätere durch die Normannen als an die des Cäsars, um das Lager des Pompejus zu bezwingen.

Die Korinther nahmen das als Kriegserklärung gegen sie und rüsteten den Krieg. Dreißig Schiffe mit 3000 Mann wurden aufgestellt und viele Hilfsschiffe und Truppen ihrer Verbündeten dazu, darunter auch vier Schiffe der Einwohner von Pale auf Kephallonia und zehn Schiffe der Leukadier.

Nun, da dieser Ernst von beiden Theilen ausgesprochen war, erfolgte wie vor allen Kriegen noch einmal das letzte diplomatische Zwischen- oder Comödienspiel, welches jedem Theile verdecken soll, daß er der Angreifer ist und unter dessen Schirm von beiden Parteien nur umso emsiger die Kriegsrüstungen betrieben werden.

Die Korkyräer schickten Gesandte, erboten sich Alles einem Schiedsgerichte peloponnesischer Städte, ja dem unbedingten Ausspruche des delphischen Apollo zu überlassen, nur sollten die Korinther vorher und sofort die nach Epidamnos hineingeworfene Besatzung herausziehen, denn auf Epidamnos habe nun einmal Korinth keinerlei Recht. So stark war Corfu damals, eine solche Sprache führen zu können. Die Korinther wieder forderten den vorherigen Rückzug der korkyräischen Flotte und der barbarischen Landtruppen, „so wollten sie die Sache in Bedenken nehmen; bevor dieses nicht geschähe, würde es seltsam herauskommen, wenn sie unterdessen, daß die Epidamnier belagert würden, mit einander rechten wollten". Auch solche Antworten sind seitdem im diplomatischen Leben oft da

gewesen. Nun kam der letzte Vorschlag, ganz auch so wie sich das in ähnlichen Lagen bis heute wiederholt, der der Korkyräer: „es sollten beide Theile an Ort und Stelle bleiben und so lange einen Stillstand treffen, bis man die Sache rechtlich entschieden hätte."

Darüber oder darunter hatten die Korinther den Zweck ihres Zauderns und Redens erlangt, sie waren gerüstet, ihre Schiffe bemannt und alle ihre Hilfsvölker um sie versammelt, und schickten jetzt den Herold sich voraus nach Korkyra den Krieg anzukündigen. 75 Schiffe und 2000 Mann darauf folgten ihm. Ihr Curs stand auf Epidamnos, aber Korkyra lag im Wege. Aristeos des Pellikos Sohn, Kallikrates des Kalias und Timanos des Timanthes Sohn, diese drei Admirale führten die Flotte; Archetimos des Eurytimos und Isarchides des Isarchos Sohn die kleine Armee.

Bei Aktium, wo später um eines Weibes willen die römische Welt verloren und gewonnen, das Kaiserthum, das heute noch nicht ausgestorben ist, gegründet ward, bei Aktium, dieser wie es scheint vom Schicksal privilegirten Erdenstelle, um große Menschenentscheidungen darauf auszuwürfeln, „bei Aktium im anaktorischen Gebiete, wo der Tempel des Apollo steht, unweit der Mündung des ambrakischen Meerbusens" begegneten diese fünf Heerführer dem Herolde der Korkyräer, der in einem Boote kam und ihnen bedeutete „sich nicht weiter zu nähern".

„Als der Herold keine friedfertige Antwort von den Korinthern zurückbrachte und die Korkyräer achtzig Schiffe bemannt hatten, außer den vierzig, welche Epidamnos gesperrt hielten, so ruderten sie ihnen entgegen und lieferten ihnen ein ordentliches Treffen, in welchem die Korkyräer einen wichtigen Sieg erhielten und den Korinthern fünfzehn Schiffe zu Schanden machten." An eben dem Tage fügte sich's, daß die, welche die Belagerung von Epidamnos führten, diese Stadt

auf Bedingungen zur Uebergabe brachten, welche darin bestanden, daß sie die Fremden ausliefern, die Korinther aber in Haft behalten sollten, bis man ihrerwegen andere Maßregeln nehmen würde.

„Die Korkyräer errichteten nach geendigtem Seetreffen auf dem Vorgebirge von Korkyra, Namens Leukimne, ein Siegeszeichen und tödteten sodann die übrigen Gefangenen, welche sie bekommen hatten; die Korinther aber behielten sie in Verhaft. Nachher, da die Korinther sammt ihren Bundesgenossen, der Einbuße wegen, welche sie an ihren Schiffen erlitten hatten, wieder nach Hause zurückgegangen, bestrichen die Korkyräer die ganze See um diese Gegenden herum, segelten nach Leukas, einer korinthischen Pflanzstadt, verheerten das Land daselbst und steckten Kyllene, wo die Eleer ein Schifflager hatten, in Brand, weil sie den Korinthern Schiffe und Geld hergegeben. Bei dieser Ueberlegenheit zur See behaupteten sie sich eine geraume Zeit nach gedachtem Seetreffen und fügten in solcher Zeit den Bundesgenossen der Korinther durch häufige Ueberfälle großen Schaden zu, bis die Korinther endlich, in Betrachtung der bedrängten Umstände, worin sich die Bundesgenossen befanden, gegen den Sommer eine neue Flotte mit Kriegsvölkern an Bord abgehen ließen, welche bei Aktium und bei Cheimerion in Thesprotien ein Lager errichteten, um solchergestalt Leukas und die mit ihnen verbundenen Staaten zu decken. Die Korkyräer setzten sich sowohl mit einer Landarmee als mit der Flotte bei Leukimne gegen sie über; doch griff keiner den anderen an, sondern sie lagen den ganzen Sommer durch gegen einander stille und begaben sich gegen den Winter beide wieder nach Hause."

„Die Korinther, welche den Krieg gegen die Korkyräer mit großer Hitze führten, brachten das ganze Jahr nach der Seeschlacht und das folgende auch mit Erbauung neuer Schiffe zu und rüsteten eine gewaltige Flotte aus. Die Nachricht

von diesen Zurüstungen beunruhigte die Korkyräer und da sie bis dahin mit keinem der griechischen Völker in Bündniß standen und weder dem athenienſiſchen noch dem lakedämoniſchen Bunde beigetreten waren" — das heißt sie hatten sich zu den griechischen Leidensgeschichten egoistisch auf sich selbst beschränkt gehalten, wie ungefähr England zu den Händeln unseres Continentes — „so hielten sie es für das rathſamſte, sich an die Athenienſer zu wenden, mit denſelben ein Bündniß zu ſchließen und zu verſuchen, ob ſie von ihnen einigen Vorſchub erhalten könnten."

Die Korinther hörten kaum davon, als ſie dasſelbe verſuchten. Allein im diplomatiſchen Notenwechſel, der ein mündlicher wurde und zwar auf dem Areopage in Athen ſelbſt, wo man die ernſte Felſenlandſchaft heute um ſich hat, blieben die Korkyräer wie auf dem Meere Sieger. Das Glück hielt ſich zunächſt immer noch zu der phäakiſchen Inſel des ſeligen Königs Alkinoos.

Die athenienſiſche Volksverſammlung, denn diplomatiſche Geſchäfte wurden manchmal in der Welt auch öffentlich und ſogar durch Volksverſammlungen, und nicht immer ſchlechter als durch zünftige und geheimnißvolle Diplomaten beſorgt, die athenienſiſche Volksverſammlung beſchloß nämlich, „mit den Korkyräern zwar kein förmliches Kriegsbündniß zu errichten, ſo daß ſie einerlei Freunde und Feinde mit denſelben hätten, aber doch ein Vertheidigungsbündniß, vermöge deſſen ſie einander beiſtehen wollten, wofern Jemand Korkyra oder Athen feindlich angreifen würde." Das heißt, ſie einten ſich in einer Defenſivallianz. Zum Angriff hatte kein Theil dem anderen Beiſtand zu leiſten. In Athen war dabei das leitende Motiv, daß man den Krieg mit dem Peloponnes bereits als unvermeidlich anſah und ſich für dieſen Fall die wichtige geographiſche Stellung Korkyra's zur Ueberfuhr von und nach Italien und Sicilien zu ſichern und verbinden ſuchte. Denn nur von dorther war

unter gewissen Umständen, die vorhergesehen werden mußten, dem steinigen Attika die Verproviantirung mit Getreide, mit Lebensmitteln und auch mit Geld möglich. Vielleicht dachten die athenienſischen Staatslenker damals schon an die Möglichkeit Sicilien gegenüber, welche ſie dann ausübten: und biſt Du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt. Daß die günſtige Stellung Korkyra's, als eines Sammelpunktes für eine Solches anſtrebende Flotte erkannt war, beweiſen verſchiedene, man darf alſo ſogar ſagen, zeitgenöſſiſche Belegſtellen aus dem Munde des Thukidides ſelbſt. So läßt er die Athener einmal reflectiren: „Anbei ſchien ihnen dieſe Inſel zur Ueberfahrt nach Italien und Sicilien ſehr bequem zu liegen", und in ſeiner Rede, welche er den Geſandten der Korkyräer vor den Athenern in den Mund gelegt, rathen jene ausdrücklich deshalb zu dem Bündniſſe mit ihnen, „weil die Lage ihres Ortes ſo bequem zur Fahrt nach Italien und Sicilien ſei, daß gegen ihren Willen kein Schiff von dorther, nach dem Peloponnes kommen, von hier aus hingegen allemal eine Flotte bequem dahin abgehen kann". Eine Behauptung, welche ſodann ſelbſt die korinthiſchen Geſandten in ihrer Antwort beſtätigen. Das war beſonders deshalb ſo, weil ſich damals Handel und Schifffahrt noch immer möglichſt nahe dem Feſtlande und den Inſeln hielten. So verzeichnet auch die Geſchichte nicht eine einzige Seeſchlacht jener antiken Zeit auf der freien Höhe des offenen Meeres.

Und nicht anders reſultirt dieſe frühe Erkenntniß der Bedeutung Corfu's in ſeiner geographiſchen Lage aus dem Diodor und Xenophon.

„Die Athenienſer ſchickten den Korkyräern zehn Schiffe zu Hilfe. Die Anführung derſelben ward dem Lakedämonios, Kimon's Sohne, dem Diotimos des Strombichos und dem Proteas des Epikleos Sohn aufgetragen, mit gemeſſenem Befehl den Korinthern kein Seetreffen zu liefern, wofern dieſe

nicht gegen Korkyra schiffen und dort oder in irgend einem Theile des Gebietes eine Landung versuchen würden; in solchem Falle aber sie mit Gewalt zurückzutreiben. Womit die Absicht verknüpft war, daß sich die Athenienser keines Friedensbruches schuldig machen wollten. Die Schiffe langten dann auch bei Korkyra glücklich an."

Aber der Fall des untoward event trat ein. Die Korinther gingen mit einer Flotte von 150 Segeln gegen Korkyra los. Und wieder auf dem blutgeweihten Felde von Aktium kam es zur Schlacht. Nur hielt sie sich diesesmal etwas näher an das Festland. Die Küste von Thesprotien, wo später Nikopolis stand, spielte beinahe mit bei der Entscheidung. Die Korinther hatten sich wie gewöhnlich in ihrer Pflanzstadt Leukas gesammelt. Zehn Schiffe der Leukadier standen in ihren Reihen. Von dort rückten sie langsam nach dem Chimerischen Vorgebirge, das einen breiten und großen, aber wenig sicheren Hafen bildet. Die Schlacht wurde also auf die Höhe des Acheron und des acherusischen See's gerückt. Vielleicht, weil es den Seelen der ihm Geopferten den Weg leicht und kurz machen wollte, hat das Schicksal hier in dieser mythischen Stellung zum nahe geglaubten Eingange in die Unterwelt so viele Entscheidungen der Menschheitsgeschichte stattfinden lassen. Denn, sowie nun hier in kurzer Zeit zum zweiten Male die Griechen sich hinschlachteten, thaten sie es in nächster Zeit noch öfters und haben die Römer in dieser Nachbarschaft ihre wichtigsten Seeschlachten geschlagen. Dann wieder die Normannen und die Byzantiner, vor diesen letzteren noch die vandalischen Seeräuber, später die saracenischen, endlich Christen und Türken bei Lepanto auf Tod und Leben gerauft. Und auch das untoward event von Navarino hatte nicht weit seine Todten hier herauf zu senden, denn vom Neriton auf Ithaka übersieht ein Augenblick alle diese Gegenden und ihre so blutig markirten Punkte.

Der Acheron fließt südlich vom Vorgebirge Cheimerion in das Meer. Heute steht Parga auf dem Cap, und dahinter vom hohen Alpengebirge leuchtet weit auf die See hinaus die Bergfeste von Suli, auch zwei Orte, welche viele tributäre Geister dem benachbarten Acheron zugesandt haben. Beide, das Cap und Parga, sieht man an klaren Tagen deutlich von der Spianata auf den Festungswällen von Corfu. Sie scheinen zur linken Seite für den Beschauer, das ist im Osten, den Canal von Corfu zu sperren, der dort in's weite jonische Meer gleitet. Nördlich vom Cap kömmt der Fluß Kalama von den Orakelbergen Dodona's reißend und wild zum Meere hinab. Damals, in des Thukidides Zeiten, hieß er Thyamis. Auch Cicero nennt ihn noch so, als er dort anlegte, um auf den Landgütern seines Freundes Attikus süße Südfrüchte zu naschen. Dieses historische und landschaftlich so schön gestaltete Cap, denn es ist höher und steiler und fällt wilder und romantischer als selbst das der Minerva bei Neapel in die brandende See hinab, nahmen die Korinther zur vorsichtigen Deckung ihres rechten Flügels. Große Haufen von Barbaren standen dort auf dem Lande zur Stärkung ihrer Stellung. Die Einwohner des Festlandes dort herum hatten von jeher mit ihnen in gutem Einvernehmen gelebt, wohl weil sie keine unmittelbaren Nachbarn waren und die Korinther doch, um Schonung ihrer vielen Pflanzstädte willen, mit den roheren und stärkeren Bergleuten fein klug und zartfühlend umgehen mußten. Der Handel mit diesen Barbaren, die Einfuhr der griechischen Industrieproducte und die Ausfuhr der Rohwaaren, der Pelze, Häute, der Kräuter um Salben zu bereiten, des Holzes und Getreides aus jenen tiefen und weiten Berglanden erschuf ja wohl auch den Reichthum solcher Handels- und Industriestädte, wie Korinth eine seit ältesten Zeiten war.

Die Korinther lehnten die Schiffe ihrer Bundesgenossen gegen die derart geschütztere Stellung des Festlandes. Sie selbst nahmen die schwierigere des linken Flügels, welche das offene Meer um sich, also auch den Weg zur Umgehung neben sich hatte. Nachdem sie die Flotte für drei Tage mit Lebensmitteln versehen hatten, stießen sie in dieser breiten Aufstellung langsam von Cheimerion ab. Es war Nacht, und Morgens, da sie noch im Rudern waren, sahen sie sich in ebenso ansehnlicher Entwickelung und zum Kampfe entschlossen, die Flotte der Korkyräer entgegen kommen.

Diese hatten ihre Landvölker auf Leukimne, dem äußersten Südspitzcap von Corfu aufgestellt, also dadurch ebenso ihren rechten Flügel gedeckt, und dorthin hatten sie auch die zehn Hilfsschiffe der Athenienser geschoben. Sie selbst hielten mit hundert anderen Schiffen die Mitte und den linken Flügel, so daß sich die Schlacht eigentlich in drei Seetreffen löste. Meitiades, Aisimides und Eurybatos führten für die Korkyräer diese drei Geschwader.

Thukidides sagt, daß sehr hitzig aber plump, noch mehr in der alten Weise und einer Landschlacht ähnlich gekämpft wurde, das heißt die rohe Gewalt und nicht die Geschicklichkeit der Bewegungen gab den Ausschlag. Den Lärm und das Getümmel nennt er erschrecklich. Die Schiffe legten sich hart an einander, die Soldaten fochten in geschlossenen Reihen darauf. Der rechte Flügel der Korinther wurde in die Flucht geschlagen, gegen das Land gedrängt, ja der Kampf setzte sich auf dem Ufer fort. Die Korkyräer legten Feuer an das Lager der Korinther und dieser Theil der Schlacht war für jene ein absolut gewonnener. Nicht so günstig stand es auf ihrem rechten Flügel. Hier war es ein Hinderniß, daß die zehn athenischen Hilfsschiffe sich nicht in den Kampf verwickeln wollten. Erst als die Entscheidung entschieden ungünstig für die Korkyräer drohte, legten sich die Athener in's Mittel und wurden

nun auch mit den Korinthern handgemein. Aber beinahe wäre es hier zu spät gewesen. Die Korkyräer wurden an das Ufer gedrängt, die Korinther schleppten siegestrunken eine Menge durchlöcherter und dadurch kampfunfähiger Schiffe nach dem Hafen Sybota des Festlandes, Leukimne gerade gegenüber. Das Meer schwamm von Schiffstrümmern und alle Schiffe waren mit Todten überdeckt. Es nachtete bereits, da sammelten sich die geschlagenen Korkyräer unter der Bergung der zehn athenienſischen Schiffe nochmals und eben als der Kampf des rechten Flügels und des Centrums der Korkyräer sich erneuern sollte, das Feldgeschrei schon erscholl, erschienen auch im Rücken der Korinther Feinde, zwanzig andere Schiffe, welche die Athener ihren Bundesgenossen zur besseren Vertheidigung noch zu Hilfe sandten. Blücher kann den Engländern bei Waterloo nicht mehr nach Wunsch gekommen sein.

Auch die zweite Seeschlacht von Sybota war nun zu Gunsten der korkyräischen Sache entschieden und muß als Sieg der Korkyräer in die Denkmale der Geschichte eingetragen werden. Korkyra war entsetzt und das eingebildete, anmaßliche Triumphzeichen, welches die Korinther in den Sybotis auf dem festen Lande errichteten, konnte die Thatsache nicht auslöschen, daß, als die Korkyräer und die dreißig athenienſischen Schiffe am nächsten Tage von Leukimne durch die immer noch trümmerbedeckte und hochwogende See, denn ein heftiger Wind hatte sich Nachts in das schauerliche Spiel eingemischt, nach dem Festlande hinüberliefen, die Korinther diese zweite Herausforderung nicht annahmen und sich dann über Anaktorion und Leukas nach Hause stahlen. Die Gegend des Festlandes war ihnen zu öde erschienen, so wie sie heute noch ist, um sich dort neuerdings zu verproviantiren und ihre Schiffe auszubessern. Die Korkyräer stellten darauf ein anderes Siegeszeichen in der Insel Sybota auf, weil sie dreißig Schiffe zerstört, ihre Todten und Schiffstrümmer Abends, da die

athenienſiſche Hilfe gekommen war, geborgen hatten. Aber eine weitere wirkſame Verfolgung des Feindes durften ſie nicht in Abſicht nehmen, ihre Verluſte waren zu ſchwere geweſen. Nahe an ſiebenzig Schiffe waren ihnen kampfunfähig gemacht worden und an die tauſend Gefangene führte der Feind nach Korinth. Achthundert davon, welche leibeigene Knechte waren, verkauften die Korinther, die übrigen zweihundert und fünfzig, welche größtentheils aus den angeſehenſten Einwohnern der Stadt beſtanden, hielten ſie in Haft, aber in „gütiger", und dieſe Güte ſollte Korkyra noch ſchmerzhaft werden, denn die Korinther entwarfen nun den teufliſchen Plan, was in neuerer Zeit einige ſehr legitime Fürſten auch prakticirt haben, ihrem Gegner, dem ſie ſo nicht von außen beikommen konnten, durch innere Wühlereien das Leben zu vergiften. Das nennt man im gemeinen Leben Meuchelmord. Die Staatskunſt hat dafür hundert Entſchuldigungen wie eben ſo viele artige Namen.

4. Capitel.

Die Vorherrſchaft der Athener und der peloponneſiſche Krieg.

Es war zwiſchen Leukimne und Sybota auf dem joniſchen Meere außerordentlich erbittert geſtritten worden, ſo wie man eben nur unter Brüdern ſich haßt. Und nun kam nichts mehr in Griechenland zur Ruhe. Jede Gelegenheit zur Brandlegung wurde von den Korinthern ergriffen. Sie haßten die Athener jetzt noch mehr als die Korkyräer und ſuchten ihnen alle Nachbarn auf den Hals zu hetzen, indem ſie namentlich in Sparta es glaublich zu machen wußten, daß durch die Verbindung dieſer zwei mächtigſten Seeſtaaten die Freiheit aller griechiſchen Meere, aber auch das Uebergewicht der lakedämoniſchen Landmacht ſelbſt bedroht ſei, bis ſich wirklich ſo durch

einen Zwist der Athener und Lakedämonier, 431 vor Christi, der doch nur local gewesene korinthische Krieg in den gewaltigeren peloponnesischen auswuchs, um siebenundzwanzig Jahre lang die griechischen Völkerschaften und das ganze Mittelmeer in Blut und Eisen entzweit zu halten, wie der dreißigjährige Krieg Deutschland getheilt hat. So ist Korkyra, dieses schöne, blühende homerische Scheria, das Eiland der göttergesegneten Phäaken, ja eine der Inseln der Seligen selbst, die unmittelbare und offene Veranlassung des verderblichsten Streites geworden, der Griechenvölker zu Grunde richtete. Und die Trophäe, welche in diesem Kriege und zur Anfang desselben die siegreichen Korkyräer auf der Südspitze der Insel, dem weißen Cap Leukimne, wo ich den schönen, warmen, sonnigen Winternachmittag erlebte, errichteten, könnte füglich als sinnbildliches Zeichen der Bedeutung Corfu's in den politischen Theil seiner Biographie aufgenommen werden. Denn kriegerisch ist immer, da man aus der Fabel- und Dichterwelt heraustritt, seine Rolle in der Geschichte gewesen.

Thukidides, den man wohl den Specialhistoriker dieses peloponnesischen Krieges nennen darf, hat Korkyra zuerst diesen üblen geschichtlichen Ruf gemacht. Denn, wenn er auch sagt: die eigentliche wahre Veranlassung dieses „schrecklichen Krieges", wovon man aber wenig kund werden ließ, sei seines Erachtens keine andere als diese gewesen, daß die Athenienser wegen ihrer heranwachsenden Macht den Lakedämoniern furchtbar geworden, so hat er doch die Erzählung dieses korinthisch-korkyräischen Kampfes um Epidamnos an die Spitze seines berühmten Werkes gestellt und ausdrücklich daraus in genealogisch formulirter Reihe den Ausbruch dieses allgemeinen Krieges abgeleitet, von dem er meinte, „daß sich aus dem Augenscheine der Begebenheiten selbst leicht ergebe, wie derselbe an Größe alle vorigen übertreffe und dieses überhaupt eine der stärksten Bewegungen gewesen sei, worin sowohl die

Griechen als auch einige von den barbarischen Völkern, ja, er glaubte sogar sagen zu können, die Mehrheit der Menschen selbst je verwickelt worden sei. Es ist wahr" — so fährt er in einem späteren Capitel zu vergleichen fort — „der persische Krieg übertrifft an Wichtigkeit alle Thaten der vorigen Zeiten. Indessen war derselbe bald entschieden und Alles kam auf zwei Treffen zur See und auf dem Lande an. Dieser Krieg hat sehr lange gedauert und Griechenland so viel Unheil zugezogen, als dasselbe sonst nie in einem gleichen Zeitraume erfahren, indem nie so viele Städte nach ihrer Eroberung verödet worden als hier theils von den Barbaren, theils von den streitenden Parteien selbst geschehen, solcher nicht zu gedenken, die bei ihrer Einnahme mit ganz anderen Einwohnern besetzt wurden; auch nie so zahlreiche Beispiele von Leuten, die landflüchtig werden mußten, noch so viel Blutvergießen erhört gewesen, als hier theils in dem Kriege selbst, theils bei einheimischen Zwistigkeiten erfolget."

Nun ist es zwar richtig, daß der Prager Fenstersturz den dreißigjährigen Krieg nicht eigentlich verursachte, aber er hat ihn doch eingeleitet. Und ebenso wie diese Darstellung des Thukidides, wenn man nur an die Stelle der Barbaren die Franzosen und Schweden setzt, sich wie eine Photographie unseres deutschen Bürgerkrieges ansieht, dem der griechische auch wirklich durch alle seine Beziehungen, durch seinen ganzen Charakter und selbst durch seine Zeitdauer gleicht, läßt Thukidides es dieses korinthisch-korkyräische Duell sein, das den letzten Zunder in die griechischen Verhältnisse warf.

Nach der Schlacht von Leukimne, welche die Korinther die von Sybota nannten, ähnlich wie sich Preußen und Oesterreich in die Namen von Sadowa und Königgrätz theilten, hielten sich die Korkyräer als Herren der See bis zum Cap von Koron, die ganze Küste des Peloponnes hinab. So mächtig war damals das stille, kleine Corfu und ein so lautes Wort

konnte es in der damaligen Weltgeschichte mitsprechen. Allerdings die Welt von damals war kleiner, als die uns heute bekannte. Sie gehörten natürlich fortwährend zu den Bundesgenossen der Athener und mit bedeutender Hilfeleistung. Gleich im zweiten Jahre, 430 vor Christi, setzten ihre fünfzig Dreiruderer die Athener in die Lage nicht nur die östliche See, die ägäischen Inseln, aber auch das ganze westliche Meer zu beherrschen und die Küsten des Peloponnes, wie auch das zu Sparta stehende Leukadien durch Ueberfälle zu brandschatzen und Kephallonien zum Abfalle von diesem Bunde und Uebertritte zu den Athenern zu nöthigen. Aber den größten Vortheil bot Korkyra den Athenern nun wirklich als Brückenpfeiler in ihrem Uebergange nach Sicilien zum Angriffe auf das reiche und den Lakedämoniern fortwährend befreundete Syrakus. So schon im Frühlinge des Jahres 425 vor Christi, als die Athener unter dem Eurimedon und Sophokles von Sostratides ein erstes Mal vierzig Schiffe dorthin absandten, und noch viel bedeutungsvoller 415 vor Christi, da sich die ganze Macht von Athen auf Sicilien warf und dort begrub. Es wurde also Corfu in der That die Rolle, welche ihm die bedächtigeren und diplomatischen Köpfe der athenienſischen Volksversammlung schon 436 vor Christi vorgesehen hatten, als die Korinther und Korkyräer hilfeflehend vor ihr standen und die athenienſischen Staatsmänner aus diesem Motive des Ueberfalles auf Sicilien die Abstimmung zu Gunsten der Korkyräer leiteten; dieselbe Rolle, die es später durch Jahrhunderte, nur in umgekehrter Richtung, zuerst den Römern und Normannen, dann den Venetianern und Franzosen in ihren Angriffen vom Westen auf den Osten spielte, wie es so wohl auch in unberechenbar grauer und undurchdringlicher Vergangenheit den Phönikiern schon zu ihren Wanderungen nach dem illyrischen Continente gedient hatte und vielleicht einmal noch unserer eigenen Zukunft dienen wird.

Dieses phönikische Element mag übrigens damals noch thatsächlich mitgewirkt haben zur Bundesgenossenschaft der Korkyräer bei den Zügen der Athener gegen Syrakus. Korkyra war von phönikischen Ansiedlern bevölkert worden, die über Sicilien gekommen waren. Rückblickend erhielten sich diese Colonisten wohl fortwährend in einer gewissen Verbindung mit der großen süditalienischen Insel. So mischte sich Korkyra bereits 498 vor Christi in den Grenzstreit zwischen Gela und Syrakus, und kam Syrakus, der damals noch freien Stadt, gegen den Tyrannen Hippokrates von Gela zu Hilfe. Jetzt regten sich auf Sicilien wieder phönikische Abkömmlinge der Karthager, welche gegen die späteren griechischen Einwanderer erobernd auftraten. Korkyra wird sich also wahrscheinlich dieses Mal sogar mit einer gewissen Gesinnungsverwandtschaft dem athenienſischen Raubanfalle auf das inzwischen eben durch die Eroberung des Tyrannen Gelon, der ein Bruder des Hippokrates war, ganz griechisch gewordene Syrakus angeschlossen haben. Denn im Volke, bei den Demokraten, die jetzt auf Korkyra vorherrschten, waltete gewiß noch etwas von phönikischem Elemente, wie es wohl auf Sicilien nie ganz erlosch. Gewerbesneid mag dazu gekommen sein, indem Syrakus der mächtigste und reichste Handelsort des Mittelmeeres war und Korkyra nicht weniger sein wollte.

Korkyra wurde der Sammelpunkt der verbündeten Flotte, einer der stolzesten, welche die antike Welt je gesehen. Von allen Seiten kamen sie, die Athener vom Peiraeius um den Peloponnes, und es waren ihrer schließlich hundert und vierunddreißig gewaltige Dreiruderer, darüber zwei noch größere rhodische Schiffe von fünfzig Rudern, dreißig Kornschiffe mit Bäckern, Bauleuten und deren Handlangern sammt dem Schanzgeräthe an Bord; ingleichen noch hundert unbewaffnete Boote, eine Menge anderer Barken und Fahrzeuge, um die Handelsgeschäfte der Armee zu besorgen, und mehr als fünftausend

schwer bewaffnete Soldaten, im Ganzen wohl sechsunddreißig tausend Leute eingeschifft auf dieser Armada, welche die Feldherren der Athener, der unglückliche Nikias und der berühmt schöne Alkibiades, dessen unsterblicher Schönheitsruf selbst den Rafael noch zur Einreihung seines Bildnisses in die Schule von Athen begeisterte, vor Corfu musterten; der sie alsdann die Ordnung festsetzten, welche das Gefolge der Schiffe auf der See halten sollte und womit sie dieselben endlich von dort zwischen dem Nordcap von Korkyra und den Akrokeraunien heraus den Weg in das jonische Meer, die italische Küste entlang, nach Rhegion führten, um schließlich Alle im weiten, geräumigen Hafen von Syrakus, die Schiffe versenkt, verbrannt und zertrümmert, die Mannschaft beinahe ausnahmslos, ohne daß einer entkam, was nicht in den Schlachten erschlagen worden war, in den Steinbrüchen zu Tode gehungert, verdurstet und von der Sonne geröstet zu werden.

Man muß an die spätere Musterung der Kreuzzügler denken, die unter Dandolo auszogen, Constantinopel zu erobern, oder an die Flotte der drei Verbündeten, welche sich zur Schlacht von Lepanto sammelten, um in der ganzen Weltgeschichte eine gleich prächtige Staffage für das schön belaubte Corfu und seinen Canal zu finden. Nur, daß das Ende für diese Flotte der Athener und des Alkibiades nicht dasselbe gewesen.

5. Capitel.

Ein Revolutionsjahr 89 auf Korkyra.

Viel unheilvoller und zerstörend, ja beinahe vernichtend griff der peloponnesische Krieg in die inneren Verhältnisse Korkyra's ein. Dort war inzwischen der revolutionäre Plan der Korinther gereift. Sie hatten die Gefangenen der zweiten Seeschlacht von Sybota, meistens Aristokraten von Ansehen,

in ihre Heimat nach Korkyra entlaſſen. Nach Außen hin geſchah dieſes unter dem Scheine eines Löſegeldes; im Geheimen aber, weil ſie die Gefangenen beſchwatzt hatten, zugleich die Herrſchaft der Demokraten in Korkyra zu ſtürzen und die wichtige Inſel aus dem Bunde der Athenienſer zu löſen und in den der Peloponneſier hinüberzuführen. Die Korinther waren ſich der politiſchen Wahrheit wohl klar bewußt, daß die Staaten nur ſelten durch Schläge ſterben, die ſie von außen kriegen, leicht aber an inneren Wirren verenden.

Es war im fünften Jahre des peloponneſiſchen Krieges, als die korkyräiſchen Ariſtokraten mit Schlauheit die Ausführung dieſes Planes verſuchten. Die erſten Schritte dazu glückten ihnen auch vollſtändig. Sie brachten die egoiſtiſche und nur an Handelsintereſſen denkende Volksverſammlung dazu, zwar das Bündniß mit den Athenienſern zu erhalten, aber auch mit den Peloponneſiern in Freundſchaft zu leben; alſo dieſelbe neutrale Stellung einzunehmen, welche Korkyra in allen vorherigen Leidensgeſchichten Griechenlands behauptet hatte. Was heute der athenienſiſche Botſchafter wäre, Peithias, ein Korkyräer zwar, aber der die Staatsgeſchäfte der Athener in Korkyra vertrat, alſo der athenienſiſche Proxenos, wie man in der antiken Diplomatenſprache ſagte, proteſtirte dagegen als gegen das athenienſiſche Bündniß gerichtet. Er gehörte der demokratiſchen Partei als einer ihrer Führer an. Dieſer Proteſt wurde als ein Verſuch vor Gericht geſtellt: das freie Korkyra unter das Joch der Athener zu bringen. Doch er gewann den Proceß und erhob nun einen anderen gegen ſeine ariſtokratiſchen Ankläger, fünf der reichſten, weil ſie einen Tempelhof des Zeus und des Alkinoos durch Fällung von Pfählen entheiligt hatten. Die Sache wurde bewieſen und Peithias drang auf Anwendung der äußerſten Geſetzesſtrenge, das war Landesverweiſung. Als ganz Verzweifelte und weil ſie der Anſicht waren, daß Peithias in ihrer Ab-

weſenheit Korkyra noch unlöslicher mit Athen verbinden werde, drangen die Verwieſenen nun mit ihren Freunden in die Rathsverſammlung und ſtießen den Peithias nebſt verſchiedenen anderen Rathsherren und gemeinen Bürgern, gegen ſechzig an der Zahl, nieder. Nur einige wenige von den Anhängern des Peithias retteten ſich durch die Flucht auf das athenienſiſche Schiff, welches gerade zugegen war.

Das war alſo eine vollſtändige Revolution auf Korkyra und der Zwiſt der Athener und Lakedämonier war in den inneren Bürgerkrieg der Ariſtokraten und Demokraten verpflanzt. Die zunächſt ſiegreichen Ariſtokraten promulgirten das Geſetz, daß keinem der beiden Theile, nicht den Athenern und nicht den Lakedämoniern der Einlaß in einen der korkyräiſchen Häfen mit mehr als einem friedlichen Handelsſchiffe geſtattet ſein ſolle. Ein korinthiſches Schiff, das in den Hafen einlief, ein anſehnlicher Dreiruderer, vermehrte noch den Muth der Ariſtokraten. Um die Sache ſicher zu beenden, überfielen ſie das Volk und beſetzten den Markt. Während des Straßenkampfes kam die Nacht. Das Volk zog ſich in die Bergſtadt und zur Burg zurück. Auch den hylläiſchen Hafen, das iſt heute der ſumpfige See von Kalichiopulo, wo das Fährſchiff, das den Odyſſeus ausgeführt, verſteinert vor dem Eingange ankert, behauptete die demokratiſche Partei; die adelige aber den anderen Hafen, „welcher ohnweit vom Markte gegen das feſte Land zu liegt", alſo die Bucht von Caſtrades und die ganze darum gezogene Unterſtadt, wo an dem Forum die meiſten der Ariſtokraten ihre Wohnungen hatten.

In dieſer Stellung hielten ſich beide Theile durch mehrere Tage. Ariſtokraten und Demokraten ſuchten ſich durch die Sclaven der Landgüter zu verſtärken. Dieſe aber ſchlugen ſich zu dem Volke. Dagegen ward den anderen eine Verſtärkung von achthundert Barbaren, die ſie auf dem Feſtlande gemiethet hatten. Nach einigen Tagen kam es zur Endſchlacht. Die De-

mokraten waren stärker, weil sie den Berg inne hatten, und auch numerisch überlegen. Es wurde mit furchtbarer Erbitterung gekämpft. Mehr als fünfzehnhundert der angesehensten Einwohner wurden in diesen Bürgerkämpfen umgebracht. Diodor, der auch diese Zeit beschrieben hat, sagt: „Es gab damals keinen Staat, wo so viele Bürger hingemordet wurden und man sich mit so tödtlichem Haße verfolgte." Auch die Frauen nahmen Theil an dem Morden. Von den Dächern herab warfen sie mit Ziegeln auf die Aristokraten und in die Häuser um den Markt schleuderten sie den Brand, die Feinde aus diesen festen Stellungen herauszunöthigen. Da dort in der Nähe des Handelshafens, der Quais und Landungsstellen auch die Kaufmannsgüter lagen, wurde das Feuer ein ungeheueres und eine Menge Werthe gingen zu Grunde. Man darf an die Abenteuer der Commune von Paris denken, um eine ähnliche Selbstschädigung des Volkes aus blinder Parteiwuth in der Geschichte zum Vergleiche zu finden. Die Nacht, die darüber kam, war grauenvoll. Kein Theil gab sich schon besiegt, nur das korinthische Kriegsschiff entfloh im Geheimen, weil sein Führer die Ueberlegenheit der Volkspartei unzweifelhaft sah. Ebenso entwichen hinterrücks die barbarischen Miethsvölker nach ihrem Festlande. Und den nächsten Morgen entschied das triumphirende Einlaufen einer athenienſischen Flotte den Sieg der Volkspartei noch vollständiger. Es kam der Admiral Nikostratos, des Diitrephes Sohn, mit zwölf Schiffen von Naupaktos zum Beistande herbei und brachte fünfhundert geharnischte Messenier mit. Diese mit dem Volke fielen „als der Markt voll war", wie Diodor erzählt, also Vormittags, über die Freunde der Lakedämonier her. Viele wurden niedergemacht, Andere gefangen gesetzt und mehr als tausend darüber noch verbannt. So wirthschaftete man in antiken Zeiten mit dem Menschenblute und Menschenleben.

Nun stiftete der athenienſiſche Admiral zwiſchen den Streitenden einen nothdürftigen Vergleich. Sein Gewinn dabei ſollte ein Offenſiv- und Defenſivbund mit Athen ſein. Auf zehn Flüchtige wurde die Hauptſchuld geworfen. Die Uebrigen ſollten ſich friedlich nebeneinander vertragen. Indeſſen, il n'y a que le premier pas qui coute, und das beſonders bei der Revolution. Das Land, das die erſte gehabt, wird ihre Geburtsfolge kaum mehr los. Volk und Adel waren einmal verhetzt und haben ſich in dieſem Geiſte ſo lange bekriegt bis Korkyra's Blüthe, Selbſtändigkeit und mit dieſer auch die einzige Freiheit, welche für die politiſche Exiſtenz eine weſentliche iſt, die der freiwilligen bürgerlichen Ordnung, vollſtändig geknickt und ausgelöſcht waren. Es hat ſich von dieſem korinthiſch-lakedämoniſchen Gifte nie wieder ganz erholt. Der Glanz und Ruhm der Trophäen von Leukimne iſt mit einem langen Siechthume bezahlt worden.

Als die Athener abſegeln wollten, brachen dieſe Kämpfe ſchon wieder aus. Die Führer des Volkes boten ihnen nämlich einen Austauſch von fünf Schiffen an. Es ſollten ebenſoviel zur Deckung der Volkspartei vor Korkyra bleiben, und auf die korkyräiſchen, welche ſtatt derſelben die Athenienſer zu begleiten gehabt hätten, reihten ſie hauptſächlich Mitglieder des beſiegten Adels ein. Dieſe hielten das für eine maskirte Auslieferung an die Athenienſer und ſtatt ſich einzuſchiffen, flüchteten ſie ſich als Schutzflehende in den Tempel der Dioskuren. Darin fand das Volk neuerdings den Anlaß zu den Waffen zu greifen. Erſchreckt flohen nun die anderen Ariſtokraten, und es waren ihrer noch vierhundert, in den Tempel der Hera, der ungefähr dort geſtanden haben muß, auf den terraſſirten Höhen inmitten eines heiligen Haines, wo ſich heute die Neuſtadt aufbaut.

Nikoſtratos vermittelte nochmals und um einen neuen blutigen Zuſammenſtoß zu hindern, ſchaffte man die Unglück-

lichen fort aus der Nähe über das Meer auf die Insel Vido, die damals Ptychia hieß und welche die Engländer mit ihren weißkalkigen Bastionen so unpoetisch entstellt haben. Man brachte ihnen die Lebensmittel hinüber. Diese gespannte Stellung der zwei Parteien währte schon fünf Tage, als plötzlich die Flotte der Peloponnesier, dreiundfünfzig Schiffe, unter der Führung des Alkidas und Brasidas signalisirt wurde. Sie lief Abends an dem jenseitigen Festlande in den Hafen von Sybota ein, mit dem nächsten Morgen aber schon gegen Korkyra. Eine dritte Seeschlacht auf der herkömmlichen Stelle, zwischen den Vorgebirgen von Leukimne und Cheimerion war unvermeidlich. Aber diese konnte nicht wie die zwei früheren dieses Krieges glücklich für die Korkyräer sein. Schon die Vorbedingungen standen diesesmal grausam gegen sie. Korkyra war völlig überrascht, unvorbereitet und gerade in seiner Flotte dienten Elemente, die eher den Feind willkommen als bekriegungswerth finden mußten. So gingen denn auch gleich zwei der eilig ausgerüsteten und zerstreut abgeschickten Schiffe zu den Peloponnesiern über. Die übrigen auch schlugen sich kaum und ließen sich von zwanzig peloponnesischen Schiffen im Zaume halten, so daß es die Feinde eigentlich nur mit den zehn athenischen Schiffen zu thun hatten. Diese wehrten sich wunderbar und retteten durch geschickte Bewegungen wenigstens die Ehre des Tages. Aber da die Sonne sank, gehörte das Schlachtfeld und der praktische Erfolg unbestritten den Peloponnesiern. Nichts hätte sie hindern können, die Mauern Korkyra's anzulaufen, und vielleicht hätten sie, weil dort Zwiespalt im Rathe, Bürgerzwist, Bestürzung herrschte, die Stadt und die Insel in der ersten Ueberraschung durch einen blaßen Handstreich erobern können.

Brasidas wollte auch das wagen, aber für Alkidas schien diese Eroberung ohne Werth, und er war der Obercommandant. Er begnügte sich die dreizehn Schiffe der Korkyräer, die sich

ihm ergeben hatten, im Hafen von Sybota in Sicherheit zu bringen, blieb dort die Nacht, und versuchte am nächsten Morgen nur eine ganz ungefährliche und unbestrittene Landung an dem weißen, niedrigen Sandcap von Leukimne. Dort verheerte er einige Felder und stach dann gegen Mittag wieder in See, südwärts und möglichst dem Festlande entlang, das der peloponnesischen Sache treu war. Und wohl that er daran, das bewies schon die anbrechende Nacht. Mit aufgesteckten Fackeln, statt der Mastlaternen, welche heute die Schiffe tragen, kamen aus der freien See, Leukadien entlang, sechzig mächtige Schiffe der Athener, welche diese dem Aufstande, der Volkspartei auf Korkyra zu Hilfe sandten, da sie die Nachricht erhalten hatten, daß Alkidas in der Richtung auf Korkyra abgesegelt sei. Eurymedon, ein Sohn des Thukles, führte diese stolze Flotte, die schon am dritten Tage wieder die Lage auf Korkyra völlig umgestaltete.

Dort hatte man in der Angst vor den Peleponnesiern die gefangenen Aristokraten von der Insel Ptychia wieder zurück in den Tempel der Hera gebracht, verhandelte mit ihnen und den anderen Flüchtlingen, daß sie zur Vertheidigung der Stadt behilflich sein sollten. Und so waren auch nothdürftig dreißig neue Schiffe ausgerüstet worden, denn man darf nicht vergessen, wie es schon oben gezeigt worden ist, Korkyra war damals einer der ersten Seestaaten Griechenland's, also müssen seine Arsenale wenigstens reich mit Vorräthen versehen gewesen sein.

Als die Korkyräer aber von der Annäherung der athenischen Schiffe und der Flucht der feindlichen Kunde erhielten, da war jeder Vergleich zwischen den Demokraten und Aristokraten wieder vergessen und beseitigt. Das Volk besetzte den hyllaischen Hafen und die Bucht von Castrades, die athenische Hilfstruppe rückte in die Stadt. Fünfzig der Flüchtlinge im Heraion, welche sich einer gerichtlichen Unter-

ſuchung auslieferten, wurden ſofort hingerichtet. Die übrigen Flüchtlinge, welche nicht gleich vertrauensvoll für dieſe Gerechtigkeit hatten folgen wollen, brachten ſich ſelbſt um. Einige erhingen ſich an den heiligen Bäumen, andere ſtarben Hungers. Sieben Tage, immer unter der Bergung der athenienſiſchen Flotte, dauerte dieſes Morden. Keine Todesart, von der man nicht Beiſpiele ſah, ſagt Thukidides. „Kinder ſchlugen ihre Eltern todt; man riß die Leute von den Heiligthümern und brachte ſie an den Altären um. Einige wurden in dem Tempel des Dyoniſios vermauert und mußten ſo darin umkommen. Viele wurden rein perſönlicher Feindſeligkeiten wegen ermordet, auch wohl Gläubiger von ihren Schuldnern hingerichtet.“ Nur das kaiſerlich werdende Rom, die italieniſchen Freiſtädte des Mittelalters und Paris, als es ſeine grande revolution feierte, haben ähnliche Grauſamkeiten erlebt wie damals ſo viele Jahrhunderte und Jahrtauſende früher die heute ſo unſäglich friedlich ausſehende Inſel Corfu. Aber damals wie heute wieder zum Ruhme und zur Feier der Demokratie.

Thukidides hat uns auf einem der ſchönſten Blätter, welches die Kunſt der Geſchichtsſchreibung überhaupt der Welt geliefert hat, zur Darſtellung dieſer Revolution auch die Mittheilung hinterlaſſen, daß ſolche gräßliche Parteikämpfe ſpäter die ganze Hellenenwelt erſchütterten, und er glaubte dieſes dadurch erklären zu können, daß die Häupter des Volkes überall die Athener, die Ariſtokraten aber die Lakedämonier ſich zu verbinden wünſchten. Allein mir ſcheint, daß dieſer Antrieb doch nur als ein nebenſächlicher in's Auge zu faſſen iſt, indem Athen und Sparta ſolche Zwiſte in ihrem eigenen Innern ebenſo zu beſtehen hatten. Wäre uns die griechiſche Religionsgeſchichte klarer, ſo würden wir vielmehr den Ausbruch dieſes revolutionairen Geiſtes des Demos gegen die Ariſtokratie zuſammenfallen ſehen mit einem Erlahmen der

volksthümlichen Achtung, wenn nicht schon vor dem göttlichen, so doch jedenfalls vor dem priesterlichen Wesen des Cultus. Denn die griechischen Adeligen waren von Alters her zugleich die Priester, oder wenigstens die Körperschaft, der Stand, aus welchem diese hervorgingen. Darauf beruhte zum größten Theile die Macht und das Ansehen, auch die Berechtigung wie die Verpflichtung und Leistung der Aristokratie, und mit dem Schwinden des Glaubens mußte natürlich auch der Zweifel des Volkes in diese Institution wachsen. Der Adel verlor dadurch einen guten Theil seiner Begründung und endlich durch diesen moralischen Verlust auch seine politische Herrschaft. Auf diese mehr innerliche und logische Weise, und nicht blos fremd und von Außen hereingetragen, aber eben deßwegen um so radikaler vermuthe ich auch Korkyra demokratisch geworden. Es blieb dieses nun definitiv bis in römische Zeiten und so absolut, daß es dadurch lächerlich wurde und Strabo ein spöttisches Sprichwort darüber verzeichnen konnte, welches die ganze Welt damals im Munde führte, das aber für die heutige zu unanständig ist, um hier eingeschoben werden zu können.

Zunächst machte sich in Korkyra ein förmlicher Communismus breit, roh und habgierig wie wir ihn nur jemals in unseren Tagen sich haben entwickeln sehen. Die korkyräischen Aristokraten hatten sich auf das Festland zu den Barbaren geflüchtet. Von dort aus und mit diesen führten sie ein Land- und Seeräuberleben. Es kamen Augenblicke, da die Flotte der Athenienser abgesegelt war, daß sie der Stadt so alle Zufuhr absperrten bis darin eine gewaltige Hungersnoth entstand. So gestärkt und ermuthigt, wagten sie es endlich wieder mit 600 Mann ganz auf die Insel zurückzukehren und, um als Verzweifelte, die sie waren, zu kämpfen, schnitten sie sich nun jeden Ausweg durch die Verbrennung ihrer Schiffe ab. Sie wollten Haus und Hof wieder gewinnen oder sterben. Ein Leben in der Fremde und ohne Hab und Gut schien damals

überhaupt den Sitten und Begriffen der Menschheit kaum des Lebens werth. Sie schlugen sich von dem Ufer in die Waldungen und Schluchten des Berges Istone hinauf, und bald gehörte dieses ganze mächtige Gebirge ihnen, und diese „Bergpartei" machte es den Sansculottes von Korkyra noch einmal schwer zu existiren.

Es beweist mir eben diese Episode, daß der Istone nur der heutige Erlöserberg, Monte San Salvatore, sein kann. Kein anderes Gebirge in der Insel liegt dem Festlande unmittelbar nahe genug zu einer so überraschenden Landung und keines bietet eine so unbedingt festungsartige und die ganze Insel nach allen Richtungen beherrschende Stellung. Die Landung aber denke ich mir ungefähr von Butrinto aus dort bewerkstelligt, wo heute die schöne einsame Cypressenvilla steht, welche den Prinzen Pierre Napoleon so lange beherbergte und mich so sehr anzog. Die Terrassen von Scripero und San Pantaleone mögen dann die Standlager der kühnen Freibeuter geworden sein. Von dort herab beherrschten sie bald das ganze platte Land der Insel und hielten sich so durch zwei Jahre. Erst im siebenten Jahre des peloponnesischen Krieges wurde diesem permanenten Belagerungszustande der Stadt Korkyra durch die Athener ein Ende gemacht. Ihre Flotte schiffte von Pylos nach Sicilien. Wieder commandirte sie Eurymedon, derselbe, der schon zu dem ersten grausamen Niederwerfen der „Bergpartei" die Hand geboten hatte. Neben ihm Sophokles. Eurymedon wollte sein damaliges Werk nicht unvollendet lassen. Als die Flotte auf ihrem Wege nach Sicilien vor Korkyra rastete, bot er den korkyräischen Demokraten nochmals die Hilfe seiner Mannschaft. So verstärkt rückte die Bevölkerung aus der Stadt gegen den Berg. Auf einer Anhöhe traf man die unglücklichen Ausgestoßenen. Sie ergaben sich ohne Kampf den Athenern und wollten die Bestimmung ihres Schicksales der Großmuth des athenischen Volkes überlassen wissen. Die

athenienſiſchen Feldherren gingen auf dieſes ein und ſchafften die Unglücklichen nach der Inſel Ptychia. Dort ſollten ſie ihre Ueberführung nach Athen abwarten. Die Clauſel war ihnen auferlegt worden, daß, wenn auch nur Einer den Verſuch zu entwiſchen machen ſollte, der ganze Vergleich nichtig wäre. Dieſes benutzten die Feldherren wie die Volkspartei, um ſich ihres Wortes zu entbinden. Sie ſchickten einige Vertraute auf die Inſel, welche den Gefangenen verrathen mußten, die Athener wollten ſie ihren Erzfeinden, dem korkyräiſchen Volke, ausliefern; dagegen ſtellten dieſe Verſucher ihnen heimlich ein Schiff bereit zur Flucht. Natürlich gingen die Betrogenen darauf ein, wurden abgefangen und nun von Eurymedon wirklich den Korkyräern ausgeliefert. „Dieſe ſperrten ſie in ein großes Gebäude ein; führten ſie nachher zu zwanzig heraus und ließen ſie an einander gebunden durch eine doppelte Reihe geharniſchter Soldaten hindurch gehen, die zu beiden Seiten geſtellt waren und, wenn einer von denſelben ſeinen Feind darunter erblickte, auf die Gefeſſelten zuſchlugen und ſtachen. Neben den Gepeinigten gingen Leute mit Peitſchen, welche diejenigen, die zurückblieben, forttrieben.“ Alſo, wie Thukidides dieſes ſchildert, ein antikes vervollſtändigtes Spießruthenlaufen.

Sechzig wurden auf dieſe Art hingerichtet. Die Anderen weigerten ſich, das Gebäude zu verlaſſen. Sie riefen den Schutz der Athener an oder dieſe ſelbſt ſollten ihnen den Tod geben. Die Korkyräer wagten nicht durch die Thüre zu den Verzweifelten einzudringen. Aber ſie erſtiegen das Dach, deckten es ab und warfen auf die unten Zuſammengedrängten Ziegelſteine hinab, erſchoſſen ſie mit den Pfeilen. Einige der Unglücklichen drehten aus ihren Kleidern Schleifen und erdroſſelten ſich an den Bettſtellen, Andere ſtießen ſich die von oben herabgefallenen Pfeile in den Leib. Dergeſtalt verging ein großer Theil der Nacht, welche über dieſe Schreckensſcene eingefallen war. So nennt Thukidides ſelbſt dieſes ſchauerliche Ereigniß. „Als

es Tag wurde, warfen die Korkyräer die Leichname quer über einander auf einen Wagen und schleppten sie zur Stadt hinaus. Die Frauen, die man auf dem Berge mit gefangen genommen, brauchten sie zu Sklavinnen. Auf diese Art vernichtete das Volk die Korkyräer, welche sich auf den Berg geflüchtet hatten. Die Athenienser setzten sodann ihren Lauf nach Sicilien, ihrer ersten Bestimmung gemäß, fort und führten dort den Krieg mit den Bundesgenossen."

So wörtlich schließt Thukidides diese Tragödie. Wir setzen den Epilog dazu: die Latomien von Syrakus, die heute nicht weniger blumenprächtig und orangenduftig als das also geschändete Corfu sind, rächten die Schandthat und den Wortbruch der Athenienser auf Korkyra, und ich mußte später dort trotz des berauschendsten Blüthenzaubers immer wieder hier herüber und an jene Blutnacht der korkyräischen Revolution denken. Denn Athen's Uebermacht, die sich hier so schmählich gegen Treue und Glauben und jedes Menschlichkeitsgefühl versündigt hat, ist dann dort in jenen tiefen Steinbrüchen begraben worden. So ist nichts im Leben, und namentlich nichts im Völkerleben, wenn man die Geschichte nur zu lesen versteht, ohne Ausgleich und Sühne. Kein momentaner Erfolg kann über dieses ewige Gesetz helfen.

Es ließe sich mit dem schönen Hintergrunde von Corfu und dem rauheren Contraste des bergigen Festlandes ein gar abenteuerliches Märchen aus dieser schicksalsvollen Revolutionsgeschichte von Korkyra entlehnen, und es wundert mich, daß es von stoffbedürftigen Poeten, die nicht fortwährend die alten Wege treten wollen, noch nicht geschehen. Ich würde besonders Paul Heyse, den Dichter der Braut von Cypern und des lieblichen kleinen Epos Thekla, auch Gregorovius, der so in Pompeji schon ein antikes Musterbild, den Roman des Euphorion aufgelesen, dazu vorschlagen. Man müßte den Liebhaber mit den Optimaten nach Epirus entfliehen, dort, nicht in den böhmischen,

aber in den immergrünen albanischen Wäldern ein romantisches Banditen- und Seeräuberleben führen, dann ihn den verzweifelten Zug auf den Istone anregen und mitmachen lassen, weil er die Trennung von seinem bürgerlichen Mädchen nicht länger ertragen kann, das inzwischen jeden Tag Abends auf das hohe Cap der Akropole steigt, um dort unter der Heuchelung des Gottesdienstes aus dem Cypressenhaine der Burgtempel nach den verabredeten Rauch- und Feuerzeichen auszulugen, bis ihr diese fehlen, ein trauriger Tag und eine schlaflose Nacht um die andere werden, und man ihr einmal bei der Rückkehr von ihren Bittgängen den erschlagenen Freund in den engen Gassen der kleinen Marmorstadt entgegen bringt. Es müßte um dieses zwiefache Schicksal ein reiches, lebendiges, antikes Städtebild aufgebaut werden, aber einfach und natürlich, auch etwas derb und gewöhnlich, so wie man die Vorlagen dazu noch jetzt lebendig in abgelegenen orientalischen Ortschaften findet; nicht geschminkt und unmöglich, ich möchte sagen unmenschlich, so wie man bisher gewohnt war, das antike Leben sich einzubilden und es anzuschauen. Aber den Grundton und die Gesammtfarbe und dadurch auch die Stimmung in die Seele des Zuschauers, wie dieses ja auch der eigentliche und wesentliche, nur verborgene und nicht gleich ersichtliche, mehr nur der unterirdische Zweck der ganzen kleinen Liebesgeschichte zu sein hätte, wäre eine leicht leserliche Charakteristik jener ungeheuerlichen Zeit der grenzenlosesten Parteiwuth, des grausamsten Bürgerzwistes, gemeinsten Neides, welche die Geschichte jemals irgendwo gesehen, welche Staat gegen Staat, Stadt gegen Stadt und in der Stadt das Volk gegen den Adel, die Reichen gegen die Armen, den Einzelnen gegen Alle stellten, bis Griechenland aus einem Garten der schönsten Culturblüthe, welche die Menschheit je getrieben, sich in einen Haufen öder Gebirge, leerer Meere und verwüsteter Städteruinen verwandelt hatte; eine Charakteristik also oder gewissermaßen eine Uebertragung in's Per-

sönliche, eine Verkörperung jener erschütternden Worte des Thukidides, womit er in seiner peloponnesischen Geschichte das damalige Wesen seiner Landsleute gemalt hat: „Man vertraute weniger seinen Verwandten als seinen Parteigenossen, weil diese bereitwilliger waren rücksichtslos zu wagen. Denn solche Verbindungen wurden nicht geschlossen, um in Uebereinstimmung mit den geltenden Gesetzen einen gemeinnützigen Zweck anzustreben, sondern selbstsüchtiger Vortheile wegen gegen die bestehenden Einrichtungen. Und die gegenseitige Treue beruhte nicht sowohl in dem göttlichen Gesetze als in der Gemeinschaft an Verbrechen. Die von den Gegnern ausgehenden heilsamen Vorschläge nahm man unter thatsächlichen Vorkehrungen, wenn man gerade unterlegen war, und nicht aus Edelsinn an. Sich an Jemanden rächen, galt für wünschenswerther als einer Beleidigung auszuweichen. Und wurden ja einmal Versöhnungseide geschworen, so galten sie, indem sie aus Noth gegenseitig geleistet wurden, eben für den Augenblick, so lange man nicht von anderen Seiten Verstärkung erhielt. So kam jede Art von Unsittlichkeit durch die Parteikämpfe in Hellas auf, und die Herzenseinfalt, mit welcher der Edelsinn am meisten verbunden ist, wurde verlacht und verschwand; dagegen mißtrauischen Sinnes sich einander gegenüberstehen, das ward in hohem Maße vorherrschend."

Später haben die italienischen Städte der Renaissance mit den Wissenschaften und Künsten auch diese Zustände des Thukidides wörtlich wiedergeboren, damals aber lieferte Korkyra das vollendetste Beispiel derselben.

6. Capitel.

Das Jahrhundert der lakedämonischen und thebanischen Vorherrschaften.

373 vor Christi wiederholten sich die Bürgerkämpfe auf Korkyra. Diesesmal noch offenkundiger unter fremdem Einflusse.

Der Plan der Lakedämonier ging damals sogar nach einer Inkorporirung Korkyra's. Es sollte noch einmal der Versuch gemacht werden, die durch ihre geographische Lage auf dem Wege zur Adria, nach Sicilien und Italien militärisch wie handelspolitisch gleich wichtige Insel der atheniſchen Bundesgenossenschaft zu entwinden und dort auch die überall in Griechenland Sparta befreundete Aristokratie an die Stelle der Demokratie einzusetzen. Auch Dyonisios von Syrakus war aufgefordert worden, sich an diesem neuesten Sturme gegen Korkyra's Freiheit zu betheiligen. Gesandte gingen von Sparta zu ihm „und suchten" — so erzählt nun Xenophon die Fortsetzung dieser Geschichte — „ihn von den Vortheilen zu belehren, die ihm erwüchsen, wenn Korkyra nicht unter Athen stände".

Wieder begann die Sache damit, daß die Oligarchen zu ihrem Schutze gegen die Volkspartei die Lakedämonier beriefen. Sie versprachen ihnen Korkyra zu überliefern. Wenn man solche Züge des Vaterlandsverrathes bei den alten Griechen, die in der Geschichte aller ihrer Lebensalter nicht selten sind, nicht flüchtig liest oder wissentlich in vorhergefaßten Meinungen übersieht, dann kann man die heutigen Griechen kaum so erstaunt ansehen, wie dieses von vielen enttäuschten Philhellenen der Befreiungskriege geschehen ist, und braucht auch nicht zu fallmerayerischen Nacheinwanderungstheorien zu greifen, um einen Unterschied vom Heutigen zum Damaligen begreiflich zu finden. Im Gegentheile, vielleicht sind dort in der neueren Zeit solche Beispiele vom Verrathe des Landsmannes zu Gunsten des Fremden sogar seltener geworden und gewesen.

Das Jahr vorher, 374 vor Christi, war zwischen den Athenern und Lakedämoniern ein kurzer Friedensschluß zu Stande gekommen. Der Admiral der Athener, Timotheos, fand darin einen Grund, die von den lakedämonisch gesinnten zantiotischen Aristokraten Verbannten in ihre Heimat zurück zu bringen. Diese exilirten Zakynthier hatten bisher unter ihm

gedient. Die Lakedämonier aber griffen nun nach dieſer Zurückführung, die ſie vertragswidrig ſchalten, als nach einem Vorwande den Krieg wieder zu erneuern. Das ganze joniſche Meer wurde ſein Schauplatz als im Frühlinge des nächſten Jahres, 373 vor Chriſti, die Lakedämonier zuerſt den heimſäſſigen Zakynthiern Hilfe zur Wiederaustreibung ihrer verwieſenen Mitbürger ſchickten. Eine Flotte von 25 Trieren ging dorthin unter der Anführung des Ariſtokrates, eine andere von 22 Dreirudern unter dem Alkidas angeblich nach Sicilien, mit der vertraulichen Weiſung jedoch ſich Korkyra zu nähern und dort den Oligarchen die Hand zu reichen. Aber die Volkspartei hatte Kenntniß vom Verrathe und ſich an die Athener gewendet. Die Athener verſprachen und gaben die Hilfe, nur kam ſie etwas zu ſpät. Die Demokratie auf Korkyra hielt ſich nämlich in all' dieſen Kriegen zu Athen und dieſes Bündniß war eines der ſtärkſten Fundamente der athenienſiſchen Vorherrſchaft in den weſtlichen Meeren.

Die Lakedämonier hatten inzwiſchen eine noch größere Flotte geſammelt, 65 Schiffe, darunter auch einige von Leukas und Zakynthos, die alſo fortwährend feindlich zu Korkyra ſtanden, wohl weil in beiden Städten die Ariſtokraten obwalteten. Dieſe Seemacht mit 1500 lakedämoniſchen Soldaten an Bord führte nun der Spartaner Mnaſippos vor Korkyra. „Er forcirte den Hafen, eroberte dort vier Schiffe der Korkyräer, landete die Truppen, nahm das ganze freie Land ein und verheerte die herrlich beackerten und bepflanzten Gefilde mit ihren prächtigen Gebäuden und den Weinkellern, die auf den Feldern angelegt waren, ſo daß der Soldat ſo wohllüſtig geworden ſein ſoll, daß er nur wohlriechende Weine trinken wollte. Auch Sklaven und Vieh in großer Anzahl erbeutete er auf dem Lande." Dieſes wörtlich wiedergegebene Bild volkswirthſchaftlichen Reichthumes der Korkyräer ſcheint mir bemerkenswerth genug. Denn Xenophon war beinahe ein Augenzeuge

dieſer Zeit und ihrer Ereigniſſe, und hat ſelbſt eine national-ökonomiſche Studie geſchrieben.

„Hierauf — ſo ſetzt Xenophon ſeine Schilderung dieſer letzten Belagerung Korkyra's durch die Peloponneſier fort — hierauf ſchlug Mnaſippos ſein Lager auf einem ungefähr fünf Stadien von der Hauptſtadt entlegenen Hügel auf, der das Land überſah, um von da aus Jedem den Eingang in's korkyräiſche Gebiet zu ſperren; die Flotten aber ließ er auf beiden Seiten der Stadt vor Anker gehen, wo er die Einlaufenden vorher entdecken und auch zurückweiſen zu können glaubte. Auch lag die Flotte, wenn der Sturm es nicht hinderte, vor dem Hafen. So ſchloß er nun die Stadt ein."

Dieſe Schilderung iſt ſehr klar und genau. Mit den 1500 Miethstruppen ſperrte er die Stadt im Rücken auf der Landſeite ab, ſo daß ihr von dort und auch nicht quer über die Inſel, allenfalls durch Zufuhr vom weſtlichen Mittelmeere irgend welche Verſtärkung an Truppen oder Nahrungsmitteln zukommen konnte. Den Seeweg durch den Canal von Norden und ebenſo den von Süden ſperrten zwei dort links und rechts vor der Stadt kreuzende Abtheilungen der Flotte. Die beiden Häfen, der des Alkinoos, die Bucht von Caſtrades, und der See von Kalichiopulo, der hylläiſche, waren alſo völlig unzugänglich für Zufuhren vom albaniſchen Feſtlande herüber oder von Griechenland kommend.

Auch empfanden die Korkyräer dieſe Lage als eine „große Verlegenheit". Sie ſandten neuerdings zu den Athenern und baten um Hilfe, wobei ſie anführten, „daß die Athener einen wichtigen Vortheil wegwürfen, wenn ſie ſich Korkyra nehmen ließen und dem Feinde dadurch eine große Gewalt zuſpielten. Denn kein Staat, ausgenommen Athen, könne mehr Gelder und Schiffe liefern. Dazu läge Korkyra vortheilhaft wegen des korinthiſchen Meerbuſens und der an demſelben ſtehenden Städte; ſo vortheilhaft dem lakedämoniſchen Gebiete zu ſchaden

und so vorzüglich vortheilhaft wegen des gegenüberliegenden festen Landes und der Ueberfahrt von Sicilien nach dem Peloponnes."

„Nach Anhörung dessen glaubten die Athener mit Nachdruck darauf Bedacht nehmen zu müssen und ließen den Stesikles als Befehlshaber mit 600 Leichtbeschildeten auf dem Landwege abgehen. Alketas, der ihnen befreundete Molosser-König, wurde ersucht diese Hilfstruppen heimlich von Epirus aus der bedrohten Stadt zuzuführen. In der Nacht wurden nun diese auch wirklich übergesetzt und kamen glücklich in die Stadt." Ueberdies aber rüsteten die Athener 70 Schiffe aus und stellten sie unter den Iphikrates.

„Unterdeß litten die Korkyräer eine so große Hungersnoth, daß Mnasippos bei der Menge der Ueberläufer öffentlich bekannt machen ließ, er werde jeden Ueberläufer verkaufen. Wie sie aber demungeachtet noch desertirten, schickte er sie zuletzt gegeißelt zurück. Allein die Belagerten nahmen nun diese Sklaven nicht wieder in die Stadt auf, sondern viele kamen außen um's Leben. Mnasippos dagegen dachte, wie er dieses sah, die Stadt schon völlig inne zu haben und traf eine Neuerung unter seinen Miethtruppen. Er setzte einige ganz außer Sold und denen, die blieben, blieb er den Sold von zwei Monaten schuldig."

„Wie nun die Belagerten von ihren Schanzthürmen sahen, daß die Posten nicht mehr so wachsam als früher waren und sich die Leute in's Land zerstreut hatten, thaten sie einen Ausfall, bekamen Einige gefangen, Andere machten sie nieder. Da Mnasippos dieses erfuhr, ergriff er selbst die Waffen und eilte mit allen Schwerbewaffneten zu Hilfe und den Hauptleuten befahl er mit den Miethtruppen nachzurücken. Als ihm nun einige Hauptleute antworteten, es wäre nicht so leicht die Leute folgsam zu machen, wenn man ihnen nicht gebe was ihnen zukäme, schlug er den Einen mit dem Stock,

den Anderen mit dem Spieße. Mißmuthig hiedurch gemacht, maſchirten ſie insgeſammt voll Haß gegen ihn aus, welches am wenigſten bei einer Schlacht zuträglich iſt."

„Sobald er ſie nun geſtellt hatte, verfolgte er zwar ſelbſt die Feinde, die ſich nach den Thoren hin flüchteten; allein wie er ihnen nahekam, wandten ſich die Korkyräer um und warfen und ſchoſſen von den Grabmalen. Andere drangen aus anderen Thoren und griffen den Mnaſippos im Rücken an. Acht Mann hoch geſtellt, zeigte ſich nun doch dieſe Tiefe der Truppen zu ſchwach. Die Leute Mnaſippos' ſuchten ſich zurückzuziehen. Wie ſie aber umzukehren anfingen, drangen die Korkyräer auf ſie als Flüchtlinge ein."

„Mnaſippos konnte aber den im Gedränge Befindlichen nicht zu Hilfe kommen wegen des Eindringens der ihm unmittelbar Gegenüberſtehenden. Auch ward er immer mehr und mehr verlaſſen. Zuletzt griff die ganze Macht der Korkyräer die ſchon verminderten Truppen des Mnaſippos an. Er ſelbſt fiel in dem Gedränge und die Korkyräer hätten es gewagt das Lager nebſt der Verſchanzung wegzunehmen, wenn ſie nicht das Getümmel der Handelsleute, der Diener und Sklaven darin für brauchbares Kriegsvolk angeſehen hätten. Das machte ſie vor demſelben umkehren."

„Aber die Korkyräer errichteten nach dieſem glücklichen Ausfalle ein Siegeszeichen und wurden beherzter, denn es kam ihnen auch das Gerücht noch zu Hilfe, Iphikrates mit der Flotte der Athener werde bald erſcheinen. Sie ſelbſt rüſteten nun Schiffe aus, um ihm zu begegnen."

„Die Belagernden verloren immer mehr den Muth und den Glauben an eine mögliche Einnahme der Stadt. Hypermenes, des Mnaſippos Stellvertreter, rüſtete daher den Rückzug. Er ließ alle Sklaven und Güter auf die Schiffe bringen und ſchickte ſie weg. Er ſelbſt deckte einſtweilen mit den Seeleuten und den wieder geſammelten Truppen die Ver-

schanzungen. Zuletzt aber konnte er diese nicht mehr halten und in voller Bestürzung, von den Athenern auf Korkyra überfallen zu werden, retteten sich Alle auf die Dreiruderer und mit diesen möglichst eilig unter den Schutz der peloponnesisch gebliebenen Festung Leukas. Ihr Lager mit einem großen Vorrath an Lebensmitteln, an Wein, einer Menge Sklaven und kranker Soldaten ließen sie den Korkyräern zur Beute zurück." Das war also ein vollständiger Sieg der Korkyräer, allerdings nicht ganz selbständig errungen, denn die Furcht vor den drohenden Athenern hatte ihn zuletzt entschieden. Die vielen Schleudereicheln, alle mit altgriechischen Namen gestempelt, die man in neuerer Zeit gerade auf diesen von Xenophon so deutlich bezeichneten Schlachtfeldern gefunden hat, halte ich als Ueberbleibsel und Zeugnisse dieser erbitterten Kämpfe.

Iphikrates war erst vor Lakonien angelangt als er die Nachricht von diesem Siege und die Flucht der Peloponnesier erhielt. Das ließ ihn nun noch langsamer und besonnener vorgehen. Er hielt vor Kephallonia und wartete neuere Nachrichten ab, die ihm denn auf das zuverlässigste die ersten Gerüchte bestätigten. Er unterwarf zuerst die Städte der Kephallenen; darauf segelte er nach Korkyra, nun nur mehr bedacht die Flotte des Syrakusers Dionysios abzufangen, der den Peloponnesiern zu Hilfe dorthin zu kommen versprochen hatte. Sofort stellte er Späher auf die westliche Küste der Insel, wo sie das ganze jonische Meer mit dem Wege nach Sicilien überschauen konnten. Und diese Kundschafter brachte er durch Herolde in Verbindung mit seiner Flotte. Als ihm die Ankunft der zehn syrakusanischen Schiffe gemeldet wurde, war denn auch auf das eiligste seine Flotte bemannt und kampffähig. So glückte es ihm die ganze syrakusanische Flotte mit all' ihrer Mannschaft gefangen zu nehmen und triumphirend

in den Hafen von Korkyra zu schleppen. Ihr unglücklicher Führer Krinippos gab sich dort den Tod.

Nicht ein Sommer war vergangen und Athen sah sich wieder unbestritten Herr des jonischen Meeres. Centrum und Pivot dieser Herrschaft war Korkyra. Dort ließ Iphikrates zunächst seine Flotte. Aber so unbestritten gehörte ihm das Meer, daß er die Matrosen an das Land gehen lassen konnte, um sie durch Feldarbeit bei den Korkyräern zu erhalten. Er selbst hatte sich mit den Landtruppen nach Epirus überschiffen lassen und rückte nach Akarnanien. Dort richtete er die befreundeten Städte wieder auf, kam nach Korkyra zurück und nahm seine und der Korkyräer Flotten nun mit sich, so daß er ungefähr 90 Schiffe unter seinem Befehle gesammelt hielt. Mit diesen warf er sich zuerst auf Kephallonien, das er um eine große Summe brandschatzte, und dann auf die lakonische Küste selbst. Das ganze jonische Meer und die Inseln waren ihm unterthan als er 372 vor Christi von der Nachricht überrascht wurde, daß sich die Athener und Lakedämonier in einem neuen Friedensschlusse geeint hätten.

Dieser Siegeszug des Iphikrates und seine rasche Befreiung Korkyra's war der letzte Abendglanz, der der atheniſchen Macht noch einmal kam; jenes Licht, da die Sonne schon untergegangen — denn die Vorherrschaft der Athener war in ihrem Wesen und Bestande bereits im Jahre 405 vor Christi beim Ziegenflusse (Aigospotamoi) im Hellespontos, Lampsakos gegenüber, getödtet worden — das noch einmal über die Berge oder von unten aus dem Meere herauf leuchtet, recht eigentlich magisch und wunderbar, weil es zugleich einem versunkenen und schon einem anderen kommenden Tage angehört, auch einem Tage und ähnlich dem heutigen, gewesenen, — so daß sich darum mit vollem Rechte Morgen- und Abendglanz gleichen — aber doch einem anderen Tage.

7. Capitel.

Die alexanderinische Zeit.

Den Friedensschluß des Jahres 372 vor Christi hatte Persien zwischen Athen und Sparta vermittelt. Die Bundesgenossen beider Theile waren darin einbegriffen. Sie sollten nur die Heere und Flotten abrüsten. Das that Korkyra und lebte nun wieder einmal zehn Jahre frei nach seinen eigenen Gesetzen. Es war das letzte Gute, das es von Athen empfing.

In Griechenland folgte inzwischen das Ringen zwischen Sparta und Theben. Sie tödteten sich dort Alle wechselseitig, zuerst die Lakedämonier die Athener und dann fraßen Spartaner und Thebaner sich gleichzeitig auf. Ein boshafterer und muthwilligerer Verbrauch an Menschenkräften und zwar den schönsten und üppigsten, welche Gott je seiner Welt gegeben hat, ist nie gesehen worden. So sind die griechischen Völker reif für die strengere aber auch ordentlichere Herrschaft eines Tyrannen geworden. Von allen Seiten erstanden sie. Es lag nun im Blute wie in der Zeit. Selbst die Mittel, die sie abwehren sollten, verkehrten sich unwillkürlich darein. So auch 362 vor Christi auf Korkyra, wo plötzlich die Oligarchen zur Herrschaft gelangten durch die Unterstützung des athenienſischen Feldhauptmannes Chares, der doch ursprünglich die Aufgabe gehabt hatte, das Meer und die Inseln gegen die ungebührliche Räuberherrschaft des Tyrannen Alexander von Pherae zu schützen. Eine Redestelle des Demosthenes, wo er Namens eines gewissen Diodoros sich gegen ein von Timokrates vorgeschlagenes Gesetz kehrt, stellt es außer Zweifel, daß dieses Mal die Aristokraten, die er dort den Athenienſern als: „Euere Feinde, einer von denen Korkyräern, die heute ihre Stadt beherrschen", bezeichnet, sogar bis wenigstens zum Jahre 347 vor Christi, da diese Rede gehalten wurde, die Regierung

in Händen behielten. 345 vor Christi aber scheint diese Gewalt wieder überwunden gewesen zu sein. Es hätte sonst der Demokrat Timoleon, der seinen Bruder erschlug um das Vaterland aus der Knechtschaft zu befreien, nicht gewagt mit seinem kleinen Abenteuerzuge, womit er nach Sicilien ging, um Syrakus die Freiheit zu geben, vor einem aristokratisch regierten Korkyra anzulegen. Dieses aber that er und nahm sogar drei Schiffe von dort aus mit. Eine brennende Fackel leuchtete ihm dabei des Nachts am Himmel voraus, bis er in Italien anlegte, so daß der Stern der Weisen aus dem Morgenlande, die flammende Wolkensäule, die vor Moses und den Israeliten zog, noch einen dritten wegweisenden Himmelsboten zum abenteuerlichen Gesellschafter in der Geschichte hat. Und wirklich, entsprechend diesem himmlischen Vorzeichen des damaligen göttlichen Wohlwollens für die Demokraten, waren er mit seinen vier und die Korkyräer mit ihren drei Schiffen am fünfzigsten Tage darauf schon Herren von Syrakus und Dyonisios, der Tyrann dort, ihr Gefangener.

Auch daß Korkyra während den demostheniſchen Kämpfen im Bündnisse zu Athen gegen König Philipp von Macedonien stand, läßt vermuthen, daß ihm die demokratische Regierungsform wieder gegeben worden war.

In den Kriegszeiten des Alexander verschwindet Korkyra von der Bühne. Die Welt wurde dann plötzlich so groß, daß eine Insel darin kaum mehr der Tropfen im Meere war. Eine Silbermünze, welche Korkyra mit dem gewöhnlichen Abzeichen des Königs der Könige schlug, zeigt, daß es keine Ausnahme von dem übrigen Griechenland machte und seiner Allmacht ebenso unterworfen war. Es hat also mit Theil, im Allgemeinen wenigstens, an dem unvergänglichen Siegesglanze der griechischen Waffen über Asien, und von den vielen Schätzen, welche damals von diesem anderen Welttheile nach Europa geschleppt wurden, dürfen wir uns manches in das Reich des

Alkinoos verpflanzt denken. Wenn man übrigens beachtet, wie seit Langem schon, und mit jedem Jahre leichter, kleine griechische Freibeuterschaaren glücklich gegen die Asiaten kämpften, begreift man den Gedanken Alexander des Großen, das persische Reich zu zerstören. Er war in der That genügend durch die Erfahrung vorbereitet. Der König mußte sich sagen, daß ihm der Erfolg nicht fehlen könne, wenn ihm zum ersten Male das nicht fehle, was sonst immer fehlte, die Einheit der griechischen Macht.

Nach Alexander's Tode, als wieder kleine Reiche zur Geltung kamen, durfte Korkyra 312 vor Christi sogar gegen einen der alexanderinischen Erbkönige, den Kassander, den Bewohnern von Epidamnos, des heutigen Durazzo, und von Apollonia, heute Avlona, zu Hilfe kommen; Apollonia die Freiheit wiedergeben und Epidamnos, weil es mehr gegen Norden liegt und wohl nicht vor seinen barbarischen Grenznachbarn, den Illyriern, zu halten war, deren König Glaukias abtreten. Kassander aber mußte geschlagen nach Makedonien heimkehren. Und ebenso halfen sie in demselben Jahre den Leukadiern, sich vom Zwingjoche des Makedoniers zu befreien.

Unglücklicher waren sie 303 vor Christi dem spartanischen Abenteurer Kleonimos gegenüber. Er bemächtigte sich der Stadt und der Insel, und zwang ihre Flotte seinen Piratenzug gegen Athen und dann weiter hinauf bis zu dem Lido der Veneter mitzumachen, so daß damals schon Corfu und Venedig, die sich später so viele Jahrhunderte lang so innig naheſtehen sollten, in eine gewisse Berührung gekommen sind. Aber nur zwei Jahre konnte sich dieser ungerathene Königssohn auf Korkyra halten. Die Insel fiel wieder an sich selbst zurück. Nun kehrte sich Kassander directe gegen sie, und die Korkyräer entgingen diesmal seiner Alleinherrschaft nur durch die Unterwerfung unter eine andere. Der König der Makedonier hätte Korkyra erobert, wäre nicht der König von Sicilien, Agathokles,

der ehemalige Töpferjunge, der Insel im letzten Augenblicke noch rechtzeitig zu Hilfe gekommen. Griechen kämpften auch hier gegen Griechen. Die sicilischen, die in Afrika gesiegt und das mächtige Karthago selbst beinahe niedergeworfen hatten, wollten sich nicht schlechter als die makedonischen Soldaten zeigen. Dazu kam die außerordentliche Befähigung des Agathokles. Er verbrannte vor Korkyra die ganze Flotte der Makedonier und stellte seine Triumphzeichen auf die glücklich befreite Küste, 299 vor Christi. Später machte er es wie Napoleon, dem ich überhaupt diesen sicilianischen Abenteurer auffallend ähnlich in seinen Feldherrenwagnissen und in der Art seiner Kriegführung, seiner Diplomatik, selbst in seinem Humore und im selben persönlichen Muthe vergleichbar finde. Er schloß mit dem Gegner, den er so erbittert bestritten, Frieden und gab ihm das streitige Kampfobject zur Aussteuer bei der Heirat seiner Tochter Lanassa, die er dem Makedonier vermählte. Ein herrlicher Schiffszug brachte die Prinzessin nach Epirus, und so wurde Korkyra, wogegen es sich so sehr gewehrt hatte, Unterthan dem gegenüberliegenden Festlande.

Mit dem Siege des Pyrrhos über den Kassander kam dem Pyrrhos die Lanassa zur Gemahlin zu. Sie gebar ihm einen Sohn, Alexander; und diese durch Korkyra vermittelte Familienverbindung des Agathokles zum Epiroten wurde vielleicht dann der Anlaß für die Einmischung des Pyrrhos in die sicilianischen Angelegenheiten. Die Syrakusaner riefen ihn aus Italien gegen die Karthager zu Hilfe.

Als er aber dieses gebildete griechische Weib seinen zwei anderen barbarischen Gemahlinnen nachsetzte, ging sie beleidigt nach Korkyra zurück und, um einen anderen Mann zu haben, bot sie sich und die Insel dem Demetrios von Makedonien an. Er nahm beides und legte gleich eine Besatzung in die Festung. Eine Silbermünze zugleich mit den Symbolen des Demetrios und dem Monogramme von Korkyra bezeugt auch

dieſe Herrſchaft eines makedoniſchen Königs auf Korkyra. Die Ausſöhnung beider gab es an Pyrrhos zurück, 289 vor Chriſti, und als dieſer Makedonien verlor, Demetrios aber in der Gefangenſchaft geſtorben war, wurden die Korkyräer nochmals frei, 279 vor Chriſti.

So flog Corfu damals ſchon, wie ſpäter im Mittelalter wieder, mit raſchen Wechſelſchlägen von einer Hand in die andere und wurde in ſeinen Schickſalen gebunden an die abenteuerlichen der gegenüberliegenden epirotiſchen Feſtländer, wo auch ſchon ganz dasſelbe beſtand, was heute dort Alles beunruhigt, daß kein Nachbar dem anderen traut, einer den anderen überliſtet und zu unterwerfen ſucht, bis der Ausländer kömmt, damals der Römer, heute der Türke, und dieſes Spiel der Parteien, Religionen und Nationalitäten, des Ehrgeizes ausnützt, ſich dazwiſchen und endlich darüber ſetzt. Die meiſten Stellen der Erde haben ſo ihre ihnen eigenthümliche Lebensweiſe. Und Regieren und Gehorchen gehören mit darein.

8. Capitel.

Etwas Socialismus, Numismatik und Theologie.

Es iſt den Staaten wie den Einzelnen gegeben, und dieſes wohl das gütigſte Geburtstagsgeſchenk des Himmels, beinahe ein Ausgleich für die jämmerlichen Folgen der Erbſünde, daß ſie länger zum Verfallen als zum Reifen brauchen. Die Blüthe macht ſich ſchußähnlich. Vielleicht iſt es für die ganze Welt, für alles darin Geborene überhaupt ſo. Der Frühling dauert allem Irdiſchen kurz, über Nacht grünen und blühen die Pflanzen; das Abſterben des Herbſtes währt verſöhnlich bis in den todten Winter hinein. Nur irrt man ſich oft und nimmt noch für Entwickelung und Wachsthum, was ſchon Tod iſt, ſo beſonders die eitlen und ſelbſtgefälligen,

eingebildeten Menschen vom Schicksale ihres Staates. So auch die Korkyräer wohl bis in dieses zweite Jahrhundert vor Christi. Noch zur Zeit der syrakusanischen Expedition Athens, als Parteiwuth eine Revolution um die andere entzündet hatte und die Kraft des Gemeinwesens durch die sogenannte Freiheit der Bürger schon völlig zertrümmert war, waren sie übermüthig und reicher als an den meisten übrigen Orten der damaligen Welt. Es war in Korkyra ein Wohlleben üblich, von dem es nur ein reiner Zufall gefügt hat, daß es nicht sprichwörtlich wurde wie das der Sybariten und Krotoner. Es scheint die Bevölkerung beinahe ausschließlich aus solchen Berufsständen bestanden zu haben, die sich nur auf's Geldverdienen und Unterhalten gelegt: also Banquier- und Kaufmannsstadt. Vielleicht ist heute in der ganzen Welt keine so exclusiv in dieser Richtung lebende Ortschaft zu finden. Einer dieser reichen Geldherren, Epikerdes, konnte in Sicilien, da die Athenienser gefangen in Syrakus lagen, beinahe alle die vielen Tausende verproviantiren.

Die Münzen von Korkyra geben Zeugniß von dieser Bedeutung, welche das Geld dort hatte. Sie sind sorgsam und mit einem künstlerischen Gefallen am Bilde geprägt. Die ältesten, die mir bekannt wurden, sind Silbermünzen. Man datirt sie bis etwa 700 Jahre vor Christi zurück, unmittelbar nach der Einwanderung des Chersikrates aus Korinth. Diese zeigen auf der Vorderseite manchmal nach links, auf anderen Exemplaren nach rechts gewendet, eine säugende Kuh. Man glaubt dieses Bild im Zusammenhange mit der religiösen Fabel der Apolloheerde. Wir hätten also auch auf Korkyra die Sonnenrinder des Helios und auch durch die Münzen für Corfu eine thatsächliche Anspielung an den Homer und einen Beweis für die Abstammung der Phäaken aus Trinakria gegeben. Die Rückseite dieser Münzen weist den Garten des Alkinoos, also durchaus homerische Landschafts-

bilder. Das Gewicht dieser Münzen ist kleinasiatisch, so daß ich auch dadurch in meinem Glauben an den phönikischen Charakter der seetüchtigen Phäaken bestärkt werde. Es sind Stateren, leichter als die äginätischen, aber gleichgewichtig den kretensischen, wodurch nochmals die mehr Asien als Griechenland zugekehrte Richtung der ersten corfiotischen Geschichte ganz in Uebereinstimmung mit der homerischen Darstellung bestätigt wird. Es finden sich auch Theilmünzen mit diesen Bildern, Halb- und Viertelstateren, doch diese scheinen weit jüngerer Zeit und nahmen auf die Rückseite ein K auf; noch später, etwa im fünften Jahrhundert vor Christi, das KOP und im vierten und dritten Jahrhundert ganz ausgeschrieben KOPKYPAI und KOPKYPAIΩN.

Auch Münzen der epirotischen Colonien der Korkyräer fanden sich mit diesen selben Bild- und Schriftzeichen.

Eine zweite Reihe von Silbermünzen, Stateren, Viertel-, Sechstel-, Achtel- und selbst Sechzehntel-Stateren tragen auf der einen Seite eine Amphora, auf der anderen einen Stern. Die Amphora hat zwei Henkel, oft liegt ein Epheuzweig daneben oder er hängt darüber, auch ein Ε und Υ zu ihren Seiten, oder links im Felde ein Kantharos, rechts eine einhenkelige Kanne kömmt vor. Der Stern liegt meistens vertieft in einem Vierecke oder einem Runde, ist sechs-, vier- und achtstrahlig. Zwischen den Strahlen erscheinen Punkte, eine Traube, oder es ist KOPKYPAI, auch nur K, KOP in sie eingeschrieben. Diese mit Schrift sind die jüngsten. Einige derselben haben auch schon Andeutungen von Magistratsnamen. Auch diese Münzen sind noch von kleinasiatischem Gewichte. Man deutet sie in die ebenfalls noch völlig autonome Zeit der Insel vom sechsten bis zum vierten Jahrhundert vor Christi, als Aristokratie und Demokratie abwechselten.

Die nächstfolgende Epoche der korinthischen Obergewalt thun Gold- und Silberdrachmen dar, die zu Korkyra geprägt,

vereint mit dem dortigen auch die korinthischen Sinnbilder weisen. So ein Zehndrachmenstück, Goldmünze, mit dem fliegenden Pegasus und dem Dreizack und K — O auf der anderen Seite. Eine Kupfermünze mit denselben Bildern. Dann Silbermünzen, welche auf der Vorderseite den mit Epheu bekränzten Bacchuskopf, auf der Rückseite den fliegenden Pegasus oder dieses Dichterroß schwebend über einem Schiffsvordertheile haben. Daneben die Monogramme der Magistrate. Endlich noch andere Silberstücke dieser Zeit, alle auf dem Revers den Pegasus, auf der Vorderseite einen lorbeerbekränzten Apollokopf oder eine Frauenbüste, die Haare schön gescheitelt und gebunden, Schmuckgehänge in den Ohren und um den Hals.

Die athenienſische Herrschaft sah ich durch Silbermünzen, Viertelstateren mit dem behelmten Pallaskopfe und mit der Traube innerhalb eines Epheukranzes, KOP daneben, vertreten; die kurze lakedämonische nur durch eine Kupfermünze documentirt: Adler aufrecht, auf dem Revers geflügelte Nike mit Lorbeerzweig in der Rechten. Von der makedonischen Obergewalt schien mir eine Bleimünze Kunde zu geben mit dem jugendlichen Herkuleskopfe unter der Löwenhaut, Rückseite mit dem KOPKYPAIΩN und Schiffsvordertheil mit der Aufschrift NIKA. Im Felde AYP. Der Styl dieses Probestückes ist jener der Epoche Alexander des Großen.

Für die Zeit der neuen Unabhängigkeit bis zu Agathokles von Syrakus zeugte mir eine Kupfermünze mit der Amphora und einer Traube sammt Magistratslettern auf dem Rückschilde. Auch Agathokles scheint dann seine eigene Kupfermünze hier geprägt zu haben: Kopf mit Helm und Doppelbusch, Rückseite KOP in einem Epheukranze und von ganz fremdartigem künstlerischem Charakter.

Für die epirotische Herrschaft des Kassander, Pyrrhos und Demetrios von Makedonien nahm ich die folgenden Kupfermünzen:

Æ mit dem Bacchuskopfe; Revers K—O Dreizack.

Æ Bacchus auf dem Panther, mit dem Thyrsos; Revers KOP. Faun, Wein in ein Kantharos gießend.

Æ Frauenkopf (vielleicht Lanassa); Revers KO Dreizack.

Æ Dreizack auf einem Epheublatte; Revers K O Stierkopf.

Und aus der Zeit nach des Pyrrhos Tode, da Korkyra noch einmal völlig frei und autonom war:

Æ Bacchantinkopf; Revers Epheukranz.

Æ Stierkopf; Revers KOP in Monogramm verschlungen in einem Epheukranze.

Æ Behelmter Kopf; Revers KOP in einem Epheukranze.

Æ Bacchuskopf; Revers KOP in Monogramm verschlungen, Amphora; dieselbe Münze auch mit einfachem KO oder KOP.

Æ KOP in Monogramm verschlungen, Schiffsvordertheil; Revers Traube an ihrem Zweige.

Æ Schiffsvordertheil; Revers KO Amphora.

Æ Schiffsvordertheil mit verschiedenen Magistraten; Revers K O Amphora.

Æ Schiffsvordertheil ΕΛΕΥΘΕΡΑ; Rev. KO Amphora.

Æ Cereskopf; Revers K O P in Monogramm verschlungen, Schiffszierde.

Æ Cereskopf; Revers K O P in Monogramm verschlungen, Schiffsvordertheil.

Æ Cereskopf; Revers K O Stierkopf.

Æ Neptunskopf; Revers KO Stierkopf.

Von 229 vor Christi an, da Korkyra in jenes eigenthümliche halbfreie und halbunterthänige Verhältniß zu Rom kam, welches nicht unähnlich seiner noch von uns erlebten vor-

letzten Regierungsform, der Souzeränität unter der englischen Souveränität war, sind mir diese Geldzeichen bekannt geworden:

Æ Neptunskopf; Revers KOPKYPA Amphora.

Æ Neptunskopf KOPKYPA; Rev. KOPKYPA Amphora.

Æ. ZEYC. KACIOC. Zeus Kassios links sitzend, kegelförmige Tiara auf dem Kopfe, Speer in der Rechten; Revers KOPKYPAIΩN. Amphora.

Æ ZEYC. Zeus sitzend. Revers KOPKYPA Amphora.

Æ ZEYC. KACIOC. Zeus sitzend; Revers AΓPEYC. Agreus aufrecht in zweisäuligem Tempel.

Æ KOPKYPA, Büste der Korkyra; im Felde: Leier; Revers ZEYC. KACIOC. Zeus sitzend.

Æ jugendlicher Herkuleskopf mit Löwenhaut; Revers KOPKYPAIΩN Schiffsvordertheil.

Æ Neptunskopf, im Felde: Dreizack; Revers ΦIΛOTA laufender Löwe.

Æ Köpfe des Herkules und der Omphale; Revers KOPKYPAIΩN. APIΣTEAΣ Schiffsvordertheil.

Æ Herkuleskopf mit der Löwenhaut; Rev. KOPKYPAIΩN Schiffsvordertheil mit verschiedenen Magistratsnamen.

Æ KOPKYPAIΩN, Akrostolion; Revers NIKANOP im Felde.

Æ Herkuleskopf mit der Löwenhaut; Revers KOP in Monogramm verschlungen, HPΩΔHC, Schiffsvordertheil.

Æ Neptunskopf; Revers KOP in Monogramm verschlungen, HPΩΔHC. Schiffszierde.

Æ Herkuleskopf mit der Löwenhaut; Rev. KOPKYPAIΩN Schiffsvordertheil (mit verschiedenen Magistraten).

Æ 8 Köpfe des Marc Anton und der Octavia; Revers KOP in Monogramm verschlungen, Schiffsvordertheil, ΦIΛOTAZ.

Æ Cereskopf; Revers ZΩ. Pegasus.

Æ Büste Neptuns. KOP in Monogramm verschlungen, Revers. C. PROCVΛEI. L. F. Rhombe.

Dieses ist die historische Lesung der Münzen von Corfu. Wenn wir nun aber ihre Zeichen auch in anderem Sinne befragen, so erhalten wir eine vollständige Charakteristik der Bewohner der Insel und erfahren, wie ziemlich jede Wissenschaft, nicht blos die geschichtliche, auch die künstlerische, die national-ökonomische und die sociale, selbst die Theologie noch in der Münzenkunde, wenn sie nur richtig entziffert wird, ihre werthvolle Bedienung findet. So erzählen uns die vielen Amphoren und Mischkrüge, die säugenden Kühe und Stierköpfe und die Gartensymbole des Alkinoos, und gerade diese Zeichen aus der ältesten Zeit stammend, dann die Trauben und Epheugewinde, die bacchantischen Bilder und Thyrsosstäbe von der Viehzucht, dem einbringlichen Landbau, der üppigen Weincultur, und wohl auch von dem Reichthume und Wohlleben der Bewohner überhaupt, welches ja auch andere Zeugnisse, wie das wörtliche des Xenophon so bestätigen. Die Neptunshäupter und der Dreizack, das mystische Schiff von Korkyra berichten von dem weit verbreiteten Handel, der reichen Kaufmannschaft, der Seetüchtigkeit des Volkes und auch, wie ich es schon oben gesagt habe, von der asiatisch-sicilischen Abstammung und bestätigen also die Geschichten des Homeros. Das geheimnißvoll verschleierte Köpfchen der Ceres aber führt uns zu der Sage des ältesten Namens der Insel, Drepane, und zu jenem Religionsdienste der Demeter, welcher das erste Glaubensbekenntniß der seligen Titanen gegolten haben soll, denen sie hier zuerst das Handwerk des Sichelns und Erntens lehrte, und gibt uns also auch noch ein Zeugniß von der besonders glücklichen Landwirthschaft der Insel. Herakles-, Apollo- und Bacchus-Gesichter, die Statue des Zeus Kassios erschließen andere religiöse Einzelnheiten und

zeigen uns die Tempel und Haine, welche auf den Vorlanden und Burgfelsen standen und denen vor allen anderen griechischen Göttern auf Korkyra der Glaube gefügig und die Menschen und das Land heilig waren.

Diesen Göttern feierte die Insel auch gymnastische Spiele. Eine Inschrift verewigt einen Sieger derselben. Und in diesen Uebungen thaten sich die Korkyräer überall hervor. So waren ein Archilokos in der neunundfünfzigsten Olympiade, ein Agatharchos in der einundsechzigsten zu Olympia Sieger im Wettlauf. Parmeniskos sogar zweimal im gleichen Spiele, in der hundert einundsiebzigsten und in der hundert dreiundsiebzigsten Olympiade. Von Philon, einem Sohne des Glaukos, einem Knaben, der zweimal im Faustkampfe gesiegt hatte, sah man zu Olympia im heiligen Haine des Zeus eine Statue des Glaukias, zu welcher Simonides die Unterschrift mit zwei Versen gefertigt hatte. Und ein anderer korkyräischer Jüngling, Thersilochos, war nach dem Zeugnisse des Pausanias für den Sieg im selben Kampfspiele sogar durch eine Statue des Argeier Polykleitos zu Olympia verewigt worden.

Ist es nicht ein merkwürdiges Zeugniß von der Unsterblichkeit, die der Mensch sich zu geben vermag, daß von dem kleinen abgelegenen, heute beinahe ganz übersehenen Korkyra diese unscheinbaren Namen so lange herüberleben, blos weil ihre Träger in Turnübungen einmal zu Olympia die stärkeren geblieben sind? Es ist zu bedauern, daß uns ein solcher das Andenken der Zukunft sichernder Brauch und ein solches allgemein giltiges örtliches Centrum fehlen. Es wäre mehr damit geholfen als mit allen Orden und Titeln der Großstaaten.

Dagegen scheinen Künste und Wissenschaften bei den Korkyräern Stiefkinder gewesen zu sein. Es haben Andere über sie geschrieben, so Aristoteles einen verlorenen Tractat über ihr Staatswesen, aber sie selbst gar nichts, weder von ihrem Leben, Dichten und Glauben, noch von ihrer Politik und Ge-

ſchichte erzählt. Ihre heutigen Hiſtoriker bemühen ſich wohl ſchmeichleriſch einen kleinen Parnaß zuſammen zu ſtellen. Aber erſtens ſind die Beweisſtellen für dieſe Namen nicht ſehr kräftig und dann wird auch die Zahl der alſo mühſam Vergötterten niemals eine große. Einen gewiſſen Ptolichos, Bildhauer, Schüler des Kritias und Meiſter des Amphion, nennt Pauſanias einen Korkyräer. Eumachos und Teugenes ſind als eingeborene Aerzte entdeckt worden, der letztere durch eine Inſchrift, der erſtere durch eine Stelle des Scholiaſten Apollodoros. Von einem anderen Gelehrten Namens Drakon haben ſich wenige Zeilen erhalten, ſo problematiſchen Inhaltes, daß die Männer der mittelalterlichen Wiſſenſchaften darüber wieder ſchreiben konnten, ſtreitend ob ſeine Schrift wirklich wie Athenaeos berichtet, die Mineralogie und nicht vielmehr die Theologie betraf. Anagallides, eine Schriftſtellerin, iſt geradezu eine mythiſche Perſon. Sie ſoll wegen dem Ballſpiele der Nauſikaa ihre Landsmännin als Erfinderin der Sphärik nachgewieſen haben. Agallias, ein Sophiſt, erläuterte den Homer. Einer ſeiner Commentare über den Schild des Achilleus hat ſich im Euſtatios erhalten. Auch Mnaſeas, der zur Blüthezeit der alexanderiniſchen Schule lebte und, wie es damals Brauch war, alles trieb, Kosmologie, Geometrie, Aſtronomie und ſo noch manches andere, alſo ein Univerſalgelehrter war, ſchrieb einer korkyräiſchen Inſchrift zufolge über den Homeros. Timoxenos deutete die Zukunft und goß ſeine Deutungen in Knittelverſe. Von einem anderen Dichter, Apollodoros, iſt nur eine nichtsſagende Zeile bekannt:

Singet, o Knaben, den Chor!

alſo auch nur gerade ſein Name, nicht ſein Verdienſt bewieſen. Am meiſten wird dieſes von einem Tragiker Philiskos, Sohn des Philotas, behauptet. Er blühte zur Zeit des Ptolemaios Philadephos. Mit ſechs anderen zeitgenöſſiſchen Dichtern wurde er in der affectirten Sprache jener Zeit das Sieben-

gestirn, die Pleiaden der Poesie genannt. Nach dem Zeugnisse des Suidas soll er zweiundvierzig Tragödien verfaßt haben. Ihr Gegenstand ist unbekannt und nicht eine Zeile auf uns vererbt, die nicht ebensowohl einem anderen gleichnamigen Poeten zugeschrieben werden könnte. Denn der Name war damals landläufig wie heute unser Mayer oder Müller. Nur das ist gewiß, daß er Bacchuspriester war und als solcher wird er mit in dem herrlichen Aufzuge genannt, womit der Ptolemaer die Vergöttlichung seines Vaters Ptolemaios Soter feierte.

Aber man sieht, selbst diese wenigen und dürftigen Namen blühten nicht mehr auf Corfu selbst. Die Insel war entsetzlich herabgekommen und entvölkert, und in einem Zustande der Muthlosigkeit und Wehrlosigkeit, des Sichselbstaufgebens wie er sich später beim Zerfalle des römischen Reiches, als Vandalen, Gothen und Hunnen abwechselnd das große, schöne Mittelmeer verheerten, hier beinahe wörtlich so noch einmal wiederholte. Der Lebenssamen der Menschheit selbst schien in diesen Gegenden erstorben und in alle Winde zerstreut. Nicht einmal gegen die Ruderkähne der rohen illyrischen Seeräuber wußte sich Korkyra zu vertheidigen, das doch Jahrhunderte lang das jonische und adriatische Meer allein beherrscht, und Korinth und Sparta in den gewaltigsten Seeschlachten der antiken Zeit besiegt hatte. Die Polizeiherrschaft der Römer mußte ihm wie ein Segen kommen. Aber seine Freiheit lebte nur noch im Sprichworte fort.

9. Capitel.

Die illyrischen Seeräuber und die ersten Römer auf Korkyra.

Den ersten Schritt sich zur Weltmacht auszubilden, also über das Meer hinüber, haben die Römer nach Afrika

gethan. Nachdem ihnen dieser nicht ganz mißglückte, in der Zwischenzeit, ehe Hannibal seinen fabelhaft glücklichen Zug nach Italien that, versuchten sie sich nun auch, ermuntert durch diesen ersten großmächtlichen Erfolg, in anderer Richtung. „So und aus diesen Ursachen geschah es demnach" — schreibt der Grieche Polybios im zweiten Buche seiner Geschichte des Aufsteigens und der Bildung der römischen Weltmacht, die man wohl einen umgekehrten Gibbon nennen darf — „demnach geschah es, daß die Römer zum erstenmale mit einer Heeresmacht nach Illyrien und den dortigen Theilen Europa's hinübergingen und außerdem mit einer Gesandtschaft in Griechenland auftraten."

Dieses demnach aber hatte darin seinen Grund, „daß die Illyrier — wie Polybios sagt — damals nicht Diesem oder Jenem, sondern Allen gemeinsame Feinde waren". Das heißt sie waren ganz einfach Seeräuber, die ihr muthwilliges Handwerk auf allen diesen engen Meeren unbeschränkt übten, weil in Griechenland keine Stadt und kein Staat mehr stark genug war, irgend welcher Kraft noch zu widerstehen. Einzig die Aitolier wagten noch etwas. Aber auch sie trieben eigentlich dasselbe Handwerk und wenn sie die Illyrier bekämpften, so geschah es nur aus Eifersucht und Nebenbuhlerschaft. Ueberhaupt, wenn man mehr in diese Zustände hineinschauen könnte, so hätte es nichts Ueberraschendes mehr, den römischen Staat sich dann so rasch — es geschah in nur fünfzig Jahren — als Herren über alle diese Gegenden ausbreiten zu sehen. Er muß dem bürgerlichen Bedürfnisse wie ein Erlöser gekommen sein, unbequem nur den eigensüchtigen Fürsten und dem Raubgesindel. Dem gemeinen Besten, dem Volke und Handel brachte er Gesetz und Recht und Vertheidigung nach allen Richtungen, einen Polizei- und Grenzschutz, wie ihn das Leben noch gar nie gekannt. Nur so auch ist zu erklären, daß

die Römer eigentlich überall von der Masse des Volkes freundlich aufgenommen wurden.

Nach Korkyra aber kamen sie in der folgenden Weise.

Die Illyrier hatten sich wieder einmal mit den Aitoliern bekriegt. Ihr König Agron in der Freude über den Sieg seiner Barbaren betrank sich so gewaltig, daß er an den Folgen seiner Ausschweifungen verschied. Illyrien grenzte an Epirus und hatte die Seeküste, die man heute Dalmatien nennt, und auch noch ein Stück von Albanien inne. Die Witwe dieses Säufers hieß Königin Teuta. Sie ist eine romantische und muthige Gestalt, eine rechte Abenteurernatur, der nur wohl in den Bewegungen der Aufregung war. Ihr galt nicht nur der Erfolg, auch das Ringen nach dem Erfolge. Sie belagerte Lissa, das damals eine bedeutende und selbständige Stadt hatte. Sie ging gegen Phoenike, die uralteste und reichste Stadt Epeiros, Corfu gerade gegenüber, los und überrumpelte sie im Bunde mit verrätherischen Schaaren der Gallier, welche die Epiroten in ihren Sold genommen hatten. Bis Elis und Messenien wagten sich ihre Raubschiffe verheerend hinab. Die ganze jonische See war eine Beute dieser Barbaren geworden, so wie später ganz ähnlich die Vandalen und noch später die Saracenen mit derselben Räuberei hier herrschten.

„Als der nächste Frühling kam, der des Jahres 229 vor Christi, rüstete Königin Teuta eine noch größere Zahl von Booten als das vorigemal und sandte sie nochmals gegen Griechenland aus. Von diesen versuchte ein Theil einen Handstreich auf Epidamnos, der andere aber ging weiter südwärts hinab und nahm seinen Lauf geraden Weges auf Korkyra. Nach einer glücklich bewirkten kühnen Landung schickten sich die Barbaren an die Stadt zu belagern. Unter diesen Umständen sandten die Korkyräer in ihrer Bedrängniß und völligen Verzweiflung zu den Achajern und zu den Aitoliern

und zugleich mit ihnen die Bewohner von Apollonia und Epidamnos und baten, man möge ihnen in aller Eile zu Hilfe kommen und es nicht ruhig mit ansehen, daß sie von den Illyriern vernichtet würden. Jene hörten die Gesandten an, schenkten ihren Bitten Gehör und bemannten gemeinschaftlich die zehn hochbordigen Schiffe der Achajer, mit denen sie, nachdem die Ausrüstung in wenigen Tagen vollendet war, nach Korkyra fuhren in der Hoffnung der Belagerung ein Ende zu machen."

Bei den Paxen, also nochmals auf dem immerwährenden Schlachtfelde dieser Gegenden, zwischen Leukimne und Chimerion, und wieder bequem und nahe für die erschlagenen Seelen dem Acheron, trafen die beiden Theile auf einander. „Die Illyrier banden ihre Boote zu je vieren der Länge nach an einander und griffen so die Feinde an, und unbekümmert um ihre eigenen Fahrzeuge legten sie diese quer vor die Vordertheile der feindlichen Schiffe und befestigten sie daran. Wenn dann die feindlichen Schiffe sich in Bewegung setzten und gefesselt beim Angriff gelähmt waren, da die unter einander verbundenen Boote ihnen am Vordertheile hingen, so sprangen sie auf die Verdecke der achäischen Schiffe und überwältigten durch ihre Ueberzahl deren Bemannung." Auf diese Weise, welche offenbar dieselbe wie die der amerikanischen und afrikanischen Wilden ist, wie sie uns die ersten Entdecker jener Länder schilderten, auf diese Weise eroberten die Illyrier der Königin Teuta vier Tetreren, eine Pentere aber versenkten sie mit sammt den Leuten. Voll Stolz wegen des gewonnenen Sieges setzten sie nunmehr die Belagerung von Korkyra ohne Anstrengung und voll Zuversicht fort. Die Korkyräer aber gaben in Folge dieser Ereignisse zwar die Hoffnung auf, sich zu behaupten, hielten jedoch noch eine kurze Zeit die Belagerung aus. Dann schlossen sie mit den Illyriern einen

Vertrag und nahmen eine Besatzung und mit der Besatzung den Demetrios von Pharos bei sich auf.

Kaum aber war dieses geschehen, so erschien eine römische Flotte und ein römisches Heer in diesen Meeren. Das Landheer unter der Führung des Consuls Lucius Postumius zwanzigtausend Mann zu Fuß und zweitausend Reiter; die Flotte zweihundert Schiffe stark unter der Führung des Consuls Gnaeus Fulvius.

„Die Römer hatten", so sagt Polybios, „in der früheren Zeit wenig auf die, welche über die Illyrier Klage führten, geachtet. Schon im Jahre 230 vor Christi aber, da sich die Beraubten neuerdings und diesmal in noch größerer Zahl an den Senat wandten, hatten sie Gesandte nach Illyrien ernannt, welche Nachforschung anstellen sollten. Es waren dies Gajus und Lucius Coruncanius gewesen. Diese waren bei der Königin Teuta eingetroffen als ihre Seeräuberbanden eben vom Raubzuge gegen das reiche epirotische Phoenike übermüthiger noch als sonst heimgekehrt waren und die Insel Lissa belagerten, der einzige Fels in diesen Meeren, der noch diesen Piraten widerstand. Nachdem den römischen Gesandten eine Unterredung bewilligt worden war, sprachen sie über diese Gewaltthätigkeiten. Teuta hatte sie während der ganzen Verhandlung überhaupt mit Geringschätzung und Hochmuth angehört. Als sie aber mit ihrem Vortrage zu Ende waren, erklärte sie: von Staatswegen wolle sie versuchen dafür zu sorgen, daß den Römern durch die Illyrier kein Unrecht geschehe. Was jedoch die Einzelnen betreffe, so sei es bei ihnen für die Könige nicht üblich, die Illyrier in ihrem Erwerbe zur See zu behindern". So wagte eine Räuberkönigin noch, kaum viel mehr als ein halbes Jahrhundert ehe die Gesandten des ganzen Erdkreises bittstellend nach Rom kamen in solchen Mengen, daß der Senat nicht wußte wo die Zeit nehmen um sie zu empfangen, zu einer römischen

Botschaft zu sprechen. So nahe liegen oft, ohne daß man es sieht, Anfang und Ende bei einander. Den jüngeren von den Gesandten empörte übrigens diese Aeußerung in einem Grade, daß er ihr mit einem zwar ehrenwerthen, aber für den Augenblick doch ungeeigneten Freimuthe erwiderte. „Die Römer, sagte er, haben, o Teuta, eine vortreffliche Sitte, das den Einzelnen zugefügte Unrecht von Staatswegen zu verfolgen und den Verletzten beizustehen; wir wollen aber, so Gott will, fuhr er fort, versuchen, ob wir Dich nicht bald zu einer Aenderung in dem zwingen können, was bei Eueren Königen den Illyriern gegenüber üblich ist. Teuta nahm diesen Hochmuth mit weiblicher Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit auf und gerieth über diese Aeußerung so sehr in Zorn, daß sie, ohne nach dem Völkerrechte zu fragen, ihnen als sie zurückfuhren, einige Leute nachschickte und von den Gesandten den, welcher so freimüthig gesprochen hatte, tödten ließ. Sobald dieser Vorfall in Rom bekannt geworden war, rüsteten sie, über den Frevel des Weibes empört, sogleich zum Kriege, huben Truppen aus und brachten eine Flotte zusammen." Das Heer ging auf der Appischen Straße nach Brindisi und schiffte dort über; die Flotte aber mußte, da Rom damals nur den Kriegshafen von Ostia hatte, ganz Italien umsegeln und kam so zum Entsatze von Korkyra zu spät.

„Aber Gnaeus Fulvius, der Admiral, segelte nun doch gegen die Insel, theils um zu erfahren, wie es mit der Stadt stehe, theils um mit den Anerbietungen des Demetrios eine Probe anzustellen. Demetrios nämlich schickte, da er bei der Teuta übel angeschrieben stand und sie fürchtete, zu den Römern und erbot sich sowohl die Stadt in ihre Hände zu liefern, als auch bei dem weiteren Verlaufe des Krieges ihnen Alles, worüber er selbst zu gebieten hatte, zu übergeben. Die Korkyräer hießen das Eintreffen der Römer willkommen und lieferten ihnen nicht blos mit Zustimmung

des Demetrios die illyrische Besatzung aus, sondern begaben sich auch auf geschehene Aufforderung einstimmig in den Schutz der Römer, indem sie hierin für die Zukunft ihren einzigen Schirm gegen die Gewaltthätigkeiten der Illyrier erblickten. Nachdem die Römer die Korkyräer so in ihre Freundschaft aufgenommen und dadurch einen festen Stützpunkt für ihre weiteren Operationen gewonnen hatten, segelten sie nordwärts hinauf nach Apollonia."

Dorthin war nämlich inzwischen auch das große Landheer von Brundisium durch den Lucius Postumius übergeschifft worden. Auch Apollonia und ebenso Epidamnos, endlich auch Lissa ergaben sich vor dieser allgewaltigen Erscheinung sofort in den „Schutz Roms". Bis zur heutigen dalmatinischen Küste hinauf machten sich die Römer zu Herren des Meeres, der Inseln und der Küstenstädte und das in wenigen Monaten. Es war auch dieses schon, wie beinahe überall das erste Erscheinen der Römer, ein: ich kam, sah und siegte. Königin Teuta flüchtete sich mit sehr wenigen Begleitern in den heutigen Golf von Cattaro, nach Rhizon, einem stark befestigten Platze, welcher vom Meere entfernt, unmittelbar am Flusse Rhizon gelegen war. Postumius überwinterte mit vierzig Schiffen und einem Theile des Landheeres vor Epidamnos dem späteren römischen Dyrrachium und dem mittelalterlichen und heutigen Durazzo. Gnaeus Fulvius ging mit dem größeren Theile des Heeres und der Flotte nach Rom zurück. Demetrios von Pharos aber, den die zwei Feldherren seit der Einnahme von Korkyra die ganze Zeit dieses Feldzuges über zum Wegweiser und Führer bei sich gehabt hatten, wurde zum Danke für seine redliche und kluge Leitung mit der Administration aller dieser Landschaften, Korkyra inbegriffen, betraut; Herodot und die Perser würden gesagt haben, ihr Satrap.

„Königin Teuta aber schickte gegen das Frühjahr aus ihrem Schlupfwinkel heraus Gesandte an die Römer und

schloß mit ihnen einen Frieden, in welchem sie darein willigte die festgesetzten Summen Geldes zu zahlen, ganz Illyrien mit Ausnahme einiger wenigen Orte zu räumen und die Hauptsache, was sich besonders auf die Sicherheit Korkyra's und der anderen griechischen Küstenorte des jonischen Meeres bezog, nicht mit mehr als zwei Booten und zwar unbewaffneten, über Lissa hinaus zu fahren."

Korkyra wurde durch diesen Friedensschluß und die Ereignisse, die ihm vorausgegangen, dem Wesen nach römisch. Denn was ihm dem Worte nach von Freiheit, Unabhängigkeit und Selbständigkeit in diesem Schutzverhältnisse blieb, war nur ein Schein. Es ist aber der erste griechische Ort gewesen, auf welchem Rom Fuß faßte, und dieses scheint mir merkwürdig und mehr der Beachtung werth, als man es gewöhnlich thut. Es ist auch dadurch, nicht blos durch seine homerischen Schicksale, ein großer Denkstein der Weltgeschichte. Von dort aus, kann man sagen, ist Illyrien, Griechenland, Epeiros und Makedonien erorbert und in das römische Weltreich eingeschlossen worden. Es war die Staffel für Rom, um in jene noch höheren Gebirge einzusteigen, wie später auch für die Erben der Normannen von Neapel. In Korkyra residirten gleich jetzt die Gesandten, durch welche sich Postumius den Dank und die Anerkennung für diesen Friedensschluß bei den Aitoliern und von dem achajischen Bunde holen ließ.

10. Capitel.

Korkyra als Operationsbasis der Römer zur Eroberung Griechenland's.

Für die Römer, da sie also nun auch über die östlichen Grenzen ihrer Halbinsel hinaus zu denken begonnen hatten, erhielt Korkyra immer mehr dieselbe militärische Bedeutung,

welche es durch ſeine geographiſche Lage für die Athener ſchon gehabt hatte, nur in umgekehrter Richtung. Nun ging die Fahrt der Kriegsleute und Proviantſchiffe nicht mehr von Griechenland nach Sicilien und Italien, ſondern von Italien nach Epirus und Illyrien, von Brindiſi nach Aitolia und Korinth, wie nach dem Peiraieus. So haben auch die Welttheile eine Blutrache unter einander. Und in den folgenden gewaltigen Kriegen mit den makedoniſchen Königen, den Erben des großen Alexander, mit Philippos und Perſeus, iſt Korkyra immer der Sammel- und Stützpunkt der römiſchen Heere geweſen. Sein wellenſicherer Canal war ein Hafen für die größten Flotten, und die Inſel ſelbſt gab Wein und Getreide. Deshalb auch hielten die Römer von allem griechiſchen Lande, das ſie urſprünglich frei gaben, von ihrer erſten Bewegung nach dem Oſten hinüber, die Hand nur auf Korkyra und ließen es nicht mehr los.

Daß auch Andere die Sache ſo anſahen, that 213 vor Chriſti Philippos von Makedonien durch einen Angriff auf Korkyra dar, womit er vorgab die Wegnahme der Geſandtſchaften rächen zu wollen, welche ihn und den Hannibal, der in Unteritalien ſtand, gegen die Römer hatten verbünden ſollen, römiſche Dreiruderer aber bei der Rückfahrt auf dem adriatiſchen Meere gefangen genommen hatten. Nach und nach nämlich ging durch die ganze Welt den Diplomaten das Licht des aufſteigenden römiſchen Sternes auf. Sie fingen an einzuſehen, daß Rom einen nach dem anderen abzuſchlachten wünſche. In den Köpfen einiger römiſcher Staatsmänner ſtand dieſes wirklich ſchon ganz klar als Zukunftsprogramm entwickelt feſt. Ja gänzlich ohne dieſes ceterum censeo war wohl überhaupt kein blaublütiger echter Römer mehr zu finden. Dieſem Triebe wollte König Philipp bei Zeiten vorbeugen, indem er, ſowie die Tarentiner mit dem Könige Pyrrhos von Epirus ein nachahmungswürdiges Beiſpiel gegeben hatten,

sich in den ärgsten Bedrängnissen des punischen Krieges von dem Hannibal in Unteritalien zum Bündnisse gegen die Römer auffordern ließ. Die Römer aber, da sie seine Absicht merkten, griffen ihn mit denselben Waffen an und erhielten dadurch auch den Anlaß, die Hand nur noch fester auf Korkyra zu legen. Sie hetzten dem Philipp von Makedonien die Aitolier, dieses schlimmste Raubgesindel der griechischen Völker, auf den Nacken, und die Annexion Korkyra's, die bisher nur unausgesprochen und unbestimmt in der Luft schwebte, brachten sie in einem Vertrage, allerdings auch dort nur diplomatisch versteckt, zum schriftlichen Ausdrucke. 211 vor Christi schlossen sie nämlich mit den Aitoliern das förmliche Bündniß: „Krieg sollten die Aitolier sogleich zu Lande mit König Philipp anfangen. Mit nicht weniger als zwanzig Fünfrudern sollte der Römer sie unterstützen. Von Aitolia bis hinauf nach Korkyra solle aller Städte Grund und Boden, Häuser und Mauern nebst Markung den Aitoliern, alle übrige Beute aber dem römischen Volke gehören, und die Römer sollten dahin trachten, daß die Aitolier Akarnanien bekommen."

Also alles übrige griechische Land war den Römern damals gleichgiltig; nur auf Korkyra wollten sie ihren Fuß haben. Diese auch für Corfu merkwürdige Urkunde wurde zwei Jahre nach deren Ratificirung von den Aitoliern in Olympia, von den Römern auf dem Capitolium niedergelegt, damit, wie sich Livius ausdrückt, „geweihte Denkmale dafür zeugten".

So ist die Incorporirung Korkyra's in den römischen Reichsverband codificirt worden und in das Völkerrecht übergegangen. Die bürgerliche Freiheit, die ihm daneben noch belassen wurde, war nur mehr eine wechselnde Form der innern Verwaltung. Dem Wesen und Staatsrechte nach waren die Korkyräer Römer geworden.

Der Krieg, den dieser Vertrag zwischen den Aitoliern und Römern verabredet hatte, war längst begonnen worden

und zuerst mit Energie von Seite der Römer. Laevinius, der römische Admiral, nahm den Akarnanen die Insel und Stadt Zakynthos und theilte sie vertragsmäßig den Aitoliern zu. Die Burg freilich vermochte er nicht zu nehmen, mühte sich nun auch nicht mehr, nachdem er sich überzeugt hatte, daß auch „Philippos mit seinen Nachbarn also in Krieg verwickelt sei, daß derselbe an Italien, an die Punier und seine Verabredungen mit Hannibal nicht denken könne." Man muß sagen, die römische Diplomatie verstand das Handwerk wie seitdem so manchmal die preußische. Die Flotte und Laevinius gingen zuschauend und sich die Hände reibend nach Korkyra zurück. Nur dieser Punkt war ihnen theuer. Alle andere Macht blieb zur Fortsetzung des Krieges mit Hannibal, mit Karthago auf Spanien, Sicilien und Afrika gerichtet.

Das währte so bis zum Jahre 205 vor Christi. Endlich nöthigte Philippos die von den Römern, ihrer einzigen Zuversicht gewährenden Stütze, verlassenen Aitolier Frieden zu suchen und unter den von ihm beliebten Bedingungen zu schließen. Das freilich war nun nicht ganz nach dem Sinne der Römer. Eilig setzten sie von ihrem Beobachtungsposten auf Korkyra Truppen nach Dyrrachium und Apollonia über, um wenigstens die Epiroten zu hindern, dasselbe den Aitoliern nachzumachen. Aber auch diese waren des Krieges müde, und so ließen es sich die Römer gefallen, daß die epirotischen Führer zu Phönike, also gerade Korkyra gegenüber, eine Zusammenkunft mit dem Publius Sempronius und dem Philippos vermittelten, bei welcher die Bedingungen eines Waffenstillstandes für zwei Monate aufgesetzt und besiegelt wurden, welchen dann die Gesandten des Makedoniers in Rom mit dem Senate in einen Friedensschluß verwandeln konnten, „weil man dort bei der Richtung des Krieges gegen Afrika aller anderen Fehden für jetzt erledigt zu werden wünschte. Publius Sempronius ging nach geschlossenem Frieden nach Rom ab, das Consulat anzutreten."

Aber von Korkyra traten die Römer deshalb nicht ab. Es war im Grunde alles unwahr an diesem Frieden, wie an jedem Friedensschlusse. Beide Theile waren sich wohl klar, daß dieses kein Friede sei, nur für Jeden eine Frist sich weiter zu wappnen, die Umstände sich günstiger zu stellen. Auch lieferte König Philipp die ganze Zeit über, da die punischen Kriege noch fortdauerten, dem Hannibal und den Karthagern nach Afrika Hilfsvölker und Gelder. Die Römer hatten dieses nicht übersehen, nur schwiegen sie dazu. Aber nun, 201 vor Christi, da der punische Friede abgeschlossen war, „reihten sie ihm sogleich den makedonischen Krieg an, der Gefahr nach keineswegs jenem vergleichbar, sagt Livius XXXI. 1., sehe man nun auf die Mannhaftigkeit der Feldherren oder auf die Kraft der Krieger; aber durch den Glanz der alten Könige, durch den grauen Ruhm des Volkes und durch die Größe der Herrschaft, welcher sie einst einen großen Theil Europa's und den größeren von Asien durch die Waffen unterworfen hatten, beinahe noch berühmter."

Dieser Philipp der Fünfte von Makedonien, der vorletzte Herrscher dieses ruhmvollen Landes, dessen also selbst ein feindlicher römischer Schriftsteller so ehrenvoll gedenkt, war in der That eine merkwürdige Erscheinung. Wir dürfen ihn uns, wenn wir von den historischen Berichten das abstreifen, was das Vorurtheil seiner Zeitgenossen aus dem Namen und Begriffe eines Königs und Tyrannen folgerte, ganz so in's Lebendige und Dramatische übersetzen, wie ihn uns seine kostbaren Münzbilder zeigen. Schön, edel, gebieterisch, ja ein classisches Profil; die Stirne nicht hoch, die Haare tief darein gewellt; die Augen schattig eingesenkt, die Nase griechisch gerade und eher kurz; ein krauser und nicht dichter, feiner Schnurrbart auf der kurzen aufgeworfenen Oberlippe; auch die Unterlippe voll und der Mund nur flüchtig wie im Denken, welches das sofortige Reden vorbereitet, geschlossen; um das kurze,

runde Kinn und die vollen Wangen bis zum Ohre hinauf ein lockiger dichter Vollbart: jede Linie dieses Gesichtes ein ganzer König, und Entschlossenheit, Muth, Wille im Ausdrucke seiner Seele. So sehen eher glückliche Abenteurer aus, die eine Dynastie stiften, als ihre letzten Kinder, mit denen sie faul und moderig aussterben. Nun, ausgestorben sind diese Diadochen Alexander's des Großen eigentlich auch nirgends. Man hat sie umgebracht, und das war für die Unglücklichen ehrenvoller. Der Tod durch Rom auch hat etwas Großes, wie Alles, was mit einer Thatsache dieses Namens zusammenhängt. Denn Rom steht wie das Fatum selbst in der Weltgeschichte. Und so mag mancher regierende Fürst den Makedonier um dieses Münzbild beneiden.

Korkyra wurde sofort wieder das erste Lager des Krieges. Im Jahre 200 vor Christi führte der Consul Publius Sulpicius Galba die römische Flotte nach Korkyra. Sie bezog dort die Winterquartiere, das Landheer aber ging hinüber nach Apollonia. Nach Korkyra kamen dann auch die numidischen Reitertruppen, die Elephanten und die ungeheueren Getreidezufuhren, welche Masinissa den Römern aus Afrika zu Hilfe schickte. Erst am Ende des Herbstes führte Cajus Claudius die Dreiruderer der Flotte von Korkyra nach dem Peiraeius. Die übrigen Schiffe deckten dem Consul die Zufuhr seines Lagers, das er an dem Flusse Apsos zwischen Apollonia und Dyrrachium bezogen hatte, und von wo aus er die epirotischen Landschaften plünderte. Die Makedonier nannten damals noch, so merkte es Livius an, die Römer Barbaren, ein Name, der überhaupt im ganzen Alterthume ohne besonderen tiefen und geistigen Grund hin und zurückgegeben ward, je nachdem sich einer eben den Herren der Welt glaubte, sowie heute die Franzosen um ihrer Modeherrschaft willen immer noch dieselbe Neigung haben.

Im Anfange des Sommers lief die ganze Flotte unter dem Legaten Lucius Apuſtius von Korkyra aus, umſchiffte Malea und vereinigte ſich mit den aſiatiſchen Schiffen des Königs Attalos. Der Krieg ſollte die Seeküſten Makedoniens ſelbſt auch berühren. Mit dem Herbſte kam ſie von dort zu ihrer Bergung nach Korkyra zurück.

Das nächſte Jahr 199 fiel dem Conſul Publius Villius die Kriegführung in Epirus zu. Er überwinterte auf Korkyra. Erſt mit Anbruch des Frühlings ſchiffte er von dort nach dem Feſtlande hinüber. Ebenſo der nächſte Conſul Titus Quinctius Flaminius des Jahres 198 vor Chriſti. Er brachte eine Verſtärkung von achttauſend Fußgängern und achthundert Reitern nach Korkyra. Ein Fünfruderer überſchiffte ihn von dort nach der „nächſten Küſte". Er ſpielte den Krieg von Epirus gegen Akarnanien und Aitolia hinab. Deshalb ſchickte er nach Korkyra den Befehl, es ſollten ſich die Laſtſchiffe von dort hin nach dem ambrakiſchen Meerbuſen begeben. Des Conſuls Bruder, Lucius Quinctius, folgte ihm von Italien mit zwei Fünfrudern hinüber nach Korkyra, um den Oberbefehl über die Kriegsſchiffe zu übernehmen. Er fand auch dieſe nicht mehr, hielt ſich alſo nur kurz in Korkyra auf und ging der Flotte nach, die wiederum ihre Aufgabe im aigaiiſchen Meere angewieſen erhalten hatte. Dieſen beiden Befehlshabern wurde auch im nächſten Jahre, 197 vor Chriſti, die Führung der Flotte und des Heeres belaſſen, weil das römiſche Volk ſich überzeugt hatte, daß die weite Entfernung des Kriegsſchauplatzes einen jährlichen Wechſel des Commandos nicht mit Vortheil für den Erfolg zulaſſe. Die ſchlappe Führung des Krieges war dieſem immerwährenden Wechſel der Perſönlichkeiten Schuld gegeben worden. In Korkyra kamen fünftauſend Fußgänger, dreihundert Reiter und dreitauſend Matroſen an. Man ſieht, daß dort nicht weniger anſehnliche Forts, Häfen und Docks müſſen errichtet geweſen ſein, als ſie ſpäter die

Venetianer in der schönen Bucht von Govino hatten, wo ich den stillen, farbenprächtigen Sonnenuntergang erlebte.

Auch die diplomatische Führung des Krieges scheint in Korkyra ihr Hauptquartier gehabt zu haben. Als Lucius Quinctius den Krieg nach Akarnanien und von dort hinüber nach Boiotia geleitet hatte, noch ehe bei Kynoskephalae gestritten wurde, hatte er nach Korkyra, wie Livius berichtet, die Häupter Akarnaniens geladen, welches allein unter den griechischen Stämmen im Bunde mit den Makedoniern beharrt war, und in diesen Verhandlungen auf Korkyra wenigstens einen Anfang von Bewegung unter ihnen zu Gunsten der Römer bewirkt. Es wurde die Berufung eines Landtages der Akarnanen in Leukas beschlossen. Dieses war die Hauptstadt Akarnaniens und dort kamen alle Gemeinden zusammen. Aber im letzten Augenblicke, da dort der Beschluß zu Gunsten Roms sicher schien, stießen Intriguen des König Philippos das ganze Gebäude der römischen Hoffnungen um. Als nun diese plötzliche Umstimmung dem Unterfeldherrn Lucius Quinctius Flaminius nach Korkyra gemeldet wurde, lief er sogleich mit der Flotte aus nach Leukas und legte an dem sogenannten Heraion (Heratempel) an. Die Einnahme der Stadt und Burg nach furchtbar erbitterter Gegenwehr und wenige Tage darauf die gleichzeitige Nachricht von dem römischen Siege bei Kynoskephalae über die makedonischen Heere, veranlaßten dann auch wirklich, daß sich, wie er es in Korkyra geplant, alle Völker Akarnaniens dem Lucius Quinctius unterwarfen.

Diese gleichzeitigen, man könnte sagen Zwillingssiege der zwei römischen Brüder, des Titus Quinctius auf dem griechischen Festlande und seines Unterfeldherrn, des Admirals Lucius Quinctius, der halb diplomatisch, halb durch die Flotte von Korkyra erfochtene bei Aktium, machten dem makedonischen Kriege ein zweites Mal ein Ende. Der Friedensschluß aber war wohl wiederum, beiden Theilen klar bewußt, nur ein

Waffenstillstand. Philippos war sehr erschöpft, weniger moralisch als in seinen physischen Kräften. Weil die Römer das sahen und ihn nicht auf das Aeußerste der Verzweiflung zu treiben gute Gründe hatten, gaben sie ihm nicht einmal sehr harte Friedensbedingungen. Vortheilhaft aber wurde geradezu dieser Friedensschluß für Griechenland. „Alle Städte der Griechen, sie seien in Europa, sie seien in Asien, sollen frei sein und nach eigenen Gesetzen leben", war eine der Bedingungen des Vertrages mit Philipp von Makedonien. Das Werk des Vaters von Alexander dem Großen war also jetzt erst gründlich wieder zerstört, die makedonische Herrschaft auf die ihr angeborenen Landesgrenzen eingeengt, und Korkyra hat dazu wenigstens passiv mitgeholfen, Griechenland die durch anderthalb Jahrhunderte verlorene Freiheit wieder zu geben.

Es folgte der Comödientag von Korinth, im Jahre 196 vor Christi, da sich die „von überall her zu den isthmischen Spielen zusammengeströmte Menge erwartungsvoll zum Schauspiele niedergesetzt hatte". Und um sich diese Posse recht lebendig zu vergegenwärtigen, thut man am besten zu dem dieser Situation verwandten schillerischen Gedichte zu greifen, die Kraniche des Ibykus, wo sich auch

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Menschenwelle um Welle zum Theater drängt.
Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phokis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegener Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Erwartungsvoll der Melodie.

Nur sollte die Melodie diesesmal ein Römer spielen.

„Was fortan der künftige Zustand Griechenland's, was ihr Schicksal sein würde, das war die allgemeine Frage. Und der Eine hatte diese, der Andere jene Muthmaßung, nicht allein im Stillen, sondern sie sprachen sich auch laut gegen einander aus. Daß die Römer, als Sieger, ganz Griechenland herausgeben würden, ließ sich kaum irgend einer überreden. Da trat der Herold mit dem Trompeter, wie es Sitte ist, in die Mitte des Platzes, wo die Spiele mit einer festgesetzten Formel angekündigt zu werden pflegen, ließ durch die Trompeter Stille gebieten und rief also aus: „Der römische Senat und Titus Quinctius, der Oberfeldherr, nach Besiegung des Königs Philippos und der Makedonier erklären für frei, Niemanden steuerpflichtig, ihren eigenen Gesetzen unterthan die Korinthier, Phokier und Lokrier insgesammt, desselbigen gleichen auch die Insel Euböa und die Magneten, Thessalier, Perrhäbier und phthiotischen Achajer."

„Als die Versammelten die Worte des Heroldes hörten, war ihre Freude allzugroß, als daß sie dieselben in ihrem ganzen Umfange hätten fassen können. Kaum glaubte Jeder sie gehört zu haben. Einer sah den Anderen an, staunend wie über eine eitle Traumerscheinung; in der eigenen Sache am wenigsten dem eigenen Ohre trauend, fragten sie die zunächst Stehenden. Der Herold wurde noch einmal herein gerufen, da Jeder den Verkündiger seiner Freiheit nicht blos

zu hören, sondern auch zu sehen vor Begierde brannte. Er wiederholte, was er ausgerufen. Da brach, als die Freude nun gewiß war, ein solches Jubelgeschrei und Beifallklatschen aus und wiederholte sich so oftmals, daß man wohl sah, unter allen Gütern des Lebens sei dem Volke das süßeste die Freiheit."

Plutarch, der beinahe noch kräftigere Farben zur Schilderung dieses Jubels der befreiten Griechen verwendet, erzählt in seiner Biographie des Titus Quinctius Flaminius, daß sogar die Raben, welche eben vorüberflogen — wenn es nicht wieder Kraniche wie schon zur Zeit des Ibykus waren — in die Rennbahn herabstürzten, erschreckt durch den Lärm oder weil die Luft so gewaltsam bewegt wurde.

„Die Spiele wurden darauf so eilig abgemacht, daß Niemand weder Augen noch Gedanken auf das, was zu sehen war, gerichtet hatte. So sehr hatte die Eine Freude das Gefühl für alle anderen Vergnügungen an sich gerissen. Als aber die Spiele vorüber waren, eilten Alle beinahe in vollem Laufe zu dem römischen Feldherrn hin, so daß derselbe, da der ganze Schwarm auf ihn allein hinstürzte, ihm nahen, seine Hand ergreifen wollte, Kränze und Schleifen ihm zuwarf, beinahe in Gefahr kam. Jedoch er war gegen 33 Jahre alt, und Jugendkraft sowohl als Freude über einen so ausgezeichneten Genuß von Ruhm gaben ihm Stärke. Und nicht nur in diesem Augenblicke strömte die allgemeine Freude aus, sondern sie wurde viele Tage lang in dankbaren Betrachtungen und Reden erneuert. „„Es gebe ein Volk auf Erden, das auf seine Kosten, mit eigener Mühe und Gefahr Kriege führe für die Freiheit Anderer; diese Wohlthat nicht Angrenzenden oder nahe Anwohnenden oder mit ihm auf Einem festen Lande Lebenden erweise, das über Meere setze, damit auf dem ganzen Erdenrunde nirgends ungerechte Herrschaft sei und überall Recht, Gerechtigkeit, Gesetz über Alles walte. Durch den bloßen

Ausruf eines Herolds seien alle Städte Griechenlands und Asiens frei geworden. Dies nur als möglich zu denken, wäre kühn gewesen, es zu Stande zu bringen, sei das Zeichen außerordentlichen Heldenmuthes und Glückes.""

Diese Schauspielscene von Korinth war einer der größten Schwindelanfälle, welche die Geschichte jemals gesehen. Nur die Franzosen haben ähnliche Unwahrheiten pantomimisch und großsprecherisch dargestellt.

„Ging der punische Krieg im rechten Augenblicke zu Ende" — sagt Livius — „daß man nicht gleichzeitig auch mit Philippos zu kämpfen hatte, so wurde noch mehr zur guten Stunde Philippos besiegt, als Antiochos bereits von Syrien her den Krieg begann." Nur dieser syrischen Drohung wegen hatte auch Griechenland so großmüthig seine Freiheit bekommen. Man wollte dem Seleukiden die Möglichkeit abschneiden, sich Freunde in Griechenland zu erwerben. Denn was Korkyra im Verhältnisse zu Makedonien und Griechenland war, denselben Brückenpfeiler im Verhältnisse zu Asien bildete für die Römer Griechenland selbst, der Peloponnes und insbesondere der sichere Weg über die Landenge von Korinth. Eine zweibogige Brücke ging von Brundisium nach Asien und ihr erster Pfeiler war wiederum Korkyra, ihr zweiter wurde nun Griechenland, da die römischen Welteroberungsgedanken immer weiter schweiften, indem die Nähe schon ganz in ihren eigenen Gedankenkreis aufgegangen war. Einer der Scipionen, der Bruder des großen Afrikaners, war der erste römische Feldherr und der Afrikaner selbst, als sein Unterbefehlshaber, der zweite, die auf diese Brücke traten und nach Asien übersetzten.

Antiochos hatte inzwischen die geographische Bedeutung Korkyra's und Griechenland's in diesem Verhältnisse des Occidentes zum Oriente ebenso verstanden. Hannibal, der gerade in seinem Lager anwesend war, schlug dem Syrier die

Insel Korkyra als Stationspunkt für die eine Hälfte der Flotte vor, welche er im Hinterhalte gegen Italien und so gestellt gehabt hätte, daß sie den Römern alle Zu- und Ausfuhren jeden Augenblick abschneiden konnte. Also recht ein Begreifen der angeborenen Aufgabe Corfu's, wie sie die Venetianer und Engländer später auch wieder herausfanden. Doch er verspätete sich mit der Ausführung dieses Theiles seines bewundernswerthen Planes. Nur in Griechenland glückte es ihm durch sein Geld, womit es ihm die armen Römer nicht wett machen konnten, sich doch wieder Bundesgenossen zu bestechen und den römischen Heeren bis dorthin entgegen zu kommen. Die Aitolier stellten sich neben ihn in diesem Kriege. 191 vor Christi erschien der römische Feldherr Cajus Livius mit einer Flotte vor Korkyra, plünderte von dort aus Kephallonia und Zante, weil sie zu den Aitoliern hielten, und stellte die von Antiochos gestörte Ordnung in Griechenland wieder her. Philipp von Makedonien kämpfte dabei sogar neben den Römern. Das l'un après l'autre, um zur Weltherrschaft zu gelangen, glückte diesen überall vortrefflich.

Und so blieb es mit Makedonien bis zum Jahre 171 vor Christi. Philipp starb, nachdem er seinen schönen und begabten ehelichen Sohn Demetrios, aufgehetzt durch die Verläumdungen des Bastarden Perseus, daß der rechtliche Thronerbe ein bestochener Freund der Römer sei, vergiftet hatte: ein Königs-Drama, das sich in der Sprache des Livius liest, als habe ihm Schiller seine Schicksale des gräflichen Hauses Moor nur nachgeschrieben.

Perseus, der Sohn aus dem unwürdigen Bette, war König geworden und dachte Tag und Nacht an nichts als den Krieg mit den Römern, wie es denn in Rom nicht anders stand. „Als Publius Licinus und Cajus Cassius Consuln wurden" — schreibt Livius — „hatten nicht allein die Stadt Rom und die Landschaft Italien, sondern alle Könige und

freie Städte in Europa sowohl als in Asien dem makedonisch-römischen Kriege ihre Gedanken und Theilnahme zugewandt. Es war jetzt das sechsundzwanzigste Jahr, seitdem Philippos auf seine Bitte Frieden erhalten hatte. Diese ganze Zeit über war Makedonien in Ruhe geblieben und hatte einen Nachwuchs hervorgebracht, welcher reif zum Dienste war." Perseus suchte sich aber noch durch Bündnisse mit den benachbarten Barbaren zu verstärken, so daß die Römer auch Krieg mit dem Könige Gentius von Illyrien zu führen hatten, der das heutige Montenegro und die Gegend um Skutari beherrschte. Für beide, für den Angriff auf Makedonien und Illyrien wurde Korkyra wieder das Hauptfeldlager der diplomatischen wie militärischen Leitung. Livius' Buch 38, Cap. 11, spricht ausdrücklich von „den Behörden auf Korkyra" und das schon für das Jahr 189 vor Christi, „denen die Aitolier damals in dem harten Friedensschlusse, zu dem sie Rom nach dem Kriege mit dem Antiochos von Syrien verurtheilte, die Ausreißer, die entlaufenen Sklaven und die Gefangenen sonder Trug und Hinterlist inner hundert Tagen auszuliefern hatten." Die Truppen und die Flotten landeten dort, und die Feldherren theilten sich dort in die Wege und Aufgaben. Noch vor Beginn des Krieges kamen Quintus Marcius, Aulus Atilius, die beiden Cornelius Lentulus, Publius und Servius, desgleichen Lucius Decimius mit tausend Fußgängern nach Korkyra. Decimius wurde zu Gentius, dem Könige der Illyrier, geschickt mit dem Auftrage, falls er sehe, daß derselbe einiges Gewicht auf die römische Freundschaft lege, ihm beizukommen oder ihn auch zur Theilnahme am Kriege zu bereden. Die beiden Lentulus sollten nach Kephallonia, um in den Peloponnesos überzusetzen und die Küste des westlichen Meeres noch vor dem Winter zu bereisen. Dem Marcius und Atilius wurde die Bereisung von Epirus, Aitolia und Thessalien übertragen. Darauf sollten sie in Boiotia und Euböa sich umsehen und sodann hinüber

in den Peloponneſos gehen. Dort verabredeten ſie mit den beiden Lentulus zuſammen zu treffen. Bevor ſie in Korkyra von einander ſchieden, traf ein Brief von Perſeus ein, worin er fragte, „aus welchem Grunde die Römer mit Truppen nach Griechenland kämen und Städte beſetzten?“ Es wurde beſchloſſen ihm nicht ſchriftlich zu antworten, ſondern dem Ueberbringer des Briefes zu ſagen: „Die Römer thäten dieſes zur Sicherheit dieſer Städte ſelbſt.“

Alſo ganz dasſelbe Vorſpiel wie es ſich heutzutage noch immer in den letzten brennenden Augenblicken vor einem Kriege begibt, wo oftmals Zweifelnde und Blinde noch hoffen und glauben, „daß der Friede erhalten werde“. Nur daß es ſich damals nicht am Rheine und auf der Pogrenze, ſondern in Korkyra begab, das alſo auch die Würfel des Krieges und Friedens werfen ſah.

Auch in Rom vor dem Senate erſchienen Geſandte des Königs Perſeus. „Allein die Zuhörer waren nicht in der Stimmung ſich belehren oder erweichen zu laſſen und die Geſandten erhielten den Beſcheid, alsbald die Mauern Roms und binnen dreißig Tagen Italien zu verlaſſen. Darauf wurde der Conſul Publius Licinius, welcher Makedonien bei der Loſung erhalten hatte, angewieſen, ſein Heer auf den erſten möglichen Tag zuſammen zu berufen. Der Prätor Cajus Lucretius, welcher den Befehl über die Flotte führen ſollte, ging von Neapel ab mit vierzig Fünfrudern.“ Sich voraus hatte er ſeinen Bruder, den Marcus Lucretius geſchickt, um bei den Bundesgenoſſen die vertragsmäßig zu ſtellenden Schiffe einzuſammeln. Auch dieſer brachte eine bedeutende Flotte nach Korkyra. Der Admiral ſelbſt brauchte nur fünf Tage zum Wege durch die Meerenge von Meſſina um Italien nach der joniſchen See. Die zwei vereinigten Flotten nahmen ihre abwartende Stellung bei Kephallonia. Der Feldherr der Land-

truppen ging von Brundisium nach Korkyra und von dort in die Mark von Apollonia.

Aber dieser Krieg erledigte sich doch nicht so rasch als man in Rom geglaubt hatte. Ein Consulat und ein Feldherr wechselten um den anderen, ohne daß die römischen Truppen und Flotten entscheidende Vortheile errangen. 169 vor Christi „zu Anfang des Frühlings kam der Consul Quintus Marcius Philippus — schon der dritte seitdem Krieg mit dem Perseus war — mit 5000 Mann nach Brundisium. Noch zahlreichere Verstärkungen waren ihm vom Senate versprochen und sollten ihm folgen. Der gewesene Consul Marcus Popillius und andere gleich vornehme junge Männer begleiteten den Consul als Kriegstribunen für die makedonischen Legionen. In jenen Tagen kam auch der Prätor Cajus Marcius Figulus, welcher den Befehl über die Flotte erhalten hatte, nach Brundisium. Sie segelten nun mit einander von Italien ab und erreichten am anderen Tage Korkyra. Am dritten waren sie in Aktium." Also man legte in günstigen Ausnahmsfällen die Entfernung des Raumes auf der See damals schon in derselben Zeit zurück, die man heute regelmäßig mit den Postdampfern wieder auf jenen Strecken benöthigt. Der Schauplatz des Krieges war Thessalien, weil man dort auf wegsameren Gebieten und unmittelbarer als durch das hochbergige Epirus den Makedoniern beikommen konnte.

Der neue Consul und sein Admiral hatten bessere Erfolge als die früheren Heerführer. Er drang wenigstens in Makedonien ein und besetzte dort mehrere Städte. Aber entschieden durch die gewaltige Schlacht bei Pydna und die Gefangennahme des Königs Perseus auf Samothrake hat erst im nächsten, also dem vierten Jahre seitdem er eröffnet worden war, Lucius Aemilius Paullus diesen Krieg. Er selbst, einer der vollendetsten Grandseigneurs der Geschichte, äußerte sich über diese Thaten, da er nach Rom zurückgekehrt war und

ihm wenige Tage nach seinem Triumphe vom Bürgertribunen Marcus Antonius eine Volksversammlung zugestanden wurde, in folgenden denkwürdigen und eines römischen großen Herrn würdigen Worten: „Bei meiner Abreise aus Italien fuhr ich mit der Flotte nach Sonnenaufgang von Brundisium weg.“ — Ich denke mir dieses in den prächtigen Farben eines Claude Lorrainischen Seestückes, wie die des Louvre, wo Aeneas die Dido oder Antonius die Kleopatra verläßt, der Himmel ganz lichte goldenrosige Durchsichtigkeit und die Ferne glanzvolle und wahrhaft verlockende Unendlichkeit ist; rechts und links jene mächtigen römischen Marmorbauten aufragen, von denen heute noch prächtige korinthische Säulenreste aufrecht in Brindisi stehen, und die Schiffe mit jenem reichen Sculpturschmucke, den hohen Hintercastellen und breit überragenden Rahen, wie sie die römischen Boote in Wirklichkeit, ganz dieser malerischen Darstellung des Claude entsprechend trugen. Mir selbst ist mancher Morgen in Brindisi so Claude Lorrainisch und so sonnengolden klar, wie er hoffnungsvoll für den Sieg des Aemilius aufging, und als eine wahre Illustration dieser Worte des Livius erschienen. — „Um die neunte Tagesstunde“ — so fahren Aemilius Paullus und Livius in ihren Reden fort — „erreichte ich mit allen meinen Schiffen Korkyra. Am fünften Tage darauf brachte ich in Delphi dem Apollo für mich, für die Heere und die Flotten ein Weiheopfer. Von Delphi kam ich am fünften Tage in das Lager, wo ich das Heer übernahm, einiges dem Siege sehr Hinderliche abänderte, sodann vorrückte und, weil das feindliche Lager uneinnehmbar war und der König nicht zu einer Schlacht gezwungen werden konnte, zwischen seinen Posten hindurch den Paß bei Petra überstieg, den König zum Kampfe zwang und in der Feldschlacht besiegte, ganz Makedonien dem römischen Volke unterwarf und einen Krieg, welchen vier Jahre lang vier Consuln vor mir also führten,

daß Jeder ihn seinem Nachfolger noch schwerer hinterließ, in vierzehn Tagen endigte. Daraus folgte sodann gleichsam eine Ernte anderer glücklicher Ereignisse. Alle Städte Makedoniens ergaben sich; der königliche Schatz kam in unsere Hand; der König selbst, beinahe von den Göttern selbst ausgeliefert, wurde im Tempel der Samothrakier mit seinen Kindern gefangen." Und Diodor setzt dieser Rede noch hinzu, daß Aemilius Paullus mehr Schätze aus dem eroberten Makedonien mit nach Rom brachte als Italien jemals gesehen. Man wird bemerken, daß es auch vor Cäsar schon in Rom einen Glücklichen gab, der kam, sah und siegte.

Mit zu dieser Ernte glücklicher Ereignisse hatte gehört, daß das römische Volk beinahe am selben Tage ähnliche Siegesnachrichten aus Illyrien von der Gefangennahme des Königs Gentius erhalten hatte.

Nun wurden die Soldaten mit einem Jahressolde verabschiedet, auch diejenigen, welche — wie Livius ausdrücklich anmerkt — in Reserve auf Korkyra aufgestellt waren. Den Korkyräern aber wies ein Senatsbeschluß einen großen Theil der Flotte des illyrischen Königs Gentius als Geschenk zu, wohl zum Danke für die Dienste, welche sie dem römischen Volke in dieser schweren Kriegszeit geleistet.

„Dies war" — so spricht sich Livius schließlich aus — „nach vierjähriger anhaltender Dauer das Ende des Krieges zwischen den Römern und Perseus und zugleich das Ende eines in den meisten Theilen Europa's und in ganz Asien berühmten Reiches."

Es ist bemerkenswerth, daß seine Niederwerfung ebenso wie die des punischen Reiches in Afrika drei Feldzüge erforderte. Wahrlich, Rom ist nicht an einem Tage gebaut. Aber Corfu, das zu diesem Baue eben manchen Werkstein geboten, sah nun eine lange glückliche Zeit hindurch keine Heere und Kriegsschiffe mehr, nur glückwünschende und bittende, heuchlerische und ver-

ſchlagene Könige, die aus Aſien nach dieſem blutig aufgebauten Rom krochen, den Clivus zum Capitol hinauf, um zu den Füßen des Senates noch eine Bettelfriſt der Exiſtenz ihrer auch ſchon wankenden Reiche zu erflehen. So gleich in dieſem Jahre noch den Pruſias von Bithinien, der mit ſeinem Sohne Nikomedes kam, um die Senatoren, „ſeine erhaltenden Götter“ und ſich ſelbſt „einen Freigelaſſenen des römiſchen Volkes“ zu nennen. Dieſes Alles auch hat Corfu geſehen und mit erlebt.

11. Capitel.

Korkyra's Bedeutung im römiſchen Weltverkehre.

In dem nächſten römiſchen Jahrhundert war Korkyra mehr nur Zuſchauer als Mithandelnder. Die gänzliche Einverleibung Griechenlands, auch die dem Namen nach, denn die thatſächliche beſtand eigentlich ſchon, ergab ſich von ſelbſt ohne Mühe, und Metellus und Mummius, als ſie Attika und Theben, Korinth und den Peloponnes zu plündern und brandſchatzen, und ganz Hellas in die beſcheidenere Provinz von Achaja umzutaufen ſich gerüſtet hatten, gingen eben nur bei Korkyra vorüber, raſteten hier nur und ſo auch, als ſie beutebeladen heimkehrten. Ein Hauptquartier der Armee und Flotte, das den Plünderern den Rücken deckte, war dort nicht mehr nothwendig. Es drohte kein Feind aus keinem Hinterhalte mehr. Und ebenſo bei den Kriegen im pontiſchen Aſien. Der dritte puniſche, die mit den Cimbern und Teutonen, die ſpaniſchen und die inneren italiſchen ſtreiften Korkyra nicht einmal. Vielleicht wußten ſeine Bürger ſelbſt nicht davon. Nur ein kriegeriſches Ereigniß der Zeitgeſchichte berührte es noch in unfreundlicher Weiſe.

Jene inneren Bürgerkriege, der erſte des Marius und Sulla, die Aufſtände des Jugurtha und Sertorius hatten die

ganze römische Welt mit gesetzlosen und dadurch verzweifelten Menschen erfüllt, welche die Uebergewalt eines bürgerlichen Feindes in das Verbrechen trieb, das aber allen Anschein des Verabscheuungswürdigen verlor, weil die Thaten, welche gegen ihn geübt wurden, weit entsetzlichere und grausamere waren; ja es erhielt dadurch sogar etwas Ritterliches und Romantisches. Zuerst regte sich nur das Festland, Sicilien und Unteritalien besonders, mit solchen ungesetzlichen Aeußerungen der bürgerlichen Verzweiflung. Als man diese niederschlug und bis auf die letzten Bergspitzen des Aetnagebirges und in die Kraterthäler des Vesuv verfolgte, retteten sich die Unglücklichen, die Verbannten, denen man Heimat und Hof, Weib und Kind, jeden Besitz und jede Erwerbsmöglichkeit gestohlen, auch auf die See. Das ganze Mittelmeer, besonders aber dessen zwischen Italien, Sicilien, Aegypten und Kleinasien eingekeilte inselvolle Mitte wurde nun der Schauplatz ihres Handwerkes. Während der letzten Bürgerkriege, da die Römer vor den Thoren Roms und endlich auf dem Forum selbst sich unter einander schlugen, und noch mehr während des zweiten mithridatischen Krieges, in welchem die Seeräuber sich zu den Zwecken dieses herkulisch großartigen pontischen Königs gebrauchen ließen, wuchs die Zahl, das Selbstvertrauen und die Kühnheit der Piraten ungemein. Sie hatten nun, in den Siebenziger Jahren vor Christi, ihren Hauptsitz in Cilicien. Auch Kreta wurde eine ihrer Festen. Wir lesen schon im Homer, daß es dem Seeräuberthume nicht abhold war.

So hat Plutarch im Leben des Pompejus Magnus diese Zustände geschildert: „Das von allem Schutze entblößte Meer lockte die Piraten in immer weitere Ferne, und sie richteten ihre Angriffe nicht blos auf die Seefahrer, sondern verheerten selbst Inseln und Küstenstädte. Schon bestiegen Männer von großem Vermögen und vornehmer Herkunft, von welchen man Besseres erwarten zu dürfen glaubte, die Raub-

schiffe und betheiligten sich an diesem Gewerbe, welches in ihren Augen Ruhm und Ehre brachte. Die Seeräuber hatten besondere Ankerplätze und feste Thürme für ihre Feuerwachen. Die Flotten, mit welchen sie ihre Angriffe ausführten, waren vermöge der ausgezeichneten Mannschaft, der Geschicklichkeit der Steuerleute, der Schnelligkeit und Leichtigkeit der Schiffe für ihren besonderen Zweck trefflich geeignet. Noch größer als der Schrecken, den sie einflößten, war die Beleidigung, welche man über ihren empörenden Uebermuth empfand; denn die goldenen Segelstangen am Hintertheile der Schiffe, die purpurnen Decken, das Silber an den Rudern schienen sie nur dazu bestimmt zu haben, um sich ihrer Frevel zu brüsten und sie zur Schau zu tragen. Das Flöten- und Saitenspiel, die Trinkgelage längs der ganzen Küste des mittelländischen Meeres, die Entführung militärischer Personen, die Brandschatzung eingenommener Städte, Alles dies war eine Schmach für die römische Herrschaft. Die Zahl der Raubschiffe betrug über tausend, und mehr als vierhundert Städte waren von ihnen eingenommen worden. Selbst heilige Orte, welche früher nie der Fuß eines Räubers betreten, wurden von ihnen angegriffen und verwüstet."

Plutarch nennt dann neben vielen anderen, den ersten von Griechenland, auch das Apolloheiligthum auf Aktium und den Tempel in Leukas. Kein Zweifel also, daß auch diese korkyräischen Meere heimgesucht von diesem Uebel waren.

Pompejus zertheilte das ganze Mittelmeer in dreizehn Stationen für seine Heere und seine Flotte. So konnte er gleichzeitig gegen alle Schlupfwinkel den Krieg beginnen, und es blieb keinem Räuber die Hoffnung und Möglichkeit von einem in den anderen mittelst ihrer leichteren und schnellfüßigeren Schiffe zu entkommen, dort den Raub und Krieg wieder neu aufzunehmen.

Nach Korkyra hatte Pompejus als einen ſolchen Polizeilegaten den Marcus Terentius Varro gewieſen und ihm das ganze joniſche Meer von Sicilien bis zur Adria und nach Akarnanien hinüber untergeordnet. Aus des Plinius Naturgeſchichte wiſſen wir, daß dieſer Varro auf Korkyra peſtilentialiſche Zuſtände fand. Die Häuſer waren voll von Kranken und Todten. Das waren wohl Folgen dieſer räuberiſchen Bedrängniſſe, Ueberfälle und Plünderungen. Er ließ die Fenſter dem geſünderen Nordwinde entgegen öffnen und ſie gegen den üblen Südwind vermauern, verlegte die Thüren, ſorgte überhaupt für möglichſte Reinigung der Luft und wehrte ſo der Krankheit, daß er ſich und die Seinigen geſund erhielt.

In nicht mehr als vierzig Tagen des Jahres 67 vor Chriſti beſeitigte Pompejus alle dieſe Uebel. Sein großer Name muß alſo auch in die Annalen von Korkyra eingetragen werden. Er zeigt recht erſichtlich und verſtändlich, welche Wohlthat Rom für die Welt ſein konnte und war, wie mächtig es den Polizeiſchutz übte, wenn es wollte. Unter ſeinem Schirme ging nun auch für Korkyra eine zweite Blüte auf, und in Allem, was materiellen Reichthum, Genuß und Wohlleben betrifft, vielleicht ſelbſt in nicht geringerem Grade als ſein Gedeihen zur Zeit der Phäaken und zur Zeit der mörderiſchen Kriege mit Korinth und Sparta geweſen war. In dem ſich jetzt immer lebhafter entwickelnden Verkehre Rom's mit Griechenland und dem Oriente, da man von Italien nach Athen und Rhodos nicht weniger häufig reiſte als heute von Paris nach Wien, und huldigende Geſandte vom ganzen Oriente fortwährend nach Rom unterwegs waren, römiſche Legaten ebenſo häufig zur Unterſuchung der zinspflichtigen Staaten, der Armeen und Flotten nach Kleinaſien, dem Pontos und Griechenland gingen: mag Korkyra das alltägliche Ausſehen gehabt haben eines jener großartigen Durchgangspunkte der bunteſten Völker- und Waarenmengen wie ſie heute im Oriente

noch Alexandrien und Cairo, Suez und Beyrut, Smyrna und Trapezunt, Salonick und Constantinopel vor Augen stellen. Es war die geradezu unvermeidliche und unausweichliche Zwischenstation für dieses ganze Gehen und Kommen all' dieser Reisenden und Waaren geworden. Die italischen Straßen setzten sich gewissermaßen bis zu demselben und über dasselbe fort. Und wie Horaz das Forum Appi schildert:

Voll von Matrosen gedrängt und unbarmherzigen Wirthen,

so dürfen wir uns Korkyra in diesem letzten Jahrhunderte vor Christi denken.

Das wird jedesmal wieder Corfu's rettendes Loos werden, sobald der Orient und der Occident sich befreunden. In seiner natürlichen Stellung zu diesem großartigen Wechselverhältnisse der zwei geschichtlichen Welthälften liegt Corfu's Rettung, wenn es durch eigene Schuld, so wie eben jetzt am Ausgange der griechischen Periode durch seine Bürgerkämpfe, zu Grunde gehen will oder wenn, so wie es später geschah, Horden der Völkerwanderung es verheerend gestreift haben. So lange Morgen- und Abendland sich überhaupt begegnen, friedlich und kriegerisch, wird sich Corfu bedeutungsvoll aufrecht halten.

In dieser Weise so als Tourist und als seinen Wirthshausgast sah Korkyra schon 149 vor Christi auch den Geschichtschreiber und Staatsmann, den Freund des großen Scipio, den Griechen Polybios, von dem ich ein Großtheil des Materiales zu dieser geschichtlichen Darstellung Korkyra's entlehnte; der neben jenem stand auf Afrika's glühend heißen, sonnenverbrannten Sandhügeln, als sie Karthago stürzen sahen und Scipio sich in jener großherzig edlen, beinahe übermenschlich schwungvollen Weise erinnerte, daß auch einst sinken werde die mächtige Roma, wie Ilion sank und das in Tempeln prangende, hundertthorige Theben. Es war nur drei Jahre

vor dieser tragischen Scene, die mich bei ihrem Lesen in den antiken Geschichtsbüchern immer ergreift wie jene andere nicht weniger echt humane auf dem Hügel der Dardanellen, wo Xerxes die asiatischen Völker über die Brücke wallen sieht, sich erinnert, wie wenige davon heimkehren werden und dann weinte, — es war also nur drei Jahre vor jener Zerstörungsscene Karthago's, daß Polybios auch schon in einer punischen Angelegenheit diesen Besuch auf Korkyra machte. Er sollte mit seinem militärischen Rathe dem römischen Consul Manilius nach Sicilien gegen die Karthager zu Hilfe kommen. Aber auf Korkyra selbst erfuhr er, daß dieses inzwischen durch den Sieg der Römer bereits überflüssig geworden und ging daher von Korkyra nach seiner Heimat dem Peloponnes zurück, denn auch er war, wie einem so classischen Schriftsteller wohl ansteht, in Arkadien geboren, zu Megalopolis, der Pflanzstadt des Epaminondas.

Ebenso passirte Sulla hier; später im Jahre 60 vor Christi Cato, da er von Cipern heimkehrte und Rom die ungeheueren Schätze der Ptolemäer überbrachte. Es muß im Winter gewesen sein. Um sich vor dem Froste zu wahren, zündeten die Schiffsleute ein Feuer an. Dieses ergriff die Segelleinwand und da Cato von der Stadt auf sein Schiff zurückkam, fand er auch alle Tagebücher, die er über seine Verwaltung der asiatischen Provinzen geführt, verbrannt. Er brauchte seine Ehrlichkeit nicht zu bezeugen, aber er hätte gerne den Anderen ein Muster der Dienstpflicht durch seine Schriften geliefert. Vielleicht hatte ihm der kleine Verlust ein Vorzeichen sein wollen von dem großen Unglücke, das ihm hier noch bevorstand. Denn ihn sollte Korkyra nochmals wiedersehen unter ganz anderen, viel traurigeren Umständen. So auch seinen anderen noch berühmteren Gast, den es mehrmals bei sich beherbergte, Marcus Tullius Cicero von Arpinum.

Das erstemal war Cicero hier im Jahre 51 vor Christi auf seiner Reise nach Kleinasien, um dort die Provinz zu übernehmen. Es war im Frühling, also zur Zeit, da sich Corfu am schönsten darstellt. Denn am 15. Juni schreibt er von Aktium seinem Freunde Atticus, daß ihm dessen Verwalter von den Gütern des Atticus aus Epirus mit größter Gastfreundlichkeit köstliche Geschenke nach Korkyra gebracht habe, so daß er mittelst derselben dort wahrhaft saliarisch tafelte, was ungefähr dem Begriffe des Londoner parlamentarischen Fischschmauses entspricht. Es gibt wenige Reisen Heutiger, die so detaillirt geschildert sind, als diese ciceroianischen durch seine Briefe ad familias und an den Pomponius Atticus. Man lebt auch das Gewöhnlichste des Alltaglebens darin mit, und nur dadurch treten uns diese Männer ganz nahe.

Ein Jahr später, aber nun im December, auf dem Rückwege nach Rom, schreibt Cicero von Brindisi dem Atticus, daß ihn Alexio, des Atticus Secretär, auf Korkyra wiederum köstlich mit den Gartenfrüchten der Güter des Atticus in Epirus bewirthet habe. „Dem jungen Quintus Cicero" (seinem Neffen, der mit ihm reiste), „konnte ich den Wunsch nicht versagen, den Fluß Thyamis zu sehen", der durch jene Güter fließt, heute der Kalamas, der sich in den Golf von Gomenizza ergießt. So trocken hausbacken, ja gewiß gewöhnlicher als heute ein nicht ganz gewöhnlicher Reisender aus Corfu oder Brindisi wenigstens an die Seinigen schreiben wird, setzt der Brief fort. Dieser Quintus Cicero, übrigens ein anmaßlicher Bursche, ein echter upstart, der später dem Vater und Onkel viel Kummer machte, ging also nach Epirus hinüber, die Landgüter des Atticus zu besuchen, und Cicero muß dem zufolge mehrere Tage auf Korkyra gerastet haben. Er war auf dem Landwege durch Akarnanien von Athen gekommen. Am 16. October datirte er noch von dort einen Brief. Erst am 23. November verließ er Korkyra und landete

am 25. November in Brundisium, „wohin seine Seefahrt diesmal so glücklich ging, wie in der Regel die des Atticus, so hübsch hatte ihm

Her von Epirus gehaucht der gelindeste Onchesmites",

ein Vers, der nur durch diesen Brief bekannt und doch dadurch berühmt und viel seitdem von allen Touristen dieser Gegenden genannt worden ist.

Atticus selbst, das sieht man aus dieser Stelle und noch mehr aus dem ganzen Briefwechsel, ging um seiner großen Vermögensinteressen nicht weniger oft hierher, als die Leute heute ihrer Landgüter oder Speculationen wegen nach Ungarn und Rußland, oder nach Amerika und Ostindien reisen. Dieses malt sehr erkenntlich die volkswirthschaftliche Bedeutung dieser fruchtbaren Aecker-, Wald- und Wiesenländer von Epirus, welche sie für den Reichthum und die Verproviantirung Roms hatten. Sie waren seine Schweiz und zugleich seine Colonien, ein wenig von dem, was heute Ostindien zu England ist. Und in dieser Zeit hatte also Korkyra in der Weltgeschichte oder eigentlich in der Nationalökonomie auch diesen besonderen Einfluß neben seinem anderen militärischen und politischen, daß es für das Wohlergehen Roms die Ueberfuhr des Getreides, des Holzes, der Milch, Butter und Käse, feiner Weine und Gartenfrüchte von Epirus nach Brundisium beförderte. Von diesem Zwischenverkehre lebten seine Seeleute und rüsteten wieder eine Handelsflotte aus, die bis in die erste byzantinische Zeit als eine ansehnliche genannt wird.

12. Capitel.

Korkyra in der Kaiserzeit.

Cicero's Briefe aus diesen Gegenden, da er aus Asien nach Rom heimkehrte, athmeten nichts als die Sorge um seinen Triumph, den er sich im Kampfe gegen die Parther verdient

zu haben wähnte. Er kam als Imperator und die Liktoren zogen vor ihm her. Unter ganz anderen Umständen sah ihn Corfu schon nur anderthalb Jahre später. Er und derselbe jüngere Cato kamen flüchtig von Durazzo.

Die Niederlage bei Pharsalos am 9. August 48 vor Christi war erfolgt. „Die Absichten des Cato", so schildert Plutarch in des Cato's biographischem Denkmale diese Scenen auf Corfu, „die Absichten des Cato gingen jetzt dahin, wenn Pompejus todt sei, diejenigen, welche in des Cato Umgebung waren, nach Italien überzusetzen, selbst aber so weit als möglich von der Tyrannenherrschaft entfernt, in der Verbannung zu verschwinden; wenn Pompejus dagegen noch lebe, unter allen Umständen die ihm anvertrauten Streitkräfte für jenen zu erhalten. Mit diesen Gedanken setzte er nach Korkyra über, wo sich die Flotte befand. Hier wollte er, da er nur die Prätur bekleidet hatte, dem Cicero als Consular das Commando abtreten. Dieser jedoch nahm es nicht an, sondern dachte nach Italien zurück zu kehren. Da hierauf der junge Pompejus in unzeitiger Anmaßung und Hochfahrenheit diejenigen, welche wegfahren wollten, zur Strafe zu ziehen wünschte und zuerst Hand an Cicero zu legen willens war, so wies ihn Cato, als er dies sah, unter vier Augen zurecht und besänftigte ihn, wodurch er den Cicero unzweifelhaft vom Tode rettete und den Anderen Sicherheit verschaffte. In der Vermuthung, Pompejus Magnus werde Aegypten oder Lybien zu gewinnen suchen, und voll Verlangen zu ihm zu stoßen, ging Cato zwar mit Allen zu Schiffe, gestattete jedoch, ehe er von Korkyra absegelte, denen, die nicht Lust hatten mit ihm in den Krieg zu gehen, sich zu entfernen und zurück zu bleiben". Unter diese gehörte Cicero; in Allem, was er that und auch in Manchem, das er schrieb, eine der gemeinsten und feigsten Naturen, die je die Erde getragen, ein durchaus gefühl- und herzloser Egoist, ein niederträchtiger Mensch, und auch als Schriftsteller mehr nur ein

gewandter Formenschneider, ein guter Stylist, als ein urwüchsiger Denker. Das Beste was er gibt, ist der griechischen Literatur entnommen. Das Neue bei ihm ist selten.

In den letzten Tagen des Septembers landete Cicero in Brundisium. Er war also mehr als einen Monat auf Corfu gewesen. Wir wollen die Insel des Alkinoos, wo Odysseus und wahrscheinlich Homeros geweilt, nicht selig auch ob dieses eitlen Besuches erklären.

Einen Monat später waren auch sein Bruder und Neffe in Korkyra auf ihrem Wege nach dem Oriente zu Cäsar.

Nach der eigenen Darstellung des Julius Cäsar war Corfu im Bürgerkriege ein wichtiger Punkt für die Pompejaner und that dem Cäsar großen Schaden, einmal indem es die vom Lande her ganz eingeschlossene Armee des Pompejus vor Dyrrachium mit Getreide und Lebensmitteln versah und später, als selbst Pharsalos schon gewonnen war, weil Lälius, der den cäsarischen Posten von Brundisium blockirte, von dort aus sein frisches Quellwasser für die pompejanische Flotte bezog. Es hätte aber dem Cäsar, geschickter verwendet, viel gefährlicher, ja geradezu verderblich werden können. Denn da Cäsar den Rubikon überschritten und die Welt in Bürgerzwist zwischen Cäsar und Pompejus zerfiel, im Jahre 47 vor Christi, führte Cato von Sicilien, wo ein Gesandter des Cäsar ihm den Befehl abgenommen hatte, die ganze Flotte der Republik in den sicheren Golf von Corfu. Es waren hundert römische Fahrzeuge, vierhundert andere kamen dazu noch aus dem Oriente und ihr Oberbefehlshaber wurde Bibulus, als Cato nach Dyrrachium gegangen. Vor Korkyra lag sie dann unbegreiflicher Weise völlig unthätig, diese ganze ungeheuere Macht. Sie that nichts als die Küste von Epirus zu bewachen und dieses — so schlecht, daß Cäsar im Angesichte von Korkyra sich und sein schwaches Heer landen konnte, und auch dem Antonius wußte sie darauf die Ueber-

fahrt seiner Reiterei nicht zu wehren, sie zerstörte ihm nur einige seiner nach Brundisium heimgehenden Schiffe. Verrätherei hätte die Sache nicht schlechter machen können.

Und so hielt sich die Flotte dann fortwährend, da Cäsar und Pompejus drüben bei Dyrrachium und später jenseits der albanesischen Berge in Thessalien bei Pharsalos auf Tod und Leben um die Weltherrschaft rangen. Und ebenso unbegreiflicher Weise flüchtete nicht hierher Pompejus, als er bei Pharsalos unterlegen, wo ihn Cato mit einem anderen, noch unverletzten, zweiten Heere und mit dieser Flotte von fünfhundert Dreiruderern erwartete. Er hätte Cäsar damit den Rückzug nach Italien verlegen und noch einmal alles Verlorene zurück gewinnen können.

Solche Unbegreiflichkeiten machen abergläubisch, wie es Cäsar war, und geben den Glauben in sein Glück, das eigentlich doch nur das Fatum war, welches der Welt diese andere Regierungsform vorbehalten und bestimmt hatte. Dem konnte nichts vorbeugen und ausweichen. Dem denkenden und zugleich auch gefühlvollen Leser der Geschichte gibt es den Eindruck, wenn er die Dinge so verhängnißvoll sich ausbreiten sieht, daß die Schicksale der Welt in ihrem Wesen doch nur von einer übermächtigen Hand getrieben und geleitet werden, ja daß sie völlig wie das Grünen und Blühen in der Natur die Wirkung einer unterirdischen, nur scheinbar in dem Irdischen selbst liegenden Kraft sind. Er erkennt, daß die Ereignisse von weither, noch ehe ein Mithandelnder selbst weiß und sieht, wohin es geht, immer in derselben Richtung zweckmäßig gestaltet und geschoben werden, bis es endlich für einen Letzten so nahe liegt, das Ei des Columbus auf die Spitze zu stellen, daß er nun plötzlich als der Schöpfer und Thäter des Gedankens erscheint, welchen die Jahrhunderte erschaffen haben und eine uns unbekannte Macht, ein Etwas über, um, in uns als Keim in die Erde, in die Luft, in die Körper und

in die Seelen gelegt hat. Im Leben des Einzelnen ist nicht mehr ungebundene Freiheit und Selbständigkeit der Entwicklung. Unwillkürlich wird man in Bahnen und Ziele geworfen, und ein letzter Augenblick, der mit raschem Entschlusse die scheinbar plötzlich gefundene und genommene Entscheidung gibt, ist dann das, was im Weltenschicksale der Held ist, der die entscheidende Schlacht schlägt oder das Matt im diplomatischen Schachspiele zieht. Eine solche unüberwindliche und unvermeidliche Schicksalsrolle im großen Weltdrama macht auch fromm, wie es Cäsar neben dem Aberglauben war. Ueberhaupt Frömmigkeit und Aberglauben werden in großen und ursprünglichen Naturen immer Zwillingsgeschwister sein, Bruder und Schwester, der eine noch etwas stärker und leistungsfähiger als die andere.

Lucius Scipio, der Schwiegervater des Pompejus, und die anderen republikanischen Heerführer eilten von Pharsalos nach Korkyra. Dort theilten sie die Flotte unter sich. Das war damals als sich Cicero davon schlich, und im Grunde hatten alle diese Helden nur eigensüchtige Fluchtgedanken, Furcht in der Seele. Um Rom war es Keinem mehr zu thun, die doch Alle die Republik vorschützten. An Rom dachte nur Julius Cäsar, weil er es beherrschen wollte. Deshalb hatte er es nicht zerstört und deshalb war er um so nachsichtiger und freigebiger gegen die Aristokraten mit seiner Verzeihung. Aber diese wollten die Helden von Korkyra noch nicht annehmen und Cato, der mit Scipio und einem Theile des Heeres nach Lybien ging, nahm sie niemals, ebenso des Pompejus ältester Sohn nicht, der sich mit einem Bruchstücke der Flotte nach Spanien rettete. Der hagere Cassius aber rathschlagte bald darauf wieder zu Rom im Senate. Er führte damals die andere Hälfte der Flotte von Korkyra nach dem Hellespont mit der Absicht, dem Cäsar, der schon in Asien war, in den Rücken zu fallen.

So hat Corfu auch in dieſem, einem der denkwürdigſten Kriege der Menſchheit, der für Jahrtauſende der Welt die Form und den Namen aufſtempelte, mitgeſpielt und hat auch den Mörder dieſes erſten Kaiſers bei ſich zu Gaſte geſehen. Cäſar ſelbſt aber betrat Korkyra nicht. Er ſah es nur auf ſeinem erſten Kundſchafterzuge, da er nach der Landung bei Orikon im Golfe von Avlona von dort durch die mächtigen Berge bis nach Buthroton drang. Die Landung wehrte eben die gewaltige Flotte des Bibulus. Und wie er von Afrika, ein unbeſtrittener Sieger, nur von der Kleopatra, dem ſchönſten Weibe der Erde und aller Zeiten, bezwungen, nach Rom, der größte Triumphator, der jemals die via Appia hinaufgezogen, kam, landete er bei Tarrento.

Seinen Gegnern und den Feinden der Herrſchaft, die er eingeſetzt hatte, leiſtete Korkyra noch einmal gaſtfreundliche Dienſte und Unterſtand. Sextus Pompejus nach ſeiner gründlichen Niederlage dem Auguſtus gegenüber rettete ſich von Sicilien nach Korkyra. Zufällig verſammelten ſich dort einige vom Sturme verſchlagene Gefährten ſeiner Flotte um ihn. Ohne Kriegskleid erſchien er unter ihnen und überredete ſie, daß die Flucht, die Theilung, die Zerſtreuung für ſie das Beſte ſei. Er ſelbſt ging von dort über Lesbos nach Nikomedien. Sein Gedanke war geweſen, die Eiferſüchteleien bei Antonius gegen den Auguſtus zu benutzen.

Antonius war einige Jahre früher in Korkyra geweſen, als er von Athen kam, wo er ſeine kranke Gattin Fulvia, dieſelbe, welche dem abgeſchlagenen Kopfe des Cicero die giftige Zunge mit Nadeln durchſtochen hatte, mit Vorwürfen überhäufte, weil ſie zwiſchen ihm und Auguſtus zum zweiten Male den Brand entzündet hatte, den er zu löſchen nun von Aegypten nach Italien reiſen mußte. Und auf dem Rückwege nach dem Oriente ſchickte er ſchon von Korkyra die andere Gemalin Octavia nach Italien zurück, die er eben nach dem

Tode der Fulvia zur Friedensbesiegelung geheiratet hatte: „Er liebe sie zu zärtlich, um sie den Gefahren eines Parteikrieges auszusetzen.“ Es erwartete ihn aber jenseits des Meeres die Kleopatra. So kam es zur Schlacht von Aktium. Augustus besetzte vorher Korkyra und musterte dort seine Flotte. Die Korkyräer haben dann ihm und dem siegreichen Admiral Agrippa Standbilder aufgestellt.

Später war Tibull hier im Gefolge des Messala, der nach Syrien ging. Tibull hat Korkyra's sogar in einer seiner Elegien gedacht. Corfu war immer noch Brückenpfeiler für alle Reisen zwischen Europa und Asien. Aber es sah nur mehr durchgehende transitorische Bilder der Geschichte und so im Jahre 20 nach Chr. einen der traurigsten Leichenzüge, der in der Geschichte jemals die Hoffnungen der ganzen Welt begraben hat, welche statt dessen einem Scheusale zum Erbe fiel. Germanicus war auf seiner Orientreise von Egypten nach Syrien gelangt. In Antiochia mordete ihn das Gift der Eifersucht seines Oheims und Adoptivvaters, des regierenden Kaisers Tiberius. „Agrippina, des Ermordeten Gemalin, wiewohl von Trauer erschöpft und körperlich krank, doch ungeduldig jeder Verzögerung der Rache, geht mit des Germanicus Asche und ihren Kindern zu Schiffe, unter allgemeinem Wehklagen, daß eine Frau vom ersten Range, noch kürzlich durch die schönste Verbindung beglückt, gewöhnt, sich verehrt und angebetet zu sehen, nun Leichenreste am Busen trage, unsicher der Rache, bange für ihre Person und durch unselige Fruchtbarkeit dem Schicksale so vielfach blosgestellt.“

„Ohne die winterliche Meerfahrt zu unterbrechen landet Agrippina bei der Insel Korkyra, der calabrischen Küste gegenüber. Angegriffen von Kummer und des Duldens ungewohnt, verweilt sie einige Tage daselbst, um ihr Gemüth zu fassen. Inzwischen waren auf die Nachricht ihrer Ankunft die vertrautesten Freunde alle, die meisten der Kriegsleute, die unter

Germanicus gedient hatten, und selbst viele Unbekannte aus den benachbarten Landstädten, ein Theil in der Meinung, dadurch dem Fürsten Tiberius gefällig zu sein, Manche um nur mitzugehen, nach der Stadt Brundisium geeilt, wo die Schiffende den nächsten und sichersten Landungsplatz fand. Sobald auf der Höhe die Flotte erschien, füllte sich nicht blos der Seehafen und die nächste Meeresküste, sondern auch die Stadtmauern und Dächer und wo immer eine weite Aussicht sich darbot mit Schaaren von Trauernden an, die unter sich fragten, ob man sie beim Aussteigen mit Stille oder mit Zuruf empfangen solle. Noch war man nicht einig, was den Umständen angemessener sei, als allmälig die Flotte herannahte, nicht wie gewöhnlich mit munterem Ruderschlage, sondern Alles in Traurigkeit versenkt. Als sie mit zwei Kindern, der auf Lesbos geborenen Julia und dem Cajus Caligula, die Todtenurne im Arme, aus dem Schiffe steigend die Augen aufschlug, ertönte ein allgemeiner Seufzer."

Und so dieses selbe stumme Trauerbild, wie die herrliche, züchtige, auch eine Vase in den umfalteten Händen tragende Statue des Capitols, welche man dort eine Vesta benennet, aber eben so deutlich und vielleicht auch wahrer, entsprechend dieser plastischen Schilderung des Tacitus mit den Worten: „Agrippina, die Asche ihres in Antiochia gestorbenen Gemahls nach Italien heimbringend", bezeichnen könnte, ebenso steinern würdig muß ihr Leichenzug in Corfu gelandet sein, und sie sich auch dort dem Volke gezeigt haben, eine Gestalt durch Ansehen, Haltung und Geist nicht ungeeignet, die Seelenwanderung einer Nausikaa in dieses römische Zeitalter glaublich zu machen.

Mir ist dieser taciteische Leichenzug der Agrippina immer als eine der herrlichsten Schilderungen der „Annalen" erschienen. Die wahre Parodie davon, wie wenn sie das Schicksal absichtlich und deshalb hierher zum nahen Vergleiche

der Zeitverschiedenheiten so gegeben hätte, war dann vier und vierzig Jahre später auf Korkyra die Landung des neronischen Schauspielerzuges. Nero sang auf Korkyra vor dem Altare des Zeus und ging von dort weiter nach Athen, um seine schöne Stimme von den kunstgebildeten Griechen beklatschen zu lassen.

Und auch das letzte Mal, da Korkyra in der römischen Geschichte erscheint, ist es mit einem schauspielerischen Ereignisse. Titus ließ im Amphitheater, also in dem Raume, welchen wir das Colosseum nennen, bei dessen Einweihung die Seeschlacht der Korkyräer und Korinther darstellen, welcher ich auf dem weißen spitzen niedrigen Cap Leukimne von Corfu so anschaulich als möglich gedachte. Sie war wohl für die Gewohnheiten der Menschen geworden, was heute die Schlacht von Trafalgar für unsere Dioramen ist. Ich aber kann nie, seitdem mir Corfu so lieb geworden, an lautlosen Mondnächten in jenem ungeheueren ausgestorbenen Schauspielhause der Flavier stehen, ohne mir jene merkwürdige Scene von damals zu vergegenwärtigen: das Schicksal von Scheria, der kleinen homerischen Insel, hierher in das große Rom als Lustspiel für das vergnügungssüchtigste Volk der Welt übertragen. Wahrlich die Geschichte ironisirt sich selbst manchmal beinahe selbstmörderisch für ihre eigene Größe.

Und so sind in der römischen Geschichte die letzten Worte, die sie von Korkyra berichtet, ein Giftmord und ein prinzlicher Leichenzug, ein kaiserlicher Opernsänger und ein Circusspiel: daß Corfu auch das traurige Vermögen geworden ist, wie es mit dem Gedichte des Homer das vollendetste Gemälde des goldenen griechischen Zeitalters gegeben hatte, mit seinen drei letzten antiken classischen Erinnerungen das kaiserliche Rom vollständig zu charakterisiren.

13. Capitel.

Die Völkerwanderung auf Corfu.

Nun beginnt auch für Korkyra die christliche Zeit, wie wir aller Orten diese neue Epoche der Weltgeschichte wohl am charakteristischesten nennen. Das erste Document, welches, von Legenden abgesehen, diesen neuen Charakter historisch außer Zweifel stellt, ist die Unterschrift seines Bischofes Apollodorus, die er auf dem Concilium von Nikea um 325 mit den Bischöfen von Kos, Lemnos und Rhodos Namens der Inselprovinz unter die Concilsacten schrieb. Später, als Constantin sein Weltreich in vier Präfecturen theilte und Korkyra zu der von Illyrikum gehörte, wurde Korkyra ein Erzbisthum, das in die Diöcese Westillyrien und in die Kirchenprovinz Neuepiros eingereiht war. Mit dieser Kirchen- und Verwaltungsprovinz fiel Korkyra bei der Zweitheilung des Reiches durch den Theodosius in die oströmische Hälfte. So wurde es byzantinisch und löste, für einige Zeit wenigstens, wieder seine Schicksale von Italien ab. Römische Titel und Würden blieben damals aber noch an der Spitze seiner Verwaltung und auch das Steuerwesen war römisch geformt. Ganz verschwanden diese Namen und die Rangordnung erst unter dem ersten Justinian. Aber der griechische Geist lebte immer fort, wie sich selbst die antiken Religionsweisen hier länger als an anderen Orten des römischen Weltreiches erhalten hatten. Erst die Ueberfälle und die Verwüstungen der deutschen Barbaren, also eigentlich die Völkermischung der Völkerwanderung löschte diese classische Bildung aus, soweit sie überhaupt unter diesem lichten Himmel und vor diesem glänzenden Meere in der immer blühenden Natur dieser Gegenden aus den Gemüthern zu tilgen ist.

Ich bin ganz der Ansicht, welche der alte Prokopius im zweiten Capitel seines Vandalenkrieges ausspricht, daß diese verschiedenen Stämme der Völkerwanderung, welche unsere Geschichtsbücher als Gothen, Vandalen, Visigothen, Gepiden, Alemannen, Hunnen, Geten, Sueven, Sauromaten und Slaven durchziehen, im Grunde desselben Ursprunges sind. Sie Alle kamen aus demselben überschäumenden Topfe und gingen dieselben Wege. Mehr oder weniger haben auch Alle ihre Sendlinge bis nach Griechenland herab und zu diesen schönen Inseln hin plündernd geschickt. Am eindringlichsten aber kamen bis hierher die Vandalen. Nur zwanzig Jahre brauchte dieses kleine Volk und mit nicht mehr denn fünfzigtausend Menschen, um durch Europa bis nach Spanien und von dort über die Meerenge von Gibraltar durch das nördliche Afrika bis nach Italien und Griechenland erobernd vorzudringen, so daß es beinahe einen vollständig geschlossenen Kreis über den ganzen Umfang der damals bekannten Welt zog. Prokopius sagt, daß die Vandalen hierbei ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, Männer und Frauen, Kinder und Greise unbarmherzig über die Klinge springen ließen und die Schätze des ganzen Europa's raubten, so daß seitdem Italien und die benachbarten Küsten Wüsteneien geworden seien. Diesen letzten Theil des Rundganges, von Spanien nach Afrika und von dort nach Griechenland und Italien hinüber führte der Bastardsohn des letzten legitimen vandalischen Königs, der fürchterliche Genserich, der nach der Meinung des englischen Geschichtschreibers Gibbon nicht weniger für die Zerstörung des römischen Weltreiches gethan hat, als die zwei anderen Gottesgeißeln Alarich und Attila. Er war klein, hinkte, war langsam und vorsichtig in seinen Reden, ungeheuer heftig und rachsüchtig, ehrgeizig und rücksichtslos im Gebrauche seiner Mittel bis zum Aeußersten. Gerufen von einem aufständischen Statthalter, dem Grafen Boni-

facius, des weströmischen Kaisers Valentinian kam Genserich mit seinem Vandalenvolke im Jahre 429 nach Afrika. In zehn Jahren, am neunten October 439, vollendete er durch die Einnahme Karthago's die Eroberung dieser ganzen herrlichen römischen Provinz, welche damals Italien und Griechenland, die zwei Hauptstädte der Welt, Rom und Constantinopel mit seinen Getreidefrüchten ernährte. Statt diese Speißung fortzusetzen, nützte er nun nur diese Kräfte um Ueberfälle vorzubereiten in die Schatzkammern jener an allen Industrieproducten überreichen Länder. Ein Seeräuber, wie es nur je einen gab, nicht mehr und nicht weniger, ohne staatenbildenden Trieb, nur auf den Raub ausgehend und nirgends von dem Gedanken geleitet, nun auch über das tyrrhenische und jonische Meer hin, seine Herrschaft auszubreiten, plünderte er so Rom und Sicilien und als es dort nichts mehr wegzuschleppen gab, auch das ganz offenstehende Griechenland, Korkyra und die anderen odysseeischen Inseln.

Es scheint, daß diese nordafrikanische Küste, wo sich die Vandalen endlich heimisch festgesetzt hatten, in der Weltordnung für immerwährende Zeiten als eine Domaine der Piraten vorgesehen worden ist. Denn die Vandalen wurden hier in kürzester Zeit, was die Karthager, wenigstens bei ihrer ersten Gründung waren, und die Barbareskenstaaten bis in die jüngste Zeit geblieben sind. Jedes Land hat so mehr oder weniger schon in der Erschaffungsstunde der Welt seinen eigenthümlichen Charakter aufgeprägt erhalten und behält ihn bei durch alle Wechsel der Zeiten. Nicht die Menschen, die darüber strömen, verändern ihn. Das Land und der Boden machen sie sich zu eigen. Wie viele Barbaren auch über die rauhen Alpen in die italienischen Gärten hinabstiegen, sie wurden dort Alle, und das gewöhnlich schon in der zweiten Generation, schlaue schöne wohlgeschliffene Römer oder gewandte zierliche feingliederige Neapolitaner,

finstere verschlossene mordlustige Sicilianer. Der Boden, die Luft und die See, und die Bilder, die wir sehen, und die Nahrungsmittel, die wir essen, sind eben in ihrem Einflusse stärker und beharrlicher als das Blut, das wir in unserem schwachen Körper mitbringen, und der Mensch steht überall wie die kleinste der Pflanzen, die sein Fuß zertritt, in und nicht über der Natur. Im Norden wird er Tanne und im Süden bleibt er immer die Palme,

Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Im Jahre 466 wagte Genserich eine besonders räuberische Brandschatzung der jonischen Inseln und des westlichen Griechenlandes. Korkyra wurde auch dieses Mal am grausamsten heimgesucht. Der Schrei um Hilfe nach Constantinopel klang immer lauter und dringender. Dort war seit 457 ein neuer Kaiser, ein Mann aus dem Volke, Leo der Thrakier, der ein einfacher Kriegstribun und Hausmarschall des kaiserlichen Palastes gewesen war und dem später dann der Beiname des Großen wurde, durch die barbarische Leibgarde auf den Thron des heiligen Constantin erhöht worden. Sein Vorgänger Marcian war wenigstens durch eheliche Verbindung noch ein legitimer Thronfolger des großen Theodosius gewesen. Und weil auch damals die griechische Bevölkerung noch nicht so oft an die Herrschaft von Usurpatoren gewöhnt worden war, so brauchte Leo der Erste einige Zeit um seine Regierung im immer noch großen und weiten Kaiserreiche den Völkern mundgerecht zu machen. Er hatte darum vielleicht die Raubzüge der Vandalen so lange ohne einen Versuch der Züchtigung gelassen. Diese letzten Ueberfälle auf Korkyra veranlaßten aber endlich im Jahre 468 einen gewaltigen Kriegszug gegen diese wilden Piraten. Zu Lande kam der Graf von Aegypten, der tapfere Heraklius, und zur See der Bruder der Kaiserin, der

Höfling Basiliscus, mit der gewaltigsten Flotte, welche bis dahin jemals auf den Wogen des Mittelmeeres geschwommen. Eilfhundert und dreizehn Schiffe und mehr als hunderttausend Mann standen gegen Karthago im Felde und nahe an zweiundfünfzig Millionen unseres Geldes hatte diese Rüstung gekostet. Heraklius war siegreich. Basiliscus ließ sich in der schmählichsten und wahrscheinlich verrätherischen Weise überraschen. Mit dem Verluste der See blieb auch dem ersteren nichts übrig als der Rückzug. Genserich war wieder der unbestrittene Herr des Mittelmeeres. Nicht ein Segel stellte sich ihm dort entgegen. Diese sonst byzantinische See, ehe sie venetianisch wurde, war nun wie auch das Meiste des römischen Festlandes ein Eigenthum der gesetzlosesten Barbaren. Länger als ein Jahrhundert währte dieser vogelfreie Zustand fort, auch den Genserich noch überdauernd, der im Jahre 477 nach Christi starb. Byzanz überließ Korkyra und die anderen Inseln sich selbst, und diese waren zu schwach außer den Burgen irgend etwas zu vertheidigen. Wenn man die Vandalen Deutsche nennen will, so haben wir im Vaterlande der Nausikaa nicht ehrenvoll debutirt.

Erst der afrikanische Feldzug des Belisar gegen die Vandalen machte dieser preisgegebenen Lage Korkyra's für einige Zeit ein Ende.

Mehr mit dem staatenbildenden Geiste begabt waren die anderen barbarischen Eindringlinge, die Gothen, welche das römische Reich auch viel gefährlicher und länger bedrohten, sich mitten in seinem Herzen festsetzten und von dort aus auch Corfu überzogen. Sie waren vor den Vandalen zuerst auf dem umgekehrten Wege, vom Osten zum Westen, aus dem schwarzen Meere durch den Bosporus und die Dardanellen über den Peiraieus und das griechische Halbinselland bis hierher, gegenüber auf die Küste von Epirus vorgedrungen. Das geschah schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts zur

Zeit des unfähigen Kaisers Valens. Der Osten vermochte nichts um sie abzuwehren, und selbst Asien haben diese Horden damals gestreift. Wie eingeborene Herren, ganz nach ihrem Willen, durchzogen sie auf elenden kleinen Kähnen das große byzantinische Meer und auf den alten römischen Heerstraßen, der via Egnatia und via Marittima, das schöne Land vom Pontus Euxinus bis zu den jonischen Inseln. So sind in jenen eisenbahnlosen Zeiten doch vielleicht noch mehr Menschen vom äußersten Norden zum Süden unseres Erdtheiles gekommen als heute, da man es einen Beweis des Fortschrittes nennt, daß sich die Menschen so leicht bewegen können und auch in der That so viel reisen. Die Welt war eben immer rund und beweglich, und die Menschen kugeln darauf fortwährend mit denselben unwiderstehlichen Trieben herum.

Der heilige Hieronymus, ein Zeitgenosse dieser eisenbahnlosen Wanderungen, schildert in seiner bildsamen reichen poetischen Sprache das Land, das die Gothen durchzogen hatten, als eine weite wüste Einsamkeit. Die Städte seien zerstört, die Menschen erschlagen, selbst die Thiere, die Vögel und auch die Fische seltener geworden. Nur Himmel und Erde seien noch übrig geblieben. So habe man Illyrien und so Thrakien gefunden.

Erst der Feldherr des weströmischen Reiches, der tapfere und ebenso klugvorsichtige Stilicho, wies diese ersten Meldungen der Gothen von den jonischen Inseln zurück. 397 nach Chr. kam er von Brindisi über die jonische See an Corfu und Zante vorbei nach der griechischen Halbinsel und drängte den Alarich mit seinen siegreichen Schaaren aus dem Peloponnes in die wilden Gegenden des bergigen Illyriens, die mehr geartet sind wie sie diesen Horden geziemten.

Aber selbst diese flüchtigen Besuche im zahmen Süden hatten genügt, den Gothen nicht nur immer wiederkehrende

Sehnsucht nach der Civilisation in die Seele zu legen, sondern sie auch wirklich theilweise zu civilisiren. Hinaufgedrängt aus dem griechischen Halbinsellande, schoben sie sich um das adriatische Meer und setzten sich endlich mitten in Italien fest zwischen die Römer hinein. Dreimal nahmen sie Rom ein. Alle Generale des Justinian lagen gegen sie im Felde, aber 353 waren sie wieder so sehr Herr des Landes, daß sie Totilas sogar von Apulien nach Korkyra und Epirus hinüberführen konnte. Prokop merkt ausdrücklich an, daß sie Corfu und die nachbarlichen Inseln Sybota verwüsteten und daß Totilas von dort aus das Festland, Dodona und Nikopolis mit ähnlichen Gewaltthaten überzogen habe. Mit einer Flotte von dreihundert Galeeren durchstreifte er diese See, und die Geschichte des Mittelmeeres muß auch den Augenblick verzeichnen, wo gleich den vandalischen Barbaren die gothischen es beherrschten. So sind diese Theile der Erde menschenleer geworden, welche wir noch so sehen und welche einmal ihre bevölkertsten waren.

Der allgemeinen Entvölkerung, welche die Welt damals unter Justinian erlitt, kann auch Korkyra nicht entgangen sein. Aber so wehe, wie es Hieronymus schildert, können die Gothen dieses zweite Mal nicht wieder den odysseeischen Landen gethan haben. Sie hatten in Italien Manches von ihren Landesgenossen angenommen, selbst die Art die Politik zu machen. Und den Krieg führten sie nach dem Zeugnisse ihres Gegners, des zeitgenössischen Geschichtschreibers Prokopius, eher mit milderen Mitteln, als es die Byzantiner thaten. Es war wirklich etwas in dem Charakter dieses Volkes von der Phantasiefülle, dem Aufstreben, dem Edelmuthe, der Lebensmächtigkeit und Dauer, welche die Kunstform auszeichnen, die wir die gothische nennen und die insoferne diesen ihren Namen nicht unbegründeterweise führt. Ueberhaupt haben diese Inseln, wenn man an die Schicksale Italiens, selbst Siciliens,

des thrakischen Festlandes bis Constantinopel hinab denkt, wo überall der Boden vom Strome der Völkerwanderung geradezu unter Wasser gehalten wurde, doch verhältnißmäßig nur wenig gelitten und blieben auch noch in dieser barbarischen Zeit im Vergleiche zu anderen Theilen der Erde: Eilande der Seligen.

Es folgte dann ein Jahrhundert sogar beinahe absoluter Ruhe für diese Meere und diese Küsten. Erst 675 erschienen wieder vorüberziehende Slavenhorden. Auf rohen Kähnen beherrschten sie die See. Aber feste Niederlassungen der Slaven im Reiche der Alkinoos dürfte nicht einmal Fallmerayer vermuthet haben.

In den Jahren 841, 867 und auch 1022 hausten hier saracenische Seeräuber und weiter bis nach Bari und Ragusa hinauf. Allerhand Abenteurer, auch christliche Renegaten, Gesindel, wie sie solche Kriege anziehen und erzeugen, setzten sich an sie an, bis diese Züge sogar mit der Eroberung Kreta's, das in Kandia umgetauft ward, und des benachbarten Sicilien endigen konnten. Es macht begreiflich, daß schon damals sich Niemand mehr in den leicht zugänglichen, schönen, antiken, tempelgeschmückten Hafenstädten auf Korkyra und Ithaka sicher fühlte. Die Flucht in und auf die Berge und der Bau der hochgelegenen Burgen nahm damals seinen Anfang und die antiken Städte begann man Palaeopolis zu nennen. Was sonst der bevorzugte Sitz der Reichen und Vornehmen gewesen war, wurde in dieser räuberischen Zeit den Mittellosen überlassen.

Die Versuche der byzantinischen Flotte, diese Gefahren abzuwehren, hatten immer nur kurzen Erfolg. 869 erschien sie vierhundert Schiffe stark in der Adria und verbündet dem deutschen Kaiser Ludwig dem Zweiten um Bari zu belagern. Aber nach kurzer Zeit kehrten die Byzantiner nach Korinth zurück und der Carolinger konnte die apulische Feste 871 nur mit

Hilfe der kleinen Boote der dalmatinischen Croaten den Christen zurückgewinnen. Das Meer und die Inseln fielen wieder der räuberischen Willkür anheim. So auch als der griechische Capitän Nasar 881 sogar den größten Theil dieser saracenischen Seeräuberflotte im jonischen Meere eroberte und bis in die Schlupfwinkel von Sicilien, Calabrien und Afrika zurückjagte. 1032 war es der Stratege von Nauplion, der Patrizier Nikephoros, eines Karantenos Sohn, der sie mit Hilfe der Ragusaner verscheuchte, aber auch ohne diesen Gegenden dadurch bleibende Sicherheit zu verschaffen. Das Gottesgericht wollte eine lange Spanne der äußersten Blüthe der Menschheit auf diesen Landen und Meeren durch eine ebenso außerordentliche Strafe und Büßung ausgleichen. Denn auch in der Weltgeschichte steigen die goldenen Eimer auf und nieder.

Man muß sich aber besonders diese Epoche der Mittelmeergeschichte recht zu vergegenwärtigen suchen, um sich die absonderlich gewordene Gestalt all' dieser Küsten zu erklären; die Burgen und Mauern, welche alle Vorgebirge so romantisch schmücken, und das plötzliche und manchmal beinahe völlige Verschwinden prächtiger alter Culturstädte, daß nichts mehr übrig bleibt als Tempel und Grabsteine, wie zu Paestum jene einsam sprechenden Denkmäler einer herrlichen classischen Zeit, in denen nun Ideen und Geschichten begraben liegen hart am Strande des Meeres, so wie die Alten ihre Friedhöfe stellten.

Und nur um diese schwache Vertheidigung zu Stande zu bringen, erhoben die byzantinischen Kaiser auch auf Corfu schwere Steuern. Wie Constantin Porphyrogenetos uns um 960 überliefert hat, war Korkyra in der neuen Themeneintheilung des oströmischen Reiches mit Kephallonien, Ithaka, Leukadien und Zante ursprünglich in das Thema des Peloponnes eingereiht worden. Erst 887 wurden sie von Leo dem Vierten in ein eigenes Thema abgesondert. Und nun hatten sie auch

ihren besonderen Strategen. Als Luitprand von Cremona 968 als Brautwerber für seinen Herrn Otto den Zweiten nach Constantinopel ging, fand er auf Korkyra den Michael aus Cherson in diesem herzoglichen Amte. Er nennt die Insel zum ersten Male Coriphus und hörte von diesen Corfioten die bittersten Klagen über den harten Steuerdruck. Selbst die Kirche sei zu militärischen Zwecken mitbelastet worden. Als die Saracenen Constantinopel zwei Jahre belagerten, mußten die Korkyräer den Fall der Stadt durch fortwährende Verproviantirung und Zuschub an Soldaten hindern. Der Kaiser Leo schenkte ihnen dann das gegenüberliegende Festland, fünfzig Meilen tief, zwischen Durazzo und Arta, also die antiken Meierhöfe des Attikus. Aber das war ein schwer auszunutzender Besitz geworden.

Auch dem Kaiser Constantin dem Siebenten, da er in Constantinopel von den Bulgaren belagert ward, kamen die Corfioten mit vierzig Schiffen zu Hilfe, was also immer noch ein Vorhandensein der alten Seekraft und des Reichthums darthut. Ein großes Vermögen hat ausdauernde Ruinen.

14. Capitel.

Die Normannenkriege und die Normannenherrschaft auf Corfu.

Schlecht geschützt und vertheidigt und doch schwer belastet von den Byzantinern, wird es den Corfioten nicht viel Selbstüberwindung gekostet haben, sich den Normannen zu unterwerfen, als diese unter Bohemund hier landeten und von Korkyra aus den merkwürdigen Sturm des Abendlandes gegen das oströmische Kaiserreich begannen. Gepländelt und gedroht hatten sie schon seit langen Jahren in diesen Meeren. Andreas Dandolo, der venetianische Staatshistoriograph,

erzählt, „daß bereits um 1075 Normannen die Grenzen Dalmatiens verheerten, weshalb Doge Silvio eine Flotte wider sie ausrüstete und sie zur Rückkehr zwang".

Auch diese ersten Seeübungen hatten wohl schon den großen, nach dem Oriente und seinen Schätzen, seinem Ansehen und seinem Ruhme gerichteten Gedanken zur Grundlage und zum Antriebe. Aber es war noch dunkler Drang, der sich so zweifelhaft äußerte und deshalb auch nur unbeständig in seinen Resultaten. Als aber das Bündniß mit dem großen Gregor dem Siebenten diesem Gedanken gewissermaßen Weihe und Legitimation und dadurch vor der Welt Berechtigung, den Normannen selbst Entschlossenheit und bestimmten Willen gab, wurde die Eroberung von Corfu gleichsam eine selbstverständliche Sache und das zuerst Nothwendige. Corfu wurde plötzlich wieder unentbehrlich, wie es dieses nur jemals den nach Sicilien lüsternen Athenienſern oder den Römern, die nach Makedonien und Kleinasien strebten, gewesen war. Es nahm seine frühere geographische Bedeutung in der Weltgeschichte wieder ein. Die zauberische Insel fand sich wie aus einem Jahrhunderte alten Zauberschlaf geweckt und der sie zuerst aufrief, der junge Bohemund, war wirklich wie einer jener erlösenden Märchenprinzen geartet. Auch ist durch ihn überallhin in das große, ernste Normannenepos etwas von der Romantik einer Idylle und vom Balladentone des Ritterdramas eingestreut worden, so daß man nicht fehlgreift, wenn man sich diesen Helden einigermaßen mit der Jünglingsgestalt des Ferdinando aus Shakespeare's zaubervollem „Sturme" illustrirt. Die griechische Geschichtschreiberin und byzantinische Kaisertochter, Anna Komnena, die ihn selbst sah und bekennt seinen Zauber auch empfunden zu haben, schildert ihn als den jüngsten Sohn des Herzogs Robert Guiscard, der sein Geschlecht und sein Reich drüben in Apulien und Calabrien, dem alten Langobardien mit der reizenden Hauptstadt Salerno,

eigentlich erst gegründet und erfunden hat. Bohemund, dieser Benjamin des Herzogs Robert von der Normandie, „sei in „Allem was Kühnheit, Muth, Festigkeit, Entschlossenheit und „Großherzigkeit betrifft, seinem Vater völlig ähnlich gewesen. „Nicht das Kaiserreich (das oströmische nämlich) und nicht „die Fremdländer hätten im Zeitalter der Anna Komnena „irgend einen Mann hervorgebracht, der ihm vergleichbar sei. „Seine Anwesenheit blendete eben so sehr die Augen als sein „Ruf die Geister staunen machte. Sein Wuchs sei so vortheil- „haft gewesen, daß er noch mit einigen Zollen die Größten „überragte. Er war schmächtig um die Hüften, breit in den „Schultern und im Unterleibe. Die Arme hatte er kräftig „und stark. Er war weder mager noch fett, sondern von „jenem richtigen Maße, welches Polyklet gewöhnlich in seinen „Statuen anwendete und das eine getreue Nachahmung des „Vollendeten in der menschlichen Natur war. So auch waren „seine Hände groß und voll gebildet, und seine Füße fest und „breit hingestellt. Er hielt sich etwas nach vorne gebeugt, „aber nicht durch einen Fehler des Rückgrates, sondern weil „ihm Bescheidenheit in der Jugend diese Gewohnheit gegeben „hatte. Sein ganzer Körper war blendend weiß, nur das „Gesicht anmuthig und leicht geröthet. Seine Haare strahlten „in Goldblond und deckten ihm die Ohren ohne indeß über „die Schultern herab zu hängen, wie dieses sonst die Art der „Barbaren ist. Die Kaisertochter war in Zweifeln ob sein „Bart röthlich gewesen, weil er ihn beinahe ganz rasirt trug. „Seine Augen waren blau und schienen ihr voll von Stolz „und Zornesgluth. Seine Nasenflügel waren breit offen, denn „weil er das Herz und den Magen groß hatte, mußte seine „Lunge viel Luft einziehen, um ihre Wärme zu kühlen. So „habe sein Antlitz etwas Zartes und Bezauberndes, aber seine „ungeheuere Gestalt und der Hochmuth seiner Blicke etwas „Wildes und Fürchterliches gehabt. Selbst sein Lachen habe

„nicht weniger Furcht gegeben als der Zorn und die Wuth „anderer gewöhnlicher Menschen. Dabei sei er auch noch schlau „und verschlagen, wortgewandt und nie um eine Antwort „verlegen gewesen.“ Ich frage, wenn man in den Achilleus des Homeros und in die Statue des Apollo vom Belvedere Blut gießt, wird das Bild dieses Normannen nicht jenen beiden Wunderwerken des Alterthums ähnlich werden?

Im Mai des Jahres 1081 folgte dann auch der Vater diesem schönen Sohne. Mit hundertfünfzig Schiffen und dreißigtausend Soldaten zog Robert Guiscard von Otranto und Brindisi aus. Anna Komnena nennt ihn „diesen be„rühmten Tyrannen, den die Normandie erzeugt und die Laster „erzogen hatten und den das Unglück der Griechen nach ihren „Ländern führte. Er habe nur einem kleinen Hause angehört, „aber die Seele voll großen Adel's gehabt. Er sei ehrgeizig „und unerschrocken, begierig nach Ehren und Reichthümern „und unerschöpflich ausdauernd in der Verfolgung seiner Ideen „gewesen. Auch er überragte noch um Vieles jeden anderen „großgewachsenen Mann. Sein Gesicht war geröthet, die Haare „waren blond, die Augen lebendig und wie voll Feuer. Er „war breitschulterig und überhaupt so wohlgebildet, daß die „Theile seines Körpers, welchen mehr Stärke gebührte, auch „kräftiger gestaltet und die zarteren mit einer unvergleichlichen „Schönheit geschmückt waren. Wenn Homer uns die Stimme „des Achilles so laut wie den Lärm einer großen Menge „rühmt, so hatte Robert sie so überraschend, daß er „damit eine ganze Armee in die Flucht jagen konnte. Es hat „daher nichts Erstaunliches, daß er keine Neigung zum Ge„horsam zeigte. Es ist den großen Seelen gewöhnlich gegeben, „daß sie überall und auch so in geringen Lebensumständen, „das Befehlen suchen, und da er nur um zu kämpfen zu „leben wünschte, so setzte er seine Unternehmungen, ob sie nun „glücklich oder unglücklich liefen, immer mit demselben Eifer

„fort. Als er älter wurde, rühmte er sich, mit einem Fuß-
„tritte die Erde zum Zittern zu bringen. Und wirklich, so
„meint es die griechische Geschichtschreiberin, der ich auch dieses
„Abbild wörtlich entlehne, es gab damals unter dem
„Himmel nichts was durch Tapferkeit und seine Thaten gleich
„groß und berühmt gewesen wäre." Weil sein Plan trotz großer Siege gescheitert, sieht das heute wie eine Don Quixotterie aus gleich allen Abenteuerthaten der Normannen. Wäre diesen muthigen Rittern die Verschlagenheit italienischer Diplomatie zur Seite gestanden, sie hätten vielleicht der Weltgeschichte eine andere Gestalt gegeben und Rom wäre noch einmal die einzige Hauptstadt der zwei vereinigten Welthälften geworden.

Robert führte seine Gattin Sigel-Gaitha mit sich, deren unaussprechlichen Namen die Griechen sich kurzweg in Pentesilea zurechtlegten. So entschlossen war sein Geist nicht nur auf einen Raubzug sondern auf staatliche Gründung gerichtet. Auch sie wird von der Anna Komnena als eine außerordentliche Erscheinung geschildert. In ihrem Waffenrocke sei sie furchtbar anzusehen gewesen und habe wie eine Pallas gekämpft. Auch brachte sie in der That später bei Durazzo die einen Augenblick verlorene Schlacht zum Stehen und die Flüchtlinge zur Umkehr. Es muß also die ganze Familie, wenn sie in Waffen erschien, eine wahrhaft entsetzliche gewesen sein.

Cassiope, das auf der Nordspitze der Insel mit einer Tempelruine des Zeus den Eingang zum Canale von Corfu sperrte, wurde mit einem Sturmangriffe genommen. Der Geschichtschreiber der Normannen kann nicht genug das Staunen seiner Helden und ihre Freude über den Eindruck der Fruchtbarkeit und der Anmuth der Insel aussprechen. So geht es Jedem, der sie gerade von dieser Nordseite zum ersten Male sieht mit ihren Orangen- und Olivenwäldern, welche hoch den

Salvatore hinaufsteigen, und mit den noch grüneren Cypressenthürmen, welche sich über das buschige Laubholz wipfeln.

Am 22. Mai 1081 ergab sich die Festung und ganz Corfu war normännisch geworden. Aber wie alle zu blitzartigen Erfolge war auch dieser nur von geringer Dauer. Drei Jahre später, im Frühlinge des Jahres 1084, immer noch in diesem selben Normannenkriege zwischen Guiscardo und den byzantinischen Kaisern Nikephoros und Alexios erschienen die Venetianer zum ersten Male auf Corfu, das sie später dann so lange beherrschen sollten. Der Doge Domenico Silvio, als Verbündeter der Byzantiner, überfiel es und brachte die Einwohner zum Abfalle von den Normannen. Das ist derselbe Silvio, der als Herzog von Venedig damals den Bau der Markuskirche vollendete, wie wir sie noch heute sehen.

Es galt dem zweiten Ansturme der Normannen auf das byzantinische Reich in den Weg zu treten, und was dabei auf dem Spiele stand, war vielleicht noch viel mehr das Handelsinteresse, die Seeherrschaft der Venetianer, als jene morsche Krone des oströmischen Kaisers. Darum hatte man sich in Venedig genau über die Vorgänge in Salerno unterrichtet und wußte, daß dort eine neue Flotte von hundertzwanzig Kriegsschiffen zur Ueberfahrt nach Epirus ausgerüstet wurde, den Truppen, die von dem Feldzuge gegen Durazzo und nach Thessalien dort noch übrig waren, Verstärkungen zuzuführen. Und als im October des Jahres 1084 diese bei Avlona ausgeschifft worden waren und die beiden Söhne des Robert Guiscard, der ältere Roger und Bohemund, das feste Schloß von Buthroton erobert, die Truppen breit davor gelagert hatten, der herzogliche Vater nun auch noch mit neuen Kräften zu ihnen gestoßen war, setzte nur diese so vorsichtig frühzeitig genommene Position von Corfu die Venetianer in die Lage, das weitere Vordringen den Normannen in das griechische Festland und in die orientalischen Meere zu bestreiten. Der

Verluſt von Corfu war für die normänniſche Sache eine harte Prüfung geworden. Die drei Prinzen durften es nicht wagen, mit einem feindſeligen Schloſſe auf Corfu in ihrem Rücken, das ihnen jede Verbindung zum Heimatlande verlegte, einen Schritt weiter zu thun. Das Schickſal hatte Corfu wieder einmal eine große, eine ausſchlaggebende Rolle in der Weltgeſchichte beſtimmt. Es war durch dieſe venetianiſche Beſatzung im eigentlichſten Sinne des Wortes der Schlüſſel zum Oriente geworden. Hier wiederum einmal begann die orientaliſche Frage.

Und entſprechend der ganzen Größe dieſer Aufgabe wurde die Entſcheidung, welche die Herausforderung der Venetianer hierher verlegte. Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen, wie uns die kaiſerliche Geſchichtſchreiberin Anna Komnena als die Seeſchlacht der Venetianer und Normannen auf den ſtillfriedlichen, idylliſchen Gewäſſern des Canales zwiſchen Corfu und dem bergigen Ufer von Butrinto darſtellt. Auch dieſe Gefallenen wieder fanden ſich alſo nahe dem Acheron und dem acheruſiſchen See der Unterwelt.

Nicht drei Tage dauerte die Schlacht, aber dreimal wiederholte ſie ſich immer mit mehrtägigen Pauſen dazwiſchen, ſo erſchöpft waren jedesmal von dem ungeheuren Ringen die Kämpfenden geweſen. Das erſte Mal blieb der Erfolg lange zweifelhaft. Zuletzt ſtand er gegen Robert. Aber der Herzog gab ſich nicht beſiegt und ſeine Stellung, ſein Vorhaben noch nicht verloren. Die Venetianer forderten ihn deshalb nach drei Tagen ein zweites Mal heraus. Auch jetzt glaubten ſie ſich Sieger und ſchickten dieſe Nachricht nach Hauſe. Ein Gefangener, Pietro Contarino, verrieth dem Robert Guiscard dieſen Wahn und daß die Venetianer ſich deshalb einer gewiſſen Sorgloſigkeit hingegeben hätten. Nun überfiel ſie der Normanne und es kam zur dritten Fortſetzung der Seeſchlacht, die mit einer der abſoluteſten Niederlagen für Venedig endigte, welche je auf dem Meere erlitten worden ſind. Die Venetianer, als ſie ſich

überrascht sahen, hatten eilig einen sogenannten Seehafen gebildet, das heißt sie schlossen sich enge aneinander, das Centrum weit zurückgeschoben, die zwei Flügel wie zur Umarmung vorgestreckt. So lehnten sie sich nahe an die Küste von Corfu. Die Normannen stürmten mit Uebermacht in diesen offenen Halbkreis. Ihr Angriff hatte etwas von dem Feuer und der Unwiderstehlichkeit eines Reiterüberfalles. Und so auch rannten und säbelten sie Alles vor sich nieder. Sieben große Schiffe der Venetianer wurden versenkt, die übrigen genommen; 13.000 Mann ihnen erschlagen und 2700 gefangen gesetzt. Kaum ein Haus war in Venedig, das nicht seinen Vater oder Sohn, seinen Gatten oder Bruder zu betrauern hatte. Auch äußerte sich die Volkserbitterung auf das Strengste. Jener Doge Domenico Silvio, der in der Seeschlacht bei Durazzo vor drei Jahren so glänzend gesiegt und jetzt eben erst Corfu erobert hatte, wurde abgesetzt und in ein Kloster gesteckt. Es scheint, daß man diesen letzten unglücklichen Schlachttag seinem Sohne Schuld geben konnte.

Die Seeschlacht von Corfu der Normannen mit den Griechen und Venetianern wird von Gfrörer, dem letzten byzantinischen Geschichtschreiber, mit vieler Wahrscheinlichkeit für den Monat November des Jahres 1084 berechnet.

Die griechischen Schiffe waren gleich zu Beginn des Kampfes entflohen. Anders geartet zeigte sich auch jetzt noch Venedig. Es war in jenem glücklichen Alter, wo Schläge ein Volk nur größer werden lassen, und überhaupt in seinen Anfängen ganz den Römern ähnlich, die nicht durch ihre Siege sondern durch ihre Niederlagen das geworden sind, als was wir sie bewundern. Nur der Winter ging vorüber Im Frühlinge stand der neue Doge Faledro schon wieder mit einer neuen Flotte vor Corfu im Felde. Und als auch diese bei Sasenum, also etwas nördlich vom Eingange in den Canal von Corfu, geschlagen wurde, räumten die Venetianer immer

noch nicht die See, und da im Juli des Jahres 1085 Robert Guiscard plötzlich auf Kephallonien ſtarb und die Söhne darüber, um die Nachfolge zu ſichern, in die Heimat zurückeilen mußten, blieb doch den Venetianern durch dieſe feſte Stellung von Corfu der letzte Erfolg. Sie allein hatten das Unternehmen des Normannenherzogs zum Scheitern gebracht, ſie allein Byzanz gerettet. Zum Danke für dieſe ausdauernde Hilfe, welche ſie dem Kaiſer Alexios durch fünf Jahre geleiſtet, wurde ihnen der berühmte Handelsvertrag geſchenkt und mit der goldenen Bulle beſiegelt, der Venedig eigentlich die Alleinherrſchaft auf dem Mittelmeere einräumte. Unter den vielen anderen Häfen des oſtrömiſchen Kaiſerreiches, welche er ihnen frei und ſteuerlos öffnete, war auch der von Corfu, welches alſo wieder in den Beſitz von Byzanz zurückkehrte. Aus ähnlichen Motiven wurden dieſe Rechte 1199 erneuert durch Alexios den Dritten. Der Neid über dieſe Vorrechte veranlaßte ſchon 1103 die Piſaner, die Rivalen der Venetianer, zu Raubzügen gegen Corfu und die anderen joniſchen Inſeln. Sie wurden dabei von Bohemund unterſtützt, der überall, wo er war und ſo ſelbſt perſönlich im Kaiſerpalaſte zu Konſtantinopel, als er den erſten Kreuzzug nach Jeruſalem mitmachte, die Kriege ſeines Vaters fortſetzte, nur mit ſchlau wechſelnden Mitteln, mit leiſe bohrenden und wühlenden zunächſt, dann aber auch wieder mit laut ſchallenden und offen kämpfenden. Der Gedanke des Herzogs Robert, wenn er nicht urſprünglich der des Papſtes Hildebrand war und dieſem Normannenhäuptlinge nur gegeben wurde, was mir wahrſcheinlicher iſt, ſtarb überhaupt in dieſem Geſchlechte nicht wieder aus. Er vererbte ſich in deſſen entfernteſten Generationen und auch die Hohenſtaufen und Anjous noch ſuchten ihn gerade ſo wieder wie dieſer ritterliche Bohemund als ihr rechtlich angeſtammtes Erbgut zur Geltung zu bringen. Und man kann ſagen, daß auch die Einnahme Conſtantinopels durch die Lateiner und

Venetianer, also der sogenannte vierte Kreuzzug, nicht erfolgt wäre, wenn Robert Guiscard von der Normandie nicht gerade dieses erste Wort in dieser Sache so gesprochen, nicht das erste Beispiel so gegeben hätte. So allmächtig und langlebig, ja in der That unsterblich erweist sich eine politische Idee, wenn sie eine gesunde ist. Und so sieht man überall und in allen politischen Fragen unseres Mittelalters, hier also auch in der ihm doch verhältnißmäßig abgelegenen orientalischen, den gewaltigen Geist des Papstes Gregor seine Strahlen über die ganze Welt und die ganze Zeit belebend und beseelend ausgießen. Er zeigt in Wahrheit recht deutlich, ich möchte sagen handgreiflich, wie ein großer Mann der Welt die Seele gibt und wie diese alsdann solchem schöpferischen Principe ganz zu eigen wird.

Das Jahr darauf, 1104, nachdem die Pisaner diese Scharmützel gegen die byzantinische Macht auf Corfu unternommen hatten, beschloß auch Bohemund seinen Krieg gegen den griechischen Kaiser von Asien wieder offen nach Europa zu übertragen. Er wendete dazu ein sonderbares Mittel an, wie es romantischer kein Ritterroman zur Lösung seiner Verwickelungen je erfunden hat. Es ist eine poetische Episode im Leben dieses phantasievollen Mannes und ich möchte behaupten, daß sie mehr als Alles den abenteuerlichen Sinn des Helden darthut und wie ungeheuerlich überhaupt in dieser Beziehung die Einfälle jener absonderlichen Zeit sein konnten.

Anna Komnena, die getreue Memoirenschreiberin ihres Vaters und dadurch die zeitgenössische Chronistin all' dieser Ereignisse, stellt dieses Wagniß in der folgenden Weise dar. Der Schauplatz ist in Syrien vor Laodikea. Die Griechen unter ihrem Hauptmanne Kantakuzenos behaupten, daß Bohemund sich in Constantinopel eidlich als Lehensmann verpflichtet habe, Castelle und Städte nur zu Gunsten des oströmischen Kaisers den Ungläubigen abzunehmen, belagern darum die

Stadt und fordern auch die Uebergabe der Burg. Bohemund thut dar, daß der trügerische Kaiser in keiner Weise den Vertrag von Constantinopel gehalten habe, daher die Kreuzzügler auch ihm gegenüber zu keiner Leistung verpflichtet seien, weigert Alles und entsetzt auf das muthigste durch wahre Reiter-Heldenthaten die bedrohte Feste, und kehrt darauf nach seiner Hauptstadt Antiochia zurück. Indessen kömmt ihm dorthin bald die Nachricht nach — und nun kommen die eigenen malerischen Worte der Komnena — daß Kantakuzenos die Belagerung von Laodikea doch wieder aufgenommen habe und fortfahre die Citadelle mit allen seinen gewaltigen Maschinen zu beschießen. Auch die Mittheilung kam, daß der andere griechische Feldhauptmann Monastras die Städte Longinas, Tarsos, Adana, Mamista und überhaupt das ganze bergige Kilikien genommen habe, so daß Bohemund doch anfangen mußte, den Ernst der Drohungen des Kaisers Alexios zu begreifen. Es fehlte ihm auf dem Lande und auf der See an Truppen, und deshalb griff er zu einem Plane, der gleicherweise feig — es spricht die byzantinische Feindin — und verschlagen war. Er übergab die Regierung von Antiochia seinem heldenhaften Neffen Tancred und ließ überall hin das Gerücht seines Todes ausstreuen. Als sich das genug verbreitet hatte, reiste er von Antiochia nach Rom ab auf einer Galeere, die einen reichgeschmückten Sarg trug, in welchem er sich eingesperrt hatte und den heulende Barbaren umgaben, die sich die Haare ausrauften. Bohemund lag darin und athmete durch Luftlöcher, die beinahe unsichtbar waren. Erst als man auf hoher See war, gab man ihm zu essen und um den falschen Glauben seines Todes zu unterstützen, hatte man mit ihm einen todten Hahn eingesperrt, der endlich verfault, nach drei Tagen einen unerträglichen Geruch zu verbreiten begann. Diejenigen, welche sich dem Sarge näherten, konnten nicht anders als zu wähnen, daß dieser Gestank von

dem Leichname des Helden rühre. Die Komnena bekennt, daß sie sich nicht genug erstaunen kann, wie er ihn ertragen und wie er diese Frucht seiner List verdauen konnte. Ja, dieses Beispiel erschloß ihr die Erkenntniß, daß es nichts gibt, welches diese Barbaren von der Verfolgung ihrer Unternehmungen abbringen könne und sie Alles, wie hart und verdrießlich es auch zu tragen sei, für beständig auf sich nehmen, sobald sie einmal zu einer Sache entschlossen sind. Dieser ließ sich sogar mit einem Aase einsperren. Ein Grieche hatte etwas Aehnliches bis dahin nicht einmal gedacht und sie bezweifelte auch, daß sich künftighin einer zu Aehnlichem bereit finden werde. Das war aber nothwendig, müssen wir hinzufügen, weil die ganze See den Normannen feindlich war, ihnen nicht gehörte und die Galeere jeden Augenblick von einem byzantinischen Schiffe angehalten und nach Contrebande und normännischem Eigenthume untersucht werden konnte. Es rächte sich schon wieder an den Normannen ihre alte Sünde und ihr Mangel, der sich wie ein rother Faden durch alle ihre auf den Orient gerichteten Unternehmungen zieht, daß sie auf der See zu schwach waren und sich gegen byzantinische und venetianische Flotten dauernd nie behaupten konnten. Daran sind ihre, wie alle ihrer Nachfolger Bestrebungen in der orientalischen Frage gescheitert. Es löste, löst und wird sich lösen gründlich diese Frage immer nur auf dem Wasser und mittelst einer Seemacht. Alles Andere sind Illusionen.

Nun aber kam der begrabene Bohemund endlich nach Corfu und dort feierte er seine Auferstehung. Er muß sich also seinen Truppen und Forts nahe gesehen haben, daß er dieses wagen durfte. Anna Komnena fährt darüber fort: Als er in Corfu anlangte, stieg er aus seinem Sarge und ging, sich endlich wieder der freien Luft und des Sonnenlichtes freuend, in der Stadt spazieren. Und da sich die Bewohner um ihn sammelten, staunend über sein fremdes Kleid —

er trug sich also wohl wie die meisten Kreuzfahrer bei ihrer Rückkehr aus dem Oriente arabisch — um seinen Namen frugen, hielt er es unter seiner Würde, ihnen zu antworten, verlangte aber nach dem Statthalter der Insel. Nachdem man ihm denselben gezeigt hatte, blickte er ihn stolz an und trug ihm auf, in seinem Namen diese Rede an Alexios zu melden: „Ich bin Bohemund, Robert's Sohn, der Dir und Deinen Armeen zur Genüge die Kraft seines Muthes und seines Armes zu fühlen gab. Gott ist mein Zeuge, daß ich die Beleidigungen nicht vergessen habe, die Du mir seit der Eroberung Antiochia's und des syrischen Landes angethan hast, auch die falschen Hoffnungen nicht, in die Du mich verführtest; nicht die gebrochenen Versprechungen, nicht das Unglück und nicht die Gefahren, in die Du mich verwickeltest, und daß ich mich bereite für all das eine Rache zu nehmen, die berühmt werden soll. Ich bin lebend, obwohl Du mich todt wähntest und ich unter diesem falschen Scheine die Augen und die Fäuste meiner Feinde täuschte, die nur meinen Untergang dachten und planten. Ich aber athme die Luft und sehe hier auf Corfu die Sonne wieder, von wo ich Dir diese Neuigkeit sende, die Dir nicht sehr angenehm sein wird. Ich ließ in Antiochia meinen Neffen Tancred, der die Stadt tapfer gegen Deine Armee vertheidigen wird. Ich selbst kehre in meine Heimat zurück, ich, den Du und die Deinigen schon unter den Todten zählten, aber der lebt, für sich, für die Seinigen und für Dein Unglück. Es geschah nur um Unruhen und Unordnung in Deinen Staat zu werfen, daß ich den Tod heuchelte und daß ich nun lebend wieder erscheine. Sobald ich die Meerenge nach Italien erst überschritten haben werde, werde ich gegen Dich die kriegsluftigen Völker der Erde bewaffnen, die Langobarden, die Deutschen und die Franzosen. Ich werde Deine Provinzen mit Mord erfüllen und Constantinopel im Blute seiner Einwohner schwimmen machen."

So verschieden geartet war dieses Leichenbegängniß von jenem anderen fürstlichen, das auch aus Antiochien kommend auf Corfu gelandet war, des Germanicus. Nur den weiteren Weg hielt auch Bohemund mit der trauernden Agrippina ein, welche die Asche ihres Gatten der heimatlichen Erde zurückzuerstatten wünschte. Er ging von Corfu nach Brindisi unter Segel, um seine Drohungen auszuführen. Der Statthalter beeilte sich auf das erschrockenste, die überraschende Nachricht dem Kaiser mitzutheilen. Er hieß, gleich diesem, Alexios und war ein Kappadokier. Daß ein Mann dieses Stammes auf so entlegenem Posten sich findet, darf uns bezeugen, wie sehr das byzantinische Reich noch immer Weltmonarchie war; wie beweglich es sich darin lebte; wie ihm noch fortwährend Völker aller Namen und Farben dienten; und wie breit und weitschweifend sich deren Begriffe erhalten hatten. Aber kleinstädtisch und kleinbürgerlich wird der Orient überhaupt niemals und nirgends werden, auch nicht in seinem ärgsten Verfalle und nicht in seinen trümmervollsten Sterbestunden. Das ist eine Gefahr und eine Langeweile, welche scheinen, Europa allein eigenthümlich sein zu können.

Bohemund griff seine Aufgabe und Drohung ernst an. Um sich zu verstärken, heiratete er eine Tochter des Königs von Frankreich und vermählte deren Schwester mit seinem Neffen Tancred. Von allen Seiten zog er Truppen und Freunde an sich. Diese Abenteurerzüge im Grunde nur wenig bemittelter und nur kleinterritorialer nachgeborener Fürstensöhne und Bastarde nach fernen orientalischen Gestaden sind nun ein eben so häufiges, feststehendes, gewöhnlich gewordenes und darum charakteristisches Zeichen der Zeit als später die neugierigen Expeditionen, um Welttheile zu entdecken, und heute in diesen selben entlegenen Ländern die Gesellschaften, um Eisenbahnen, Brücken und Straßen zu bauen und Handelscompagnien zu gründen. Es kommt gewiß einmal die Stunde,

da man dieses Heutige nicht weniger anstaunen und abenteuerlicher finden wird als wir jetzt das Damalige.

Die Vorbereitungen des Normannenprinzen dauerten indeß drei Jahre. Erst 1107 vermochte sich Bohemund zum neuen Sturme auf Illyrien einzuschiffen. Er galt wieder Durazzo, das die Normannen einmal schon mit so unsäglichen Mühen und Opfern eingenommen hatten, um es dann so leichtsinnig wieder an die Venetianer zu verlieren. Dieses Mal ging der Weg unbesonnener Weise directe auf die Festlandsküste ohne sich um das wieder byzantinisch gewordene Corfu zu kümmern. So kam ihnen dieser feste Waffenplatz zugleich in die Flanke und durch seine offene Verbindung mit den Bergen von Epirus auch in den Rücken zu liegen. Wie ungeheuer auch die Flotte war, welche Bohemund überführte, man kann sagen, an diesem Fehler, Corfu nicht rechtzeitig zu besetzen, scheiterte das Unternehmen. Er hungerte es dadurch aus.

Bohemund schiffte in dieser Ordnung: zwölf Zweiruderer umgaben ihn zunächst. Diese Eilschiffe waren so mit Ruderleuten gefüllt, daß der Lärm, den sie mit den Rudern machten, Alles in Angst versetzte. Große runde Schiffe dienten wie eine Mauer, um die Flotte als Ganzes zusammenzuhalten und zu vertheidigen. Aus der Ferne gesehen, hätte man sie für eine bewegliche Stadt nehmen können. Das Wetter war ihr sehr günstig und sie fand eine außerordentlich ruhige See. Es wehte nur ein leichter Südwind, der, sanft in die Segel der großen Schiffe geblasen, sie mit der gleichen Schnelle wie die Galeeren vorwärts brachte. Das Geräusch dieser Flotte war auf beiden Ufern hörbar und ihr Anblick so furchtbar, meint Anna Komnena, daß sie glaubte, es würden die Argonauten selbst erschrocken sein, und daß sie den ersten gewaltigen Schrecken ihrer Landsleute begriff und verzeihlich fand. Landolfo, der byzantinische Admiral, da er die Größe, Stärke und Macht dieser Ausrüstung sah, zog sich weise auf die Seite,

ſtatt ihr die Ueberfahrt zu beſtreiten. So ſetzte die ganze Flotte Bohemund's über das adriatiſche Meer und ſchiffte ſofort vor Durazzo das Heer aus. Dieſes beſtand aus einer erſchrecklichen Menge von Franzoſen, Deutſchen und Engländern, ſo erzählt immer wieder die Chroniſtin Anna Komnena.

Der Kaiſer hatte einen neuen Feldhauptmann Iſak Kontoſtephanos zur Vertheidigung nach Durazzo geſandt. Es war dieſem verſprochen worden, daß man ihm die Augen ausſtechen werde, wenn er nicht vor den Normannen auf ſeinem Poſten eintreffe. Er war rechtzeitig auf der egnatiſchen Heerſtraße über die kandaviſchen Berge gelangt; aber er glaubte, weil es nach Avlona von Brindiſi etwas kürzer iſt, den Bohemund an dieſem ſüdlicheren Ausſchiffungspunkte erwarten zu ſollen. Und als die Meldung von deſſen Abfahrt von Italien kam, erſchracken die griechiſchen Soldaten ſo, daß ſie vorgaben, ſammt und ſonders krank zu ſein und ſich erſt durch Bäder heilen zu müſſen. So vertheilte ſich die ganze byzantiniſche Armee und die Flotte vom Golfe von Saſeno aus durch die Straße von Corfu bis zu dem möglichſt entlegenen Cap von Cheimerion. Kurz, die eigene Kraft hätte ſchon dieſes Mal das byzantiniſche Reich nicht vom Untergange gerettet. Aber die Geſchicklichkeit that es, die diplomatiſche Gewandtheit nämlich. Gleich auf die erſte Kunde, welche ihm der Statthalter von Corfu von der Drohung des wieder auferſtandenen Normannenheros hatte zukommen laſſen, hatte der byzantiniſche Kaiſer Alexios Boten und Gelder an die Genueſen, Piſaner, an andere italieniſche Fürſten, vor Allem aber an die Venetianer geſandt und ſie gegen die Normannen geſtachelt. Und das Handelsintereſſe, der Neid gegen dieſe immer mehr anwachſende und von den Päpſten geſchützte jungſüditalieniſche Macht trieb ſie wohl alle mehr oder weniger offen und wirkſam in das Lager zu den Byzantinern. Mit dieſer Hilfe hielt Alexios die See. Anna Komnena ſagt aus-

drücklich, daß Bohemund alle um Durazzo liegende Orte einnahm, daß er die Stadt enge bis hart unter die Mauern und Thore belagerte, daß er so den Winter und auch den Frühling aushielt, seine Schiffe verbrannte um den Leuten die Hoffnung der Rückkehr zu nehmen; daß der Kaiser jenseits der Berge zögerte, ihn anzugreifen und daß der Eindringling endlich doch bei dem Befehlshaber von Durazzo um Frieden bitten mußte, weil er Hungers starb. Nicht ein Boot konnte mehr über die See zu Bohemund. Aus dem sicheren Hinterhalte von Corfu fielen die vereinten Flotten auf jedes, fingen, verbrannten und senkten es, das den Normannen Hilfe und Nahrungsmittel bringen wollte. Das umliegende Land war aufgezehrt und jenseits der Berge durfte er sich nicht wagen mit dieser uneingenommenen Stadt im Rücken. So wahr zeigte es sich, daß nicht der erste Schritt nach Epirus und in das griechische Festland zu thun ist, ohne den Fuß auf Corfu zuerst aufgesetzt zu haben. Und Alexios und die Venetianer hatten wohl in klarer Erkenntniß und Berechnung dieses geographischen Umstandes von Anfang diesen Plan so maßvoll aufgebaut, der ihnen so wenig Opfer kostete und so großen Erfolg eintrug. Der Orient und der venetianische Seehandel waren noch einmal durch die Feste von Corfu von einer ungeheueren Normannengefahr befreit. Bohemund mußte sich für sich und auch seine Besitzungen in Kleinasien als Lehensmann des oströmischen Kaiserthumes bekennen, und konnte erst dann auf eine Galeere steigen und eiligst nach Langobardien zurückkehren. Er war kaum sechs Monate dort, daß er — wie Anna Komnena sich ausdrückt — der Natur den Tribut leistete, der allen Menschen unausweichlich ist. Wir dürfen wohl sagen, er starb an gebrochenem Herzen. Welche Schmach muß es für eine stolze Seele gewesen sein und für eine Seele so übermüthig beinahe, wie die des herausfordernden Bohemund, den Friedensvertrag zu unterfertigen, den Anna Komnena im dreizehnten Buche

ihres Geschichtwerkes mitgetheilt hat. So sehr rächte sich die Herausforderung von Corfu und zwar durch dieses selbe Corfu, weil er es nicht besaß.

Aber das Geschick hatte auch ihm seine Sühnung, seinen Ausgleich aufbewahrt und sogar schon ziemlich nahe gerückt. 1122 belagerten dieselben Venetianer dieses selbe Corfu, womit sie ihm und seinem Vater so viel Unheil gestiftet, und was das ärgste für sie war, sie konnten es dieses Mal nicht einnehmen. Das war ein Zwischenspiel in dieser venetianisch-byzantinischen Allianz, wie denn in der Politik stets die Gefahr besteht, daß sich die guten Freunde nach dem gemeinsamen Siege zerkriegen und die ehemaligen Feinde verbünden. Die Byzantiner hatten sich wirklich gleich nach dem Normannenkriege, da sie Venedig nicht mehr brauchten, wortbrüchig undankbar gegen ihre Waffengenossen benommen, denen sie allein die Rettung ihrer Existenz dankten. Doch als sie den venetianischen Ernst nun an sich erprobten, lenkten sie bald wieder ein und kamen auf die alten Verträge, Privilegien und Monopolien zurück. Indessen kann man doch dieses Zerwürfniß schon den Anfang vom Ende der späteren Eroberung Constantinopels durch die Venetianer und den Heinrich Dandolo nennen. Von diesem Augenblicke an gab es Geister in Venedig, die mit der alten traditionellen Orientpolitik ihres Staates, der Aufrechterhaltung des byzantinischen Kaiserreiches um jeden Preis, gebrochen hatten und sie gegen einen anderen Gedanken umtauschten: sich an die Stelle dieser verkommenen Byzantiner zu setzen. Vielleicht vollzieht sich einmal in einem heute Venedig ähnlichen Gemeinwesen ein gleicher Wandel und sehen wir durch einen solchen Umschlag der englischen Politik die orientalischen Fragen in einer plötzlichen und ganz überraschenden Weise sich lösen. Sich lösen wenigstens augenblicklich, so weit solches in dieser gründlich unlösbaren und ewig fortwährenden Verlegenheit des naturgemäßen Wider-

streites zwischen Orient und Occident möglich ist. Denn politisch haben und werden sich Orient und Occident niemals, wie Goethe singt, finden und gefunden haben.

Im nächsten Normannenkriege begann Roger der Zweite, nun ein König von Sicilien, im Jahre 1147 die Feindseligkeiten mit der Einnahme von Corfu. Nachdem er Sicilien mit Calabrien und Apulien vereint hatte, vom Papste zum Könige gekrönt worden war, forderte er von Kaiser Manuel dem Ersten die angebliche Erbschaft des Robert Guiscard und des Bohemund. Mit sechzig Schiffen landete er auf Corfu. Die Einwohner nahmen ihn gerne auf. Die byzantinischen Steuern hatten ihnen längst wieder die kaiserliche Herrschaft verleidet. In die Burg legte er tausend Mann, und so war Corfu ein zweites Mal normännisch geworden und blieb es jetzt auch während der elf Jahre dieses Krieges. Selbst der gewaltige Angriff der verbündeten griechischen und venetianischen Flotten wurde von dem Castelle abgeschlagen. Auf tausend Schiffen, so berichtet der Historiograph Niketas, waren die „Legionen des Orientes und Occidentes" vor dasselbe gerückt. Der griechische Großadmiral Stephanos fiel bei dem Sturme. Auch daß der Kaiser Manuel Komnenos selbst dort erschien, brachte die Festung nicht zu Falle. Mit Leitern wollten die Brüder Petraliphas, Nachkommen einer französischen Söldnerfamilie, aber ansäßig im thrakischen Didimotikos, der heutigen Eisenbahnstation Demotika, und ein gewisser Axuchos, ein türkischer Abkömmling, die Mauern ersteigen. Nur der Türke rettete sich, die Anderen kamen alle um, und Kaiser Manuel, der dem Wagnisse zugeschaut, wollte sich in seiner Verzweiflung nun selbst unter die Felsen und Mauern der Burg rudern lassen, um sich bei demselben Versuche aufzuopfern. Es war einer der stärksten Angriffe überhaupt unter den vielen, welche diese immer noch jungfräuliche Festung zu bestehen gehabt hat. Dieser Mißerfolg vor Corfu lockerte zum großen Vortheile

der Normannen zuerst das Bündniß zwischen den Venetianern und dem griechischen Kaiser. König Roger und sein Nachfolger Wilhelm der Erste räumten den Venetianern auf Corfu große Handelsvorrechte ein. Denn das wußte damals schon die kluge Diplomatik der Republik so einzurichten, daß wenn Zwei sich stritten, Venedig in der Regel der Dritte blieb, der alle Ursache hatte sich zu freuen.

Indeß im Frieden von 1158 mußte Wilhelm der Erste Corfu noch einmal an die Byzantiner abtreten. Aber nur für kurze Zeit. Wilhelm der Zweite begann dieselben Kriege wieder, und 1185 nahmen sein Neffe Tancred und der später so berühmt gewordene Großadmiral Margaritone, der als Erbschaft der Normannen noch den Hohenstaufen diente und endlich selbst den Titel „König der Epiroten" in den Chroniken führte, Corfu für ihren normännischen König wieder ein. Und nun blieb es bei diesem Scepter. Margaritone wurde zuerst damit belehnt und nach seinem Falle 1194 succedirte es an seinen Leibeserben.

In dieser Zeit nennt Edrisi, der arabische Geograph, der für König Roger den Zweiten reiste und schrieb und an dessen Hofe lebte: „Corfos eine große blühende Stadt mit Fort und steilen Felsen und tapferer griechischer Bevölkerung." Und auch der Engländer Bromton fand Corfu fruchtbar, mit vielen Burgen beschützt. Sein Steuer-Erträgniß sei im Jahre 1191 fünfzehn Centner reinsten Goldes gewesen.

Der spanische Jude Benjamin von Tudela, der ziemlich zur selben Zeit reiste, rechnet Korupho zum sicilischen Königreiche. So fest gehörig den Normannen muß es damals von der Welt geglaubt worden sein. Er, der überall die Juden suchte und verzeichnete, fand dort nur einen Einzigen, den er Josef nennt. Das wurde bald darauf anders. Und im dreizehnten Jahrhundert schon war die jüdische Gemeinde auf

Corfu ſo zahlreich, daß ſie eigene Privilegien erhielt. Dieſer Joſef des Benjamin von Tudela alſo iſt der Anfang des heute ſo anſehnlichen Ghetto der Stadt Corfu, in dem ich gerne und oft nach maleriſchen Bildern herumſtreifte.

1199 landete auf Corfu der genueſiſche „Seeräuber" Leone Capillo, der ſo lange in dieſen Meeren ſein romantiſches Handwerk trieb. Sein Beiname Vetrano iſt dabei der berühmtere oder berüchtigtere geworden. Er war der Schwager des noch mächtigeren Gaffore, aus deſſen Flotte er vier Schiffe gerettet hatte, als dieſer von den Byzantinern endlich geſchlagen und getödtet worden war. Vetrano eroberte ſogar eine der corfiotiſchen Vorgebirgsburgen und machte ſie zum Ausgangs- und Rückzugspunkte ſeiner wilden Jagden nach dem Peloponnes. Denn Vetrano gab ſich als Erbe der verfallenen Normannenmacht, und in der Erſchlaffung und Unordnung, die dieſem großen politiſchen Umſturze in dem ganzen unteritalieniſchen Reiche gefolgt war, hatten die Byzantiner Gelegenheit gefunden, ſich Corfu's wieder für einen Augenblick zu bemächtigen. Dort fanden ſie auch die Kreuzfahrer des vierten Kreuzzuges, der von Europa ausging, den Oſten wieder dem Weſten zu verknüpfen.

15. Capitel.

Der vierte Kreuzzug auf Corfu.

Das heilige Land, Jeruſalem, die heiligſte Stadt waren ſeit ſechzehn Jahren verloren gegangen; aber nicht war die Begierde noch erloſchen, die dieſe koſtbarſte Reliquie zu beſitzen ſuchte. Beinahe alle bedeutenden Männer jener Zeit hatten darum gerungen, der deutſche Barbaroſſa, der ſchöne Philipp von Frankreich und der abenteuerliche Richard von

England, auch der ritterliche Erzherzog Friedrich von Oesterreich und der Erzbischof Konrad von Mainz. Es war als glaube Jedermann, es werde seinem Ansehen in dem Andenken der Menschen etwas fehlen, wenn er nicht mitbetheiligt erscheine in dieser jüngsten Manifestation des uralten Triebes der Völker, die Länder des Auf- und Niederganges der Sonne in ein Reich zu verbinden, damit ein Scepter und ein Glaube die ganze civilisirte Welt regiere. Das waren nicht Kriege, wie sie sich zwischen Oesterreich und Preußen, Deutschland und Frankreich ohne weiteren Einfluß auf die Culturgestaltung der Erde fechten lassen; das waren Weltstürme, ja beinahe Naturereignisse, denn sie veränderten selbst das Pflanzenleben unseres Erdtheiles; Revolutionen, wie nur die Völkerwanderungen, diese umgekehrten Kreuzzüge, also wahrhaftige Erdumwälzungen, die hüben wie drüben ihre unauslöschlichen Spuren ließen und ewige Keime säeten, die heute noch mit derselben ursprünglichen Kraft auf uns wirken und die selbst über den doch erst später durchforschten Ocean bis nach Amerika und Indien den Schatten ihres Laubes und die Früchte ihrer Blüthen streuten. Ja mir erscheint es geradezu geboten, sie eines und dasselbe, zusammengehörig und entsprossen darzustellen diesem einen ursprünglichsten Triebe der Menschheit, dem Triebe der Völkerwanderung. Jenes gewaltige, beinahe vulkanische Feuer war noch nicht ausgebrannt, die Kohle glimmte noch, nur Asche des ungeheuren früheren Weltbrandes war darauf gefallen. Es brauchte nur eines Hauches, ihn anzufachen. Diesen hatte, wie alles Große dieser großartigen Zeit, der große Papst Hildebrand gegeben, als er zuerst seinen Gedanken gefaßt, der Wiedervereinigung des West- und Ostreiches, und deshalb die Normannen auf Corfu und Epirus, nach Thessalien und Salonick, und bis vor die Mauern von Constantinopel hetzte. Es ist das in Wahrheit der erste Kreuzzug gewesen und sein politischer Gedanke, daß

der Orient, Kleinasien und Jerusalem nur durch den Besitz und die Katholisirung von Constantinopel zu erobern und bleibend zu behaupten sei, hätte es für alle folgenden bleiben sollen. Daß dann 1095 dieser Gedanke von Urban dem Zweiten bekreuzigt wurde, ist in Wahrheit nur mehr ein Detail, eine Förmlichkeit der Geschichte. Das heilige Feuer hatte sein Vorgänger auf dem heiligen Stuhle schon entzündet, und jeder große Mann jener Zeit konnte gar nicht mehr anders, als sich dareinstürzen, von dem glühendsten Wunsche erfüllt, sich in seinen heiligen Flammen zu läutern. Denn es gibt Lichter, die so gewaltig aufbrennen, daß die Menschen dazu in das unwiderstehliche Verhältniß von schwärmerischen Motten herab gedrückt werden. Das sind Zeiten allgemeiner Begeisterung und nicht die schlechtesten in dem Leben der Menschheit. Ein echter Poet wird gewiß immer am liebsten in solchem mörderischen Feuer leben.

Es ließ daher auch Graf Lotario von Segni, der zu Anfang des Jahres 1198 den päpstlichen Thron als Innocenz der Dritte bestiegen hatte, erfaßt von dieser allgemeinen Glut seit dem Herbste dieses Jahres wieder das Kreuz predigen. Zu den außerordentlichen Eigenschaften seines Geistes, die ihn zu einem der größten der vielen großen Päpste machten, kam noch, daß er nur 37 Jahre alt war, daß also der Feuereifer der Jugend seine Pläne beschleunigte. Er wollte nicht nur, und das nicht blos mit seinen Wünschen, mit allen erdenklichen Instrumenten der menschlichen Thätigkeit arbeitete er daran, seinem Segen die Muselmänner unterwerfen, die ketzerischen Griechen sollten vor diesen noch zum ersten Hirten und zur alten Heerde zurück, also ganz wortgetreu wieder der erste staatskluge und besonnene diplomatische Plan seines Vorgängers, des Papstes Hildebrand. So mag es gekommen sein, daß vom Papste selbst schon in die erste Saat dieses vierten Kreuzzuges etwas von den giftigen Körnern gestreut

worden ist, die ihn später zum großen Aergerniß der Kirche vom rechten Kreuzwege nach Constantinopel abirren machten.

Am 5. November 1198 hatte Innocenz der Dritte den Franzosen Fulco de Neuilly zu seinem Apostel bestellt. Frankreich war damals schon das frömmste Land, und in Frankreich bekreuzte Fulco auch die meisten Ritter. Die gläubigsten fand er in den fruchtbaren Hügelthälern der Champagne. Die Predigten dort am Hofe des frommen Grafen Thibaut stehen vor der späteren raubgierigen Entwickelung dieses Krieges befremdend und beinahe ungeziemend.

Mit dem ersten Frühlinge des Jahres 1202 stiegen die Kreuzfahrer in die Ebenen der Lombardie herab, die Deutschen über den Brenner, die Franzosen über den Mont Cenis, also Alle auf den wohlbekannten heutigen Eisenbahnwegen. Von den Franzosen trennte sich in Piacenza ein Theil, um ganz Italien hinab zu marschiren und sich erst in Apulien einzuschiffen zur Vereinigung mit dem Heere vor Corfu. Der größere Theil aber und alle Deutschen sammelten sich auf dem Lido Venedigs. Dort lagerte das Heer beinahe ein halbes Jahr, die schönste Zeit des Sommers und des ersten Herbstes. Täglich sahen sie das wundervolle Schauspiel, eines der entzückendsten der Welt, des rosigen Sonnenaufganges, wiederscheinend in den Marmorpalästen der prächtigen Inselstadt, und Abends deren Kuppeln und Thürme flammend in Goldpracht und Feuergluth, und die schneeigen Berge Tirols dahinter noch leuchtend, wenn Nacht die untere Erde schon und das aufrauschende Meer deckt. Und doch murrten sie über die lange Rast und drängten weiter in heiligem Eifer. Es war eine noch ziemlich undisciplinirte und führerlose Menge.

Erst am 15. August erschien Graf Bonifacio von Montferrat, der auf den Rath des Diplomaten Villehardouin hin von den Rittern erwählte Oberfeldherr. Er, rasch und entschlossen und auch durch den Ehrgeiz persönlicher Zwecke be-

wogen, endigte bald das Markten mit Venedig und zahlte dem Dogen als Gebühr der Ueberfuhr die Eroberung von Zara. Am ersten October endlich segelte die Flotte dorthin ab, zweiundsiebenzig Galeeren und einhundertundvierzig Lastschiffe. Das letzte, das auslief, war das Admiralschiff, so wunderbar groß, wie der Byzantiner Niketas berichtet, daß es „die Welt" genannt wurde. Es war in Sammetteppiche eingewickelt, welche weithin über die Wogen nachschleppten. Denn hat die Menschheit und besonders die im Süden lebende immer ein Bedürfniß der äußerlichen Ausschmückung auch ihrer ernstesten geschichtlichen Handlungen gehabt, so begann diese Zeit schon sich mit jenen ganz verfeinerten Gefühlen der späteren Renaissanceepoche zu regen, der luxurieusesten und geschmackvollsten Gewohnheit, in welche die Völker des Mittelmeeres sich jemals gebettet haben. Auf dem hochgethürmten Hintercastelle dieser also prächtig geschmückten Galeere stand der Doge Enrico Dandolo, Allen weithin auf dem lichten Hintergrunde des leuchtenden Himmels und der blauen See sichtbar, und er selbst die Vaterstadt, wie sie hinter dem Steuer entweichend in die Fluthen untertauchte „mit der Seele suchend", weil die blinden Augen sie schon lange nicht mehr sehen konnten, wie sie nun auch sein alter Fuß nicht mehr betreten sollte. Kein Staat der Welt ist heißer geliebt worden und keiner hat uneigennützigere Bürger gehabt als Venedig, vielleicht weil er mehr See als Land ist und weil man die See, welche die Aphrodite geboren hat, mehr lieben muß als die trockene Erde. Und der aufopferndste Bürger dieser Seestadt, einer der größten Staatsmänner und Krieger aller Zeiten und Völker, war dieser Enrico Dandolo, der sich so zum letzten Male seinen Freunden und Unterthanen, dem scheidenden Vaterlande zeigte. Er war, nachdem er am 25. August in der Markuskirche die Kanzel bestiegen und selbst das Kreuz gepredigt hatte, die eigentliche Seele dieses Kreuzzuges ge-

worden. Aber auch nur er allein wußte und schon von diesem Augenblicke an, wohin die Fahrt in Wahrheit gehen werde. Die unheilige Eroberung Zara's sollte nur vorbereiten in den Gemüthern der Kreuzfahrer und in denen der gesammten Christenheit, was er gegen das erste heilige Ziel noch Zweckwiderigeres plante.

Mich wundert, daß Canaletto diese Fahrt des vierten Kreuzzuges aus den Lagunen von Venedig, der die Eroberung des goldprangenden Byzanz, der damaligen Modehauptstadt der Welt, im Schilde führte, nicht gemalt hat. Heute könnte sie vielleicht noch farbenprächtiger und darum gerechter dem historischen Charakter dieses Momentes der Franzose Ziem darstellen. Man denke sich sein Purpurblau der See, sein Goldgrün des Abendhimmels, das Rosenfarbene seiner Marmorpaläste, dazwischen schwimmend die schwarzen Schatten der alterthümlichen Schiffe — denn grelle Farben gehören zu diesem Bilde — und auf dem höchsten Castelle der größten Galeere, welche „die Welt" hieß, deutlich vom lichten Sonnenhintergrunde abgeschnitten und doch unkenntlich in allen Einzelheiten, beinahe wie durchschimmernd und nur wie ein Gespenst sichtbar die hohe ausschauende Gestalt des alten Dogen: und das Gemälde könnte gar wohl als eine geschichts-philosophische Betrachtung gefaßt werden. Denn so malt man Geschichte, welche man in sich aufgenommen hat, wie man sie dann auch mit ähnlichen Farben schreibt.

Am 10. November langte die bekreuzte Flotte vor dem häßlichen Zara an, das dem Könige Andreas dem Zweiten von Ungarn gehörte, der selbst das Kreuz genommen und dem nun doch die Kreuzritter ein Stück seines Landes nahmen. Am 24. November 1202 fiel die Festung und ward den Besitzungen der Republik Venedig einverleibt. Der erste Bannfluch des heiligen Vaters fiel auf das räuberische Heer, das so aus Kreuzrittern zu Raubrittern geworden war. Aber

Dandolo hatte richtig gerechnet. Es ist auch in der Politik nur der erste Schritt auf dem Wege zur Sünde, der schwer fällt. Unter dem Vorwande, daß nun die Adria zu stürmisch geworden, hielt er die Flotte den ganzen Winter vor Zara zurück, in Wahrheit aber wohl, um den Besitz Venedigs zu befestigen und die Motive zur Reife zu bringen, welche es der Einsicht Aller begreiflich machen sollten, daß nicht der gerade Weg, sondern der Umweg über Constantinopel nach Palästina der beste sei. Zuerst die Gesandten des griechischen Prinzen Alexios, dann dieser selbst, welcher Klage führte gegen seinen usurpatorischen Oheim, den regierenden byzantinischen Kaiser Alexios den Dritten, schafften diese Ueberzeugung und so verständlich, daß selbst Innocenz der Dritte, nachdem er die ganze Sündenlast des dritten Alexios, die um Rache zum Himmel schrie, gewürdigt hatte und bedachte, daß es nur gegen ketzerische Griechen gehe, diplomatischer in seinem Widerspruche wurde.

Es ließe sich leicht ein ganz Walter Scottisches Bild von diesem bedeutungsvollen Winterlager der vierten Kreuzfahrer vor Zara entwerfen. Das leise Ab- und Zugehen der verschlagenen griechischen Gesandten; die Diplomaten Philipp's von Frankreich, der den byzantinischen Prätendenten unterstützte; zuletzt mit lauten Festen der Prinz selbst; die feierlichen Ceremonien des päpstlichen Fluches und der Absolution, welche die deutschen Bischöfe gaben; das prächtige Lager der Ritter mit kostbaren Zelten, denn alle äußerlichen Erscheinungen des damaligen Lebens waren ansehnliche und werthvolle; die gewaltigen Reiter, die sich auf der weiten Ebene in Turnieren und bei der Jagd tummelten; die berühmten Troubadoure des Markgrafen von Montferrat mit Saitenspiel und schmelzenden Gesängen; der große Troß der rohen Gefolgsleute aus allen Ländern des Occidentes und in allen Zungen redend; auf der See der dichte Wald der Masten; eine Schiffs-

mannschaft, die wohl größtentheils die Welttheile, wohin die Fahrt gerichtet war, schon gesehen hatte und Spuren davon in ihrem Wesen trug, die also wohl erfahrener und gebildeter als die meisten der Führer selbst war; und zu dieser Pracht und Bewegung als Rahmen, dem überreichen Leben zum grellen Gegensatze und dadurch die Folie zu einer noch lebendigeren Wirkung des Ganzen, eine der traurigsten Landschaften der Welt, worauf sich dieses Alles abspielte, das dürre stille langweilige Zara, eine unmalerische Festung auf flacher steiniger unfruchtbarer Landzunge, nur im fernsten Osten von einer geradlinigen Gebirgsmauer überragt, die mit beschneiten Gipfeln Dalmatien von Ungarn scheidet, im Westen aber durch einförmig gehügelte Inseln von dem sonst immer reizvollen Meere aussichtslos abgesperrt, und beide, das häßliche Land wie das enge Meer noch von den rauhen Winterstürmen der Bora unwirthlicher gemacht: das wären die Elemente des Romans, welchen ich zur Charakterisirung dieses Kreuzzuges vorschlage.

Anmuthig überraschend nach diesem strengen Winterlager vor Zara muß auch dem Rohesten des wilden Heeres der erste Eindruck von Corfu gewesen sein, als dann zu Anfang des nächsten Mai die bekreuzte Flotte an der Klippe Tigonoso vorüber, auf der heute die Laterne der Engländer steht, zwischen das steile Epirus und das freundlichere Eiland in die stillen Gewässer der seligen Phäaken einlief. Die Kreuzfahrer bekamen die Insel in ihrer günstigsten Stunde zu sehen. „Der wunderschöne Monat Mai", den so die Dichter aller Orte singen, ist es hier am allerwunderbarsten. Blumen verwandeln dann auch die wildesten Stellen der Insel in einen Garten und die Oelwälder duften mit ihren zierlichen gelben Wachsblüthen bis weit auf die See hinaus, ja selbst, wenn ein linder Westwind, der zu dieser Zeit gewöhnlich, die Gerüche treibt, bis nach Albanien hinüber. Alle Sinne des Kommenden werden

auf der See schon gefesselt, daß im Vergessen alles Denkens, nur fühlend und schauend er an das Land treten kann. Und es mag vielleicht auch eine der Ursachen gewesen sein, dieses wohllüstige Phäakenthum mit seinen Verführungen, daß die Kreuzfahrer so lange hier das Weitergehen vergaßen.

An fünfhundert Schiffe und über vierzigtausend Streiter sammelten sich vor Corfu allmälig, denn auch die über den ganzen Stiefel von Italien bis in die Sohle herabgestiegenen Schaaren stießen hier, wie verabredet worden war, zum Kerne des Heeres. Der Vortrab war in Dyrrachium gelandet und hatte dort, ohne Widerstand zu finden, den griechischen Prinzen zum byzantinischen Kaiser Alexios den Vierten proclamirt. Das gab den Titel nun auch die Uebergabe der Feste von Corfu zu fordern. Im Namen dieses rechtmäßigen Landesherrn verlangte man sie. Aber es brauchte der Drohung, daß man Palaeopolis anzünden werde, dessen Bewohner sich in die Festung geflüchtet hatten, um sie zu erlangen. Und nur an Alexios den Vierten ergaben sich die Stadt und die Festung, die also damals, weil ihre Schicksale getrennt behandelt werden konnten, noch in abgesonderter Stellung bestanden.

Nun folgte eine feierliche Ceremonie, die dem ganzen weiteren Kreuzzuge die rechtliche Basis gab, die Eidesleistung des Alexios auf den Vertrag, welchen seine Gesandten in Zara mit Dandolo und dem Markgrafen von Montferrat vereinbart hatten, um die Verpflichtungen des neuen Kaisers gegen die Leistungen der Kreuzfahrer außer Zweifel zu setzen. Und Alle, die sich später Kronen aus dem Reiche des Alexios schnitzten, waren Zeugen bei diesem Acte: der milde sittenstrenge und doch unglückliche Balduin von Flandern, der kaum zum ersten lateinischen Kaiser von Byzanz gekrönt auf dem nächsten Schlachtfelde die Freiheit und das Leben in dem Geheimnisse eines nie wieder geöffneten Kerkers verlor; sein Bruder Heinrich von Angre, der ihm succedirte, ein helden-

müthiger Ritter, aber auch ein Machiavell der Rücksichtslosigkeit in allen Fragen der Moral; Bonifacio von Montferrat, der prächtige stolze Markgraf, ein etwas gewaltsamer Oberfeldherr, aber auch der gewaltigste Held des Zuges, den man sich nicht anders denn riesenmäßig gestaltet, mit Purpursammet und goldenem Harnische angethan, die Königskrone von Salonick auf dem Haupte denken kann; Otto von La Roche, den das Glück begnadigte seinen Namen durch die Vermählung mit dem der künstlerischesten Stadt der Erde zu verewigen, indem es ihm seine schlichten burgundischen Reiterlehen gegen das Herzogthum von Athen einzutauschen gab, und der auf der Akropolis und im Parthenon sein Haus und seine Kirche einrichten durfte; Wilhelm von Champlitte, der Champagneſe, der sich mit seinem Vasallen Gottfried von Villehardouin den Peloponnes eroberte; des letzteren Onkel Geoffroy von Villehardouin, Marschall der Champagne, der immer vermittelnde Diplomat und heute noch gelesene Chronist des Zuges, und so wie diese noch manche Andere, die sich später auf den Thron des großen Constantin setzten, oder hier auf eine Insel, dort auf einen handelsgeeigneten Küstenort des ehemals byzantinischen Reiches ihre fränkischen oder italienischen Wappen klebten. Sie Alle traten diesen schönen Boden von Corfu, und sind denkwürdig hier besonders für uns Abendländer so gut als Themistokles und Alkibiades, Cicero und Cäsar Augustus, die auch wie Odysseus und diese Ritter auf Scheria nur gerastet und genossen haben.

Aber am denkwürdigsten bei solchem Rückblicke auf diese kreuzritterliche Odyssee des Mittelalters tritt der Doge von Venedig, Enrico Dandolo, in unsere Erinnerung. Von diesem Tage an, da Alexios den zinspflichtigen Vertrag von Zara in feierlicher Versammlung auf Corfu, öffentlich vor allen fränkischen Rittern und Knappen und vor der italienischen Flotte beschworen hatte, kann für ihn das schöne Wort, das

der Chroniſt von Altino dem blinden Greiſe nachgerufen hat und das ſonderbarerweiſe dem letzten des Odyſſeus hier ähnlich klingt, bereits als erfüllt gelten: „Alles, was er gewollt, hat er in ſeinem Leben auf's herrlichſte erreicht.“ Seinem Plane, ſeiner Idee hatten ſich damals ſchon mehr als vierzigtauſend Menſchen gefügt und durch wechſelſeitigen Eidſchwur daran gebunden, und das freiwillig, ohne daß ihm ein angeſtammtes Herrſcherrecht über ſie zu Hilfe gekommen wäre, nur ganz als Product ſeiner Geſchicklichkeit, ſeiner Ueberredung. Aus Nichts hatte Gott die Welt erſchaffen. Dandolo durfte bald ſagen: mit Nichts habe ich Venedig den Orient, deſſen Handel und ſeine Reichthümer erobert. Einmal feſtgeſtellt, daß der Weg ſtatt nach Jeruſalem nach Conſtantinopel gehe, war es für ihn, der die Schwäche des griechiſchen Reiches an Ort und Stelle erprobt hatte, eine Nebenſache wie dieſe ſtarken fränkiſchen Raubritter den Sieg über Alexios den Dritten erringen würden. Daß er nun Venedig werde, ſtand für ihn außer Zweifel. Und ſelbſt auch dieſes Wie der Entſcheidung haben dieſe langen Pauſen der Reiſe auf Corfu und vor Zara wohl zumeiſt in ſeine Hand gelegt, indem ſie ihm Gelegenheit gaben die Ritter, einen jeden mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten und Schwächen gründlich kennen zu lernen. Wir ſehen ihn nach dem Aufbruche von Corfu den ſtürmiſchen Bonifacio und den milden Balduin, den eitlen Villehardouin und ſelbſt den verſchlagenen Heinrich von Angre ganz wie willenloſe Karten in der Hand halten, den einen gegen den anderen ausſpielen, und ſich mit allen Blättern ſämmtliche Stiche holen. Nur einen Augenblick noch und hier auf Corfu ſchwankte ſein glückliches Spiel, unmittelbar nach der Eidesleiſtung des Alexios, die erſt der untergeordneten Menge das Geheimniß der Heerführer enthüllte. Ein großer Theil der Ritter, beſonders franzöſiſche, die gläubiger noch zum Kreuze hielten, als die im Handel und Verkehr längſt ſchon abgeſottenen Italiener, weigerten ſich auf

diesem Abwege dem Markgrafen von Montferrat zu folgen. Sie trennten sich vom Heere und schlugen in einem der schönen Thäler, die zwischen dem Santa Decca und dem Salvatore eingehügelt liegen, ihr abgesondertes Lager auf, um Walter von Brienne, der noch Apulien und Calabrien eroberte, zu erwarten und sich durch ihn direct nach dem heiligen Lande geleiten zu lassen. Aber auch diese räudigen Schafe wußte Dandolo zur schönen Sünde zu bekehren. Fürsten und Bischöfe, den jungen Alexios und das Kreuz voran schickte er ihnen in ihren Schmollwinkel, und lockte sie wirklich mit beinahe kniefälligen Bitten und Gebeten heraus, wie Bohemund und Gottfried den Tancred aus Armidens Zaubergärten geholt hatten.

Am 24. Mai 1203, einem wunderschönen und klaren Tage, dem Vorabende des Pfingstfestes, getrieben von günstigem Winde segelte die Flotte, nachdem sie drei Wochen hier gerastet und sich im reichen und fruchtbaren Lande — so xenophonisch beschreibt es auch Geoffroy de Villehardouin wieder — verproviantirt hatte, von Corfu ab, gefolgt sogar, obgleich sie anfänglich so feindselig empfangen worden war, von einigen Handelsschiffen der Insel. „Der Himmel war rein und schön, das Meer ruhig, der Wind freundlich und milde als die Segel ihm ausgebreitet wurden."

Gerade einen Monat darnach, am Abende des 23. Juni, legte sie vor der Abtei von St. Stefano an und bekam das herrlichste Farbenbild der Welt, die ungeheuere Constantinsstadt, gleich für den ersten Blick in ihrem günstigsten Lichte zu sehen, jener flammenden Beleuchtung des Sonnenunterganges, die dort mehr als irgendwo anders Alles in Gold und Purpur tauscht, und bei heftigem Südwinde, der diese Farben noch mehr verdichtet, noch glühender und für alles Prosaische undurchdringlich macht.

Am 13. April des Jahres darauf, also nur zehn Monate später, wurde diese herrliche Stadt von den angeblichen Kreuzfahrern eingenommen und das Eldorado des Orientes mit Mord, Brand und Zerstörung angefüllt und von den Sendlingen des gebildeten Europa's in einer Weise verwüstet, wie Rom nicht von den Hunnen und Gothen geplündert worden ist. Heute noch treten die beschämenden Spuren dieses blutigen Bacchanales jedem irgendwie dort forschenden Europäer in den Weg. Auf diesem muthwillig aufgerichteten Schutthaufen wurde am 16. Mai in der Sophienkirche mit altbyzantinischem Pompe Balduin von Flandern zum ersten lateinischen Kaiser von Byzanz gekrönt. „Die Dynastie der Angeli hatte zu regieren aufgehört."

Damit aber erlischt für alle unter ihrem und ihrer Vorgänger Scepter gestandenen Länder, auch für Corfu, die eigentliche byzantinische Zeitepoche. Das Mittelalter, das, was wir in unserer historiographischen Schematisirung so nennen und darunter verstehen, beginnt nunmehr, aber auch jetzt erst für den Orient: Lehensherrschaft und Feudalität. Auch der Sturz des lateinischen Kaiserthums 1261, die Rückkehr angestammter Fürsten auf den Thron des heiligen Constantin konnte das nicht wieder rückgängig machen. So sehr lag aller Orten damals dieser Neugeist in den Neigungen der Menschheit, und es ist irrig, wie dieses gewöhnlich geschehen, zu behaupten, daß er in griechischem Boden keine tiefe Wurzel geschlagen habe, daß er spurlos von den späteren Eroberern ausgejätet werden konnte. Diese wollten es nicht einmal. Es wäre vielleicht zu beweisen möglich, daß in manchen Theilen des ehemaligen byzantinischen Reiches unser Mittelalter noch lebendiger ist als daheim in seiner ersten Heimat selbst. Und spurloser ist es dort nirgends ausgelöscht, als wir dieses bei uns zu Stande brachten. Das aber ist die große Bedeutung des so oft übersehenen und nur flüchtig behandelten vierten

Kreuzzuges, dieſen Wechſel in der Culturform auch im Oriente vollzogen zu haben. Er iſt eines der ſeltenen Beiſpiele in der langen Geſchichte der orientaliſchen Frage, daß der Weſten auch einmal nach dem Oriente hinüber wirkt. Sonſt unterlag das Abendland gewöhnlich den Sitten, dem Glauben und den Rechtszuſtänden des Morgenlandes.

Wäre ich ein Geſchichtſchreiber von Gottes Gnaden, wie es Macaulay war und Baron Hübner durch ſeinen Sixtus den Fünften geworden iſt, die ſtatt der ſchwarzen Tinte bunte Farben in ihre Federn tauchen, keine Epiſode der Weltgeſchichte hätte mich mehr zur ausführlichen Beſchreibung gereizt als dieſer ſogenannte vierte Kreuzzug des mittelalterlichen Europa's gegen den uralten claſſiſchen Orient. Alles, was ein Geſchichtsforſcher zu effectvoller Darſtellung braucht, findet ſich hier enger und überſichtlicher als in jedem anderen Ereigniſſe zuſammengedrängt, daß er leicht mit einem Rahmen das Ganze wahrhaft künſtleriſch umſchließen, der Leſer aber jedes Detail würdigen und doch auch immer das Ganze im Auge behalten könnte. Großartige Gegenſätze der Leidenſchaften und Erfolge, von der milden Idylle der Bergpredigten in Frankreich bis zur wilden Tragik der Einnahme Conſtantinopels; dazwiſchen ein wogendes Gedränge von idealer, beinahe Don Quixottiſcher Begeiſterung; von Gebet, das ſich allmächtig glaubt, und Habſucht, die es beinahe wird; von byzantiniſchem Intriguengeiſte, von päpſtlicher Weltklugheit und venetianiſcher Rechenkunſt, die immer im rechten Augenblicke, wie nach den Geſetzen des Drama's eingreifend, eine allzu raſche Entwicklung der Dinge ſtaut; dann ſchließlich, und auch dieſes wieder wie in den Regeln der dramatiſchen Kunſt gegeben, noch einmal ein jähes Auf und Nieder verzweifelter Hoffnungen, ob das Gewonnene zu behaupten ſei, bis es hinſiecht unter den verbündeten Schwertern der Byzantiner und Türken, langſam und kläglich wie ein verwundeter Held endet, der Nächte lang auf troſtloſem Schlacht-

felde ohne Hilfe lag, oder wie Egmont's Lampe verlöscht mit den hinsterbenden Klängen der beethovenischen Musik. Und als Personale für dieses Trauerspiel eine shakespearische Fülle von Charakteren und ein Scenarium wie sie Tizian und Paul Veronese nicht zustimmender und prächtiger ihren Martyrologien und Gastmälern gegeben haben; als fortwirkendes Motiv aber ein großer durch die ganze Weltgeschichte gegangener Zweck, die Verschmelzung des Orientes mit dem Occidente, in welchem unterirdisch die Vorsehung arbeitet, daß trotz dem kurzsichtigen Wollen der Einzelnen wirklich bleibende Vortheile für die Sitten, den Reichthum, die Kunst und das Wissen der Menschheit daraus erblühen, so daß die Episode hierdurch auch, wie es die Wünsche der neueren Geschichtschreibung bedingen, mit der Culturgeschichte und Volkswirthschaft in Zusammenhang gebracht werden könnte. Aber von Keinem weiß ich, der diese Goldgrube so ausgebeutet hätte. Denn auch Gibbon schlug daraus nicht jene Münze, die sich aus dem vierten Kreuzzuge prägen läßt.

16. Capitel.

Das Despotat der Angeli.

Den Corfioten brachten die Siege des vierten Kreuzzuges eine traurige, gesetzlose Zeit. Fortwährend wechselten die Herrscher und eine ordentliche Regierung kam darüber lange nicht zu Stande. Die Theilung des byzantinischen Reiches durch den Vertrag der Sieger, den sie unter sich zu Constantinopel 1204 vereinbart hatten, wies die Insel in das rechtliche Eigenthum der Republik Venedig. Eine feste Gasse von Festungen suchte der Doge Dandolo seiner Mutterstadt von Venedig nach Constantinopel herzustellen, damit der reichste Handel der damaligen Welt ausschließlich nur von venetianischen Schiffen und nur im Interesse Venedigs betrieben werden könne. Aber

in den Besitz von Corfu mußten sich die Venetianer erst durch Gewaltanwendung setzen. Die Einwohner, aufgestachelt von den neidischen Genuesen, widersetzten sich diesen neuen traktatmäßigen Herren.

Im Sommer 1205 landete eine Flotte, welche den Patriarchen Tommaso Morosini nach Constantinopel brachte, an der Insel. Sie war von Giacomo Morosini commandirt. Er hatte den Auftrag die Insel in Besitz zu nehmen. Nach hartem Kampfe konnte er den Pantaleone Barbo als ersten Bailo von Corfu in die Festung einführen. Aber noch sollte diese Besitzergreifung der Venetianer nicht viel mehr als eine namentliche werden.

Gleich nach Morosini's Abreise erklärte sich Corfu wieder unabhängig. Leone Vetrano, der kühne Seeräuber, hielt seine Herrschaft aufrecht. Die eifersüchtigen Genuesen und der nicht minder abenteuerliche neue „Pfalzgraf von Kephallonien und Zakynthos", Matteo Orsini, unterstützten den Vetrano. Eine Flotte von einunddreißig Galeeren wurde im Frühlinge 1206 dagegen von Venedig ausgeschickt. Die Motive lauteten: um das Meer von Seeräubern zu befreien. Rainieri Dandolo, der Sohn des Dogen, und Rogero Premarino führten diese ansehnliche Streitmacht. Erst nach heftigem Widerstande bemächtigten sie sich zum zweiten Male Corfu's. Vetrano entfloh. Er wurde weiter unten im jonischen Meere aufgegriffen und „als Corsar und Erzpirat" mit mehr als sechzig edlen Corfioten auf Corfu gehängt. So schelten ihn die venetianischen Geschichtschreiber, während ihn die genuesischen einen ihrer tapfersten Capitaine und edelsten Männer rühmen. Dieser Held aus einem adeligen Geschlechte, voll Abenteurerlust ist noch ein unbenutzter Gegenstand für die romantische Schriftstellerkunst.

Corfu wurde nun sehr stark mit Truppen besetzt und wurde der Ausgangspunkt für die weitere Eroberung der im

Theilungsgeschäfte Venedig zugesprochenen griechischen Lande, besonders des Peloponnes. Viele Nobili wanderten aus Italien ein unter dem Schutze dieser Großmacht. Sie zinsten für die Lehen, die ihnen überlassen wurden. Fünfhundert Goldstücke kamen auf diesem Wege in die Cassen der Republik. Zehn venetianische Adelige wurden dagegen im Juli 1207 mit der Burg von Corfu, der Insel und den umliegenden kleinen Felsen „für immerwährende Zeiten" belehnt. Es war dieses ähnlich gedacht wie später die englische Compagnie in Indien, und wie Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Bank des heiligen Georg in Genua Corsika übernahm. Heute hätte man eine förmliche Actiengesellschaft mit der üblichen Lebensdauer der neunzig Jahre daraus gemacht.

So wurde die Colonisirung der Insel, um nicht zu sagen die Venetianisirung, auf das eifrigste, beinahe leidenschaftlich betrieben. Damals schon erkannte die venetianische Staatskunst, daß Corfu ihr zugleich den „Golf", wie man das adriatische Meer nannte, decke und schließe, und den Orient öffne. Bedeutende Handelsvortheile wurden den venetianischen Bürgern vor den anderen auf Corfu eingeräumt. Nur die Religion ließ man den eroberten Corfioten damals noch ungeschmälert.

Aber allzu scharf macht schartig und vielleicht gerade wegen dieser übereifrigen Entnationalisirungs-Maßregeln ließen sich die Corfioten drei Jahre später auf das willigste von dem Despoten von Epirus erobern. Venedig war nicht stark und wachsam genug gewesen. Michael der Erste von Epiros wurde auch Despot von Corfu.

Nur mittelbar richtete Venedig sein Hoheitsrecht wieder auf. In dem Friedensvertrage vom 20. Juni 1210 mit Michael über Epiros zinste dieser auch für Corfu und verpflichtete sich die venetianische Colonie gegen die erbitterten

Griechen zu schützen. Aber nur zweiundvierzig Goldgulden war sein ganzer Tribut für Corfu und Epiros.

Michael der Erste wurde im Jahre 1214 zu Berat von einem Diener im Bette ermordet. Auch sein nächster Nachfolger im Despotate von Epiros, sein Bruder Theodoros, erhielt die despotarische Gewalt auf Corfu. Ein Statthalter verwaltete es für ihn. Dieser gerieth im Jahre 1228 in arge Händel mit den venetianischen Lehensträgern. Ein venetianischer Handelsmann, Marco Minotto, scheiterte an der Küste der Insel. Der Statthalter übte das Strandrecht an ihm und confiscirte die reichen Waaren für seinen Landesherrn. Die Venetianer belegten im August alle Länder des Despoten mit einer strengen Blockade. Im December hatte sich Theodoros mit ihnen schon wieder verglichen. Er war klug und suchte sich vor Allem mit diesen Herren des Mittelmeeres im Frieden zu erhalten.

Daheim that er viel für die griechische Kirche. Im Juni des Jahres 1228 bestätigte er feierlich dem griechischen Metropoliten Georgios Bardanes die Privilegien der Kirche von Corfu, wie sie von den Stiftungsurkunden der Kaiser Alexios des Ersten und Manuel des Ersten abgeleitet wurden. Auch vermehrte er sie noch. Dieses Privileg des Despoten Theodoros ist ein bis in die jüngste Zeit der späteren langen venetianischen Herrschaft fortwirkender Rechtstitel geworden.

In dieser Zeit, 1228, im Sommer landete auch Friedrich der Zweite, der Hohenstaufe, der deutsche Kaiser mit seinem Kreuzzuge, dem fünften, auf Corfu. Also auch die Taufe dieses berühmten Namens und Ereignisses hat Corfu gehabt. Alle großen Weltschicksale spülten hier an mit ihren Anfängen oder mit ihren Endmomenten.

1230 folgte dem Theodoros auch auf Corfu sein jüngerer Bruder Manuel. Theodoros hatte im April eine Schlacht gegen den Bulgarenkönig Johann Asan tief im Innern von Rumelien

am Hebros, der heutigen Maritza, wo jetzt die Eisenbahn geht, bei Klokokinitza verloren und war auch gefangen worden. Später wurde er geblendet, weil er trotz großer gegen ihn geübter Milde und Freiheit in der Gefangenschaft neue Ränke spann.

Dieses Despotengeschlecht der Angeli hatte damals noch die ganze Kraft, Zähigkeit, Unternehmungslust, den Ehrgeiz und die Eitelkeit und auch die gewissenlose Ungebundenheit, welche Abenteurerfamilien und den Abkömmlingen von Bastarden durch einige Generationen eigenthümlich ist. Das leidenschaftlichere Blut der Liebe, das solche Kinder zeugte, wirkt zuerst schäumend, aber der Schaum hat keine lange Dauer. Der Stammhalter dieser zwei wilden Brüder, welche bis jetzt Epiros und Corfu als Despoten regiert hatten, und des dritten, der ihnen nun folgte, war ein Constantin Angelos, welcher Statthalter gewesen war. Und weil dieser Großvater unter seinen Ahnen eine Komnena zählte, nannten sie sich auch Angelos Komnenos und legten sich den Herzogstitel bei. Johann, der Sohn des Constantin, hatte dann außerehelich jenen Michael gezeugt, der als erster die Familie auf den Thron von Epiros und Corfu setzte. Auch er hatte wieder einen natürlichen Sohn, Constantin Michaelos, welcher der Erbe seines Thrones sein sollte. Beim gewaltsamen Tode des großen und geschickten Vaters, 1214, war dieses Kind aber noch ein unmündiger Knabe. Deshalb konnten ihm sein Onkel und jetzt auch der zweite Bruder seines Vaters in der Regierung zuvorkommen. Der älteste, der verschlagene, ruhelose, ehrgeizige Theodoros suchte ihn zuerst als Bastard vom Throne auszuschließen und dann, als dieses sich nicht bewerkstelligen ließ, aus der Welt zu schaffen. Die Mutter flüchtete deshalb mit dem Knaben in den Peloponnes, und darüber erfolgte der eigene Sturz des mörderischen Oheims.

Manuel war aus der unglücklichen Schlacht am Hebros entkommen. Da er ein Schwiegersohn des Bulgarenkönigs Asan war und dieser großherzig gewesen zu sein scheint wie alle sogenannten Barbaren, konnte der zweite Onkel des Knaben Constantinos Michaelos zunächst auch noch den Despotentitel von Epiros und Corfu und sogar den Kaisernamen von Thessalonick annehmen, womit Theodoros nach seinen ersten übermüthigen Eroberungen auch noch das junge Bastardgeschlecht gekrönt hatte. Man sieht, nicht nur die Napoleoniden gründeten spielend Kaiser- und Königreiche. Die Geschichte hat solchen Muthwillen früher schon manchen nicht weniger verächtlichen Abenteuerern gestattet.

Auf Corfu suchte auch Manuel sich durch die Kirche einzunisten. Er bestätigte sofort der ganzen Bevölkerung ihre Rechte, aber der griechischen Kirche gab er auch neue. Die Wirkung des „Kaiserthumes von Thessalonick" machte sich aber gerade in der Kirchenfrage nach Corfu in unliebsamer Weise für die dortige Kirchenfreiheit geltend. Der Patriarch von Thessalonick beanspruchte nach dem Muster der weltlichen Gewalt die Oberherrschaft über die Diöcese von Corfu. Der Metropolit Georgios Bardanes, der immer noch der Kirche von Corfu vorstand, vertheidigte ihre Unabhängigkeit. 1232 kam es darüber zwischen dem Erzbischofe und dem Patriarchen Germanos zu heftigen Streitigkeiten. Sie trieben den Georgios Bardanes immer mehr auf die römische Seite und 1236 ging er sogar nach Rom um dort Hilfe zu suchen.

In diese Kämpfe mag sich schlau Constantinos Michaelos, der Neffe des Despoten Manuel, eingeschlichen haben. Ueberall sammelte er sich Anhänger in den Landen seines Vaters. Zuerst glückten ihm mit diesen Freunden Handstreiche in Thessalien. Das verschaffte ihm dort die Hand der Tochter des Statthalters Johannes. Theodora Petralipha wird als eine ausnehmend schöne und fromme Fürstin geschildert. Wir dürfen

sie ganz als eine andere Genofeva betrachten. Darauf zog Conſtantinos Michaelos mit ſeiner jungen Gattin nach Akarnanien und eroberte auch dieſes. 1237 mußte ihm Manuel auf Corfu weichen und bald darauf im ganzen Deſpotate. Der junge Michael trat nun als der zweite ſeines Namens die Herrſchaft über Corfu und das gegenüberliegende Feſtland an, der vierte Herrſcher in dem Reiche und der Deſpotie, das ſein Vater zuerſt aus den Fetzen des byzantiniſchen Kaiſerreiches zuſammengeraubt und ſeiner Familie vererbt hatte.

Nun aber brach das wilde Baſtardblut des Geſchlechtes auch bei Michael dem Zweiten aus. Er verſtieß die fromme Theodora, die ihm ſo weſentlich zum Siege verholfen hatte. Fünf Jahre lebte ſie mit ihrem eben geborenen Kinde im größten Elende. Ihr Mann ſchwelgte indeß mit der Tochter eines Großen ſeines Reiches, welche Gangrena hieß, und zeugte wieder zwei Baſtarde mit ihr, wie er ſelbſt einer war. Ein Geiſtlicher fand endlich die verſtoßene Theodora und nun drangen die Edelleute des Landes ſo in den Deſpoten, daß er die rechtmäßige Gattin wieder zu ſich nahm. Sie ſtiftete Kirchen und Klöſter, während er ſeinem Ehrgeize nachjagte. Nach ſeinem Tode wurde ſie eine Nonne und der Volksglaube dieſer Länder verehrt ſie noch als eine Heilige. Wie gefällig ließe ſich dieſer Stoff in die idylliſche Landſchaft von Corfu und in die barbariſchen Wälder von Epiros einſtellen. Lauter Gold der Geſchichte, das von den Dichtern noch nicht geſchürft und gemünzt worden iſt. Auch zu einem Schauſpiele mit intereſſanten Charakterproplemen ließe ſich dieſe Legende gar wohl verwenden.

Auf Corfu beſtätigte auch Michael der Zweite dem Clerus alle Privilegien, welche ihm dort die Komnenen und ſeine Onkel Theodoros und Manuel verliehen hatten. Das geſchah im Januar 1246. Er enthob ihn jeder Steuerpflicht

und Frohnde, womit die Burg und Flotte erhalten werden sollte. Von außen her suchte er sich durch freundliche Beziehungen zu den unteritaliemischen Machthabern gegen die wachsende Macht der palaeologischen Kaiser von Nikea und Constantinopel zu stärken. Pachymeres, der byzantinische Biograph der Palaeologen, erzählt, daß er sogar mittelst dieser Hilfe Ansprüche auf den Thron von Constantinopel erhoben habe. Er bestritt ihn dem Laskaris und den anderen Prätendenten, die noch in Asien saßen und lüstern über den Bosporus auf das morsche Frankenreich lauerten, unter dem Titel, daß seine Familie als die ältere und vornehmere die nächstberechtigte sei. Aber das neue Geschlecht der Palaeologen würdigte Stammbäume nicht mehr als es die Komnenen und Angeli ehemals gethan.

Zu diesem weitsichtigen Zwecke hatte er sich mit unserem Hohenstaufen-Kaiser, Friedrich dem Zweiten, auf das beste gestellt und 1259 seine schöne Tochter Helena dem Könige Manfred vermählt. Dabei trat er diesem den thatsächlichen Besitz über die normännischen Eroberungen in Epiros und Corfu ab, worauf die Hohenstaufen als die Erben der normännischen Könige von Apulien und Sicilien immer Ansprüche erhoben. Glanzvoll und heiter wurde das Hochzeitsfest zwischen der Griechin und dem deutschen Hohenstaufen zu Trani gefeiert. Beide waren schön und jung, und hoffnungsvoll genug mußte es Allen erscheinen, daß sich hier im friedlichen Bunde der Orient und Occident die Hände reichten, was so viele Kriege und Intriguen vergeblich angestrebt hatten. So blendete Alle diese eitle Hoffnung, daß sie nicht die Wolke sahen, die am fernen Horizonte aufstieg, um mit immerwährender Nacht das Schicksal dieses jungen Ehepaares und all' seiner Kinder zu verdunkeln, ja zu begraben.

17. Capitel.

Die Hohenstaufen auf Corfu.

Auf Corfu aber hat diese Vermählung des hohenstaufenischen Königs Manfred mit der griechischen Fürstin Helena von Epiros dem Despotate der Angeli dem Namen und der That nach ein Ende gemacht, und wir Deutsche dürfen sonderbarerweise auch mit diesem von unserer Geschichtsschreibung so sehr gefeierten Königsnamen des romantischen Jünglings die odysseeische Insel bekränzen. Es ist ein merkwürdiger Zufall und der doch noch nicht beachtet worden ist, daß sie so zugleich in das Schicksal des gefeiertsten Dulders der modernen Romantik wie in das des bestbesungenen der antik-classischen Welt verflochten ist.

König Manfred instituirte in seinen neuerworbenen transmarinen Landen, dem alten normännischen Erbe, seinen sicilianischen Großadmiral Philippo Chinardo, der schon dem Vater, Kaiser Friedrich, rühmlich gedient hatte, zu seinem Statthalter. Chinardo kannte diese Lande, weil sein Geschäft des Seemannes ihn fortwährend in dem Oriente gehalten hatte.

Nach Manfred's Tode bei Benevent und als die unglückliche schöne Witwe Helena mit ihren drei Kindern Enrico, Federigo und Ezzelino 1266 von dem Sieger Carl von Anjou in die Kerker von Neapel eingesperrt worden war, führte sich Chinardo ganz als selbständiger Herr von Corfu und Epirus, jedoch immer mit dem Beisatze, daß er das Land für die gefangene hohenstaufenische Königswitwe und ihre unmündigen Söhne regiere. Er verstärkte seine Verwaltung durch eine kräftige Ritterschaft, die er rings um sich mit Gütern belehnte. Denn das ist das Auffällige der Hohenstaufen-Gewalt auf Corfu und was sie bis in die letzten Jahre der venetianischen Herrschaft dort lebendig übrig gelassen hat, daß

sie in das Reich des Alkinoos das Lehenswesen, den mittelalterlichen Feudalstaat einführte.

Als solche Vasallen, welche der hohenstaufenischen Oberherrschaft dienen sollten, zog Philippo Chinardo die tapfere Familie der Aleman nach Corfu. Das Geschlecht entstammte dem Lande der Langued'oc und war schon Herr in Patras. Die beiden Brüder Garnier und Thomas, die sich in Palästina berühmt durch ihren Heldenmuth gemacht hatten, erhielten großen Grundbesitz, aus dem sich die bedeutendste Baronie der Insel formte. Nächst ihnen waren es die Ritter Rinaldo d'Arenga und Jean Ispan, welche in dieser Weise und behufs solchen Zweckes große Herren auf Corfu wurden.

Michael der Zweite aber, der Despot von Epirus, hatte nach Manfred's Fall echt griechisch undankbar, weil er nun von dieser Seite keinen Beistand gegen die Palaeologen mehr erwarten konnte, die Aussteuer seiner Tochter zurück begehrt. Weil ihm Chinardo unüberwindlich im Wege stand, ließ er ihn 1266 durch Meuchelmörder beseitigen. Es war dieses das glückliche Zeitalter der Bastarde und der Meuchelmörder. Die Throne waren beinahe nur mehr mit dem einen oder anderen besetzt, wenn der Kronenträger nicht sogar beide Würden, wie hier dieser Michaelos Angelos, in seiner werthen Person vereinigte.

Die feste Institution, welche der Sicilianer geschaffen hatte, bewährte sich sofort bei seinem plötzlichen Tode. Die belehnten Ritter erwählten an seiner Stelle den Garnier d'Aleman von Corfu zum Reichsverweser für die gefangene Helena. Kräftig wurden die Angriffe und Intriguen des Constantinos Michaelos zurückgewiesen. Intact erhielten die corfiotischen Vasallen das hohenstaufenische Erbe. Erst als es klar wurde, daß Carl von Anjou ein unzweifelhafter Sieger sei und die Fahne der Hohenstaufen keine Hoffnung mehr habe aus der Niederlage von Benevent noch einmal zur

königlich regierenden von Neapel und Sicilien erhoben zu werden, sandten die corfiotischen Ritter Boten an den thatsächlichen Erben der hohenstaufenischen Macht, um mit ihm wegen Unterwerfung auch dieses Theiles des hohenstaufenischen Reiches zu unterhandeln. Im Winter des Jahres 1267 begaben sich diese corfiotischen Gesandten nach Neapel.

Dorthin war durch den Papst das französische Haus der Anjou auf den Thron gerufen worden. Weil die Normannen dem großen Hildebrand für die Königreiche von Neapel und Sicilien gehuldigt, durfte sich die Kirche nun dieses Recht der Kronvergebung anmaßen. Manfred, der uneheliche Sohn, galt als ein Usurpator und die übrigen Erben der Hohenstaufen als Aufständige. So war aus Frankreich Carl von Anjou, der Sohn des dortigen Königs Ludwig des Achten und Bruder des späteren heiligen Ludwig des Neunten, durch seine Frau schon Herzog von Provence und der Langued'oc wie eines großen Theiles von Piemont, nach Italien gekommen und durch die Gunst des heiligen Vaters wie durch das Schlachtenglück zum Könige von Neapel gekrönt worden, was ihm jetzt auch die Krone des Alkinoos eintrug.

Am 20. März schon ernannte Carl der Erste von Anjou den Garnier d'Aleman zum Vicar und Generalcapitaine von Corfu. Er befahl ihm alle Griechen, die seit des Chinardo Ermordung entflohen waren, zur Rückkehr einzuladen, und den Bewohnern dort, Griechen wie Franken, dem Aleman Gehorsam zu leisten. Als Castelan der Burg bestätigte er den alten Waffengefährten des Chinardo, den tapferen Ritter Hugo Chandola.

Dieses war der erste Act der wenigstens namentlichen Besitznahme der Insel Corfu durch die Anjou und nun wird die Geschichte des odysseeischen Eilandes für lange Zeit innig mit den Schicksalen von Neapel verflochten, daß man nicht auf den „vom Himmel gefallenen", in Schönheit verwandten

Schwestergestaden des Posilip stehen und nicht das Castell Ovo sehen kann, ohne auch — wenn der Kopf und das Herz nicht leer sind geschichtlichen Sinnes — an das benachbarte Corfu denken zu müssen. Denn so unglaublich es den Meisten zuerst erscheinen wird, da man von Corfu und seiner Geschichte im Allgemeinen nur wenig weiß, die Kämpfe der Welfen und Ghibellinen haben auf sein Schicksal Einfluß genommen wie auf das irgend eines italienischen Staates. Wenn es eine wirkliche Weltfrage ist, welche irgend einmal die Menschen bewegt, dann findet sich auch ihr Schatten überall. Denn immer regiert ein Gesetz, eine Idee das Ganze und im Ganzen dann auch das Kleinste. Dieses Kleinste der damaligen politischen Welt war Corfu, auf dem sich also auch die Siege der Kirche über das widerspänstige deutsche Kaisergeschlecht geltend machten.

18. Capitel.

Corfu unter der unmittelbaren Herrschaft der beiden ersten angiovinischen Könige von Neapel.

Aber erst das Jahr darauf, 1268, wagte König Carl der Erste von Neapel auch den factischen Besitz von der Insel Corfu zu ergreifen. Er hatte sich erst daheim befestigen wollen. Nun, da dieses durch den Vertrag von Viterbo vollständig gelungen war, schickte er einen seiner eigenen Leute, Johann de Clari, um die neue Herrschaft auf Corfu auch äußerlich sichtbar zum Verständnisse und Gefühle zu bringen. Clari bestätigte im Namen seines neapolitanischen Königs die Lehen und auch die Hauptmannschaft des Aleman. Weil die Anjou dem Papste die Herrschaft dankten, setzte er die katholische Kirche in alle besten Rechte der griechischen ein. Das griechische Erzbisthum wurde in ein katholisches verwandelt und der grie-

chische Erzbischof auf den Titel eines Protopapa reducirt. Diese unvorsichtige Dankbarkeit kostete zunächst den Anjou nicht viel, aber sie hat den langen Streit eingeleitet, der zwischen den lateinischen und griechischen Christen, die beste geistige Kraft der Einwohner absorbirend, das ganze Mittelalter fortwährte und auch noch unter der Venetianer-Herrschaft seine erregten Wellen schlug.

Ein Jahr lang ließ Carl der Erste den Clari auf Corfu. 1269 rief er ihn ab und setzte an seine Stelle als Lieutenant du roi den Gazone Chinardo, einen Bruder des ermordeten Admirals Philippo. Dieser Gazone als Herr von Lusito und Terlizzi im neapolitanischen Lande war gleich unter die Botmäßigkeit der Anjou gerathen und hatte sich immer als ihr treuer Unterthan bewährt. Carl erwartete, daß sich ihm, dem Bruder, die ehemaligen begeisterten Anhänger des Philippo Chinardo besonders fügsam zeigen würden und er so auch über die letzten Widerspänstigen in Epirus mit geringen Kriegsmitteln Herr werden würde. Das gelang nicht so rasch. Auf Corfu freilich trat ihm nichts entgegen. Dort herrschte Ruhe und Ordnung. Diese ersten Zeiten des angiovinischen Feudalstaates auf Corfu waren im Vergleiche zu früheren glückliche und gesegnete. Deshalb auch wohl zeigten sich die Corfioten treu der neuen Dynastie in allen nächsten Kämpfen derselben mit den Aragonesen nach der sicilianischen Vesper.

1272 enthob Gazone Chinardo den Ritter Aleman seines Amtes. Ueber die Insel setzte er den Rao di Griffo und über die Burg einen Guiard d'Argenteuil. Garnier d'Aleman starb bald darauf. Ihm waren vorher noch am 12. März zum Danke für seine Verwaltung seine Lehensgüter auf Corfu bestätigt, neue in Neapel verliehen und war er von jeder Rechnungslegung entbunden worden. Sein Sohn Aymo folgte ihm in diesem ganzen reichen Lehensbesitze. Dem Erben wurden vom Könige Carl dazu noch die Baronien Primi-

cheropulo auf Corfu und Cerfignano im Neapolitaniſchen verliehen. Er war einer Iſabella Faiſan vermählt und der Sohn dieſer Ehe führte des Großvaters ruhmvollen Namen Garnier. 1305 erbte auch dieſer noch die Lehen, aber ſeine Erbtochter Giovanna nicht mehr. 1323 ging die große Baronie auf Corfu des berühmten Geſchlechtes der Aleman an Guglielmo Goth oder Ugot aus Otranto über, eine Familie, die dann in ſpäterer Zeit die mächtigſte unter den Baronen auf Corfu wurde.

Damals gab es Fehden auf Corfu und Tourniere wie nur irgendwo in Deutſchland. Die Barone Aleman und Iſpan lagen ſich beſtändig in den Haaren und Baron Jean Iſpan brandſchatzte die Dörfer wie irgend ein ſchwäbiſcher Raubritter. Es kam ſo weit, daß der Statthalter Rao di Griffo einſchreiten mußte und dem Baron Iſpan die Güter ſequeſtrirte. Weil dieſer aber immer muſterhaft treu gegen alle Verſuchungen zu ſeinem Lehensherrn gehalten hatte, kam gleich am 11. Juli 1273 der königliche Befehl, ihm alle Güter wieder zurückzugeben.

Im October 1272 trennte König Carl die Verwaltung Corfu's völlig von der des gegenüber liegenden epirotiſchen Feſtlandes. Nur die Uferfeſtungen desſelben blieben zu Corfu gehörig. Er ſchickte einen eigenen Generalcapitain, den Giordano di San Felice. Dieſer konnte ganz nach Belieben Burgen bauen und Hauptleute ein- und abſetzen. Zwölf Jahre von 1272 bis 1284 blieb Giordano in dieſem Amte. 1278 ließ er ſich in der Burg eine ſchöne Wohnung einrichten. Unter ihm wurde überhaupt manches an den Feſtungswerken hergeſtellt. Viel Streit hatte er mit der griechiſchen Geiſtlichkeit. Den Feldzug Carl des Erſten 1281 gegen die Byzantiner in Epirus unterſtützte er noch auf das Kräftigſte, beſonders mit Pferden, denn Carl der Erſte hatte auch auf Corfu ſeiner Liebhaberei Raum gegeben und große Geſtüte

eingerichtet. Nach der unglücklichen Schlacht dieses Krieges, im Anfange des April 1281 erhielt er die epirotischen Uferfestungen und Corfu fest im Besitze der Anjou.

1284 wurde die Insel unter den Hugo de Brienne, Grafen von Lecce gestellt. Er ließ sie durch einen Hauptmann verwalten, ohne selbst dort zu sein. Ebenso machte es der Graf Riccardo von Kephallonien, ein anderer Vasall der Krone von Neapel, der ihm 1286 in der Statthalterschaft von Corfu folgte. Er übergab die Verwaltung dem Capitain Guglielmo di Montemagno. König Carl der Zweite wie die Corfioten litten in gleichem Grade unter dieser oberflächlichen Wirthschaft. Deshalb wurde Florence d'Avesnes, Graf von Hennegau, als Statthalter auf Corfu instituirt, dem Carl der Zweite schon vorher das Fürstenthum Achaja anvertraut hatte. Er war ein Verwandter der Anjou, eine ritterliche, glänzende Erscheinung, jung und durch die Heirat mit der Witwe Isabella Villehardouin mit Erbansprüchen auf das Fürstenthum Achaja begabt.

Aber Florence that auch nichts anderes als den Guglielmo di Montemagno dort zu belassen. Nur war er ein strengerer und sorgsamerer Oberherr, überhaupt ein Charakter von hervorragenderer Bedeutung. Man belebt sich diese Zeit und diese Menschen am besten, wenn man sie sich vorstellt gleich den Fresken, welche Giotto, Altichiero da Verona, Avanzi, der Bergamaske Girolamo da St. Croce und die Brüder Giovanni und Antonio kurze Zeit darauf in Padua auf die Wände der heiligen Kapellen und Kirchen malten. Im Vergleiche zu der heutigen Welt und ihren Geschöpfen scheint es, daß die damaligen Menschen eiserne Knochen und zwiefache Seelen im Leibe trugen, und so sind auch die Abbilder, welche jene Maler uns von ihnen überliefert haben.

1290 erklärte Florence d'Avesnes dem Könige von Neapel ganz offen, nicht länger im Stande zu sein, gewissen-

haft und gut Corfu vom Peloponnes aus zu regieren. Carl der Zweite enthob ihn der Statthalterschaft und ernannte den früheren Generalcapitain von Epirus, Hugo le Rousseau de Sully zu seinem Nachfolger. Es galt hauptsächlich das Band der Unterthanstreue, das sich in dieser nachlässigen, laxen Verwaltung sehr gelockert hatte, zwischen den Anjou und den Rittern auf Corfu wieder etwas fester zu knüpfen. Aber auch unter Sully wurde das nicht besser. Er selbst kam ebenfalls nicht nach Corfu und beließ den Guglielmo di Montemagno als seinen Stellvertreter.

Am 29. Januar 1292 suchte Carl der Zweite diesen Zuständen durch die Ernennung des Malger de Bussy zum Statthalter abzuhelfen. Dieser endlich ging selbst nach Corfu mit Geld und Truppen. Widerstandslos übergab ihm auch Guglielmo di Montemagno, der langjährige Gerant der Statthalterschaft, und dessen Kämmerer Pietro di Rapolla die Insel und die Burgen. Aber es wurde noch ärger. Bussy war gewaltthätig, schändete eine Jungfrau in der Altstadt, dort, wo heute Castrades steht; erpreßte Wein, Pferde und Geld, und wo er nicht hinkam, dort übte sein Notar Francesco von Altamura dieselben Gewaltthaten.

Die Klagen wurden so laut, daß schon im Mai 1292 der König an einen neuen Statthalterwechsel denken mußte. Am 26. Juni befahl er dem Bussy die Insel dem Jean d'Audelencourt zu übergeben. Es scheint der neue Statthalter gemeinhin Falsalettera genannt worden zu sein. Denn, was heute nur noch bei den Bauern übrig ist, auf dem Lande fortlebt, wie sich dort in der Volkstracht auch noch manche adelige Kleidermode erhalten hat, das war damals besonders eine Uebung der höheren Stände, sich mit Pseudonymen, Spitznamen zu bezeichnen.

Falsalettera that sein Möglichstes den Corfioten die Wunden der Vergangenheit zu heilen. Neben der inneren

Mißverwaltung hatten sie auch von den genuesischen Piraten arg zu leiden gehabt. Gegen diese besserte er die Burgen aus, besonders das hohe Castell San Angelo, die Engelsburg auf der Westseite der Insel, welche den dortigen Zugang vom freien, großen, offenen sicilischen Mittelmeere deckte. Im Inneren gab es religiöse Händel mit dem Erzbischofe Stefan zu ordnen und in Lehensstreitigkeiten zu interveniren. Auch dieser Statthalter wurde aller Mißvergnügten nicht Meister und schließlich wendeten sich diese auch gegen ihn mit Klagen an den König von Neapel. Eine eigene Gesandtschaft brachte sie dorthin, die der reiche Constantinos Skalitis und ein anderer Corfiote, Constantinos Torrachianos, führten.

Carl der Zweite willfahrte ihnen und am 21. Juni 1294 wurde Guglielmo Grosseteste zu Falsalettera's Nachfolger ernannt, als „Capitain, Rettor und Gouverneur der ganzen Insel Corfu". Es mag diese Nothwendigkeit der immerwährenden Statthalterwechsel zur Zeit der ersten Herrschaft der Anjou auf Corfu und die dort waltende unstillbare Unzufriedenheit der Bevölkerung eine Tröstung für diejenigen Fürsten und Regierungen sein, die heute mit ähnlichen widerhaarigen Provinzen begabt sind, daß es selbst in jenen gewaltsamen und autoritätsvollen Zeiten nicht anders ging als ihnen jetzt wiederum.

Carl der Zweite wurde aber doch durch diese endlosen Sorgen um das unzufriedene Corfu so ermüdet, daß er den Entschluß faßte sich der Insel ganz zu entäußern. Schon am 23. Juli 1294 meldete er dem kaum zum Statthalter ernannten Grosseteste, daß er Corfu und seine festländischen Pertinenzien seinem vierten Sohne Philipp von Tarent als Heiratsgut abgetreten habe. Corfu also hörte auf der Krone von Neapel directe zu unterstehen. Es wurde ein selbstständiges Reich eines apanagirten Prinzen.

Um dieſen neuen Landesherrn in ſeinem doch zumeiſt griechiſch gearteten Beſitze einzubürgern, verband Carl der Zweite ſeinen Sohn Philipp von Tarent mit der Fürſtin Thamar von Epirus, der Tochter des dortigen Deſpoten Nikephoros des Erſten. Daß die Schweſter dieſes Nikephoros, die unglückliche Königswitwe des Manfred, die ſchöne Helena, in den Kerkern dieſer Anjou's zu Tode gemartert worden war und daß in Neapel noch immer ihre Kinder, alſo die Vettern der Braut, gefangen gehalten wurden, war kein Stein in den Wegen dieſer Griechen. Daß Carl der Zweite gleichzeitig dem jungen Paare auch die alten normänniſchen Anſprüche auf Epirus abtrat und Nikephoros und ſeine Witwe, die Deſpotin Anna, von dieſer Seite alſo keinen Angriff mehr auf ihr vom Oſten ſchon hart bedrängtes Deſpotat zu fürchten hatten, ließ ſie jede ſolche Rückſicht des verwandtſchaftlichen Gefühles überſpringen.

19. Capitel.

Die Herrſchaft der Seitenlinie Anjou-Tarent über Corfu. Philipp der Erſte.

Am 16. Auguſt 1294 war dieſer Thronwechſel auf Corfu in ſehr feierlicher Weiſe den Notabeln der Inſel mitgetheilt worden. Philipp, der vierte Sohn des Königs Carl des Zweiten von Neapel, ſchon Fürſt von Tarent, erhielt als Lehen für ſich und erblich für ſeine ehelichen Kinder beiderlei Geſchlechtes die Inſel Corfu, ihre Stadt und ihre Burgen und das benachbarte Buthroton zu immerwährendem Beſitze zugetheilt. Es ſollte nur ein geringer Tribut dafür an die Könige von Neapel zu zinſen ſein, damit deren feudatoriſche Oberhoheit nach Außen hin immer ſicht- und greifbar bleibe. Einſtweilen verwaltete noch der von Carl dem

Zweiten ernannte Statthalter Grosseteste die Insel. Er verbesserte sogar während seines Zwischenreiches die Befestigungen der Stadt und der Burg. Erst 1295 schickte Philipp von Tarent seinen eigenen Vicar, Ponzard de Tournay, der nun im Namen des neuen Landesherrn die Insel, die Stadt und alle Burgen und auch das gegenüberliegende Buthroton in Besitz und Verwaltung nahm.

Ponzard de Tournay war Generalvicar von 1295 bis zum Ende des Jahres 1296. Er suchte besonders die Fürstenrechte seines Herrn Philipp von Tarent und dessen Gemalin Thamar in den gelockerten Zuständen der Insel wieder zu Geltung und Ansehen zu bringen. Ihm folgte in demselben Amte Simon de Marcy bis 1298 und diesem nochmals Guglielmo Grosseteste. Dieser starb schon das Jahr darauf und nun waltete als Generalvicar des Philipp von Tarent vom 28. Juli 1299 bis 1301 Gottfried di Porto und dann Rainer di Montefoscolo. Diese alle fanden mehr in Epirus zu thun, wo es Reibungen mit den Angeli, mit den Serben und Albanesen und indirecte auch mit den Palaeologen gab, weil man von Byzanz aus keinen Augenblick die Intriguen und das Wühlen gegen die verhaßte Frankenherrschaft aufgab. Deshalb wohl auch wurde in dieser Zeit wieder die Verwaltung Corfu's von der des angiovinischen Despotates auf dem Festlande getrennt.

1299 erhielt es den Matteo di Gemelli zum selbstständigen Statthalter. Am 30. Juni ernannte er den Bernardo di St. Ippolito zum Castellane der Burg. Das ist derselbe Ritter, der dann in diesem Amte sich durch Belehnung mit vielen Gütern zu einem der größten Barone machen ließ. Gemelli hatte fortwährende Streitigkeiten mit dem Erzbischofe Demetrios, der dem Erzbischofe Stefan gefolgt war. Der Kämmerer Peregrino besteuerte diesen Kirchenfürsten zu hoch; auf dem Friedhofe war eine Weinkneipe errichtet worden, und

schon da der Erzbischof seinen ersten Einzug in die Domkirche gehalten hatte, war Peregrino vor der Thüre gestanden und nannte die Kirche des Fürsten Haus, worein er den zinspflichtigen Erzbischof nicht einziehen lassen wollte.

Auch mit dem Consul Venedigs Badoario Badoer kam Gemelli in Zwistigkeiten. Uebrigens damals schon trachtete Venedig nach dem Wiederbesitze von Corfu. 1301 konnte aber Philipp von Tarent den Matteo di Gemelli nicht mehr in seinem Amte erhalten. Er mußte ihn den vielseitigen Beschwerden opfern. Am 20. November wurde er durch Johann de Torcy ersetzt. Von ihm ist angemerkt, daß er 60 Unzen Gold Gehalt bezog. Er hatte Corfu hauptsächlich gegen catalonische Seeräuber zu vertheidigen. Weil zwischen Neapel und Sicilien der Krieg wieder ausgebrochen war, waren diese Meere förmliche Heerlager der Willkür und alles vogelfreien Gesindels. Es kann sich heute, wer kreuz und quer in absoluter Sicherheit diese schöne poetische See durchschifft, kaum mehr ihr Bild aus jener Zeit vorstellen. Ich versuchte manchmal, wenn ich auf einem großen österreichischen, italienischen oder französischen Dampfer dort fuhr und am frühen Morgen auf das Verdeck stieg, da noch kein anderer Tourist seine Cabine verlassen hatte, mir irgend ein entferntes Segel am Horizonte in der kühlen Morgenbrise als Seeräuber einzubilden. Aber es wollte nicht verfangen. Und so vieles meine Phantasie auch im Leben schon gesehen, Seeräuber zwischen Corfu und Brindisi vermochte ich ihr keine vorzuzaubern.

Torcy sandte 1302 seinem Herrn Philipp von Tarent einige Falken von Corfu. Also auch diese Mode der Jagd hatte das fränkische Ritterthum nach der Insel des Alkinoos eingeführt. So gänzlich wechseln Zeit und Sitte. Ein Wunder, daß noch so viel immer vom Ursprünglichen übrig bleibt.

Philipp freilich mußte ernstere Gegensendungen machen. Es fehlte auf Corfu wie in Epiros fortwährend an Getreide, also damals schon wie heute, und auch Gold zum Unterhalte der Söldner in den corfiotischen Burgen schickte er mehrere Male. Wiederholt machte er gerade zu diesem Zwecke Anleihen bei dem Hause Peruzzi.

Am 14. November 1310 starb der reclamationssüchtige Erzbischof Demetrios. Es folgte ihm auf dem Bischofsstuhle Marco Contarini aus Venedig, ein Zeichen, daß die Republik damals gut mit dem Fürsten von Corfu stand und daß sie seine Herrschaft minirte und darauf vigilirte. 1314 wagte sie sogar einen förmlichen Kaufantrag. Sie glaubte die Frucht reif. Allein Philipp lehnte ihn ab. Siebenzig Jahre später sollte ihr dieser heiße Wunsch erfüllt werden, dann aber wohlfeiler. Gerade so haben es in unseren Tagen die Piemontesen mit der Lombardei gehalten.

1312 wurde Simon de Nielle des Fürsten Philipp Vertreter auf Corfu; kurze Zeit darauf Giovanni d'Argallo und 1315 Guglielmo di Bosco, der schon ein reicher Lehensbesitzer auf der Insel war. Alle diese Statthalter waren fortwährend im Auftrage Philipp's eifrigst bemüht, die Corfioten katholisch zu machen. 1317 entfernte er sogar in diesem Eifer den Vertreter des griechischen Erzbisthums, confiscirte die letzten Güter desselben zu Gunsten der katholischen Kirche. Es war wahr, daß diese Grundstücke arg vernachlässigt worden waren und er von den neuen Besitzern eine sorgsamere Wirthschaft erwartete. Aber gleichzeitig war er sehr großmüthig gegen die Juden. Er schützte sie und erließ am 12. März 1324 ein zweites Edict, das dieses aussprach und verbot ihren Sabbath zu stören. Beinahe alle Prinzen des Hauses Anjou-Tarent übten dieselbe Rücksicht. Es existiren überdies Decrete des Philipp und seiner zweiten Gemahlin Katharina Valois vom 6. März 1323, des späteren Fürsten Robert vom Jahre 1336, der Maria

von Tarent von 1365, Philipp des Dritten vom Jahre 1370 und der Johanna der Ersten von 1371, welche alle die Stellung der Juden verbessern und die Juden sogar immer „Bürger der Insel" nennen. Vielleicht brauchten jene Fürsten, die in kriegerischen Zeiten und Nöthen lebten, Geld und erkauften sich die verfolgten Israeliten mit Vorschüssen diese Rücksichten. Denn diese Welt des Mittelalters war durchschnittlich eigennütziger als die Menschheit jemals zu einer anderen Zeit der Geschichte es gewesen. Seltener noch hat man damals als früher und heute in der Politik irgend etwas aus reiner Nächstenliebe gethan.

Von 1325 bis 1328 war Farolfino di Farolfo d'Almonte Capitain der Insel. Er hatte zumeist mit Lehenssachen zu thun und gründete mehrere Baronien. Ebenso sein Nachfolger Guglielmo di Tocco. Hier sind wir bei einem berühmten Namen angelangt, bei einem Geschlechte, das sich dann eine romantische Königskrone auf das Haupt setzte. Dieser Guglielmo verschaffte seiner Familie nämlich durch seine klug berechnete Heirat die Herrschaft über Kephallonien, Zante und Ithaka, kurz die Regierungsnachfolge im ganzen Reiche des Odysseus. Er vermählte sich mit Margaretha von Orsini, der Schwester der zwei letzten souverainen Pfalzgrafen dieses odysseeischen Reiches. Sein Sohn Leonardo erbte dann diese Thronrechte und realisirte die klug berechneten Hoffnungen des überhaupt sehr schlauen, rührigen und überall sich einmengenden Vaters.

Am 26. December 1331 starb Philipp der Erste von Anjou, Fürst von Tarent, Herr von Corfu, Despot von Epirus und durch seine zweite Gemahlin auch Titularkaiser von Constantinopel, in seinem Palaste zu Neapel. Seine Regierung auf Corfu war im Ganzen eine segensvollere gewesen als die seiner beiden angiovinischen Vorgänger dort. Die Besitzstreitigkeiten um Epiros schlugen nur leise Wellen herüber

und die räuberischen Ueberfälle vom offenen Mittelmeere aus wurden durch die starken Burgen und die immer noch feste Organisirung des Lehensdienstes abgewehrt.

20. Capitel.

Katharina Valois von Anjou-Tarent. Robert der Erste und Philipp der Zweite von Anjou-Tarent.

Es war die testamentarische Bestimmung Philipp des Ersten von Tarent, daß im Despotate von Epiros und auf Corfu zunächst seine Gemahlin, die byzantinische Kaiserswitwe Katharina von Valois, erben solle. Erst nach ihrem Tode war auch dort sein ältester Sohn Robert von Tarent berufen.

Kürzlich hatte der Catalane Walter von Brienne auch Leukadien den Anjou erobert. Dort war Johann de Mandélée zum Verwalter eingesetzt worden. Diesen ließ nun die Kaiserin Katharina auch auf Corfu schalten.

1351 unterhandelten die Venetianer wieder einmal mit dem inzwischen zur Herrschaft gelangten Robert von Tarent über den Verkauf der Insel. Man bot für Corfu und Buthroton und das Hoheitsrecht auf Kephallonien und Zante sechzigtausend Ducaten. Aber es kam noch einmal nicht dazu. Doch erhielten sich mit Venedig die besten Beziehungen und ein Consul der Republik residirte fortwährend auf der Insel.

Auch diese Zeit unter „Kaiser" Robert — denn das Haus von Tarent fuhr fort sich mit diesem großen Titel zu krönen — war für Corfu eine ruhige. Die Statthalter hatten sich beinahe nur um Lehensfragen und die Privilegien der immer streitsüchtigen Geistlichkeit zu kümmern. Es wurden damals wieder die Rechte der griechischen Kirche rücksichtsvoller behandelt. Die Immunitäten, welche der Despot Michael der

Zweite 1246 dem Clerus gegeben hatte, wurden vom Kaiser Robert selbst im November des Jahres 1356 dem Protopapa Joannes Blacho erneuert und bestätigt. Dreiunddreißig griechische Priester lebten damals auf der Insel. Zweiundzwanzig auf den Krongütern, sieben in den Lehen der Goth, drei in dem des Pietro Tocco, einer in dem des Grisogono di Kreta und Keiner von all' diesen sollte zu einer wie immer gearteten persönlichen Dienstleistung herangezogen werden dürfen. Sie zahlten dafür eine unbedeutende Taxe. Den kaiserlichen Erlaß darüber proclamirte der Capitain Peter de Conches Ende Januar 1357 auf Corfu in Gegenwart des Kämmerers Lucio Protontino aus Trani, des Richters Giorgio di Donato d'Altavilla und des Cantors Giovanni di Lusara. Am 27. December 1357 wurde die Taxe genau fixirt, und auch Kaiser Philipp der Zweite, der nächste Nachfolger auf dem Throne von Corfu, erneuerte diesen Erlaß seines verstorbenen Bruders am 19. April 1365.

Als Kaiser Robert der Erste starb, bemühte sich zuerst seine Witwe Maria von Bourbon ihm in der Herrschaft auf Corfu zu folgen. Daß sie diese wirklich auch ausgeübt, beweist unter Anderem eine Urkunde vom Anfange des Jahres 1365, womit sie den Juden die ihnen von Philipp dem Ersten am 3. November 1317 zum ersten Male verliehenen Rechte bestätigt. Aber sie mußte doch bald an ihren Schwager Philipp den Zweiten von Anjou-Tarent ihre Ansprüche abtreten. Er gab sich wie sein Vater, der erste Philipp, und sein Bruder Robert den großmächtigen Kaisertitel. Die Eitelkeit der Corfioten mochte es vielleicht trösten für manche andere Kränkung, die ihnen sonst durch die französisch-italienische Fremdherrschaft wurde, daß wenigstens dem Namen nach Kaiser des griechischen Byzanz das Scepter über sie führten.

Philipp der Zweite setzte an die Stelle des Capitains Nicolo di Donato den Benedetto Acciajuoli. Man sieht, es

sind immer italienische Adelsfamilien, die hier administrirten, und solche des allererſten, des besten historischen Klanges. Diese griechischen Lande waren Versorgungsanstalten für jüngere und uneheliche Söhne geworden, wie es heute Ostindien für die großen Adelsgeschlechter Englands ist.

Auch unter der Regierung dieses dritten Herrschers der tarentinischen Dynastie auf Corfu wurden wieder Verkaufsverhandlungen mit Venedig geführt. Schon gegen Ende 1366 schickte Philipp der Zweite deshalb den Masello Biscia nach Venedig. Und dieses dritte Mal zerschlug sich das Project erst im letzten Augenblicke. Aber dieses Begehren von der einen Seite und die Willfährigkeit von der anderen zeigt, welche Ahnungen von der Zukunft in den Gemüthern der beiden Händler war. Das sind Schatten, die das Schicksal voraus wirft.

Andere Hauptleute Philipp des Zweiten auf Corfu wurden dann Perillo Capece und Philippo Malerba da Verona bis 1370; später Pudanus di Rubia, welchen Simone Spina degli Scali ablöste, der noch im November 1373 dort fungirte als Kaiser Philipp der Zweite am 25. November zu Neapel starb. Denn alle diese Anjou regierten aus ihren bequemen Luſtſitzen vom schönen vesuvischen Golfe aus das Eiland der Phäaken. Es galt ihnen doch nur mehr als eine große Gutsdomaine, die ihnen gegeben war zur persönlichen Ausbeutung. Wahres Herz hat Keiner dieser französisch-neapolitanischen Fürsten zu dem schönen Inſellande gefaßt und sein Verluſt an die Venetianer ist deshalb nur ein gerechter, ein längſt verschuldeter und vorbereiteter gewesen. Eines der letzten Edicte Philipp des Zweiten für Corfu thut dar, wie sehr als fremdländische diese Herrschaft der Anjou immer auf Corfu geartet war. Unter dem 23. September, also nur zwei Monate vor seinem Tode, bestätigte er ein altes Lehensrecht der Lehensherren der Inſel, welches zuerſt Patente Carl des Zweiten

von Anjou und Philipp des Ersten von Anjou-Tarent gegeben hatten, daß Griechen, die von Epirus herüber auf die Insel zogen, Vasallen der Barone und nicht der Krone seien. Eine eigene Gesandtschaft, geführt von dem Lehensträger Theodoros Kavasilas war deshalb nach Neapel gekommen, weil die statthalterliche Verwaltung eine andere Uebung zu Gunsten des entfernten Fürsten instituirt hatte. Doch sollten, so bestimmte auch Philipp wieder, immer noch sechs „Grossi" für jede eingewanderte Familie an den kaiserlichen Oberlehensherrn gezahlt werden. Das heißt also: alle Griechen galten doch eigentlich in der Auffassung der Anjou als ihre Hörige, verpflichtet zur Arbeit und zum Gewinne für sie.

21. Capitel.

Johanna die Erste von Neapel, Jacob de Baux und die navarresische Compagnie, König Carl der Dritte von Neapel, Alle als Herrscher über Corfu.

Philipp der Zweite war in der Kirche zu San Cataldo begraben worden. Auch er hatte wie sein Bruder Robert der Erste keine directen Leibeserben hinterlassen, dafür aber ebenso auch wie jener den Versuch, Corfu seiner Witwe zu vermachen. Das aber ließen sich die Barone wiederum nicht gefallen. Unter der Führung des Guglielmo d'Altavilla proclamirten sie gleich nach seinem Tode die Königin Johanna die Erste von Neapel. Sie belohnte dem Ritter diesen Dienst am 4. Mai 1374 durch eine Baronie, die ein Erträgniß von zehn Unzen abwarf. Als ihren Statthalter schickte sie den Philippo di Costanzo.

Gegen die Königin Johanna als Herrin von Corfu sammelte Jacob de Baux, der Neffe des verstorbenen Kaisers Philipp des Zweiten von dessen Schwester Margaretha her,

die navarresische Compagnie, und 1380 entriß auch deren Führer Maiotto di Coccarelli die Insel wirklich dem Statthalter der Königin, welche der Papst inzwischen auch ihres neapolitanischen Thrones verlustig erklärt hatte. Und zwei Jahre behaupteten sich diese Schaaren dort und führten das Regiment im Namen Jacob de Baux', der sich auch, wie sein Oheim Philipp der Zweite, Kaiser von Constantinopel nannte. Am 7. Juli 1383 starb er zu Tarent, der letzte fränkische Titularkaiser. Die Familie war mit den Anjou zur Zeit der Eroberung aus der Provence nach Neapel gekommen. Daheim galten sie als ein angesehenes, altadeliges Geschlecht, das unabhängig von dem Grafen von Provence über Arles und neunundsiebenzig untergeordnete Herrschaften gebot. Sie selbst aber leiteten ihren Stammbaum bis auf den Gothen Alarich zurück. Denn dieser entstammte dem Geschlechte der Balti und die Baux, welches allerdings identisch mit Baux ist, sagten sich die directen Abkömmlinge dieses Namens, so daß ein zweites Mal die Gothen hier räuberisch erobernd eingedrungen wären. Francesco de Baux hatte die Schwester des Kaisers Philipp von Tarent geheiratet, die verwitwete Königin Margaretha von Schottland. So entstanden die Erbansprüche des Neffen auf die Herrschaft in Corfu. Er wurde nun neben dem Onkel in der Kirche S. Cataldo und zwar ganz im kaiserlichen Gewande begraben. Mit ihm erlosch der letzte Funke der fränkischen Eroberung Constantinopels. Die Palaeologen waren wieder die einzigen Kaiser des oströmischen Reiches.

Auch Jacob de Baux hatte Corfu nie betreten und wie freigebig auch seine Stellvertreter in allen Lehenssachen waren, die navarresische Compagnie war nicht geartet um sich in Corfu einwurzeln zu können. Die Barone verjagten sie mit einem Aufstande und riefen schon 1382 den König Carl den Dritten von Neapel als ihren Herrn aus. Denn dieser Anjou hatte

inzwischen die Königin Johanna dort vom Throne und aus dem Leben geschafft.

Carl der Dritte trat gleich die Regierung auf Corfu mit großer Energie an. Wahrscheinlich um zu schmeicheln ernannte er den reichsten und mächtigsten der Vasallen, den Rizzardo Goth zu seinem Statthalter. Er hoffte wohl ihn dadurch auch und mit ihm seine ganze sehr mächtige und begüterte Familie von der Gegenpartei des Jacob de Baux abzuziehen. Unter dessen einflußloser Verwaltung hatten Rizzardo und die übrigen Glieder der übermüthigen Baronalfamilie auf das gewaltthätigste in ihren Gütern gewirthschaftet. Die Brüder Rainaldo, Pietro, Nicolo, Antonello und Castellino hatten bei ihren Bauern confiscirt was sie an Korn, Geflügel und Wein fanden; occupirten deren Häuser und ihre Knechte, warfen die unmündigen Waisen in das Gefängniß, damit die Herren das Grundeigenthum als verfallenes Lehen einziehen konnten. Es war eben eine „kaiserlose, eine herrenlose Zeit" und man sieht, daß Corfu auch seine Zustände gehabt hat, welche zum Verwechseln denen glichen, welche in Deutschland unsere mittelalterlichen Bauernkriege hervorriefen. Nur daß hier der Uebermuth auch noch ein fremdländischer war, was im Gefühl des Gepeinigten ihn noch schwerer zu tragen machen mußte.

Doch die Lockung Carl des Dritten verfing nicht bei dem stolzen Rizzardo Goth. Am 15. September 1382 erging gegen die ganze Famlie ein scharfes Edict und als dieses wenig Folge hatte, wurde Rizzardo Goth am 19. November des Statthalterpostens enthoben, weil die Beweise vorlagen, daß er ununterbrochen zu Jacob de Baux und Ludwig von Anjou hielt, das heißt zu irgend einer Herrschaft, die keine Geltung, keine Kraft und kein Ansehen im Lande hatte, also auch kein Hinderniß für seine habgierige Willkür war. Im December wurden seine Güter confiscirt und am 27. Januar 1383 er selbst geächtet und aller seiner Rechte entsetzt. Nur dem Rai-

naldo Goth wurde verziehen und dieser sogar zum königlichen Kammerherrn ernannt. Giacomino di Vecelli wurde vom Könige zum neuen Capitain der Insel instituirt.

Die andern Barone, selbst solche, welche erst kürzlich reich von Jacob de Baux belehnt worden waren, hatten sich zumeist schon während der Revolution auf die Seite des neuen Königs von Neapel geschlagen. So Adam di San Ippolito, der den Aufstand hauptsächlich geführt hatte; Carlo Minutolo, Alexius und Joannes Cavasilas, Guglielmo und Perillo Guindazzo, Marino und Francesco Caracciolo, Enrico Marchesano, Riccardo und Guglielmo d'Altavilla, Perillo Capece, Giorgio Zochio, Theodoros Skaliti, Nicolo di Donato, Giovanni Grandi, Gerard und Carlo de St. Maurice, Nicolo Bartolomeo und Matteo di Lusora. Diese wurden durch Verbriefung ihrer bisherigen Lehen, durch neue Belehnung belohnt und an den neuen Herrscher gefesselt. Dem Adam di San Ippolito erhob er seinen Bastard Antonio zum Connetable der Insel und den drei anderen Rittern, die nächst diesem am meisten zum Regierungswechsel geholfen hatten, dem Joannes Cavasilas gab er eine Rente von zehn Goldunzen in dem Bezirke Oros aus den Besitzungen des Luca Alamanni und des Adam d'Urso; dem Matteo di Lusora wurden die Inseln Othonus, das ist Fano, also das geglaubte Eiland der Calypso; Ericusa, die heutige Merlera; Salmastraki und die anderen darumliegenden Klippen für Lebenszeit zugestanden und Riccardo d'Altavilla wurde neben andern Vortheilen die von ihm gewünschte Bestallung zum lebenslänglichen Castellane von Buthroton zu Theile.

Was nicht Lehensträger war, die italienischen Beamten, die griechischen Geistlichen und Bürger, welche der neuen Herrschaft besonders fügsam begegneten, suchte König Carl der Dritte durch bessere Stellen und durch Sicherung ihrer Bürgerrechte sich zu verbinden. Und es gelang ihm rasch sich mit

solchen Mitteln und soviel Klugheit zum alleinigen Herrn der Insel zu machen. Bis Anfang des September waren allerdings noch einige Burgen in der Gewalt der navarresischen Beamten des Jacob de Baux geblieben, gegen Ende des Monats erschien aber schon eine Gesandtschaft der Adeligen der Insel bei Carl dem Dritten, begleitet von zwei griechischen Bürgern, um die Unterwerfung von ganz Corfu anzuzeigen und die Bestätigung aller Landesprivilegien entgegen zu nehmen. Alle Freiheiten, welche die Insel von dem Despoten Michael erhalten hatte und von den Fürsten des neapolitanischen Königshauses, die Lehen der Barone, die Exemptionen des katholischen Clerus, die Rechte und Gewohnheiten der zweiunddreißig griechischen Papas wurden ihr beschworen. Insbesondere gelobte noch der König dem Joannes Cavasilas und Riccardo Altavilla, die als Vertreter der Ritterschaft gekommen waren, daß die Exokastriner und die Zinsbauern der vier Bajulate ihren Herren bleiben und nicht in die Casse des Königs zinsen sollten. Diese Exokastriner standen unter einem besonderen griechischen Häuptlinge Alexios. König Carl der Dritte entband diesen bei dieser Gelegenheit jeder persönlichen Dienstleistung. Seine Nachkommen nannten sich Alexachi und als Venedig die Insel sich incorporirte, ließen sie sich dieses selbe Recht von dem Bailo der Republik erneuern.

So war Corfu wieder unter die unmittelbare Herrschaft der Krone von Neapel zurückgebracht worden und als Jacob de Baux kurze Zeit nach dieser revolutionären Besitznahme der Insel durch den blutigen Usurpator Carl den Dritten auch noch starb, war für diesen zunächst keine Sorge mehr übrig, in diesem Eigenthume gestört zu werden.

22. Capitel.

Bemühungen der Republik Venedig Corfu zu erwerben.

Zunächst! Aber auch nur zunächst, denn die venetianischen Gelüste ruhten nicht. Der Leu von Venedig wollte nicht vergessen, daß er einmal schon dieses Blut von Corfu geleckt habe und daß es ihm damals sehr gemundet. Die letzte Revolution zeigte, daß die Zustände und Gemüther auf Corfu nicht mehr in einem festen Bande lagen, daß auch die Zukunft nach der Ansicht Aller zweifelvoll und unsicher geworden war. So bereitete sich der Abfall der Insel an die Venetianer vor, der dann wirklich vier Jahre später erfolgte. Er lag in der Luft. Und Venedig war damals der starke Magnet, von dem sich solche herumschwimmende schutzlose Splitter gerne anziehen ließen. Allerdings wurde er mit starkem Willen und vieler Geschicklichkeit nach ihnen gestellt.

Das Werkzeug Venedig's bei dieser Köderung Corfu's war sein Consul dort, der sehr gewandte Nobile Giovanni Paninsacho. Er und die erlauchte Republik haben damals dem Grafen Cavour die Muster geliefert für die späteren Annexionen der Lombardei und Venedig's. Schon Dalmatien, Vicenza und Padua waren von der erlauchten Republik mit solchen Mitteln erworben worden, und dieselben Wünsche und Schmerzensschreie erklangen nun auch auf Corfu, nachdem dieselbe unterirdische Maulwurfsarbeit gethan worden war. Es ist eben überhaupt in Italien seit seiner Renaissancezeit nicht so viel verändert worden als man gemeiniglich annimmt, aber ganz unverändert ist der Geist und das Mechanische seiner Diplomatie geblieben. Es hüte sich Jeder, der mit ihr zu thun hat und studire diese Muster, aber es hütet sich eben doch Niemand und Jeder glaubt sich ihr Meister und Alle werden trotz gewonnener Schlachten von diesen schlauen Feig-

lingen überlistet. Die detaillirte Geschichte der Annexion von Corfu, die leicht aus den Relationen und den Protokollen der Senatssitzungen und des geheimen Rathes zusammenzustellen wäre, könnte eines der nützlichsten Hand- und Lehrbücher für junge Diplomaten werden.

Giovanni Paninsacho berichtete seiner Regierung zum ersten Male am 1. Mai 1382 über den neuen Regierungswechsel, der sich auf Corfu vollzogen. Dieses Schreiben bringt dann auch das sehnsüchtige, aufrichtige und ganz spontane Begehren eines großen Theiles der corfiotischen Adeligen zur Kenntniß des Senates venetianisch zu werden. „Gar viele angesehene Barone und Bürger zögen die sichere Herrschaft der Republik den ewigen Schwankungen vor, denen das Königreich Neapel unterworfen sei." Schon am 19. desselben Monats berathschlagte der Senat seine Antwort. „Der Consul solle vor Allem den Adeligen und den anderen gutgesinnten Männern für ihre löbliche Absicht danken. Er habe ihnen weiters zu wissen zu machen, daß solche Treue nie vergessen werden würde. Die Republik werde sie immer gleich ihren eigenen Kindern betrachten, wie die That beweisen werde. Einstweilen möchten sie sich gedulden. Paninsacho möge sie inzwischen ausforschen über die Vorrechte und Privilegien, welche sie zum Danke für so edle Gesinnungen erwarten, also sie durch Hoffnungen, die aber keine Versprechungen sein durften, zur That und zum Ausharren bestechen. Er habe dabei jedes Einzelne in abgesonderte Capitel zu verzeichnen und das ganze Referat sobald als möglich an den Senat zu senden, damit dieser auf das beste für das Wohl des Staates Alles vorsehen könne."

Gleichzeitig beschloß der Senat mit König Carl dem Dritten in Unterhandlung zu treten wegen Abtretung Corfu's. Am 3. Juni 1382 beauftragte er Pietro di Compostella dieselbe zu führen. Insgeheim sollte er zur selben Zeit auch mit

Jacob de Baux sich vertragen, der Republik die Insel gegen ein Darlehen von dreißigtausend Ducaten als Pfand zu übertragen. Denn man wollte gleich von Anfang die Rechtstitel des neuen Eigenthumes nach allen Seiten sicherstellen. Hazardspiele, Abenteurerstreiche, womit sich die Normannen und Anjou Kronen und Länder erworben hatten, waren niemals die Staatskünste der sichergehenden Republik, die eben darum auch ohne wirkliches inneres Verdienst sich den Anschein der unverbrüchlichsten Rechts- und Gesetzmäßigkeit erworben hat. Und dadurch auch hat ihr Staatswesen jenen fortwährenden Charakterzug eines unerschütterlichen Ernstes bekommen, der sie so durchaus achtungswerth machte. Selbst ihre Feste, ihr Pomp und ihre Prachtentfaltung waren ernst, wie es ja auch ihre Kunst in allen ihren Ausdrucksweisen und daheim wie in den Colonien geworden ist. Phrasen, wie sie heute so gebräuchlich sind, finden sich in der ganzen Geschichte des venetianischen Staates keine.

Die Republik rechnete dieses Mal so, daß sie in kurzer Zeit noch größere Ausgaben und Opfer als diese dreißigtausend Ducaten für die Verwaltung werde in Anschlag bringen und dadurch die Insel als möglichst billig erkauft werde behaupten können. Denn Jacob de Baux würde nie im Stande sein ihr diese verdoppelte Summe zurückzuzahlen. Wollte er dieses Versatzgeschäft nicht eingehen, so hatte Compostella die Instruction ihm einen Pacht von jährlich dreitausend Ducaten für Corfu zu bieten. Allein Pietro di Compostella mußte am 17. Juli von Trani melden, daß er Jacob de Baux dort nicht gefunden.

Im November schickte die Republik den Notar Nicolo Girardo wieder an Carl den Dritten und Jacob de Baux ziemlich mit den gleichen Vorschlägen: zwei- bis dreitausend Ducaten jährlichen Pacht oder dreißig- bis fünfzigtausend Ducaten Ankaufspreis und wieder dabei die vorsichtige Weisung,

aber nur mit Zustimmung aller zur Abtretung entfernt Berechtigten das Geschäft überhaupt abzuschließen. Und deshalb kam es dieses Mal noch zu keinem Erfolge für die Republik. Carl der Dritte, der Hauptberechtigte, weil er nun im Besitze stand, scheint nicht so geldbedürftig und deshalb auch nicht so verkaufslustig gewesen zu sein als die Republik voraussetzte. Er lehnte ab.

Sie aber ließ nicht ab davon. Am 12. November 1382 hatte der Senat dem Collegio ducale Vollmacht gegeben zu verhandeln, befehlen, anzuordnen und zu expediren, was er zur Erwerbung Corfu's nothwendig und förderlich finden werde. Die äußerste Umsicht und das größtmögliche Geheimniß war jetzt nothwendig befunden worden, auch wie die italienische Diplomatie unter Cavour solche nächtliche Schleichwege später wieder ging.

Solchen Beschlüssen gemäß setzte Giovanni Paninsacho, der Consul der Republik, im Stillen seine Werbungen fort. Auch der Capitain „des Golfes", wie das adriatische Meer in der venetianischen Amtssprache hieß, Filippo Pisani; der von Tenedos, Giovanni Memmo, und selbst der Botschafter in Constantinopel Lodovico Contarini erhielten am 24. Mai 1383 den Auftrag mit den Baronen von Corfu insgeheim zu unterhandeln, ihnen Waffen zu liefern und Unterstützung zu versprechen. Die Republik setzte alle Mittel in Bewegung, zugleich öffentliche und geheime Verhandlungen mit den thatsächlichen Landesherren, dem vertriebenen Prätendenten, mit den Bürgern, Vasallen und den Beamten, um sie zum Treubruche und zu Schmerzensschreien zu verführen, immer ganz wie es Piemont in den Jahren 1859, 1860 und 1870 wiederholte, um seine Nachbaren und Verwandten zu betrügen und zu bestehlen.

Es ist bewundernswerth wie diese Vorschriften an die Untergebenen selbst das kleinste Detail aller Möglichkeiten

vorsahen und vorschrieben. Welche Köpfe müssen diese leitenden Staatsmänner gehabt, welche Studien damit gemacht haben und welche Sorgsamkeit und Umsicht ließen sie walten. Und über der venetianischen Vorsicht stand noch ihre Geduld. So sehr sie diesen Erwerb von Corfu wünschten, nichts wurde in dieser Action überstürzt, kein vorzeitiger Gewaltstreich gewagt. Ihre Mittel blieben stille, geheime, bis diese so viel vorbereitet hatten, daß, als der rechte Augenblick von der auswärtigen Politik geboten ward, er auch ergriffen werden konnte.

Am 24. Juni 1384 ermächtigte der Senat das Collegio ducale taugliche Personen mit so viel Geldern als nothwendig befunden werde nach Corfu zu senden; ganz cavourisch. Und auch daß diese einzelne Aufstände und Empörungen entzündeten, die gerade genügten den Schein der Unzufriedenheit darzuthun und unsichere Zustände zu erhalten, hat in den letzten zwei Decennien unseres Jahrhunderts in Italien seine Wiederholung gefunden. Im November 1384 und ebenso ein Jahr später berathschlagte der Senat neuerdings wie es anzufangen sei, um die lang erwünschte Beute einziehen zu können. Aber immer noch ohne Ungeduld und Ueberstürzung.

23. Capitel.

Ende der Herrschaft der Anjou. Corfu wird venetianisch.

Worauf die Republik wohl die ganze Zeit über gezählt hatte und was allerdings schließlich zu erwarten war, die Unvorsichtigkeit, welche die venetianischen Gesandten sorgsam zu vermeiden hatten, wurde von ihren Gegnern begangen. Die Neapolitaner confiscirten ein venetianisches Handelsschiff und gaben damit der Republik die erwünschte Gelegenheit, förmlich mit der Regierung von Neapel zu brechen. Nun schien Alles erlaubt und wurden auch wirklich die Bemühungen zur Er-

werbung Corfu's noch angeſtrengter betrieben. Aber doch erſt als die Nachricht kam, 1386, daß König Carl der Dritte in ſeinen ehrgeizigen Beſtrebungen auch die Krone des heiligen Stephan zu uſurpiren in Ungarn gefallen ſei, wagte die ſtarke Republik dieſe ihre heißgenährten Wünſche entgegen der ſchwachen Witwe und dem noch ſchwächeren unmündigen Kinde Ladislaus durch die That zu verkörpern. Am 3. Mai 1386 wurde dem Capitain des Golfes Giovanni Miani die Vollmacht gegeben, mit Jedem, der ihm berufen erſcheine, Unterhandlungen wegen Erwerbung von Feſtungen, Städten und offenen Plätzen zu beginnen. Der Band der geheimen Senatsberathungen über dieſe Epoche fehlt leider in der Sammlung der venetianiſchen Archive, vielleicht (?) durch einen „glücklichen" Zufall, der ſich auch einmal wie ſo vieles dieſer Annexionsgeſchichte in den Bureaux der piemonteſiſchen Verwaltung wiederholt finden wird. Man hat für dieſe letzte Entwickelung der venetianiſchen Pläne auf Corfu nur das Leben der Dogen von Sanudo zur Quelle und die venetianiſchen Annalen des Stefanus Magnus.

Miani kreuzte in Erwartung dieſer Stunde und dieſes Befehles ſchon lange in den Gewäſſern von Corfu. Den Entſchluß der Republik geſchärft hatte erſt die Nachricht, daß Jacopo di Scrovigni plötzlich auf der Inſel erſchienen ſei, um deren Statthalterſchaft zu übernehmen. Er hatte dem Könige Carl in Ungarn gedient, war aber eigentlich ein Dienſtmann der Carrareſen, der Tyrannenfamilie von Padua. Dieſen gefährlichſten Feinden, den unmittelbaren Nachbarn der Republik, dem Francesco Carrara, Herren von Padua durfte der Schlüſſel des adriatiſchen Meeres um keinen Preis und unter keiner Bedingung überlaſſen werden. Gerade deswegen ſtrebte ihn dieſer ſo energiſch an und ſuchte Venedig im Auslande zu faſſen, weil ihm ſolches daheim nicht glücken wollte.

Francesco Carrara ist nicht nur eine der kräftigsten, auch eine der romantischesten Gestalten jener an und für sich schon bunt genug staffirten Zeit, so daß es ein wahrer Schmuck für die Geschichte Corfu's wird, daß auch er seine Thaten in ihre Schicksale mischte. Zwanzig Jahre noch, nachdem er hier auf Corfu von der Republik aus dem Felde geschlagen worden, hielt er sich in Padua mit wahrhaft heldenhafter Tapferkeit, wie nur Homer solche Beispiele in der Iliade geschildert hat. Er und seine Söhne allein bildeten die eigentliche Besatzung. Denn nur ihr Geist und ihr Muth flößten der großen Stadt die Geduld ein, die fürchterlichste Bedrängniß des Hungers und der Krankheiten auszudauern, so daß sie schließlich nur dem Verrathe zum Opfer fiel. Francesco Carrara, der sich auch dann noch in der Festung vertheidigte und nur sicherem Geleite ergab, wurde mit seinen Söhnen in den Kerkern der wortbrüchigen Republik erdrosselt. Selten ist ein großes Geschlecht in einer seines Namens würdigeren Weise zu Grunde gegangen, als das der Carrareser.

Wohl auch weil man sich plötzlich in der corfiotischen Frage einem so starken Gegner gegenüber sah, der das endliche Schicksal der venetianischen Bestrebungen zweifelhaft machte, wurde 1386 noch und selbst unter so drängenden Umständen die Instruction des Golfcapitaines so unbestimmt abgefaßt, daß sie immer noch allen Fällen dienen konnte. Sie konnte Alles bedeuten. Siegte Carrara, so hatte man nur dem Königreiche Neapel Hilfe leisten wollen. Erstarkte die neapolitanische Regierung, so war nichts leichter, als auf Grund dieser Instruction mit dem Scheine der vollsten Wahrheit eine selbst geglückte Occupation und den Golfcapitain Miani zu dementiren. Und man weiß, daß mit dem Dementiren seiner Staatsdiener Venedig nicht sparsam war und dabei niemals eine andere Rücksicht intervenirten ließ, als daß der Zweck für die erlauchte Republik von San Marco jedes Mittel heilige. Kein

Bürger durfte beanspruchen diesem echt als Gemeinwesen constituirten Staate mehr, aber auch nicht weniger zu sein denn in erster Linie ein solches Mittel zu staatlichen Zwecken. Dafür wurde er geboren, dafür hatte er zu leben und jede Stunde zu sterben. Das waren die Menschenrechte einer freien Republik.

Miani aber wußte was er sollte und daß Venedig in diesem wichtigen Augenblicke seiner Existenz die ganze Pflichterfüllung seiner angeborenen bürgerlichen Schuldigkeit von ihm erwarte. In Oesterreich nennt man das seit dem vorigen Jahrhundert sich das Maria Theresienkreuz erwerben. Der Venetianer sah keinen bestimmten und unzweifelhaften Preis vor sich und handelte doch aus eigenem Antriebe. Giovanni Miani landete sofort auf Corfu, wo er vorgesorgt hatte, eine Menge Freunde zu haben. Der mächtige Riccardo d'Altavilla, Castellan von Buthroton, hatte sich schon öffentlich für Venedig erklärt. Es war dieses die königmachende Familie auf Corfu. Dieser selbe hatte geholfen, König Carl den Dritten dort zu inthronisiren, wie wenige Jahre vorher Guglielmo d'Altavilla der Königin Johanna der Ersten von Neapel die Herrschaft auf Corfu verschafft hatte.

Jacopo di Scrovigni mußte sich in die Festung zurückziehen. Aus Venedig kam dann Pietro da Vidore mit Belagerungsgeschütz um ihn zur Uebergabe zu zwingen. Er rettete sich vor dem Sturme insgeheim auf genuesischen Schiffen. Nun nahm Miani das feste Schloß unserer lieben Frau von Cassopo auf der Nordzunge der Insel und zerstörte es. Die ganze Insel war thatsächlich in seinen Händen bis auf die Engelsburg, das hohe Castell San Angelo auf der Westküste der Insel, das sich ein ganzes Jahr lang tapfer unter seinem Burghauptmanne Jacopo da Gaeta für den jungen König von Neapel hielt. Am 28. Mai zog Corfu die Fahne des heiligen Markus auf. Ich glaube, daß dieses einer der glücklichsten Tage in dem Leben des alten Phäakeneilandes

war. Die Bevölkerung huldigte dem Miani, aber eine eigene Deputation wurde gleichzeitig erwählt, um nach Venedig selbst den Act der Unterwerfung und Treue zu überbringen. Sechs Gesandte, zwei als Vertreter der Barone, Perillo Capece und der Königsmacher Riccardo d'Altavilla; drei für die griechisch-italienischen Bürger: Joannes Cavasilas, Graf Nikolaos Tarachaniota und der Notar Antonio d'Enrico, und einer für die Judenschaft, David di Semo, sollten zu diesem Zwecke dorthin abreisen. Es zeigt eine gute bürgerliche Stellung der Juden, daß einer der ihrigen zu einem so feierlichen und glanzvollen Amte zugezogen ward.

Wenige Tage später, am 9. Juni, erklärte die ganze Bevölkerung durch ihren Vertrauensmann, den Richter Anastasios Fiomaco, daß sie den Giovanni Miani freiwillig zu ihrem Hauptmanne und Herren erwähle, weil Carl der Dritte, König von Ungarn, Jerusalem und Sicilien gestorben, die Stadt und die Insel schutzlos verlassen und von den ungläubigen Arabern und Türken bedroht sei.

Zwei Galeeren führten darauf die corfiotischen Gesandten nach Venedig. Giovanni Civrano befehligte die Escadre. Sie wurde ehrenvollst empfangen, in einem besonderen Palaste bewohnt und sechs Monate bewirthet. Das Alles begibt sich gleich reich und großmüthig heute nur noch in den Residenzen des Orientes. Der Vizekönig von Egypten oder der Sultan in Constantinopel und der Schah von Persien üben Gastfreundschaft, wie sie damals die Republik von Venedig in der Uebung hatte, die überhaupt in so vielem durch die fortwährende Berührung mit Byzanz orientalisch geformt und gefärbt worden ist.

Der Doge bestätigte den Gesandten mit goldener Bulle vom Januar 1387 die alten Rechte der Corfioten und versprach, die Insel nie zu veräußern. Eine allgemeine Amnestie wurde

gegeben. Gericht sollte von den Beamten Venedigs nur mit Zuziehung der jährlich erwählten eingebornen Richter gesprochen, Zölle nur erhoben werden, soweit sie der Unterhalt eines Arztes und die Erhaltung der Festungswerfte nothwendig mache. Und nun schickte auch der venetianische Senat eine glänzende Gesandtschaft nach Corfu, um Stadt und Insel zu übernehmen und selbst das Kleinste und Unbedeutendste in der Verwaltung vorzukehren. Aus den edelsten Geschlechtern kamen: Giovanni Barbarigo, Saraceno Dandalo, Michele Contarini, Pantaleone Giustiniani und Marino Malipiero als Provveditoren. Auch den Bau eines Regierungspalastes hatten sie sogleich zu veranlassen, wo die adeligen Herren der Insel würdevoll über die Geschäfte der Colonie würden berathen können. Dem Bailo und seiner Familie sollten sie die Amtswohnung auf Staatskosten anständig herrichten. Denn Venedig ist einer der wenigen Staaten gewesen, der immer begriff, daß der äußere Anstand in der Verwaltung nicht weniger Werth habe als der innere Gehalt. Das mens sana in corpore sano galt bei ihm auch für das Staatswesen und zwar im weitesten Sinne. Und darum muß es angenehmer gewesen sein, Bürger zu sein dieses durchaus classisch schön gebildeten Venedigs als irgendwo anders. Nicht das gewaltige Civis romanus sum klingt ehrenvoller, obwohl es ihm verwandt ist. Denn Rom arbeitete mit gröberen und roheren Mitteln. Es war in dieser Beziehung beinahe schon so barbarisch kräftig als die Barbaren selbst, die es dann zerstörten. Und doch hat Rom kaum so viel Dauerndes in die Welt gestellt, als dieses kleine, diplomatische, in das Wasser gebaute Venedig. Und so sehr stehe ich unter diesem Zauber des venetianischen Wesens, daß ich jedesmal, wenn ich in die Lagunenstadt wieder einfahre, mein liebevolles Herz zu ihr in der Freude des Wiedersehens bis zu Thränen gerührt fühle und noch jeden heutigen ihrer Bürger mit besonderer Achtung und

mit Neid betrachte, denn nirgends möchte ich lieber geboren sein und eingebürgert leben als in Venedig.

24. Capitel.

Wie Venedig sich Corfu sicherte und verwendete.

So war Corfu venetianisch geworden, um es bis auf unsere Tage herab zu bleiben. Es wurde dieses nicht seine unglücklichste Zeit, wie denn überhaupt das Leben unter dem Markusbanner kein verächtliches war. Konnte man nicht mehr civis romanus sein, so war der Bürger von Venedig wohl die geachtetste Persönlichkeit durch die ganze civilisirte Welt, wie es heute der Engländer ist. Denn auch in diesem Punkte gleichen sich die venetianischen und englischen Schicksale.

Mit Energie wurde nun an die Verwaltung der Insel gegangen. Schon im Jahre 1387 war der Beamtenstand definitiv organisirt, der sie zu handhaben hatte. Der erste Bailo war Luigi Priuli von 1387 bis 1389. Und reichlich wurden von der neuen Regierung die Belohnungen ausgetheilt, sowohl an die Einzelnen, die sich bei der Uebergabe der Insel an die Republik freundlich gezeigt hatten, wie an die ganze Bevölkerung, die gebunden werden sollte. Mehrere edle Herren erhielten das kostbare Bürgerrecht von Venedig, so zum Beispiele Perillo Capece und Joannes Cavasillas. Anderen wurden die Lehen bestätigt und neue verliehen, Pensionen zugesichert. Der Preis des Salzes wurde herabgesetzt, die Ausfuhr der Knoppereiche (Vallona) gestattet; ein Baum, der heute beinahe nicht mehr auf Corfu existirt, dessen Frucht damals aber häufig und ein einbringlicher Handelsartikel gewesen zu sein scheint. Auch den Juden wurden die Privilegien bestätigt, die sie schon von der Dynastie Anjou-Tarent erhalten hatten, und neue dazu gegeben. Es war ihnen zwar auch hier nicht

gestattet Haus und Boden zu besitzen oder solches unbewegliches Gut zu pachten. Diese Beschränkung ging als Erbschaft des feudalen Staates in die venetianische Verwaltung über. Aber sie sollten nun nicht höher als die Christen besteuert werden, nicht am Sabbate citirt und zu Henkersdiensten verhalten werden. Nur das Abzeichen auf der Brust, der gelbe Tuchfleck, blieb ihnen. Dagegen sollten sie künftighin nur „mäßig gesteinigt werden", wenn die christlichen Processionen an den Festtagen Litaneien singend durch den Ghetto zögen. Denn die alte Sitte war gewesen, daß sie an solchen kirchlichen Gedächtnißtagen immer noch zur Strafe, weil sie den Erlöser gekreuzigt hatten, von den Thürmen und Mauern herab mit Steinen beworfen wurden, wovon sie sich nur mit starken Geldzahlungen entbinden konnten. Sie durften sich in eine selbständige Gemeinde mit besonderem Rathe constituiren, der seine Beamten wählte. Der Bailo selbst mußte diesem Wahlacte vorstehen, wie die Juden dann auch bei allen politischen Ceremonien und Aufzügen der republikanischen Verwaltung auf Corfu ihre Vertretung und ihren eigenen Platz hatten. Und Zins sollten sie bis zu zwölf Procenten erheben dürfen. Man sieht David di Semo hatte sich nicht umsonst als Vertreter des Ghetto der Huldigungsbotschaft angeschlossen, als die Corfioten der Republik die freiwillige Unterwerfung der Insel anzeigten. Das Alles mag uns immer noch grausam und enge erscheinen, war aber mehr als die damaligen Vorurtheile sonst im Allgemeinen noch zuließen und mehr auch als den Juden auf den anderen jonischen Inseln gestattet war. Als Venedig 1571 die Juden aus seinen Staaten wies, nahm ein anderes Decret des Dogen vom 24. November 1572 ausdrücklich die Israeliten Corfu's aus. Sie mehrten sich denn auch hier ansehnlich. 1588 waren ihrer nur 400 auf Corfu, 1760 schon 1171.

Im Juni 1389 wurde der Venetianer Marco Giuſtiniani zum Erzbiſchofe ernannt. Am 18. Januar des darauffolgenden Jahres beſtätigte die Republik den griechiſchen Papas ihre Freiheiten.

Die Beſitzungen unverbeſſerlicher Anhänger der Anjou wurden eingezogen und an Andere verkauft, die verfallenen Feſtungswerke hergeſtellt und verbeſſert, und der Hafen gereinigt und vergrößert. Im December des Jahres 1395 bewilligte der große Rath zum Ausbaue des Caſtells von Corfu ſehr bedeutende Summen.

Angeſichts dieſes Ernſtes, den Venedig an die Behauptung ſeines neuen Beſitzes ſetzte, verging auch den Anjou von Neapel der Muth, ihn mit Entſchloſſenheit zurück zu verlangen. Die Witwe Carl des Dritten, die Königin Margaretha, die für ihren minderjährigen Sohn Ladislaus die Regentſchaft führte, hörte zwar nicht auf für ihren Erben auch Corfu zu beanſpruchen. Im December 1387 ſuchte der Graf Antonio Aquaviva di San Flaviano zwiſchen ihr und der Republik zu vermitteln. Aber die letztere lehnte ſehr entſchieden jede Verhandlung ab. Erſt am 26. Auguſt 1402 verzichtete König Ladislaus von Neapel auch rechtlich auf Corfu gegen eine Zahlung von dreißigtauſend Ducaten, welche ihm die Republik leiſtete. Es koſtete ihm ſchwere Selbſtüberwindung Corfu definitiv abzutreten. Noch am 1. Februar 1400 hatte er Lehen dort verliehen und beſtätigt, ohne daß natürlich die Republik dieſe Rechte gelten ließ. Nur ſeine große Geldnoth ließ ihn endlich den Verzicht leiſten. Am 18. Juni 1402 ermächtigte er den Doctor juris Tommaſo Scrimanio und den Marino d'Arcella den Verkauf ſeiner Rechte abzuſchließen.

Und nun konnte Venedig völlig ungehindert Corfu zu der Aufgabe ausbilden, weshalb es dasſelbe ſo lange ſich gewünſcht hatte: das adriatiſche Meer damit zu ſperren und von dort aus mittelſt anderer ähnlich bewerkſtelligter Annexionen ſeine

Macht im Oriente auszubreiten und zu befestigen. Von Corfu aus sollte soviel als möglich vom umliegenden Festlande und den Inseln für Venedig erworben werden. Centrum aller dazu erforderlichen Machinationen wurde Corfu und das Instrument seine Regierung. Ihr wurde vom Senate aufgetragen, in dieser Richtung zunächst Avlona, das feste Schloß von Kanina, Janina und Argirocastron in's lüsterne Auge zu fassen. Ebenso wurde später von dort aus St. Maura erworben und als 1484 Kephallonien, das die Republik schon ihr eigen geglaubt hatte, wieder dem Sultane Bajazid zurückgegeben werden mußte, erhielt die Regierung in Corfu zugleich mit der Anzeige, daß Zante das definitive Eigenthum der Republik geworden und dem Regimente auf Corfu unterstellt sei, den Auftrag, Alles zu versuchen, um auch Kephallonien auf den üblichen Schleichwegen wieder zu erlangen. Nur vorsichtig solle man dabei sein, damit Niemand Kenntniß von diesem Wunsche der Republik erhalte.

Aber die Hauptsorge Corfu's während der ganzen Regierungszeit der Venetianer wurde der Türke. Zuerst schon 1392 hetzte ihn König Ladislaus von Neapel dorthin. Er suchte die beiden Günstlinge Jakub Pascha und Timurtasch des Sultans Bajazid zu gewinnen, daß sie ihrem Herrn die Occupation der Insel anriethen. Denn der Muselmann ist überall nach Europa zuerst von einem Christen gerufen und eingeführt worden. Er selbst hätte nicht so leicht den Weg über das mittelländische Meer gefunden. Damals lenkte im letzten Augenblike Attika die Sorge ab. Aber die Republik ließ sich diese Warnung zur Lehre sein. Fort und fort wurden wegen dieser Türkengefahr die Befestigungen auf Corfu vergrößert und erneuert, Truppen dorthin gesandt und Gelder geliefert, auch die Nachbarschlösser des Festlandes dann um eben dieser Vertheidigung willen dem Bailo von Corfu untergeordnet. 1414 verfügte der Senat dieser Türkengefahr wegen

auch die Befestigung der Vorstädte. Corfu wurde in dieser Weise bald das kriegerischeste Bollwerk der klugen Republik. Eine Flotte, die dort immer kreuzte, vermehrte noch seine Stärke, so daß man ihm wohl durch irgend eine flüchtige Plünderung einer abgelegenen Küstenstelle schaden konnte, wie dieses 1432 die Türken und Genuesen versuchten, aber kein Feind bleibend seinen Fuß daraufstellen konnte, so lange das Banner mit dem Markuslöwen von den Zinnen der hochgegipfelten malerischen Felsenburg herabwehte. Die Veste von Corfu ist durch Venedig zu einer Jungfrau geworden, die Viele umwarben, die sich aber nie ergab.

25. Capitel.

Der politische Verwaltungsorganismus der Venetianer auf Corfu.

Die gleiche Sorgfalt widmete Venedig auch dem Detail der inneren Verwaltung auf Corfu. Die oberste Führung und Leitung behielt es natürlich in eigenen Händen. Der große Rath der Republik selbst bestellte und erwählte sie. Nach alter Gewohnheit führte dieser vornehmste Vertreter der Republik den Titel eines Bailo. Bis 1420 stand er in seinem Amte ganz allein. Erst vierzig Jahre nachdem Corfu venetianisch geworden war, wurde diese etwas allzu allmächtige Absolutie durch die Beisetzung von drei anderen venetianischen Räthen beschränkt. Zwei davon waren wirklich nur förmliche Beiräthe, Camerlinghe für alle Civil- und Criminalstreitigkeiten; der dritte aber, welcher Proveditore hieß, entschied über alle Lehenspflichten, Steuer- und Abgabenrückstände, die Zwistigkeiten zwischen Militär- und Civilpersonen; verfügte über die Militärmacht, deren Beistand er dem Bailo zusagte oder ver-

weigerte, und hatte in dieser Eigenschaft auch die Wohnung in der Festung und den Befehl über die Insel Paxos. Unseren Begriffen erklärt man also dieses am deutlichsten, indem man sagt: der Bailo war der venetianische Civilgouverneur auf Corfu, der Proveditore der Militärgouverneur. Den kriegerischen Zeitumständen entsprechend, wurde der Letztere bald der Erste und der Erstere der Zweite, trotz der ursprünglich anders gestellten Rangordnung. Später fiel dann in der Regel die Würde des Bailo und des Proveditore in einer Person zusammen. Jedes dieser Aemter war zweijährig. Auf ihre Ablehnung stand eine Pönalstrafe von fünfhundert Ducaten. Mit ähnlichen Strafen war verboten ihren Trägern Geschenke, Denkmünzen, Denkmäler zu votiren, zu geben, zu schlagen und zu errichten. Trotzdem ist dieses später, hervorgerufen durch die Eitelkeit mancher Gouverneure, oft geschehen. Der Bailo und der Proveditore correspondirten directe mit der heimischen Regierung. Sie hatten ihren eigenen Beamtenstand, einen Kanzler und zwei Secretäre und mußten aus ihren eigenen Mitteln wenigstens jeder zwei Diener halten. Nach ihrer Heimkehr hatten sie wie die Diplomaten eine Relation dem großen Rathe zu erstatten und die Mittel anzugeben, wie allenfalls der Verwaltung der Colonie aufzuhelfen, was darin zu verbessern sei.

Für die zwei Festungen der Stadt Corfu erwählte auch der große Rath in Venedig die Hauptleute, einen Castellan und einen Capitän.

Ueber Alles aber stellte sich mit der Zeit in Corfu die Gewalt des Proveditore generale del Levante. Durch das ganze Mittelmeer erhielt er auf allen venetianischen Besitzungen die oberste Hand. Nur wenn der für Constantinopel bestimmte Botschafter oder ein in Thätigkeit stehender Generalissimus Corfu berührte, abdicirte der Proveditore generale für die Zeit der Anwesenheit dieses hohen Gastes seiner Macht. Mit

den Schlüsseln der Festung, welche in die Hände des erlauchten Ankömmlings gelegt wurden, ging diese an den Botschafter oder General über so lange sie in der Burg wohnten, wo ihnen auf das stattlichste das Quartier hergerichtet werden mußte.

Der große Rath hatte 1500 nach dem Falle von Modon, wo bis dahin der Proveditore generale del Levante ansässig war, wohl einen Augenblick daran gedacht, ihn nach dem nahe gelegenen Zante zu verpflanzen. Daß aber inzwischen das venetianische Arsenal in der Bucht von Govino auf Corfu eingerichtet worden war, zog nothwendigerweise auch den Sitz dieser Würde und des ganz auf die Meeresherrschaft gestellten Amtes dorthin.

Mit immer größerem Glanze wurde es dort umgeben. Schon die gesetzlich vorgeschriebene Empfangsfeierlichkeit brachte die Bedeutung zur Anschauung, welche der Proveditore generale del Levante nach den Absichten der zu oberst Regierenden in dem Organismus der venetianischen Colonialverwaltung haben sollte. Die ganze Bevölkerung der Insel, nicht blos der Stadt Corfu, sollte sich daran betheiligen, wie Venedig überhaupt die religiösen und öffentlichen Festlichkeiten immer als sehr wichtig für die politische Leitung seines Volkes gefaßt hat. Panem und circenses vergaß die Adelsrepublik so wenig als die ältere kaiserliche am Tiberstrome. Ein eigenes Ceremonialbuch bestand und findet sich heute noch auf Corfu, welches jede Einzelnheit bei dem Empfange der verschiedenen republikanischen Beamten, der Eröffnung des großen Rathes, der Inthronisation des katholischen Erzbischofs, des griechischen Großpapas, der politischen und kirchlichen Gedächnißtage vorschrieb. Kein Mehr und kein Weniger war gestattet, und heutige Gleichmacher müssen es sich gefallen lassen, daß man ihnen beweist, wie kein Hof mehr die Etikette so strenge hält als ehemals die Republik Venedig.

War die Ankunft eines neuen Proveditore generale del Levante auf Corfu erwartet, dann mußte der dortige große Rath zuerst ein Comité erwählen, das mit allen Vorbereitungen zu dessen feierlichem Empfange beauftragt wurde. Diesem wurden die erforderlichen Geldmittel hierzu bewilligt. Nach altem Brauche hatten die Juden die Straßen, über welche der Einzug ging, mit Teppichen zu bedecken. Die Vorsteher ihrer Gemeinden standen dann vor der Schloßwache mit Blumenkörben und verneigten sich tief vor dem gefeierten Aus- und Eingehenden. Bei allem Folgenden spielte die Kirche und ihre Geistlichkeit die erste Rolle und zwar haben diese Festordnungen auf Corfu das Eigenthümliche, daß die katholische und griechische Priesterschaft immer zugleich erschienen. War der Proveditore angekommen, so begab sich die gesammte Geistlichkeit zwei und zwei in Procession nach der Schloßkirche der alten Festung. In der Capella del Carmine legte der Erzbischof die kirchlichen Gewänder an. Inzwischen begab sich der Proveditore generale von seiner Wohnung unter den Uhrthurm, der im Hofe der Burg stand. Dort waren Teppiche, ein Kissen und der Thronhimmel hergerichtet und knieend küßte er das Kreuz, welches ihm nun der Erzbischof im großen Ornate entgegen brachte. Der ganze Hofstaat, alle Truppen mit den aufgepflanzten Fahnen und das Wappen des Proveditore auf den Lanzenschäften tragend umgaben ihn dabei und präsentirten die Waffen. Die Glocken fielen tönend ein und die Kanonen der Wälle und der Flotte donnerten. Unter diesem Gelärme setzte sich der Zug von der alten Festung über die Glacis nach der Stadt in Bewegung. Man denke sich als seinen scenischen Hintergrund die zweigethürmte malerische Felsenburg; die schönen Marmorwälle der Venetianer um diese gezogen; prächtige Thore und Brücken, geschmückt mit dem Markuslöwen, der die Klaue auf dem pax tibi liegen hat; rechts und links neben der ragenden

Feste unter tiefem, wild zerklüftetem Klippenabsturze das blaue Meer ausgebreitet; darüber hinaus Aussicht bis nach der Südspitze der schön gehügelten Insel und bis nach Leukadien und Nikopolis hin; im Norden aber und hinter der Burg die See geschlossen durch mächtiges, hohes, alpenähnliches Gebirge, und vor dem Zuge die Stadt stehend, der er feierlich zuschritt, und über ihr die grünen Olivenberge Corfu's aufsteigend: und das Bild wird so prächtig und schön, daß man nur beklagen kann, wie Canaletto nicht Veranlassung hatte, auch von dieser Ceremonie des venetianischen Staatslebens uns ein Gemälde zu hinterlassen, gleich denen, welche er uns von so vielen anderen Festlichkeiten und Empfängen vermacht hat.

In der Kirche angelangt, wurde der Proveditore zuerst von dem Erzbischofe eingeräuchert. Dann schritt der ganze Zug zu dem Hochaltare hinauf. Dort nahm der Proveditore unter einem Baldachine Platz. Der Erzbischof sprach die üblichen Gebete und gab schließlich dem ganzen Volke den Segen. In eben solchem Aufzuge ging der Proveditore darauf nach der griechischen Kirche des heiligen Spiridione, verrichtete an dessen Leichname ein Gebet, ließ sich einräuchern und hörte der Lobrede eines Corfioten auf ihn zu, die dieser vor den Stufen des Gebetpultes zu halten hatte. Der Proveditore trug bei alledem einen Purpurmantel, hatte das Schwert umgegürtet und hielt in der Hand ein Scepter. Nachher gab er ein großes Festmahl.

Ganz ähnlich, vielleicht noch umständlicher und prächtiger sogar war sein Empfang in Zante und Kephallonien, welche er alle der Reihe nach zu besuchen hatte. So war überall durch seinen ganzen Amtsbezirk dafür gesorgt, daß sich von seinem ersten Erscheinen an nur Ehrfurcht ihm nahen durfte und eine heilige Scheu in den Gemüthern der Corfioten und der anderen Insel-Griechen den Proveditore generale der

venetianischen Republik umgab. Auch wurden wenige Posten immer mit größerer Vorsicht von dem Senate besetzt. Man konnte sagen: es wußte jeder Venetianer, daß das Wohl und das Wehe, die Bedeutung und Zukunft der Republik in den Händen dieses Proveditore der Levante ruhten. Denn das Mittelmeer und seine Colonien, der Handel darauf und mit den Inseln, mit Constantinopel und Kleinasien waren auch im Bewußtsein des Venetianers die Stärke und das Herzblut seiner Vaterstadt. Und daß er in Corfu residirte, zeigt allein schon von welcher Bedeutung diese Insel für das venetianische Staatsganze war. Das erklärt Manches der überraschenden Sorgfalt, welche wir in der Geschichte Venedig's für die innere, auch die municipale Verwaltung dieser Insel finden, und die prachtvollen Bauten, welche auf diesem entfernten Eilande noch aufgeführt wurden. So verordneten zwei Erlässe zum Beispiele vom 7. Mai 1422 und vom 11. Mai 1440, daß der Bailo und Proveditore jede Privilegiumsverletzung der Corfioten mit hundert Ducaten Strafe zu bezahlen haben. Und in einer Berathung des Senats vom letzten August 1487 wurde der weise Regierungsgrundsatz aufgestellt, daß je sorgsamer die Privilegien geachtet würden, desto mehr die Insel bevölkert zu sehen man erwarten dürfe. Ich möchte wissen, wo in damaliger Zeit Regierungen waren, die so weise Ansichten hatten und sich angelegen sein ließen, sie zur Ausführung zu bringen.

Im Ganzen genommen glaube ich überhaupt, daß es niemals eine väterlichere Verwaltung von Colonien gegeben hat als die von der venetianischen Republik ausgeübte. Ganz gewiß hatte bis dahin die Welt niemals eine wohlgeordnetere Administration gesehen und ist jede Maßregel von dem ernstlichsten Geiste des Wohlwollens zunächst für die Colonie eingegeben, die wir in den gesammelten Senatsbeschlüssen lesen. Gewiß dachte die Republik auch daran ihre Vortheile zu

fördern. Aber das erscheint nie öffentlich. Sie war wohl so klug sich still zu sagen, daß indirecte ihr aus einer sorgsamen Haltung ihres Eigenthums der oberste Vortheil erwachsen müsse. Es war eben wie überall die außerordentliche Klugheit, welche das venetianische Staatswesen beherrschte, die sich auch in der Colonialverwaltung aussprach, Klugheit, wie sie die Welt niemals vorher und kaum jemals nachher im Staatsdienste hat walten sehen. Denn Rom und Athen verwalteten so uneigennützig nicht ihre Provinzen, und wie England und Frankreich es noch bis vor kurzem trieben, haben wir Alle schaudernd miterlebt.

26. Capitel.

Das Selfgovernement auf Corfu.

Alles was nicht Bezug hatte auf das Band mit Venedig überließ die Republik von Anfang an den Corfioten selbst. An der Spitze ihres Gemeinwesens stand ein oberster Rath von siebenzig, später von hundertfünfzig Mitgliedern. Er scheint ursprünglich auch bürgerliche und fremde Elemente mit aufgenommen zu haben. Corfu aber ist in seinem eingebornen Wesen ein aristokratisch-oligarchisch angelegtes Land. Es wurde daher mit strengen Gesetzen Alles was ein Handwerk trieb aus diesem Rathe ausgeschlossen. Nur Adelige sollten darin tagen und später wurde hinzugefügt, daß auch nur solche mitstimmen dürfen, welche ein Haus in der Stadt besaßen. Um zu hindern, daß sich irgend ein nicht Qualificirter in diese heilige Versammlung von Kleinstädtern einschleiche, wurde 1582 die Anlage eines goldenen Buches beschlossen, in welchem alle adeligen Familien Corfu's zu verzeichnen waren. Auch die natürlichen Söhne dieser vergoldeten Familien wurden ausgeschlossen durch einen Rathsbeschluß vom 4. Mai 1599. So finden sich alle Vorurtheile der damaligen Zeit

auch auf Corfu. Die Welt im Großen und Ganzen denkt zu gleicher Zeit doch in jedem ihrer Winkel auch immer gleichartig und gleichförmig.

Dieser oberste Rath gab sich aber bald nur mehr die Bedeutung einer obersten Wahlbehörde, und zu diesem Behufe trat er jährlich auch nur einmal zwischen dem October und November zusammen. Das Parlamentshaus stand auf dem freien Raume zwischen der Festung und der Stadt. In dem großsprecherischen Paris würde man diese Spianata Marsfeld genannt haben. Das Gebäude war 1592 unter dem Bailo Vincenzo Calbo errichtet worden. Zwei Tage schon vor der Eröffnung des Rathes läuteten ununterbrochen die Glocken und ebenso am Tage selbst. Die Mitglieder brachten ihre Waffen mit. Und da es sich meist um Personalfragen handelte, also um dasjenige, was die materiellen Interessen am individuellsten berührt, scheint die Sitzung oft den Charakter des heutigen athenienſischen Parlamentes angenommen zu haben. Der Bailo präsidirte. Er und die übrigen venetianischen Beamten stimmten mit, aber ohne jedes Vorzugsrecht.

Das geschätzteste Recht des Rathes der Hundertundfünfzig wurde die Zulassung neuer Adeliger. Später, aber schon um 1633, wurde der Adel oft um Geld vergeben, welches zu gemeinnützigen Zwecken verwendet ward. Ohne daß es gesetzlich bestimmt war, wurde es Regel, daß tausend Zechinen der Preis sei. Fand sich keine solche Verwendung für die Summe, so ging sie in die Casse des Monte di Pieta, wurde also ein Werk der Wohlthätigkeit. Starb eine Familie aus dem goldenen Buche aus, so mußte sie ersetzt werden.

Der große Rath wählte weiters alle Magistratsbeamten, die Sindici, deren ursprünglich vier, dann drei waren, die den eigentlichen Finanzdienst besorgten; die Censoren, welche die Rechnungslegung der Sindicatwirthschaft prüften; die drei

Richter, zwei Marktbeamte und andere polizeiliche Persönlichkeiten, Alle nur auf kurze Zeit. Apellinstanz gegen alle diese Behörden waren die Gerichtshöfe in Venedig. Nur was unter dem Werthe von fünfzig Zechinen war, konnte nicht außer Landes gehen.

Aus dem Rathe der Hundertundfünfzig wurde ein engerer von sechzig ausgelost. Die eigentliche Verwaltung des Gemeinwesens handhabte aber erst der Rath des Conclave. Er bestand aus den drei Richtern, den vier Sindici, den zwei Censoren und aus drei Beisitzern, welche aus den Hundertundfünfzig eigens in diese Kammer gewählt waren. Wenigstens acht Mitglieder des Conclave gehörten zu einem giltigen Beschlusse. Es vereinigte sich auf Grund seines eigenen Rechtes. Die Vorlagen gab es sich selbst oder die venetianische Behörde oder jeder einzelne Bürger, der ein Interesse in einem Geschäfte hatte. Ohne vorheriges Gutachten dieses Conclaves konnte der Rath der Sechzig über nichts beschließen. Das Erscheinen im Conclave war geboten. Wer nicht kam, ohne daß ihn gewichtige Gründe entschuldigten, wurde für fünf Jahre auch vom großen Rathe ausgeschlossen. Die Sitzungen des Conclave wurden ursprünglich in Privathäusern und selbst in Kirchen abgehalten. Das hatte viele Störungen zur Folge. Ein herzogliches Decret vom 10. December 1627 erlaubte deshalb der Gemeinde Corfu vier- bis fünfhundert Ducaten aus der venetianischen Regierungscasse zu entnehmen, um in einem Zubaue an den Palast des Bailo ein würdiges Locale für die Versammlungen des Conclave einzurichten.

27. Capitel.

Das Steuerwesen.

Weniger in allen Einzelheiten bekannt gemacht als die politische, municipale und richterliche Verwaltung haben uns

die Relationen der venetianischen Proveditoren die Cameralverwaltung, das Finanzwesen Corfu's und seiner Nachbarinseln. Es gab directe und indirecte Steuern. Die ersteren erhoben sich als Zehnte von der landwirthschaftlichen Production. Alle zwei Jahre hatte eine neue Schätzung des Bodenertrages stattzufinden, um diese Abgabe allmählich zu erhöhen. Doch lasteten auch einige bestimmt bemessene Steuern auf ein paar Industrien. Die Erhebung dieser directen Steuern wurde verpachtet, der Pachtvertrag vom Proveditore abgeschlossen. Seine definitive Vergebung unterlag jedoch noch der Genehmigung des venetianischen Senates. Bei der Eintreibung wirkten zwei vom großen Rathe ernannte Steuerbeamte mit, welche darüber zu wachen hatten, daß von beiden Theilen keine Unbilligkeit eingeschmuggelt werde, und welche allenfällige Streitigkeiten zwischen dem Zahler und Pächter auf dem Flecke schlichteten.

Indirecte Steuern, welche also den Producten selbst auflagen, gab es eigentlich nur bei der Aus- und Einfuhr. Dabei kam nun das venetianische Handelssystem zum Ausdrucke. Sie wollten allen Handel für den Hafen von Venedig monopolisiren. Nur dorthin und nur von dort sollten die Bewohner der Insel aus- und einführen. Man tadelt dieses heute und doch ist Venedig unzweifelhaft mit dieser nach unseren Begriffen irrigen nationalökonomischen Auffassung groß geworden und sind auch die jonischen Inseln dabei wohlhabender gewesen als jemals früher. Wenn man eben nicht blos die Theorie, auch die Geschichte der Nationalökonomie studirt, lernt man erkennen, daß keine Lehre außer der des Evangeliums als eine ewige Wahrheit zu respectiren ist. Alle übrigen leben und sterben mit ihrer Zeit, wie denn nichts irdisch Geborenes absolut zu fassen ist, sondern nur im Zusammenhange, in Beziehung auf seine Mitwelt. Alles hier unten ist Geschichte und muß geschichtlich bleiben. Die Berge selbst stehen, um zu fallen.

Dieses engbrüstige Merkantilsystem gibt übrigens eine neue Aehnlichkeit zwischen der Entwickelung und Stellung Venedigs und Englands. Die große Elisabeth und Cromwell haben nicht weitherziger für ihre Colonien gedacht und alle folgenden Regierungen auch dort diese engen Statuten so lange als möglich festgehalten.

Ein Bericht des Provveditore Marco Molin vom Jahre 1590, gibt das Jahreserträgniß Corfu's aus diesen beiderlei Steuern für die venetianische Kammer mit durchschnittlich vierzehntausend Ducaten an. Bei seinem Abgange ließ er 50.290 Ducaten in der öffentlichen Kasse. Aber in die Kammer von Corfu flossen auch die überflüssigen Einnahmen von Zante und Kephallonien, welche Inseln immer reicher in ihrer landwirthschaftlichen Production waren. 1762 soll die Einnahme Corfu's sich auf 20.422 Zechinen belaufen haben und 1760 bezifferte der General-Provveditor Francesco Grimani das effective Gesammteinkommen der venetianischen Kammer auf den jonischen Inseln mit 90.000 Zechinen, das waren 247.000 Ducaten. Nachdem er dazu die Gehalte der aus den Landescassen besoldeten Beamten und noch andere Vortheile gezählt, rechnet Grimani einen jährlichen Gesammtgewinn von mindestens 548.000 Ducaten aus, welchen der Besitz der jonischen Inseln der Republik eintrug.

Nach seiner Angabe wurde dieser von einer Bevölkerung von 164.000 Menschen erworben, darunter Corfu mit 48.484 Einwohner. Die Belagerung Suleiman's hatte der Insel 20.000 Menschen gekostet, die als Sclaven entführt worden waren, so daß 1578 nur noch 19.221 Seelen dort lebten. Zehn Jahre später war diese Zahl erst auf 19.633 gestiegen, 1602 auf 22.170; 1611 auf 23.800; 1613 auf 25.460; 1616 auf 27.056. Die Blüthezeit der Insel unter venetianischer Herrschaft muß also in die zweite Hälfte des sieb-

zehnten und in die erſte des achtzehnten Jahrhunderts gedacht werden.

Die Landbevölkerung haftete, wenn auch nicht durch rechtliche Bande, ſo doch durch That und Gewohnheit auch auf dieſen griechiſchen Inſeln an der Scholle: glebae adscripti. Und ebenſo den anderen europäiſchen Zuſtänden ähnlich waren die Handwerker in Vereine gegliedert. Nur daß die Zwecke dieſer Genoſſenſchaften hier beinahe ausſchließlich auf Wohlthaten, auf Unterſtützung der Kranken und Altersſchwachen gerichtet waren. Zunft und Gewerbezwang, Selbſtverwaltung und Genoſſenſchaftsprivilegien in anderer Beziehung exiſtirten nicht. Inſoferne hat ſich das Gewerbeweſen auf Corfu und den andern joniſchen Inſeln immer freier erhalten. Jedes Gewerbe hatte ſeine Kirche, ſeine eigene Standesfahne und erhielt durch kleine Beiträge ſeine Arbeitsunfähigen. Das war ziemlich der ganze Inhalt und die Aufgabe der Gewerbeordnung unter venetianiſcher Herrſchaft auf Corfu.

Im Allgemeinen übte übrigens der Staat dieſe gemeinnützige Vorſorge für Bedürfniſſe einer außerordentlichen Nothlage. Mit ſeinen Mitteln hatte er Siechenhäuſer, Spitäler und Findelhäuſer eingerichtet. Ein Leihhaus, Monte di Pieta, beſtand auf Corfu ſeit 1630. Der General-Proveditor Piſani hatte es zuerſt errichtet mit kleinen Zulagen, die er einigen Steuerſätzen beilegte. Schlechte Verwaltung brachte es in Verfall. 1768 mußte es der General-Proveditor Andrea Dona mit freiwilligen Beiträgen ein erſtes Mal und 1779 der General-Proveditor Giacomo Piſani ein zweites Mal auffriſchen. Aber die eingreifendſte Inſtitution dieſer Art waren die öffentlichen Getreideſpeicher. Man nannte ſie Fondachi oder publici granai. Die Inſeln producirten damals wie heute nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf. Es mußte zugeführt werden. Jede Inſel hatte nun ihren ſtaatlichen Speicher, eine Art Bank, aus welchem dem Bäcker Getreide für einen Monat,

dem Einzelnen für ein Jahr vorgeschossen wurde gegen solidarische Haftung aller seiner Ortsgenossen für die Rückzahlung. Schon 1443, also kaum da Venedig den Fuß auf Corfu gesetzt hatte, wurde diese in jenen nothvollen Zeiten doppelt wohlthätige Institution eingeführt.

Und ich frage hier wieder, wie viele Regierungen haben damals und selbst heute noch väterlicher für ihre Colonien vorgesorgt?

28. Capitel.

Das Lehenswesen.

Auch das Lehenswesen ward auf Corfu sorgsam von den Venetianern gepflegt. Sie waren eigentlich die ersten gewesen, die 1207 schon bei ihrer ersten Besitzergreifung diese ganz europäische Institution auf die griechische Insel einführten und zwar gleich zu Anfange mit dem bewußten Zwecke, den sie dann immerfort dort behielten, die Fremdherrschaft zu befestigen. So nahm sie auch König Manfred an und er handhabte das ihm so wohlbekannte Mittel noch energischer, um die Gewalt der Hohenstaufen auf Corfu einzuführen. Sein Statthalter Philippo Chinardo wurde dort der eigentliche Schöpfer des Feudalismus. Mit seinen Rittern vertheidigte er den corfiotischen Besitz seines unglücklichen jungen Herrn zugleich gegen die Angeli von Epirus und die Anjou von Neapel, und nur Meuchelmord konnte seine Verwaltung des hohenstaufenischen Erbes zu Falle bringen. Ohne diese belehnte Garde wäre der Osten wie der Westen der Küste jedem Freibeuter offen gestanden.

Die Anjou in Allem, was ihnen angenehm war, die eifrigen Erben der Hohenstaufen entwickelten dann die Institution des Chinardo noch sehr in's Breite, weil dieselbe viele Leute in bleibende Dankbarkeit an sie band, die nur von

ihnen, den fremden Fürsten, ihre Besitztitel ableiten konnten. Gleich unter Carl dem Ersten von Neapel wurde die Insel förmlich in vierundzwanzig Feudalgüter parcellirt. Dafür hatte jeder Belehnte ein bis zwei Pferde, mehrere Fußknechte zu halten und immer jeden Augenblick bereit zur Vertheidigung der Insel zu sein. Jedes Vierteljahr mußten sich die Herren wie die Knechte wohlbewehrt zusammenfinden und den Tag darauf zu Pferde und zu Fuße ihre Uebungen in der Festung machen. Ein eigener Capitain commandirte diese eingebürgerte Heeresmacht, im Wesen doch nicht viel anderes und nicht mehr anzugreifendes und zu tadelndes als die heutigen, nun überall nachgemachten preußischen Musterinstitutionen der allgemeinen Dienst- und Landwehrpflicht. Dafür genoß der Dienstpflichtige auf Corfu den Nutzen seiner Oliven- und Weinzucht, des Flachses, der Gerste und des Getreides, die alle damals dort gepflanzt wurden, mußte aber noch am Tage seiner Belehnung mit all' diesen Schätzen dem Fiscus eine Abgabe der Hälfte ihres jährlichen Erträgnisses zahlen.

Auf dieser einfachen Grundlage des: ich gebe Dir, damit Du gibst, suchten sich die hohenstaufenischen Machthaber in dem ihnen ganz fremden Lande einen Anhang zu schaffen und nach ihnen die Anjou ihren Besitz gegen die griechischen Unterthanen und die Ansprüche der Despoten von Epirus zu bewahren. Und auf derselben bildete sich dann auch das weitere Detail der Regierungs- und Verwaltungsform der Insel aus und endlich auch ihre ganze nächste Geschichte.

So waren Dienstleute der Hohenstaufen und nachher der Anjou auf Corfu geworden: die Familie Aleman aus Frankreich mit einer der bedeutendsten Baronien; Michael de Lunellis; später mit beinahe gerade so großem Besitze Bernardo di San Ippolito, der als Castellan der Burg von Corfu durch den Landesherrn Philipp von Tarent am 7.

October 1310 belehnt worden war. Noch später, 1325, wurde die Baronie Alefchimo, also im Süden der Insel, für den Ritter Vincenzo di Trani gegründet und 1344 mit ihr das erbliche Amt eines Hafenmeisters verbunden. Sie ging auf dessen Sohn Lucio über, der 1365 auch Capitain auf Corfu ward, dann auf den Enkel Pietro di Trani und blieb auch noch bei den späteren Nachkommen. Nur wechselten diese den Geschlechtsnamen in Pettratino, den wir als Patron mit dem Wappen eines Adlerflügels im kleinen Kirchlein des Jason und Sosipathros zu Anti-Momilo schon gefunden haben. Ein anderes Vasallengeschlecht waren die Altavilla geworden, deren erster geschichtlicher Ahnherr Donato d'Altavilla 1326 in der Geschichte Corfu's genannt wird. Ebenso 1326 wurde die Baronie dem Riccardo di Luco verliehen. Am 12. December 1331 wurde der Grieche Joannes Kabasilas mit Gütern in dem Gebiete von Agiru, mit Mühlen bei Kavinachi und anderem Grundbesitze belehnt, dessen Rente mit dreißig Unzen berechnet war. Philipp von Tarent erhob ihn zum Grafen von Aetos, die Baronie wurde die von Paleonori genannt. Eine andere alte Baronie war die der Familie del Bosco, für Guglielmo del Bosco 1308 gegründet. Die letzte Erbin dieses Geschlechtes Jacoba brachte sie ihrem Gemahle Roberto di San Severino. Er verkaufte sie 1332 an Armenia di Lettere, welche dann wieder durch Heirat sie dem Francesco di Marescalco aus Otranto zubrachte. Am 27. Juli 1320 wurde eine Baronie für Gerard de St. Maurice gegründet. Die zwei Baronien, welche der Statthalter Guglielmo Tocco für seine Söhne zusammenstellte, die eine für Pietro Grafen von Martino, Herren von Monte Mileto, wurde die des Grafen von Martino genannt; die andere, womit Lodovico (Lisolo) belehnt war, welcher Admiral und Großseneschal der Königin Johanna der Ersten wurde, ging, da Lodovico kinderlos starb, am 11. December 1360 an den Carlo Minutolo über. Sie lag im Bezirke Oros der

Insel. Die mächtigste unter allen belehnten Baronalfamilien wurde die der Goth oder Ugot.

Die Venetianer brachten in das Lehenswesen wie in Alles, das ihnen unterstand, noch mehr Ordnung und Gesetz. Was nur ungebundene Gewohnheit und dem Eindringen manches Mißbrauches leicht zugänglich gewesen war, das schlossen sie durch die Einführung der Statuten von Napoli di Romania ab, welche die Republik schon im vierzehnten Jahrhundert aus den alten Assisen von Jerusalem hatte ausziehen lassen, um damit die Insel Euböa und Candien einigermassen gesetzmäßig regieren und verwalten zu können. Der Doge Francesco Foscari hatte diese Zusammenstellung ratificirt und ihr Gesetzeskraft gegeben. Das sechste Capitel der goldenen Bulle des Dogen Antonio Venier vom 9. Januar 1387, womit Venedig die Herrschaft auf Corfu antrat, hatte ausdrücklich alle Lehensrechte der Insel bestätigt. Insbesondere war das Recht hervorgehoben, daß alle Vasallen, das waren die Kirche und die Barone, nach wie vor alle sperrigen Unterthanen selbst verhaften sollen, wenn diese ihren Feudalpflichten nicht nachkämen, und daß die Pflichtsäumigen von den Berechtigten vor den Capitain der Insel zu führen seien, damit er jene im Kerker halte, bis zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten. Dagegen nahm auch die Republik die Heeresfolge der so begünstigten Vasallen noch in Anspruch.

Die spätere Zeit, denn in Venedig war man immer bureaukratisch zum Gesetzegeben lustig, bildete dann manches an dem also erschaffenen Zustande um und modificirte vor Allem das zu große Ansehen der Gutsherren im Lande So gab es schließlich unter venetianischer Herrschaft Lehen von drei Arten: erstens solche, welche öffentliches Eigenthum blieben und nur in Abgaben bestanden, welche die darauf Hörigen an die Belehenten zu zahlen hatten; zweitens die eigentlich adeligen Lehen, von denen der Lehensträger den ganzen Besitz hatte bis auf das Eigenthumsrecht der Veräußerung, das

Niemanden zustand, auch dem Lehensherrn nicht, das eigentlich mit der Erschaffung des Lehens vernichtet worden war. Die dritte Lehensform wurde erst durch ein Gesetz vom Jahre 1647 gebildet und bestand darin, daß jeder Bürger von Corfu einen festen Werth von viertausend Ducaten in ein Lehen absondern und binden konnte, um damit oder dafür irgend einen Titel eines Grafen oder Marcheſe zu erwerben. Wofür aber überdies der öffentlichen Casse eine Abgabe von fünfhundert Ducaten zu leisten war. War der Titelsüchtige nicht ohnedies schon mit dem politischen Rechte des Adels begabt, so mußte diese Summe wie auch der Werth des zu fixirenden Lehensgutes verdoppelt werden. Venedig wollte durch diese Institution zugleich seine Casse für die sich immer steigernde Last der Türkenkriege füllen und der nicht zu bändigenden Eitelkeit seiner griechischen Colonialunterthanen ein heimisches Mittel der Befriedigung geben. Denn diese waren in das Ausland gegangen, um sich dort, wenn auch noch so wesenlose, aber klingende Titel und Namen zu holen.

Die Investitur in die Lehen von Corfu geschah durch Ring, Umarmung und Schwur der Treue des Belehnten. Sie konnte in der lateinischen Domkirche zu Corfu durch den Bailo, Provveditore und Capitain dem Vasallen selbst, oder in Venedig durch die Provveditoren der Lehensbehörden einem Procurator des Belehnten gegeben werden.

Uebrigens minderte sich doch die Zahl der Baronien schon unter der venetianischen Herrschaft, weil das Bedürfniß nach dieser Art Pflichterfüllung mit der veränderten Heeresverfassung ein gemindertes geworden war. Viele der alten hohenstaufenischen und angiovinischen Familien starben auch aus, so daß es 1676 nach dem Zeugnisse des General-Provveditore Andrea Giustiniani nur noch vierzehn Baronien auf Corfu gab und auch 1760 Francesco Grimani in seiner Relation wieder nur diese Zahl aufführte. Durch-

schnittlich habe jede derselben damals einen jährlichen Ertrag von dreitausend Zechinen gegeben. Und noch später, ehe die Republik abstarb, war diese Zahl auf zwölf gesunken. Sie gehörten theils venetianischen Adeligen des libro d'oro, theils anderen der in Corfu eingebürgerten neuen Geschlechter. Venetianisch war die Baronie Viara, welche einem Zweige der Familie Marcelo gehörte. Ebenso die Baronie San Ippolito Brunelli und die halbe Baronie Altavilla, welche alle den Vitturi unterstanden; die Baronie Darmera den Donato; die Baronie Duoda, die einmal den Caracciolo gehört hatte, jetzt der Familie Duodo; die Baronie Trona den Tron; die Baronie Canala den Cornaro und die Baronie Rali Frangoni den Barbaro. Corfioten dagegen waren die Marmora in der Baronie Bragadina; die Fiomaco in der gleichnamigen Baronie; die Cappadoca in der Baronie Midei; die Kalichiopulo in der Baronie Gritta und der anderen Hälfte der Baronie Altavilla; die Prosalendi in dem Zigeunerlehen Acingani und der Baronie Gianello.

Es lebten nämlich ungefähr hundert Zigeuner auf Corfu und ihre Gutsherren waren die einzigen Barone, welche fortwährend die eigentliche feudale Gerichtsbarkeit in ihrem ganzen Umfange behielten. Ursprünglich hatte dieses Lehen einem Gianello der Abitabuli gehört. 1464 war es auf einen Michaele der Ugoti (Ugoth, Goth) übergegangen. Da auch diese alte Familie der ersten Ritterzeit mit einem Victor Goth erlosch, fiel das Zigeunerlehen an den Fiscus zurück. 1540 frischte es aber die Republik Venedig wieder auf und belehnte einen Antonio Eparca damit, um ihn für die vielen Verluste zu entschädigen, die er während der fürchterlichen Belagerung des Sultans Soliman erlitten. Er war ein berühmter griechischer Schriftsteller, der sein Lehen mit öffentlichen Vorlesungen bezahlen mußte. Von ihm rührt im reinsten Griechisch eine Elegie her auf den Fall Constantinopel's und ein Brief

an Melanchthon, womit er die Hilfe auch der protestantischen Fürsten gegen die Türken zu erwecken suchte. 1642 ging das Zigeunerlehen an Gerolamo Quartano und durch Heirat einer Tochter Libera dieser Familie mit einem Theodoro Prosalendi an dieses Geschlecht, welches die Baronie bis zum Augenblicke der Aufhebung aller Lehen inne hatte.

Drei der corfiotischen Baronalfamilien der venetianischen Zeit liefern den Stoff zu einem Romane. Vito Darmer war der Vater einer Tochter Isaura. Da der Vater 1413 starb, war sie an Januli Fiomaco, den Sohn des alten Richters und Baronalherren Anastasio Fiomaco vermählt. Noch im selben Jahre entführte sie der Ritter Pietro Malipiero nach Durazzo. Die strenge Republik ließ beide dort ergreifen. Isaura wurde in ein Kloster gesteckt, ihre Baronie confiscirt und Malipiero mit dreimonatlichem Kerker bestraft.

Manzoni und Walter Scott brauchten nicht mehr in einer Chronik zu finden, um spannende Romane daraus zu machen. Die Pest, welche um 1410 Corfu heimsuchte, könnte zu einer effectvollen Einleitung dieser Geschichte verwendet werden, deren malerischer Hintergrund das idyllische schöne stille Corfu für den süßen Beginn des Liebesabenteuers wäre, und das romantische finstere ernste eingeschlossene Durazzo für den melancholischen Ausgang. Die Staffagen wären prächtige glänzende Gestalten der glänzendsten Zeit des farbenprächtigen Venedigs.

Weil aber diese Gesetze des Lehenswesens so unerbittlich rücksichtslos strenge gehandhabt wurden, hat sich diese feudale Institution unseres Mittelalters auf den homerischen Inseln länger als irgendwo in Griechenland erhalten. Es war auch hier wie überall der reine Nutznießungszweck gewesen, der das Lehenswesen eingeführt hatte. Nicht daß der Fürst einem Ritter gefällig sein wollte, war die Triebfeder; daß man Dienste verlangte, bedurfte, hat die Fürsten und

Regierungen zu so vielen Opfern veranlaßt. Der Nutzen schien ursprünglich viel mehr auf Seite des Königs Manfred, seines Statthalters Chinardo, der Anjou's und Venedig's als bei den Baronen, welche in Corfu begütert wurden. Sucht man nicht heute mit ähnlichen Mitteln und zu verwandten Zwecken Colonisten in die abgelegenen Gegenden Australiens und Amerika's zu ziehen? Und wenn nur Andere wollten, würden ihnen die Ungarn und Türken die unbebauten Gründe ihrer großen Länder nicht gerne gegen ähnliche Dienste in ein verwandtes Pachtverhältniß geben? Auch erhielt sich diese Institution der Hohenstaufen auf Corfu so lange als sie den Regierenden wirkliche Dienste leistete. Denn nur sie hat sich selbst gemordet, wie Alles, was aufhört seinen Zweck zu erfüllen. Die göttliche Gerechtigkeit, die diese Welt auf das fortwährende Werden eingerichtet hat, duldet nun einmal nicht etwas müßig Zweckloses. Es ist also ganz unrichtig zu behaupten, diese oder jene Revolution habe eine altberühmte und ehemals schöne Institution aus der Welt geschafft. Das hätte keine Umwälzung und wie mächtig sie auch gewesen wäre, auch nicht die elementare Kraft eines Erdbebens zu Stande gebracht, wenn sich diese Einrichtung nicht vorher selbst, und zwar lange vorher, denn die Geduld der Mitmenschen ist gewöhnlich wie die Gottes eine große, durch Nichtsthun entleibt hätte. Es war dann nur Todtengräberdienst von der Revolution zu thun. Denn solange etwas wirklich nutzt, behaupte ich, lebt es fort. Und so ist das von den Hohenstaufen so stolz auf Corfu eingeführte, von den Venetianern noch fester begründete Lehenswesen erst dann erloschen, als die Verhältnisse ihm seine Aufgabe genommen hatten und Seele und Wille ihm dadurch in Thatenlosigkeit erstorben waren. Mehr oder weniger ist alles Sterben auf dieser Welt Selbstmord. Manchmal wird er nur etwas merklicher und schneller geübt und dann erkannt, gerichtet und verdammt.

29. Capitel.

Die religiösen Verhältnisse zur Zeit der Venetianer auf Corfu.

Neben den Lehensstreitigkeiten ist die innere Geschichte Corfu's hauptsächlich mit religiösen Zwisten gefüllt zwischen den sich überhebenden lateinischen Katholiken und den seit der angiovinischen Occupation völlig niedergedrückten, gesetzlich beinahe ausgelöschten griechischen Christen. Venedig kann es nirgends vorgeworfen werden, unduldsam in der Religion gewesen zu sein. Auch im Glauben ließ es die Klugheit der Politik des Eigennutzes walten. Aber es konnte als katholischer Staat nicht offen und auf einmal die angiovinische Kirchenerbschaft verleugnen. So blieb denn der katholische Erzbischof der regierende und Alles was dem Aeußerlichen zugestanden wurde, war, daß der Protopapa, wozu die Anjou den griechischen Metropoliten degradirt hatten, das Beiwort grande sich sollte zulegen dürfen. Im inneren Getriebe der religiösen Parteien kam aber sogar Rom der Republik zu Hilfe um den zu großen Eifer seiner geistlichen Herren zu dämpfen. Es sind Bullen Leo des Zehnten vom 10. Mai 1521, Paul des Dritten vom 8. März 1540 verhanden, welche schützend für die Griechen das Wort ergreifen. Aber das wirkte immer nur für kurze Zeit. 1599 finden wir schon wieder einen Erzbischof Querini, der allen päpstlichen Anordnungen entgegen in seinem heiligen Feuereifer sich vergißt. Es waren namentlich immer die gemischten Ehen, welche den Widerstand der katholischen Geistlichen hervorriefen. Dieser Erzbischof, um einen solchen Gräuel zu hindern, ließ einmal Nachts eine schöne, junge Katholikin rauben, einschiffen und fortschaffen, blos damit sie nicht einen jungen Griechen heirate. Was ich übrigens hier mehr hervorgehoben habe, weil sich auch daraus

auf der schönen Scene der lieblichen Insel mit der glänzenden Beigabe des prachtvollen venetianischen Regimentes ein hübscher Roman machen ließe.

Diese Ueberordnung der katholischen Kirche sprach sich auch in den religiösen Festlichkeiten aus. Doch ist es merkwürdig wie sie von beiden Religionen zugleich im selben Raume begangen wurden. Das Ceremonialbuch des Staates und der Kirche hat darüber die genauesten Daten bewahrt. So wurde es zum Beispiele bei dem Feste des heiligen Markus gehalten, welches das vornehmste der Insel war. In der lateinischen Domkirche wurden von den Griechen und Katholiken zugleich die heiligen Messen gelesen, nur an verschiedenen Altären. Darauf ging eine Procession aller Priester und Beamten zusammen nach der Kirche der Verkündigung Maria. Dort sang der griechische Geistliche das Evangelium und reichte dann das heilige Buch dem katholischen Erzbischofe und dem venetianischen Generalprocurator zum Kusse dar. Darauf bewehrte der Protopapa all' diese erlauchten Gäste mit angezündeten Kerzen und stimmte für die Republik, den Dogen, den Erzbischof, Generalproveditor, die Rectoren, für jeden einzeln den Glückwunsch an, daß sie viele Jahre dauern und leben mögen. Auf einem Becken überreichte er dem Generalproveditor eine Rose, der dagegen aus der Staatscasse eine Zechine durch einen Hellebardier auf die Schüssel legen ließ.

Aehnlich waren die Feierlichkeiten bei den Festen des heiligen Arsenios, des heldenmüthigen Erzbischofs von Corfu; der heiligen Märtyrer Fabiano und Sebastiano, deren Fürbitte Corfu einmal von der Pest gerettet haben soll; des heiligen Bernhard von Siena, weil sich an seinem Namenstage Corfu den Venetianern überantwortet hatte; der heiligen Justina, als dem Gedächtnißtage der Schlacht von Lepanto; des heiligen Spiridione, welcher Patron der Insel ist und an

dem Tage der Verkündigung Maria, da die Gründung Venedig's gefeiert wurde.

Ebenso war die Procession des Sacramentes am Vorabende des Charfreitages beiden Culten gemeinsam. Fehlte auf katholischer Seite bei der Grablegung Christi der Erzbischof, so erschien auch der Protopapa nicht, sondern statt dieses Oberpriesters nur einer seiner Canoniker. Am Frohnleichnamstage mußten sogar von der ganzen Insel alle griechischen Geistlichen den Umgang mitmachen und damit ja keiner daran gehindert werden könnte oder eine Ausrede habe, war gesetzlich verordnet, daß durch drei Tage zu dieser Zeit kein Geistlicher um Schulden oder anderer Klagen willen belästigt werden solle.

Festlich war auch der Einzug jedes neuen katholischen Erzbischofs. Um 19 Uhr versammelte sich unter dem Geläute aller Glocken die gesammte lateinische und griechische Priesterschaft in der Kathedrale. Eine Stunde später empfing sie an der Schwelle die Beamten des venetianischen Regimentes und der Municipalität. In feierlichem Aufzuge gingen nun Alle zur Porta Reale. Dort vor das Thor hatte sich schon früher der Ankömmling in seiner Staatscarosse begeben. Nachdem er ausgestiegen war, reichte ihm der Archidiacon das Kreuz zum Kusse. Der Erzbischof kniete dabei und selbst die Farbe und der Stoff des Kissens und des Teppichs, die ihm unterzubreiten waren, sind im Ceremonialbuche vorgeschrieben. Darauf erst legte er die kirchlichen Amtsgewänder an. Und nun ging der Zug, der Erzbischof unter einem Baldachine, welchen die Rectoren zu tragen hatten, in die Stadt zurück, welche auch für dieses Fest die Juden mit Teppichen zu verkleiden hatten. Die Häuser und Fenster waren geschmückt und überall sah man dichterische Ergüsse zum Lobe des Einziehenden aufgeschrieben. Den Zug eröffnete unter Trommelschlag eine reich gekleidete Compagnie der Grenadiere. Hinter ihnen gingen

die Juden mit ihrer Bibel, die sie unter einem Baldachine hielten, umgeben von aufgeputzten Kindern, welche Blumen trugen, womit sie das heilige Buch bewarfen. Die jüdischen Cantoren sangen im Chore Loblieder. Eine große Menge von Gästen, besonders viele Frauen, welche den neuen Erzbischof ehren wollten, folgten hinter der Bibel und eine Truppe, die von Epirus herübergekommen war, also Albanesen in den kostbarsten Gewändern, schloß diesen Theil des Zuges ab. Darauf kamen die amtlichen Personen in ihrer genau bestimmten Rangordnung. Alle Soldaten waren ausgerückt und besetzten die Straßen und Plätze. Vor dem Thore der alten Festung gab der Erzbischof den Segen und vor der Kathedrale begab er sich unter eine Loggia, welche dort aus Teppichen und Säulen aufgebaut worden war, um die Begrüßung der Juden entgegen zu nehmen. Alle anderen Feierlichkeiten spielten sich dann in der Kirche ab in Gegenwart der griechischen Geistlichkeit und der Behörden.

Höchst sonderbar waren auch die Besuche, welche der Protopapa mit seinem geistlichen Stabe am Vorabende des Weihnachtsfestes, des Dreikönigstages und der Feier der Heiligen Petrus und Paulus dem Erzbischofe in seinem Palaste zu machen hatte. Er kam um 9 Uhr Nachmittags. Der Erzbischof empfing ihn in der Rochetta und Mozzetta, das Barett auf dem Haupte und das Kreuz auf der Brust an dem Kopfende seiner oberen Stiege. Der Protopapa grüßte den Erzbischof unbedeckten Hauptes. Der Erzbischof setzte sich in einen ausgezeichneteren Stuhl und gab das Zeichen, daß die Anderen ihre Plätze an demselben Tische einnehmen sollten. Auch auffällig, aber weniger als der des Erzbischofes, mußte der Sessel des Protopapa sein. Darauf erschien der Archimandrit. Ein Diener reichte ihm eine angezündete Kerze. Der Protopapa reichte eine andere dem Erzbischofe, der sie mit einem Gruße und Lüftung seines Barettes entgegen nahm. Nun stimmte

der Archimandrit den zugehörigen Kirchengesang an und Alle standen auf. Es folgten die vielen Jahre, die er zuerst dem Protopapa, dann dem Erzbischofe und den anderen Anwesenden zusang. Dabei saß nur der Erzbischof, der seine Kerze einem Geistlichen reichte. Nach dem Gesange stand er auf, nahm nochmals die Kerze und gab sie dann erst und ebenso alle übrigen Anwesenden die ihrigen den Dienern zurück. Darauf nahm er etwas Confect, schüttete sich selbst etwas Moscato in ein Glas und begrüßte den Protopapa sammt seinem ganzen Clerus. Dasselbe hatten ihm die Anderen nachzuthun. Der Protopapa legte auf seinen Teller ein Zuckerbrod und Confect und reichte ihn so dem Archimandrit, der ihn mit einer Verbeugung empfing. Die anderen Gäste aber berührten nur Confect. Darauf erhoben sich Alle und der Erzbischof, immer zur Rechten, begleitete seinen Besuch bis zu der Stelle, wo er ihn zu empfangen hatte.

Angelo Maria Querini war der bedeutendste der venetianischen Erzbischöfe auf Corfu. Von ihm rührt das geschichtliche Werk her: Primordia Corcirese, dem eine Abbildung beigebunden ist eben von diesem Besuche des Protopapa im erzbischöflichen Palaste. Es ist dieses derselbe, welcher dann, nachdem er 1728 auf den bischöflichen Stuhl von Brescia versetzt worden war, Cardinal und Bibliothekar der Sammlung des Vaticans wurde, welchem Voltaire seine Semiramis zueignete und den Friedrich von Preußen einen der größten Sterne seiner Zeit nannte.

Nicht weniger umständlich und feierlich waren die griechischen Religionsfeste vorgeschrieben. Die jedesmalige Inthronisation und Vorstellung des Groß-Protopapa an das Volk und ebenso sein Begräbniß geschah mit einem Ceremoniell, welches Tage dauerte. Kostbar und alterthümlich waren seine Gewänder und genau angeordnet. Er wurde von einem eigens zu diesem Acte gebildeten Collegium gewählt. Die

venetianischen Behörden, die jährlichen Richter und dreißig Mitglieder des großen Rathes verstärkten zu diesem Zwecke das aus zwanzig Canonikern gebildete Collegium. Stimmenmehrheit wählte ihn für fünf Jahre. In der Regel wurde er so lange er lebte im Amte erhalten. Das Wahlcollegium war permanent und datirte sich schon aus den Zeiten der ersten Anjou. Starb einer der Zwanzig, so ergänzten sich die übrigen durch eine Wahl aus den anderen Geistlichen der Insel. 1533 war es indeß durch Nachlässigkeit einmal auf nur sechs Mitglieder eingeschrumpft. Das verwiesen spätere Gesetze strenge. Erfolgte die Ergänzung nicht innerhalb eines Monates nach dem letzten Todesfalle, so fiel das Recht sie vorzunehmen zur Strafe dem weltlichen Rathe der Stadt zu.

Auch die anderen Aemter der griechischen Kirche wurden durch dieses Collegium besetzt. Ueber diese Fragen lag es in fortwährendem Streite mit dem Groß-Protopapa. Dieser wurde von den Adeligen in seinen Ansprüchen gehalten und er vertrat wiederum hauptsächlich ihre Rechte. Die Collegiums-Canoniker waren Demokraten. Sie weigerten jedem Protopapa, der nicht schon Mitglied ihres Rathes gewesen, den Zulaß zu ihrer Körperschaft. Und so scharf wurde darüber der Zwist, daß man 1684 seine Entscheidung zuletzt von dem Senate in Venedig verlangte. Dieser wollte zuerst ausweichen. Endlich 1775, immer mehr bestürmt, half er sich salamonisch klug mit dem Urtheilsspruche: daß die Behauptung des Collegiums allerdings auf altem Rechte beruhe, daß aber jeder neue Protopapa sofort auf die erste Sedisvacanz des heiligen Rathes zu erwählen sei. So war endlich das pax tibi auch wieder bei diesen Priestern.

Vier Papa's, welche in den verschiedenen Districten Corfu's residirten, vertraten außerhalb der Stadt den Groß-Protopapa. Sie unterstanden ihm und ebenso der Papa von Paxos; der Protopapa selbst aber fortwährend dem Patriarchen

in Constantinopel. Dieses religiöse Band, das die weltliche Gewalt nicht lösen konnte, war den Venetianern ein Dorn im Auge. Sie suchten diese Verbindung mit der Fremde soviel als möglich zu beschränken. So wurde bestimmt, daß der Groß-Protopapa nur durch den venetianischen Bailo, der in Constantinopel residirte, mit dem dortigen Patriarchen correspondiren dürfe. Und zuletzt erschufen sie sogar die Lockung eines griechischen Bischofes in Venedig, dem sie die Bedeutung eines Patriarchen zu geben suchten, damit alle Venedig unterstehenden griechischen Lande auch für den Glauben sich dorthin unterwürfen. Das Bisthum führte den Namen des thatsächlich eingegangenen von Philadelphia in Klein-Asien. Uebrigens konnte kein Act, weder des Patriarchen von Constantinopel, noch des Protopapa's von Corfu ausgeführt werden ohne Vorlage an die dortige venetianische Oberbehörde, keine Excommunication, keine Ermahnung, keine Ordination eines Priesters und kein Erlaß in Ehesachen. Die Republik Venedig liebte überhaupt von allen Freiheiten am wenigsten die freie Kirche. Sie hat die griechische ziemlich so gestellt gehalten, wie später der Kaiser Joseph das Beispiel auch für die katholische zu geben suchte.

30. Capitel.

Letzte Schicksale Corfu's.

Nur fünfzig Jahre nachdem Corfu der Republik unterthänig geworden war, sah es einen der stolzesten Momente der venetianischen Geschichte an seiner Küste anlegen. 1438 landete hier der Kaiser Joannes Palaeologos, der vorletzte Herrscher auf dem Throne des heiligen Constantin, auf der Reise nach Venedig, um in Ferrara und Florenz von dem Concil des Papstes Eugen des Vierten durch eine Verschmelzung

der zwei chriſtlichen Religionen ſeiner griechiſchen Hauptſtadt die Hilfe der Lateiner gegen die Muſelmänner zu erwerben. Ob der Effecte der bald darauf gefolgten letzten Scene überſieht man gewöhnlich dieſe vorletzte Epiſode in der Geſchichte des Falles und Unterganges des römiſchen Reiches, obwohl ſie, an Contraſten reicher, noch mehr von der Wechſelluſt des Schickſals Zeugniß ablegt. Denn einer der Träger der Krone, deren Reif einmal beinahe die ganze Welt umſpannte, ſah ſich genöthigt zu einem Bettelgange die Schiffe der Nation zu benutzen, welche gegen die Herrſchaft ſeiner Vorfahren den ſchlimmſten Stoß ausgeübt, und ein Fremdling auf der Inſel zu erſcheinen, die — regierte Recht die Welt — immer noch ein koſtbares Juwel in ſeiner Krone hätte ſein ſollen. Selten hat das Schickſal ein Geſchlecht tiefer gedemüthigt. Das ſybaritiſche Ende des Romulus Auguſtulus in der lucculliſchen Villa auf dem Cap Miſen bei Neapel und der verzweiflungsvolle Tod des Conſtantin Palaeologos unter dem nackten Leichenhaufen gemeiner Soldaten vor dem Romanusthore bei Conſtantinopel erſcheinen daneben wie hoch begnadigte Gaben des Glückes, und im Angeſichte ſolcher Thatſachen mag wohl jeder ernſt denkende Herrſcher beten, daß es nicht nur ihm glücklich zu regieren gegeben werde, ſondern auch ſeinem Geſchlechte ehrenvoll zu endigen. Damit aber dieſe Demüthigung, welche ſich ſo der Palaeologe bereitete, noch craſſer werde, war ſie vergoldet mit der ganzen vereinten Pracht, welche die zwei wohllüſtigſten Städte der damaligen Chriſtenwelt, Venedig und Conſtantinopel, aufbringen konnten. Der Kaiſer nahm ſeinen Hofſtaat mit, die Biſchöfe und oberſten Prieſter der griechiſchen Kirche und dieſe alle ihre koſtbarſten Gewänder. Selbſt die Kirchengefäße der Aja Sophia ſollten mithelfen, die Augen der occidentalen Kirchenväter zur Fügſamkeit in die Wünſche der Orientalen zu beſtechen. Neun venetianiſche Galeeren aber, auf das reichſte ausgeſtattet, führten

diese kostbare Gesellschaft. In Corfu, dem ersten Lande der venetianischen Republik, das sie berührten, wurden der Kaiser und sein Gefolge auf das glänzendste empfangen. Hier fand ihn die Nachricht, daß sein deutscher Bruderkaiser Sigismund gestorben, der ihm nochmals von diesem abenteuerlichen Versuche abgerathen hatte. Aber die Republik ließ ihn nun nicht mehr los. Im Triumphe schleppte sie den immer noch als nominellen Herren des Ostens „adorirten" Kaiser nach Venedig, um ihn ihren schaulustigen Bürgern preiszugeben. Mit ungeheuerer Pracht, mit Festlichkeiten, über die selbst die Byzantiner erstaunten, wurde er am 9. Februar 1438 in der Lagunenstadt empfangen. Der Doge auf dem Bucentaurus, umrungen von zwölf stattlichen Galeeren, fuhr der von Corfu heraufsegelnden Flotte entgegen. Unzählige Gondeln deckten die See, die Gondoliere und selbst die Schiffe waren mit Gold und Seide überkleidet. Ueberall, wo es nur anzubringen war, waren der römische Adler neben dem Löwen von St. Markus dargestellt. Die Luft erklang von Jubelgeschrei und Musik. Und so begleitet, stieg der Doge Francesco Foscari an Bord der kaiserlichen Galeere, um vor dem eingebildet hohen Herren, der auf dem Hintertheile des Deckes auf einem hohen Throne unbeweglich saß, die Adoration zu leisten, welche die altbyzantinische Hofetiquette für dieses mit fabelhaftem Ansehen bekleidete Wesen vorschrieb. Dann ging der ganze Triumphzug unter dem Rialto den Canal grande hinauf, die Paläste und Kirchen so geschmückt und überhaupt die ganze, schaumgeborene Venusstadt so herrlich zu sehen, daß selbst die Augen, die doch von Kindheit an durch die Hügelpracht des Bosporus und die Handelsfülle des goldenen Hornes verwöhnt waren, sich nicht fassen konnten in der Freude, der Bewunderung und Neugierde. Kein Triumphzug der siegreichen Cäsaren kann Rom Aehnliches geboten haben, denn hier zum ersten Male mischten sich Orient und Occident an einem der malerischesten Orte der Welt und zu einer die Pracht überhaupt

am meisten liebenden Zeit. Auch der Rundgang des Sultans durch den europäischen Continent zur Zeit der Pariser Weltausstellung, der doch am ersten noch zu Vergleichen Anlaß bieten könnte, ließ nichts annähernd Aehnliches sehen. Um so unbegreiflicher ist es mir, wie keiner der vielen Maler, die mit Vorliebe Venedig darstellen, nach dieser Staffage seiner Landschaft greifen konnte. Nicht Canaletto und nicht Ziem. Aber besonders Stange, der uns in der Sammlung der münchener Pinakothek Venedig im Fabellichte des Abends zeigt, wie es seinen Dogen begräbt, wäre berufen gewesen, auch dieses heiterste Sonnenbild seines Glanzes im klaren Mittagslichte der Lagunen zu malen. Wem zu solchem Gemälde die hier gegebenen Details nicht genügen, den weisen wir an, sich andere bei dem zeitgenössischen griechischen Geschichtsschreiber Sylvester Syropulos, der als Kreuzträger und Prediger der Sophienkirche die Reise sogar mitmachte, und bei Phranzes zu holen, dem ersten Biographen des Falles und Unterganges des oströmischen Reiches. Er wird dort noch manchen pikanten und malerischen Beitrag finden.

Weil nicht Alles Gold ist, was glänzt, brachte auch all' dieser Pomp und Jubel den Griechen keine wirkliche Hilfe. Erst zwei Jahre später, gerade wieder im Februar, landete der Kaiser Joannes auf dem Rückwege in Corfu wieder auf venetianischen Schiffen, aber schon mit weniger Achtung behandelt und mit der Ahnung, daß das in Florenz ausgearbeitete Concordat der zwei Kirchen kaum den Griechen aufzunöthigen sein werde. Auf Corfu klagten sie es schon während der Anwesenheit des vermittelnden Kaisers als ein Mittel an, womit sie die katholische Geistlichkeit noch mehr bedrücken werde. Mit diesem Widerstande gegen die Concilsbeschlüsse entfiel denn auch die letzte Hoffnung auf Beistand vom Abendlande gegen die Bekenner des Halbmondes.

Venedig benutzte diese Zeit, während Grieche und Türke in einem Duelle absorbirt waren und das Abendland diesem Wechsel der Glaubens- und Machtverhältnisse gleichgiltig zusah, um sich durch Weiterausbreitung seiner Herrschaft von Corfu aus die Gewalt wenigstens auf dem jonischen Meere zu sichern. Nur damit konnte es hoffen, wie es auch später die Ereignisse bewiesen haben, indem es diesen Vorposten vor sein eigenes Meer stellte, sich in allen Wechselfällen des Glückes diesen neuen furchtbar aufsteigenden Feind immer vom eigenen Stammhause fern zu halten. Man kann sagen, daß diese Aufgabe der venetianischen Herrschaft auf Corfu im Jahre 1449 schon ihren Höhepunkt erreicht hatte und daß von da an die Regierung der Republik auf Corfu faul zu werden begann. Die Staaten und ihre Kräfte steigen rascher als sie fallen. Und es kommt bei der Berechnung ihrer Altersstufen nur darauf an, daß man nicht durch Aeußerlichkeiten verblendet, die Krankheit übersehe, die im Körper schon seinen Tod beschlossen hat.

Damals wurde der Bailo von Corfu auch Schirmherr über die Besitzungen des jungen Leonardo des Dritten aus dem Hause der Tocco, Pfalzgraf auf Kephallonien, Zante, Ithaka und Leukadien, und Despot von Epirus, so daß unter dem Scepter der Republik zum ersten Male das Reich des Alkinoos dem des Odysseus vereinigt und das jonische Meer nur mehr eine Fortsetzung des ganz venetianisch beherrschten adriatischen Golfes war. Von diesem Augenblicke wurde Corfu auch für die Griechen das Centrum aller ihrer Bewegungen und Ideen. Dort gewöhnten sie sich Schutz zu suchen und zu finden. 1460 als Mohamed der Zweite den Peloponnes eroberte, füllte sich Corfu mit griechischen und fränkischen Flüchtlingen, die dann von dort über diesen Brückenpfeiler nach Italien gingen und der europäischen Welt eine alte Cultur brachten, die dort wieder neu aufgelebt wurde und wirklich glänzendes neues Leben gab. Denn allwissend weise benutzt der

oberste Weltrichter und Regierer selbst das Elend der Menschen, um uns zu unserem Glücke zu verhelfen. Man sieht es und begreift es nur nicht immer gleich. Aber solche Beispiele der Vergangenheit, die uns heute klar sind, sollten uns in unser eigenes gegenwärtiges Schicksal blinder und gehorsamer ergeben machen.

Sich alle diese jonischen Inseln bleibend zu unterwerfen, brauchte Venedig übrigens noch mehr als zweihundert Jahre. Sie wurden inzwischen gewonnen und einzelne wieder verloren, aber den Rechtstitel und den Anspruch, die es nun nicht mehr losließ, hatte ihm seine geschickte Diplomatie in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erworben durch diese Unterordnung des jungen Tocco.

Das Jahr 1489 ist dann für jeden heutigen Corfioten noch ein besonders verehrtes geworden. Der Landespatron der Insel kam von Constantinopel nach Corfu. Das heißt der Leichnam des heiligen Spiridion, der auf Cypern gestorben war, wurde damals von einem Mönche hierher ausgeführt und in der Domkirche beigesetzt. Die verehrte Reliquie gehört seitdem den Grafen Bulgari-Stamatello, welche wie die Capo d'Istria, Marmora und Romano zu den altprivilegirten Nobili des venetianischen Regimentes zu zählen sind. Was ein Capo d'Istria geworden ist, habe ich an einer anderen Stelle gesagt. Ein Abkömmling der Familie Marmora hat ein merkwürdiges, nur nicht ganz fabelfreies Geschichtswerk über sein Vaterland zu Venedig in italienischer Sprache schon 1672 drucken lassen und Professor Romano, dem ich viele Dienste verdanke, ist heute eine Zierde der corfiotischen Universität. Es war Sitte, und ist es theilweise jetzt noch, daß die jungen Leute, um höhere Studien zu machen, die gelehrten Schulen Italiens beziehen.

In das Jahr 1537 fiel der erste furchtbare Angriff der Türken auf Corfu. Sie waren mit den Franzosen ver-

bunden. Beide Mächte wollten nichts geringeres als die vollständige Verdrängung Venedig's aus der Levante und ihren Meeren. Das sollte von beiden Staaten, dem muselmännischen und dem allerchristlichsten, die Rache sein, weil Venedig sich unterstanden mit dem deutschen Kaiser es gegen die Pforte zu halten. Dem gewaltigen Ziele entsprachen die Mittel. Chaireddin Barbarossa selbst führte die Flotte und der Groß-Vezir Ajas Pascha das Heer.

Auch in Venedig war man nicht ungerüstet geblieben. Eine Flotte von vierundfünfzig Galeeren unter dem Oberbefehlshaber Geronimo Pesaro kreuzte vor Corfu, eine andere von sechsundvierzig Galeeren und sechs Linienschiffen unter der Führung des Golfcapitäns Giovanni Vitturi trennte sich nur von dieser, um Dalmatien zu decken. Als im Frühlinge des Jahres 1537 die türkische Flotte an Zante vorüber, Corfu passirte, salutirte man sich noch gegenseitig. Die Türken zogen sich in den Golf von Avlona und dort lagerte auch das Landheer. Der Sultan, weil im Kriege mit dem deutschen Kaiser Carl dem Fünften, ließ Apulien angreifen. Bei diesem fortwährenden Herüber und Hinüber auf der Mündungsstelle des adriatischen Meeres in die jonische See kam es ganz in der Nähe von Corfu, wie es nicht anders vorzusehen war, zu einem untoward event, nur daß hier der Türke, nicht wie später bei Navarin der Christ, es gewollt hatte und daß es für Pesaro unglücklich war, weil er, der Ueberraschte, seine Flotte nicht beisammen hatte. Der Sultan aber wußte selbst das zur Anklage zu machen, daß der Kampf aufgenommen war, verlangte Genugthuung und rückte, um sie sich zu nehmen, vor Butrinto, das feste Schloß zwischen dem albanischen Landsee und der Meeresbucht, Corfu gerade gegenüber. Damals und selbst schon ehe er von Constantinopel ausgelaufen war, stand seine Absicht nach diesem homerischen Eilande. Buthroton fiel und wurde der Brückenkopf zum Uebergange nach Corfu.

Am 26. Auguſt erfolgte dieſer. Die Landung geſchah in der Nähe des Dorfes Potamo, wo auch Odyſſeus geſtrandet und die Salinen und die Ruinen des venetianiſchen Arſenals liegen. Und auf den Höhen des Dorfes, in dem Olivenwalde darunter, welcher den Odyſſeus beherbergte, auf den Ufern des Fluſſes, wo die Nauſikaa ihre Wäſche wuſch und Ballſpiele übte, ſtand das Lager der Osmanen. Aber ſo energiſch war die Vertheidigung der Feſtung, daß der Groß-Vezir ſchon nach zehn Tagen ihre Belagerung als hoffnungslos aufgab. Noch acht Tage ſpäter und ſeine Leute hatten die ganze Inſel wieder geräumt. Indeſſen die drei Wochen genügten den Türken, um alles freie Land völlig zu verwüſten und auszuplündern. Fünfzehntauſend Bauern ſchleppten ſie als Sclaven mit.

Im folgenden Jahre 1538 ſtanden in denſelben Gewäſſern von Corfu die Flotten der drei Verbündeten, des Kaiſers, des Papſtes und der Republik Venedig gegen die Türken. Corfu war der im Feldzugsplane vorgeſehene Sammlungsort. Aber wie gewöhnlich, während Alles auf ſie wartete, kamen die Spanier um ſechs Monate zu ſpät. Erſt am 7. September führte Andreas Doria, der Admiral Carl des Fünften, ihre Schiffe zu denen der zwei anderen Bundesgenoſſen auf die Rhede von Corfu. Die Türken verwüſteten inzwiſchen die venetianiſchen Colonien. Nur nach Corfu, weil dieſes ſo gedeckt war, wagten ſie ſich nicht. Sie hielten ſich verſteckt und lauernd im Golfe von Arta, hinter dem feſten Schloſſe von Preveſa geborgen und die Waſſer von Aktium ſahen eine andere große Seeſchlacht. Es war kurz vor dem Ende des Septembers. Der türkiſche Admiral Barbaroſſa kam aus dem Golfe heraus, ſo daß genau auf derſelben Stelle wie zur Zeit des Antonius und Auguſtus und des peloponneſiſchen Krieges ſich die Entſcheidung begab. Durch die Verrätherei des ſpaniſchen Admirals, der Inſtructionen gehabt zu haben ſcheint, nicht die Türken, aber auch nicht die Venetianer zu

ſtark werden zu laſſen, wurde ſie ungünſtig für die Chriſten. Als Folge davon konnte Barbaroſſa drohend ſelbſt vor Corfu und weiter hinauf bis nach Dalmatien vordringen. Nur ein Sturm beſiegte ihn und zwang ihn zur Flucht in den Hafen von Avlona. Ein Waffenſtillſtand und endlich der Friedensſchluß vom Jahre 1540 gab Corfu die Sicherheit wieder.

Dreißig Jahre ſpäter 1570 brach derſelbe Türkenkrieg wieder für drei Jahre los. Sein Zankapfel zwiſchen der Republik und dem Sultan war wieder eine Inſel, aber ſtatt Corfu das noch ſüdlicher gelegene Cypern. Doch wurde im Laufe dieſes Krieges im Jahre 1571 auch Corfu wieder von der türkiſchen Flotte bedroht. Sie zog ſich aber ohne einen ernſtlichen Angriff zu wagen nach dem Golfe von Arta, um dort die Schlacht von Lepanto zu erwarten. Corfu hatte die Genugthuung vor und nach dieſem glorreichen, aber nutzlos verſchwendeten Siege die Flotten der Verbündeten in den Häfen ſeines ſicheren und langen Canales zu beherbergen. Es war beſonders in der Küſte von Albanien die ſchöne und warme Bucht von Gomenizza, gerade den corfiotiſchen Orangenwäldern von Benizze gegenüber, welche einem großen Theile der 212 Schiffe der chriſtlichen Verbündeten auf ihrem Wege nach Lepanto bequemes Quartier gab. Am 27. September 1571 war dieſe bekreuzte Flotte vor Corfu angelangt, die Heeresmacht einer wirklich heiligen Allianz. Hier erhielten die drei Commandirenden, Don Juan d'Auſtria für das katholiſche Spanien, der auch den Oberbefehl führte; Marc Antonio Colonna Herzog von Paliano und Taliaccozza für den heiligen Vater und Sebaſtiano Veniero für die Republik Venedig die Nachricht, daß ſie der Kapudan Paſcha Mueſinſade Ali wieder in der Gegend von Actium erwarte. Noch ziemlich unentſchloſſen, was man zu thun habe, rückte man ihm nach und ſammelte ſich ein zweites Mal in der Straße zwiſchen Ithaka und Kephallonia. Der Golf der uralten homeriſchen

Same nahm die Verbündeten auf zum letzten entscheidenden Kriegsrathe, der die Schlacht von Lepanto, einen der schönsten Siege nicht nur der Christenheit, sondern auch des Westens über den Osten entschied. In den Nachmittags-, beinahe schon in den Abendstunden des 7. October 1571 so nahe bei Corfu ist diese ungeheuere Schlacht geschlagen worden, die gewaltigste nach dem Kampfe von Actium, wie sie sich denn auch nicht nur auf demselben Elemente, aber sogar beinahe auf derselben Stelle wiederholte. Der Heldenmuth des jungen Admirals, der beinahe nach der Anschauung seiner bedächtigen und zögernden älteren Kameraden Verwegenheit war, hatte den Angriff entschieden. Ihm gebührt denn auch, wie ihn Geschichte und Dichtung ihm gegeben haben, der Hauptruhm, und neben seinem Namen, wenn von Lepanto die Rede ist, darf nur der des Dichters des Don Quixotte genannt werden. Denn Cervantes verlor bei Lepanto in diesem letzten phantasievollen Kreuzzuge den linken Arm.

Mit Kirchen- und Volksfeierlichkeiten ist das Gedächtniß dieses Seesieges bis auf die neueste Zeit ziemlich lebendig erhalten worden. Und zu Messina auf den Hafendämmen, weil von dort die Flotte ausgelaufen ist, wurde eine Statue des Siegers aufgestellt, die ich nicht sowohl schön und künstlerisch als doch sehr charakteristisch und originell finde. Aber mehr als alles das ehrt ein glückliches Wort des Papstes Pius des Fünften den Sieger. Er begrüßte ihn nämlich mit dem Bibelspruche: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, Namens Johannes!“ — Das sollte um des Redners und des Angeredeten Willen niemals vergessen werden.

Denn so groß und so feierlich hatte sich der Seesieg von Lepanto allen Menschen damals eingeprägt, die Macht der Muselmänner zu Wasser und zu Lande stand so unüberwindlich in dem Wissen und in den Befürchtungen der christlichen Völker, daß es nicht zu viel schien, den Glauben an

einen Specialgesandten Gottes anzunehmen, um mit einer Flotte von zweihundert Schiffen dreihundert muselmännische zu schlagen. Nur vierzig Galeeren der Türken retteten sich. Alle übrigen andern wurden theils vernichtet, theils genommen. Es war als stünde die Uhr der Welt einen Augenblick still, so ungeheuer war der Eindruck dieses Erfolges. Und in diesem erstaunten Stillstande vergaß man sich. Keine der drei Mächte verfolgte den Sieg. In einem Jahre segelten die Türken wieder eben so gerüstet, in denselben Meeren. „Es war als hätten sie die Schlacht von Lepanto gewonnen." Mit diesen Worten charakterisirte Voltaire das am 15. März 1573 von den venetianischen Gesandten unterzeichnete Friedensinstrument, das diesen Türkenkrieg abschloß. Es ist dieses das Schicksal aller durch Coalitionen erzielten Erfolge, weil ihnen der eigene Wille fehlt.

Dieser Friede wurde durch das, was die vornehmen Geschichtsschreiber des Handwerkes eine „kleine Ursache" nennen, in ganz besonders begünstigter Weise dreißig Jahre lang für Venedig erhalten. In Constantinopel regierte nämlich zuerst als Favoritgemahlin Murad des Dritten, dann als Mutter (Valide) Mohamed des Dritten, die Sultanin Ssaffije (die Reine), und sie war eine Venetianerin und ihr Schicksal hängt auf das engste mit Corfu zusammen. Ihr Vater aus dem Hause Baffo war dort Statthalter. Er ließ sich das zarte Mädchen nachkommen. Unter Wegs kaperten Seeräuber das Schiff. Die junge Baffo wurde als Sclavin verkauft. So kam „die Reine" in den Harem Murad des Dritten, wurde Sultanin-Gattin und Sultanin-Mutter und achtundzwanzig Jahre lang die allmächtige Herrscherin des damals so weit greifenden türkischen Orientes. Nicht die Pompadour und nicht Katharina von Medicis haben gleiche Gewalt in ihren zarten Frauenhänden gehalten. Unermeßlich war der Schatz, den Ssaffije in ihrem Harem anhäufte. Manchmal schoß sie

daraus Millionen vor, um die Truppen zu zahlen. Die Moschee der Valide in Skutari auf den Höhen der asiatischen Bosporusufer und das Schloß von Daud Pascha, das über den süßen Wässern von Europa Stambul Galata und das dazwischen liegende goldene Horn so vollständig beherrscht, diese zwei auffälligen Punkte im Bilde von Constantinopel hat sie gebaut. Sie wollte, daß die Kaserne von Daud Pascha, hinter der in feurig rothen Sommerabenden die Sonne so glühend, hohe Strahlen golden aufwärts schießend niedersinkt, ein Zufluchtsort für die Sultane sei, wenn drohender Janitscharen-Aufstand sie im Serai auf der europäischen Landspitze belagere, ohne doch gleich durch die Flucht nach Asien hinüber die Hauptstadt und Rumelien aufgeben zu müssen. Auch ich habe mir diese Kaserne von Daud Pascha, die noch immer weiß und wohlgetüncht, weithin leuchtend besteht, wenn sie Abends so vom flammenden Lichte des Sonnenunterganges wie von einem Glorienscheine umflossen erschien, stets mit gedächtnißvollen Augen wie ein Denkmal der kleinen Venetianerin angesehen, die das sonderbare Glück gehabt hat, auf der Fahrt zu ihrem Vater von Venedig nach Corfu von den Corsaren abgefangen zu werden, um einen der größten Theile der Welt zu beherrschen und die Novellen des Boccaccio, selbst die Märchen der Tausend und einen Nacht als Schilderungen zeitgenössischer Reiseabenteuer wahrscheinlich zu machen. Wie sollte dann diese romantische Prinzessin solchem selbst erlebten Zeugnisse der Vorsehung gegenüber nicht mit gutem und festem Glauben Fatalistin, Muselmännin geworden sein.

Aber die jedem Venetianer im Allgemeinen so fest eingewurzelte Liebe zum Vaterlande löschte auch nicht der neue Glaube und der ungewohnte Glanz aus ihrem Herzen. In den kritischen Momenten der nächsten Jahre zum Beispiele, als der venetianische Flottenhauptmann Emmo bei Kephallonia ganz ohne erlaubten Grund die türkische Galeere der Witwe

Ramasan Pascha's plünderte, die Besatzung niedermetzelte, die Frauen des Harem schändete, zeigte sich diese alte Vaterlandsliebe als unüberwindlich. Die kleine Sultanin Baffo, ob nun Gattin oder Mutter auf dem türkischen Throne, sie ordnete und beseitigte jeden entstehenden Zwist zwischen ihrer Mutterstadt und dem Reiche, das ihr eine Krone auf das Haupt gesetzt und dessen Scepter sie in die Hand genommen hatte. Sie correspondirte sogar direct mit dem Bailo von Venedig, dankte ihm mit Briefen für Toilettebestandtheile, welche ihr die erlauchte Republik zu überreichen nie unterließ.

Und so fest hatten sich durch diese Beziehungen die Verbindungen zwischen Venedig und den Staatsmännern der Pforte geknüpft, daß selbst, als die venetianische Sultanin 1604 von Sultan Ahmed dem Zweiten, dessen Großmutter sie nur mehr war, in das alte Serai, den Witwensitz der abgedankten Sultaninnen verwiesen ward, der türkische Friede diesen Meeren und Gegenden noch vierzig Jahre erhalten blieb. Denn selbst als unter dem blutigen Murad dem Vierten, der überall Krieg und Rache suchte, der venetianische Admiral Marino Capello 1638 algirische und tunesische Raubschiffe im türkischen Hafen von Avlona belagerte, beschoß, unter den Kanonen der Festung wegnahm und fünfzehn dieser Galeeren vor Corfu versenkte, hatte die Republik noch so viele Freunde im Rathe des Sultan's, daß dessen wüthende Vergeltungsbefehle, die eine Niedermetzlung aller venetianischen Unterthanen im ganzen türkischen Reiche anordneten, dreizehn Tage zurückgehalten und verheimlicht wurden, bis der Padischah wieder milderen Sinnes geworden war und der Groß-Vezir und der Bailo mit unblutigeren Mitteln die Sache austragen konnten.

Erst 1643 brach für die Republik ein neuer Türkenkrieg aus. Er währte bis zum Herbste des Jahres 1669, aber er drang nicht bis Corfu vor. Man kämpfte um Candien,

das heldenhaft wie Cypern vertheidigt, aber ebenso wie dieses verloren ward.

Auch der Feldzug des Jahres 1684, der fünfzehn Jahre dauerte und den erst der Friede von Carlowitz 1699 beendigte, berührte Corfu nicht, aber er kam ihm doch näher, denn das benachbarte Leukadien, Prevesa und endlich die ganze Morea wurden von dem berühmten Peloponnesier Francesco Morosini der Republik erobert und einverleibt. Erst 1716 wiederholten die Türken ihren Angriff auf Corfu selbst und ganz an derselben Stelle, nur mit noch stärkeren Kräften, indeß trotzdem mit demselben Erfolge. Seit dem Jahre 1713 wüthete der Krieg, den die Republik überall mit Unglück und mit ebensoviel Ungeschick führte. Ihre Land- und Seetruppen wichen überall und die Belagerung von Corfu war eigentlich das Resultat der Flucht der venetianischen Flotte hinter dieses letzte Bollwerk des adriatischen Meeres. Und was es sein sollte, als was es erworben, instituirt und befestigt worden war, bewährte sich Corfu vollständig. Ohne die hohe Burg des Alkinoos wäre der Eintritt den Türken in das adriatische Meer freigestanden. Diesen Felsen durften sie sich nicht wohlbewehrt im Rücken lassen. Corfu allein hat damals Venedig selbst von der Türkengefahr gerettet. In der Erkenntniß und Würdigung dieses Dienstes und seiner Aufgabe durfte es dann auch nachher der Marschall Schulenburg, sein heldenmüthiger und geschickter Vertheidiger, mit dem Aufwande von großen Geldmitteln noch mehr befestigen. Aber der Friede von Passarowitz, am 21. Juli 1718 geschlossen, beendigte diesen Krieg, der auch der letzte war, welchen die Republik mit der Pforte zu führen hatte.

In dieser Zeit der Türkenkriege liegt aber noch manches andere Unglück für Corfu. So zeigten sich in der Weihnacht des Jahres 1619 an vier Orten der Stadt Pestfälle. Ein Diener des Advocaten Odigitriano Sarandari soll sie durch zwei türkische Schnupftücher in das Haus seines Herrn gebracht

haben. Der Advocat mit seiner ganzen Familie wurde in das Lazareth eingesperrt, wohl das in der schönen Bucht von Govino, die ich so sonnig goldig an einem December-Morgen beleuchtet sah. Dort wurde er zum Tode verurtheilt und nachdem ihn ein Priester von einer Barke aus Beichte gehört und absolvirt hatte durch Musketenschüsse erschossen. Ist nicht das auch eine Geschichte für einen Romancier zu brauchen? San Spiridione wurde darauf angerufen und er, der im Leben die giftigen Schlangen bezwungen, gab der Insel nach nur sechzig Todesfällen am Palmensonntage 1630 die Gesundheit wieder. Seitdem wird auch jedes Jahr an diesem Tage der Triumphumgang des Heiligen gefeiert. Und auch er nicht undankbar intervenirte 1646 sofort wieder, als neue Pestfälle, besonders heftig im Süden der Insel auf der Landspitze Lefchimo vorkamen.

1797 starb Venedig. Es hat selten ein Staat länger und namentlich nicht so lange gleich ruhmvoll und geachtet gelebt. Dieses lange und so ehrenvolle Dasein auf der schwankenden Basis der ersten dürftigen, beinahe mittellosen Lagunenansiedlung beweist im Gegensatze zu den vortheilhafter fundamentirten, aber so rasch ausgelebten Schicksalen der zwei anderen Seestädte, Sybaris und Kroton, daß der Mensch auch in seinem weltgeschichtlichen Berufe um so Größeres leiste, je ungünstiger die ersten Bedingungen seiner Existenz sind.

Am 2. März 1799 besetzte eine combinirte russisch-türkische Flotte Corfu. Die Republik der jonischen Inseln wurde proclamirt. Beide Mächte wollten sie schützen. Das Alles um die Franzosen abzuwehren. Diese Republik aber endete schon 1807. Rußland überließ die Inseln an Napoleon. 1814 besetzten sie die Engländer und erklärten sie das Jahr darauf wieder zu einer jonischen Republik. Mit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts waren die Engländer hier schon erschienen. Damals als Schmuggler in den Winternächten des

Januar, Februar und März, besonders wenn die See hoch ging und Stürme auch die muthigsten venetianischen Seeleute von dem Meere und den Küsten in die sicheren Häfen scheuchten. Sie suchten damals die Korinthen, diese für den englischen Pudding so hoch geschätzte Frucht, zollfrei aus-, und englische Industriewaaren dafür einzuführen. Und die Eingeborenen der Inseln hatten ihnen dabei die entgegenkommendste Hand geboten. Die Oel- und Korinthenausfuhr blieb auch während der ganzen nun folgenden gesetzlichen englischen Regierungszeit das Hauptgeschäft der Inseln.

Doch diese Epoche der christlichen Zeit auf Corfu ist jung und wir sind alt genug um sie aus den Zeitungen noch im Gedächtnisse zu tragen. Die unabweisliche Pflicht des Geschichtsschreibers der jonischen Inseln wird hier erst in einem Jahrhunderte später eintreten.

Inhalt.

Zweiter Band.

Die Colonialländer der Korkyräer.

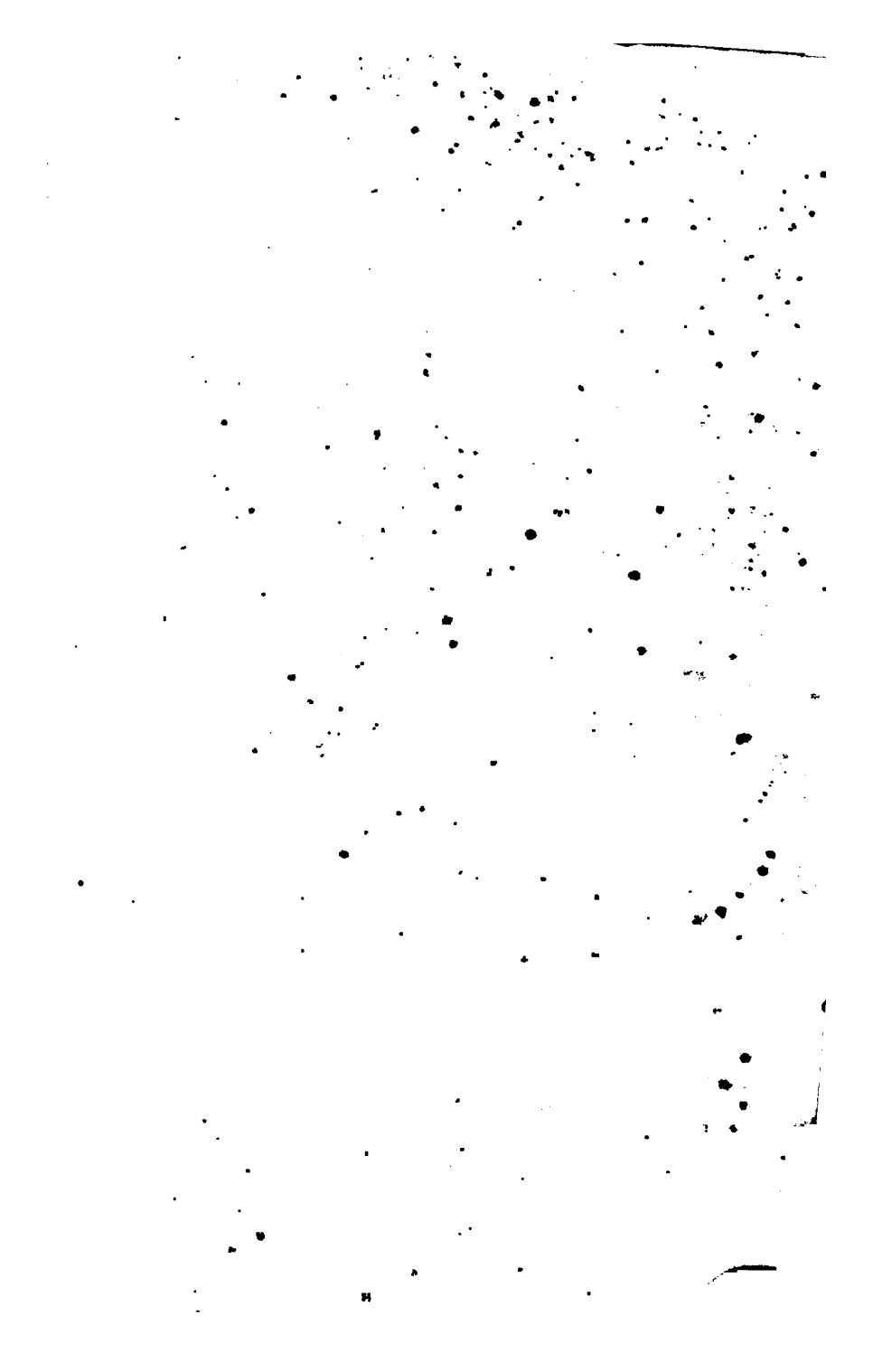
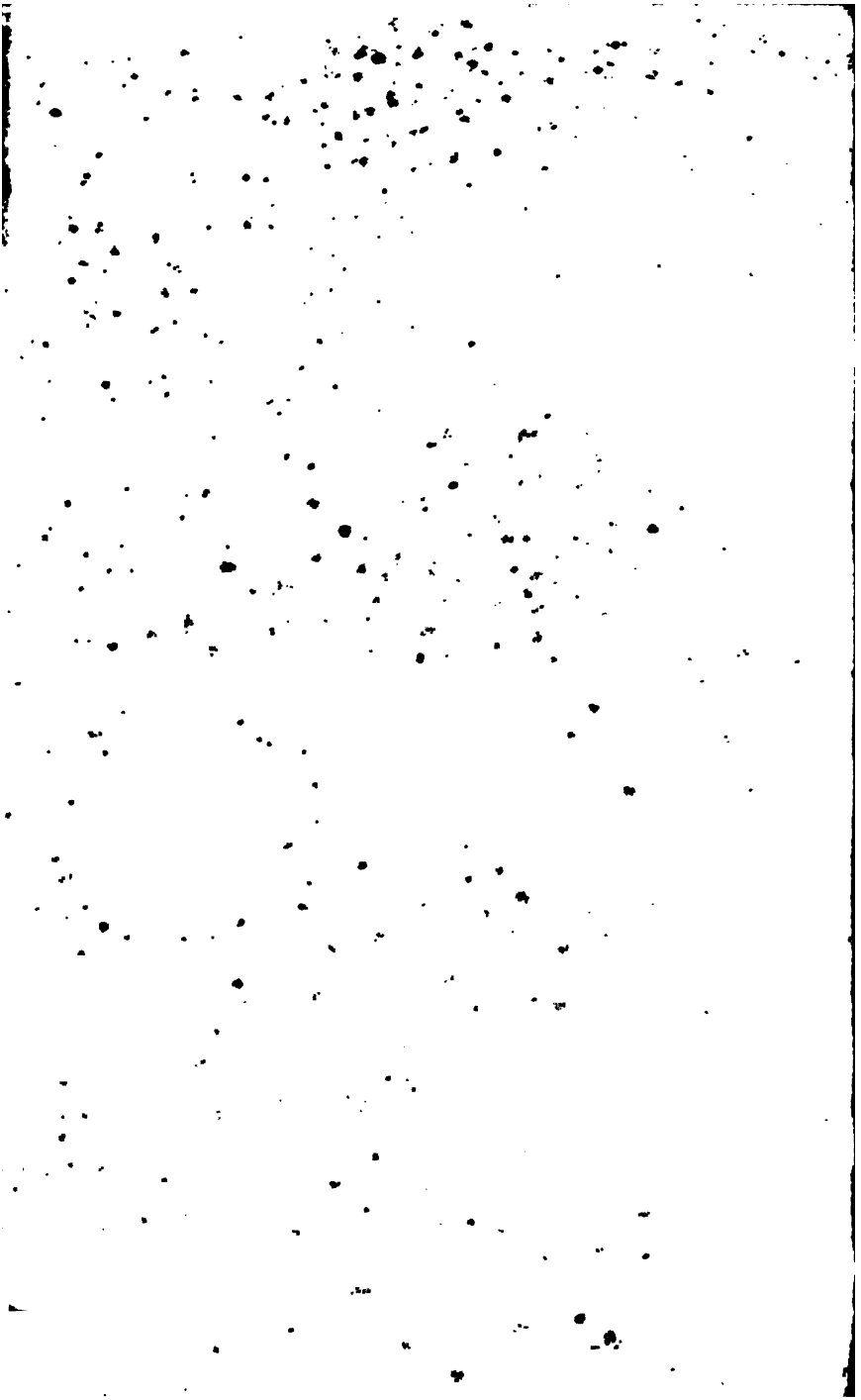
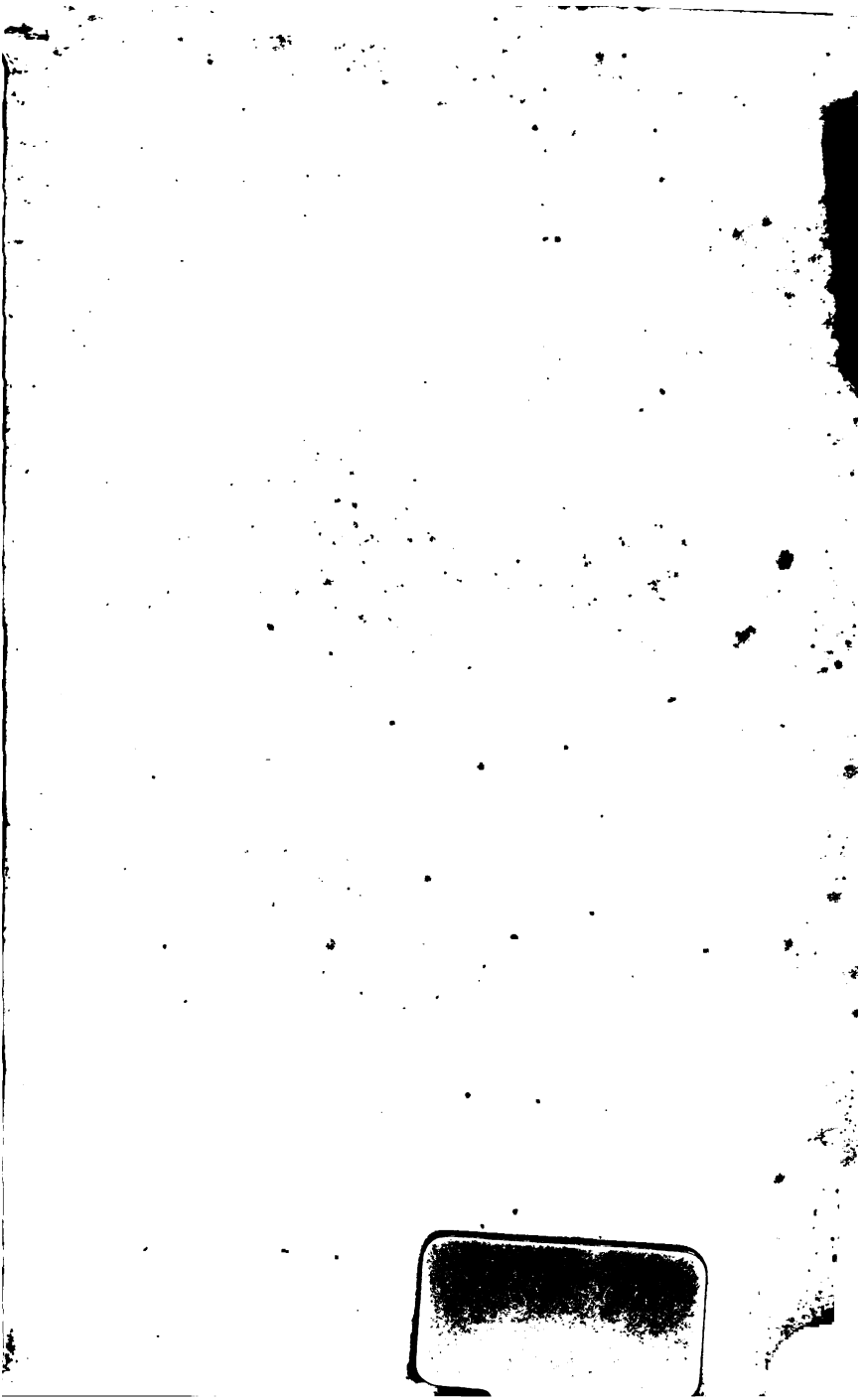
Seite

Drittes Buch: Die Colonialländer der Korkyräer.

1. Capitel: Allgemein Geographisches und Geschichtliches . 3
2. Capitel: Die Burg und der See von Buthroton. . . 38
3. Capitel: Das Schlachtfeld von Aktium und die Ruinen von Nikopolis 60
4. Capitel: Das römische Onchesmos und das Phönike der Phäaken. 105
5. Capitel: Avlona und die Unterwelt der Keraunien . . 111
6. Capitel: Die letzte Römersäule von Apollonia . . . 124
7. Capitel: Durazzo und das Epidamnos der Korkyräer . 130

Viertes Buch: Geschichte Corfu's.

1. Capitel: Erste Dichtung und Wahrheit auf Scheria . . 167
2. Capitel: Erste griechische Geschichte auf Korkyra . . 174
3. Capitel: Der korinthische Krieg um Epidamnos . . . 184
4. Capitel: Die Vorherrschaft der Athener und der peloponnesische Krieg 198
5. Capitel: Ein Revolutionsjahr 89 auf Korkyra . . . 203
6. Capitel: Das Jahrhundert der lakedämonischen und thebanischen Vorherrschaften 216
7. Capitel: Die alexandrinische Zeit 224

Seite

8. Capitel: Etwas Socialismus, Numismatik und Theologie 228
9. Capitel: Die illyrischen Seeräuber und die ersten Römer auf Korkyra 237
10. Capitel: Korkyra als Operationsbasis der Römer zur Eroberung Griechenland's 244
11. Capitel: Korkyra's Bedeutung im römischen Weltverkehr 262
12. Capitel: Korkyra in der Kaiserzeit 269
13. Capitel: Die Völkerwanderung auf Corfu 278
14. Capitel: Die Normannenkriege und die Normannenherrschaft auf Corfu 287
15. Capitel: Der vierte Kreuzzug auf Corfu 307
16. Capitel: Das Despotat der Angeli 321
17. Capitel: Die Hohenstaufen auf Corfu 329
18. Capitel: Corfu unter der unmittelbaren Herrschaft der beiden ersten angiovinischen Könige von Neapel 332
19. Capitel: Die Herrschaft der Seitenlinie Anjou-Tarent über Corfu. Philipp der Erste 338
20. Capitel: Katharina Valois von Anjou-Tarent, Robert der Erste und Philipp der Zweite von Anjou-Tarent 343
21. Capitel: Johanna die Erste von Neapel, Jacob de Baux und die navarresische Compagnie, König Carl der Dritte von Neapel, Alle als Herrscher über Corfu 346
22. Capitel: Bemühungen der Republik Venedig Corfu zu erwerben 351
23. Capitel: Ende der Herrschaft der Anjou. Corfu wird venetianisch 355
24. Capitel: Wie Venedig sich Corfu sicherte und verwendete 361
25. Capitel: Der politische Verwaltungsorganismus der Venetianer auf Corfu 365
26. Capitel: Das Selfgovernement auf Corfu 371
27. Capitel: Das Steuerwesen 373
28. Capitel: Das Lehenswesen 377
29. Capitel: Die religiösen Verhältnisse zur Zeit der Venetianer auf Corfu 385
30. Capitel: Letzte Schicksale Corfu's 391